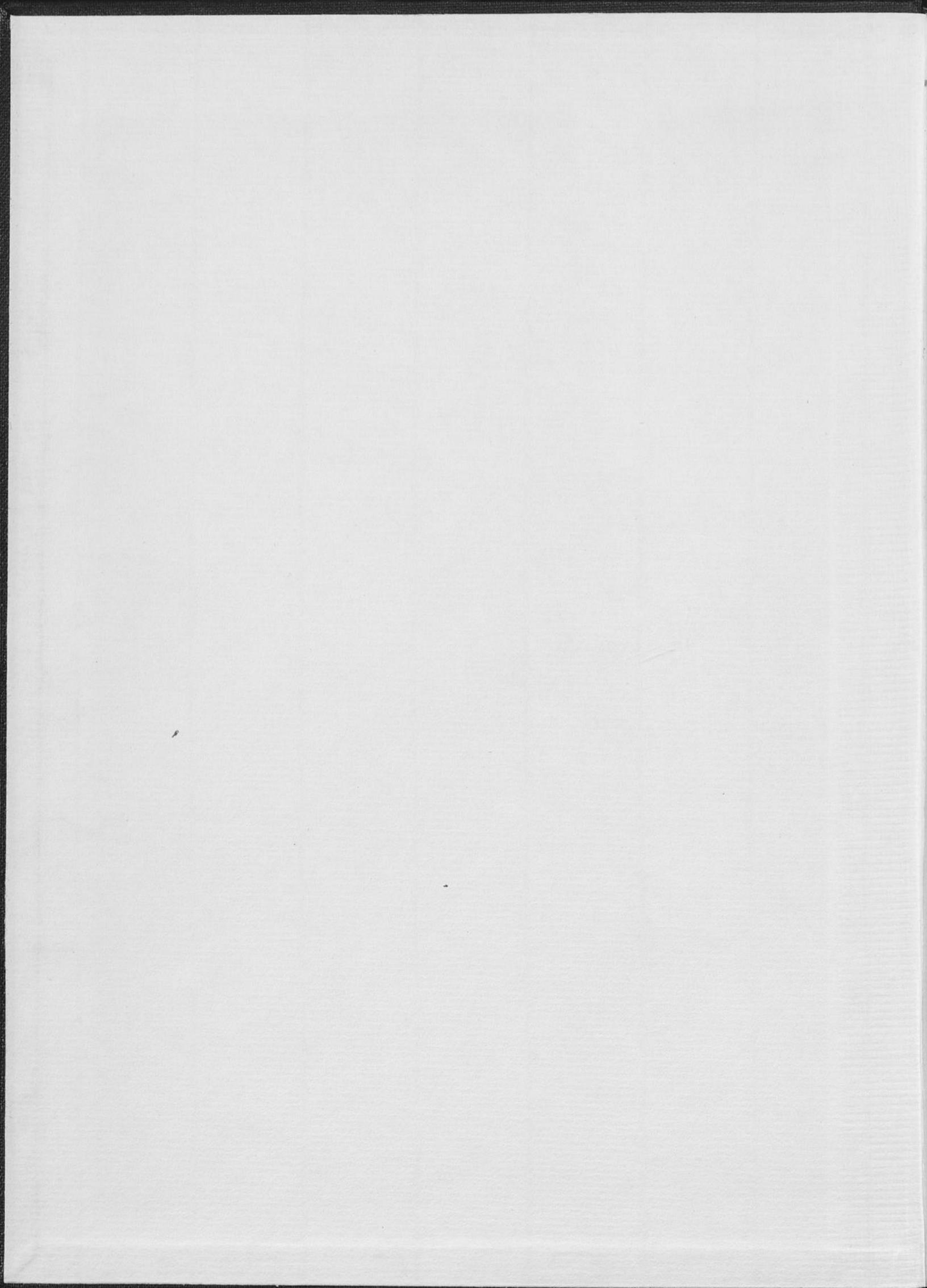
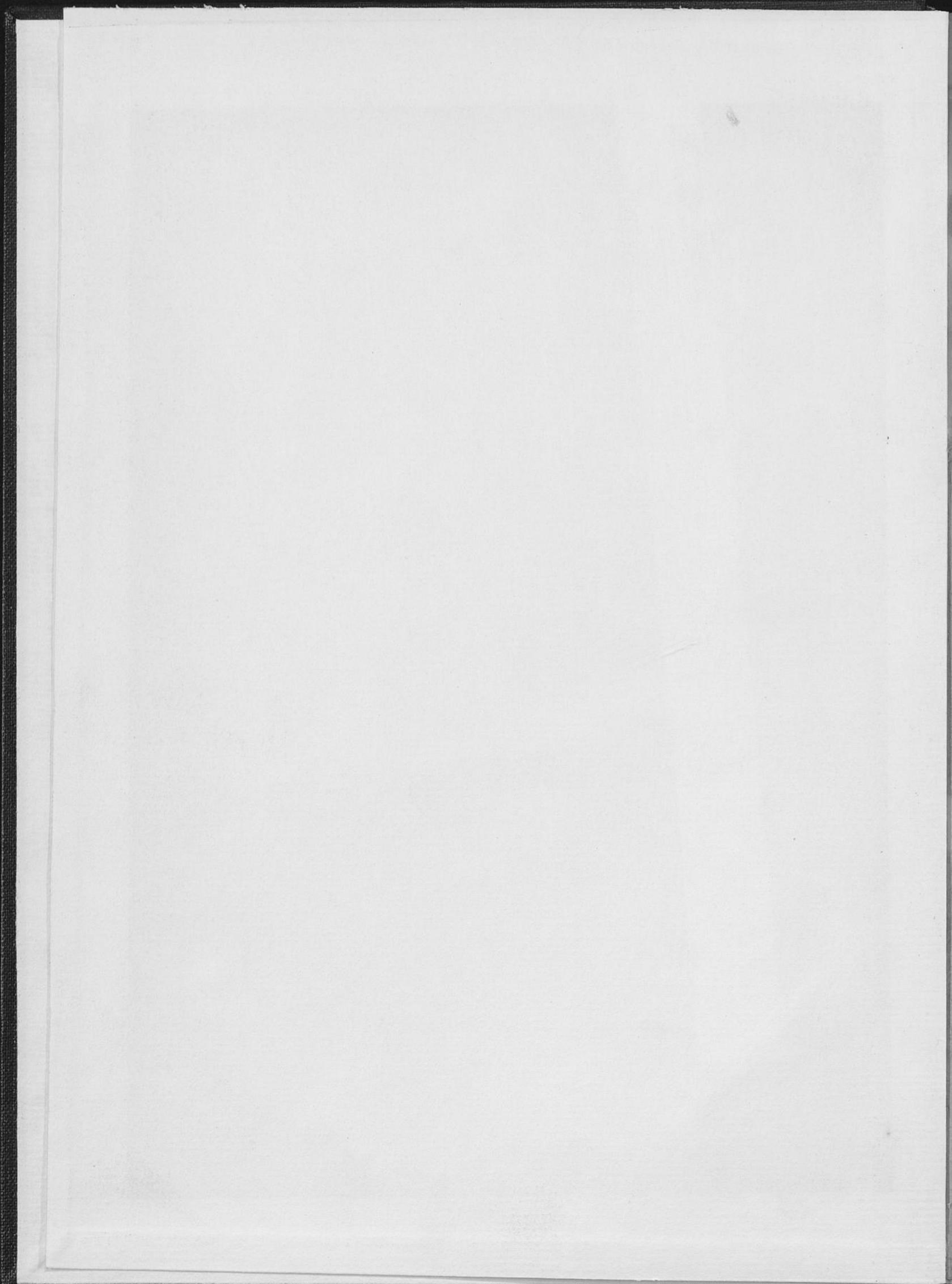


4
a





Z. 50a (40)

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. G. H. Hüsgen.

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.



Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

N. 1.

LANDE
UND ST
BIBLIOT
DUSSELDORF

Sonntag, den 4. Januar.

1880.

+ Wie kann Deutschland Colonialbesitz erwerben?

So betitelt sich eine Broschüre, die kürzlich im Verlage der Faber'schen Buchhandlung in Mainz erschienen ist*) und wegen der höchst gediegenen Behandlung der jetzt bei uns brennend gewordenen Colonialfrage die größte Beachtung verdient.

Die Erkenntniß, daß für Deutschland ein Colonialbesitz wünschenswerth ist, dringt gegenwärtig in immer weitere Kreise unserer Nation. Der Verfasser der vorliegenden Schrift bemerkt darüber u. A.:

Wir vermögen es nur der verkehrten Doctrin des Nationalismus, einer eigenthümlichen Art von Patriotismus, zuzuschreiben, daß man der bedeutenden deutschen Auswanderung lange Zeit auch nicht die geringste Aufmerksamkeit zuwandte. Indem man von der Voraussetzung ausging, daß außerhalb der Grenzen Deutschlands von einer deutschen Nation nicht die Rede sein könne, ignorirte man die Auswanderung, um sie indirect hierdurch zu schädigen. Ein Zusammentreffen verschiedener Umstände bewirkte auch thatsächlich eine Verminderung der jährlichen Auswanderung; allein ein Aufschwung der nationalen Wohlfahrt knüpfte sich hieran jedenfalls nicht.

Die Noth in den unteren Schichten unserer Bevölkerung ist seit mehreren Jahren thatsächlich vorhanden; sie läßt sich nicht auf äußere Ursachen, Missernten, Krankheiten u. zurückführen, sondern sie entspringt dem Arbeitsmangel. In den ersten Jahren der wirtschaftlichen Krisis suchte man diese mit der wohlfeilen Phrase der Ueberproduktion zu erklären. Ist es nun auch richtig, daß wir in der sog. Gründerperiode über Bedarf producirt haben, so wäre dies doch gar nicht möglich gewesen, wenn nicht schon damals das Arbeitsangebot größer als der Bedarf gewesen wäre. Der gegenwärtige Nothstand, den man fälschlich mit dem Namen Krisis bezeichnet, charakterisirt sich sonach als das Produkt eines Mißverhältnisses zwischen Arbeitsangebot und Arbeit, d. h. wir beginnen bereits zu leiden an den Folgen einer täglich wachsenden Ueberbevölkerung.

Einfache Auswanderung wird dem Uebel nicht zu steuern vermögen, da die Emigration die Zunahme der Bevölkerung entweder überwiegt, oder hinter ihr zurückbleibt. Der erste Fall, der allerdings undenkbar ist, würde die Entwicklung der Nation in eine rückläufige Bewegung versetzen, während im letzteren Falle die Ueberbevölkerung nicht aufgehoben, sondern ihre Entwicklung nur in ein langsames Stadium übergeleitet wäre.

Wir bedürfen einer Vermehrung der Arbeit, um Deutschland zu befähigen, eine wachsende Bevölkerung zu beschäftigen. Von einer entsprechenden Vermehrung landwirtschaftlicher Arbeit kann aber in Deutschland, wo bereits fast alles ertragsfähige Land von der Cultur in Besitz genommen ist, nicht die Rede sein; es gilt also das Arbeitsfeld

der Industrie zu vergrößern durch Ausbreitung unseres Marktes, und dies ist nur zu erreichen durch Organisation unserer Emigration (Auswanderung) und Concentration derselben an bestimmten Punkten.

Es erhebt sich nun die Frage: Wer hat die Initiative zu ergreifen zur Organisation der Auswanderung? Die Broschüre gibt darauf folgende Antwort: Zunächst haben wir den Begriff der deutschen Reichsregierung von dem Begriffe der deutschen Nation abzuscheiden. Ein Staat, welcher bei Colonisationen nur Ziele allgemeiner Natur verfolgt, ist natürlich in erster Linie dazu berufen, die Organisation der Emigration zu veranlassen. Die Größe der ihm zur Verfügung stehenden Mittel eignen ihn auch praktisch am besten hierzu. Allein in unserem concreten Falle, bei der thatsächlichen Lage der Verhältnisse dürfte es gerathener sein, wenn der Staat zum mindesten nicht die Initiative zur Lösung der Frage ergriffe.

Wollte die deutsche Regierung die Gründung von Colonien veranlassen, so müßte das Colonialterrain der Souveränität des deutschen Reiches unterstellt sein, denn die Würde des Reiches ließe nicht zu, daß seine Beamte als Colonialbeamte die Oberhoheit eines fremden Staates anerkannten, man müßte also entweder herrenloses Land occupiren, wodurch die Auswahl unter den sich sonst eignenden Territorien eine sehr beschränkte wäre, oder man müßte durch Kauf eine größere Landstrecke zu erwerben suchen. Wäre nun auch augenblicklich die Finanzlage des Reiches nicht eine derartige, daß sie ein solches Projekt von vornherein ausschloße, so müßte eine so große unproductive Belastung der Colonie das Unternehmen doch zum mindesten unrentabel machen. Außerdem würde auch jedes wie immer geartete Vorgehen des Reiches die Eifersucht der interessirten Staaten im höchsten Grade erregen, und hätten wir Intriguen auch nicht gerade zu fürchten, so würden sie doch keinesfalls der Entwicklung der Colonie förderlich sein, und es würde sich empfehlen, dieselben zu vermeiden, wo auf anderem Wege die gleichen Zwecke erreicht werden könnten.

Geht die Initiative zur Gründung von Colonien von einer Privatgesellschaft aus, so wäre die staatsrechtliche Stellung, der schwierigste Punkt im ganzen Unternehmens, bedeutend leichter zu bestimmen. Die Gesellschaft könnte ohne Schwierigkeit die Souveränität des Staates, in dessen Territorium das Colonialgebiet gelegen wäre, anerkennen, wenn ihr Corporationsrechte verliehen, und vertragsmäßig eine Reihe von Privilegien zugestanden würden, welche bezweckten die Entwicklung des Unternehmens vor fremder Beeinflussung zu sichern.

Eine Gesellschaft zur Concentration der deutschen Auswanderung müßte sich natürlich von andern Emigrationscompagnien dadurch unterscheiden, daß dem Motive des Selberwerbs nur untergeordnete Bedeutung zugewiesen würde. Das Hauptstreben der Gesellschaft müßte dahin gerichtet sein, Deutschland und hiermit sich selbst indirekte Vortheile dadurch zu verschaffen, daß sie das

*) 69 S., Preis 1 M.

33.9 2024

Aufblühen der Colonie beförderte durch Zuleitung möglichst vieler Einwanderer, durch gute Administration, durch Hebung der Intelligenz, durch Gründung von Bildungsanstalten, durch Beförderung des Verkehrs, durch Anlage von Communicationsmitteln, so daß durch alle diese Maßnahmen der Wohlstand in der Colonie gehoben, und ihre Consumtionsfähigkeit vergrößert würde, was unter Voraussetzung der Handelsverbindung mit Deutschland dessen Absatzgebiet vergrößern, und in letzter Konsequenz seinen eigenen Wohlstand wieder heben würde. Die Rentabilität des Unternehmens wäre insofern zu berücksichtigen, als das angewendete Capital sich zu einem mäßigen Procentfusse verzinsen, und in bestimmten Zeiträumen amortisiren lassen müßte.

Hierdurch wäre einerseits jeder Intervention rivalisirender Großmächte der Boden entzogen; denn so wenig es Jemand hindern konnte, daß in Indien sich jene große englische Handelscompagnie bildete, ebensowenig vermöchte man es Deutschland zu verwehren, seine Handelsbeziehungen zu erweitern; andererseits wären aber Deutschland dieselben Vortheile gewährt, die es aus, unter seiner eigenen Souveränität stehenden Colonien, zu ziehen vermöchte.

(Schluß folgt.)

Bettlerexistenzen in England.

Nirgendwo treten unermeßlicher Reichtum und jene bitterste Armut, „die ihre eigenen Thränen trinkt“, in so grellem Gegensatz hervor, als in dem Themse-Wald London. Der Freihandels-Apostel Richard Cobden sagt: „Binnen 24 Stunden muß der Mensch einmal essen, auf ehrlichem Wege, wenn er kann, aber er muß!“ Damit ist ein großes Capitel von Schuld und Sühne abgeschlossen. Die Noth lehrt beten, aber auch stehen und tragen. Der deutsche Poet Christian Grabbe, welcher an Säuferwahnstun gestorben, sagte einmal: „Was soll aus einem Menschen werden, dessen schönste Erinnerung ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben?“ Er war der Sohn eines Kerkermeisters! So wächst die Verbrecher- und Bettler-Jugend heran, ohne jemals einem Menschengemüth begegnet zu sein, welches einen Strahl von Menschwürde in die kleine junge Seele hätte fallen lassen! Und dazu kommen die Cobden'schen vierundzwanzig Stunden bei hungrigem Magen! Kein Wunder, daß unter Millionen sich die Bettelerei zu einer feinen und geschulten Kunst aufzuschwingen vermag! Wer wirft die ersten Steine?

In der Bettlerwelt Londons erscheint derjenige als besonders vom Schicksal begünstigt, der im ausgedehnten Maße Verstümmelungen aufweisen kann. Wer ein Auge verloren hat, steht höher im Werthe, als ein Einbeiniger. Einer ohne Arm und Bein hat gleichen Cours wie derjenige, welchem beide Arme fehlen, und wird nur noch durch einen rara avis angestochen, bei welchem gleichzeitig beide Kniee auf Stelzen stehen. Diese Parasiten der Gesellschaft haben selbstverständlich ihre Assistenten, ihre Famuln, zum großen Theile weiblichen Geschlechts, und unter diesen herrscht eine Art eifersüchtigen Wettrennens nach solchem Ehrenamte, das mit einer Brodkruste belohnt wird, wenn der gebietende Herr und Krüppel in den Bettlerpelunken oft hoch und verschwenderisch leben kann. Oft freilich ist ein Dritter zu erhalten, der in bösen Quartieren für die Beiden Schlachten schlagen muß, so die Gelegenheit dazu drängt. Zu den Bettler-Recepten gehört die Vorschrift, sich immer neu zu erhalten. Ungleich seinem Kollegen in Italien, der täglich zu ein und derselben Stunde auf einer und derselben Stelle zu finden ist, wechselt er ein Stadtquartier, dessen Mitleid mit seiner Specialität erschöpft erscheint, mit einem andern in Stadt oder Land. Vor fünfundsiebenzig Jahren traf ich (so schreibt man der Wiener „Presse“) einen Bettler, der als „Bermögen“ nur noch verstümmelte Gliederungen sein eigen nannte, Dank einer zermalnenden Explosion in einem Kohlenbergwerke unweit der schottischen Grenze, allem Anschein nach noch jung an Jahren und deshalb Gegenstand freigebiger Theilnahme. Er hatte sich auf ein niedriges Wägelchen schnallen lassen und setzte dieses durch zwei Stöcke in Bewegung, welche ihn an die verbliebenen Oberarmstummeln geschnallt waren. Ueber seinem Leibe war ein auf Leinwand gemaltes Bild gebreitet, das die Katastrophe darstellte, bei welcher er seine Gliedmaßen verloren, zugleich mit einer an das Erbarmen der Menschheit in Dibelprüchen appellirenden Inschrift. Er war jederzeit der Mittelpunkt einer dichten Men-

schengruppe. Mehr Jahre später sah ich ihn mitten in London, wohin er sich, um billiger zu reisen, in einer mit Löffeln versehenen Kiste verpackt, als Gültgut hatte verfrachten lassen, auf 24 Stunden mit Lebensmitteln versehen und als „eine Partie Kiesenkaninchen“ signirt! Diese Geschichte allzutrug ihm ein kleines Bermögen ein. Er hatte aufgehört, in den Landstädten als Novität zu „ziehen“ und versuchte nicht ohne Glück sein Heil in der Millionenstadt London. In Ober-Italien traf ich einst einen ganz ebenso zugerichteten Kollegen. Als unser Reisewagen vor einem Wirthshause hielt, wurde uns plötzlich ein solches kläglich wimmerndes Stück Menschenleib auf die Kniee geschoben. In jenen 30 Jahren war mit dem oben erwähnten Krüppel eine geschäftsmäßige Veränderung vorgegangen. Die Explosionsgeschichte war besetztigt, aber fütural damals gerade die Historie von einem fürchterlichen Schiffszusammenstoß im englischen Canal alle Zeitungen füllte, hatte er einen Pinsler gefunden, welcher ihm ein neues Sammergemälde erdacht, das ihn in dem Momente darstellte, wie er zwischen den aneinanderkrachenden Schiffen in zwei Theile zerquetscht wurde. Der Dichter soll mit dem König gehen, sang ein deutscher Poet; aber jener Bettler hielt es mit dem Journalisten. Wieder vergingen einige Jahre, und ich begegnete ihm auf der noch nicht abgesehenen Tour längst der Südküste von England in den fashionablen Seebädern, wieder mit einem neuen Selbstbildchen auf dem Leibe, der sich auf irgend ein luglig jüngsten Datum und von öffentlichem Interesse bezog. So erhielt er sich als Spekulant, als wandelvolle Novität. Und wieder um einige Jahre später führte mich meine Spürsicht nach Londoner Excentricitäten im dunkelsten Arbeiterwinkel von Ost-London abermals mit ihm zusammen. Er war frühzeitig gealtert und sein Haar war grau. Zwischen Rissen in einen Lehnstuhl gepackt, hielt er ein halbes Duzend von Landstreichern vor qualmenden Schüsseln und rothem Brandh frei. Dann trugen ihn vier Mann nach einem benachbarten Logirhause und zurückkehrend tranken sie noch lange auf seinen guten Credit hin seine Gesundheit auf viele Jahre hinaus!

So ist der Bettler beschaffen, den die Natur begünstigt und der sein Geschäft mit Genuß betreibt! Aber dahem, obwohl er der Zahler, sind seine Parasiten angefüllt seiner Hilfslosigkeit oft seine Tyrannen. Das Einzige, was sie nöthigt, ihre Barbarei zu mäßigen, lag in dem Umstande, daß sie wußten, wie viele Andere sich finden würden, den zur Verzweiflung getriebenen Krüppel in lohnende Obhut zu nehmen. Die Concurrenz ist in solchen Dingen groß und raffiniert. Es ist vorgekommen, daß sich in gewissen verrufenen Quartieren die Weiber zur Nachtszeit Schlachten gelleistet, deren Bewundete in die Hospitäler geschafft werden mußten, um keines anderen Vorwandes willen, als sich in den Besitz eines kleinen einarmigen und einarmigen Krüppels zu setzen, den die Natur mit einem unglücklich häßlichen Menschen-Froschkopfe begnadet hatte. Eine dieser Sunpf-Balkfren hatte diesen Schatz auf den Hopfenfeldern an der Themse-Mündung entdeckt und nach London geführt, oder vielmehr getragen. Dort hielt sie in stets unter Augen und, wenn dahem, sogar unter Verschluß, immer besorgt, daß er ihr von einer Abwalm gestohlen werden könnte. Sie pflegte ihn wohl mit Speise und Trank, sehr vielem und sehr starkem Trank, und hielt sich zwei riesenstarke Faustkämpfer, um sie gegen Raub zu schützen auf Seite der vielen Nebenbuhlerinnen, welche sich nach einer gleichen Karität, die so viel einbrachte, schütten. Endlich wurde sie bei mitternächtigen Raufge daber der Bestimmung beraubt, daß man ihr ein halbes Roth Tabak in das Bier schüttelte, ohne daß sie das gewahr geworden. Und als sie erwachte, hatte eine Nebenbuhlerin ihr den kostbaren einarmigen Sklaven gestohlen, entführt. Zwischen beiden Specimens des schönen aber unter diesen Umständen schrecklichen Geschlechts entbrannte ein hartnäckiger Krieg, welcher mit deren Einsperrung auf längere Zeit endete. Diese Erlösungspause benützte der Kleine, um als frei geborner Britte auf Nimmerwiedersehen Reichthum zu nehmen.

In der Bettlerwelt heißt eine so gut zu verwertende Karität: „My Bodd!“ — ein grimmtiger Humor! Es gibt weibliche Streiber, die sich solche „Verforgung“ durch eine Heirath zu sichern suchen. Es gibt eine englisch-protestantische Kirche in dem armeligen Distrikt von Bethnal-Green, wo bis in die neueste Zeit eine Tafel aller Welt kund that, daß dort Jedermann, dem der Sinn danach stand, „in den Hestand“ — gratis — treten könne. Doch waren die Einströmungen unter dem Gesindel dennoch häufiger. Als noch die Alsatia bestand, d. h. ein also benanntes Viertel, wo Bettler und Diebe gleichsam

ein abgesondertes Gemeinwesen in London bildeten, mußten Braut und Bräutigam nur in der Gasse über einen Besen springen und ihr Eheband war giltig. Dabei sang dann der ungewaschene Böbel im Chorus:

„Springe Döbel! Springe Weiß!
Mann und Frau nach unsrem Befehle!“

In neuester Zeit bestand die Trauung in einem decenteren Acte. Er und sie erscheinen in möglichst sauberer Gewandung in der Küche einer Bettlerherberge, umgeben von einer Schaar von Schicksalsgenossen. Ein Becken wird auf einen Tisch gestellt, und das lebenswerthe Paar schüttet zwei Hände voll Mehl in dasselbe, welches, mit einer Zuthat von Wasser zu einem Brei gerührt, Beiden über den Kopf gegossen wird. Dann spricht Einer einen Segen mit der Prophezeiung, daß Beide „ihre Hufe“ so lange vereint durchs Leben setzen werden, als Mehl und Wasser sich vereinen könne. Es ist dies eine Copie der unter englischen Zigeunern im Mittelalter üblich gewesenen Trauungs-Ceremonie.

Unter den niedrigsten Volksklassen gilt der „Bettler von Profession“ überdies für eine „gute Partie“. Dort erklärt das weibliche Geschlecht, daß es einen solchen Ehegatten gern einem Tagelöhner, einem profitablen Krüppel einem „studirten Gesellen“ und ein körperliches Ungeheuer einem Werkführer vorziehen würde. Aber auch weibliche Wesen der gebildeten Klasse fallen einer Lust an Abenteuern zum Opfer. Es war eine hochgeborene Lady Dublin, welche einen herunterziehenden Zigeuner ehelichte, wie Kohl in seinem Buche über England erzählt, und mit hingebender Sanftmuth die schlimmsten Mißhandlungen ihres ihr angetrauten Lumpen ertrug. Eine Französin, welche auf einen uralten vornehmen Stammbaum verweisen konnte und als „Lady“ in England erzogen war, heirathete einen Bettler und behielt den Beinamen „La Comtesse“ auch noch, als sie schon zehn Jahre lang das Leben des Glends „aus Passion“ getheilt. Eine feine zarte Gestalt mit einem geistvollen Gesicht, nur zu oft braun und blau geschlagen und von den Spuren der Trunksucht keineswegs verschont. Sie mußte den Verkehr der Bettlergemeinde mit den hin- und herwandernden Ausländern unterhalten, sinitemal sie sich in fünf lebenden Sprachen geläufig ausdrücken vermochte. Sie lebte und webte in einer Umgebung, wo auf Manchen das Wort des schottischen Dichters Robert Burns gepaßt hätte, also lautend:

„In seinen Aern quoll das trübe Blut
Von lauter Schüssen seit der großen Fluth.“

Mag Schlegel erzählt in seinen Londoner Skizzen von einem tragischen Vorfall. Eine junge Lady von Stand machte die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der im West von Vermögen zu sein schien und ehelichte ihn. Das junge Paar lebte in einer mit allem Comfort ausgestatteten Villa in einer fashionablen Vorstadt. Den größeren Theil des Tages verbrachte der Gemahl in der City, angeblich in Berufsgeschäften. Durch zischelnde Zungen wurde im Herzen der jungen Dame Argwohn erweckt, und als er eines Tages in einem Fiaker seine Wohnung verließ, folgte sie ihm in einem zweiten bis in eine düstere Gasse des Ostendes. Dort verschwand er in einem unheimlich aussehenden Hause. Sie selber harrete in einiger Entfernung. Nach Verlauf einer Viertelstunde öffnete sich die Thüre und, von zwei stämmigen Burschen getragen, erschien eine mit Bandagen und Pflastern bedeckte, scheinbar verküppelte Gestalt, in welcher die Aermste den Geliebten ihres Herzens erkannte als „Bettler von Profession“. Seitdem hat die Nacht des Wahnsinns sie von allen Leiden fürchtbarer Erkenntniß befreit.

Verluste an Gold und Silber.

Wo befinden sich die ungeheuren Reichthümer, von denen die Geschichte erzählt und über die wir schon als Schulkinder gestaunt haben? Wo sind die Goldkammern von Krösus und Salomo, von Cyrus und Sesostris? Was ist aus dem Hort geworden, den Schah Nadir dem Großmogul von Indien einst abnahm? Und wo stecken all die Massen Silbers und Goldes, welche aus Flüssen gewaschen und aus Bergwerken gewonnen worden sind? Ueber den Verbleib all dieser Schätze sind wir ganz und gar im Unklaren. Zwar können wir vermuthen, daß ein großer Theil davon vergaben und vergessen wurde, ein anderer mit untergegangenen Schiffen auf dem schweigamen Meeresgrunde liegt; doch diese Vermuthungen genügen nicht, um das Verschwinden der zahlreichen Milliarden, welche

früher von Menschen besessen wurden, zu erklären. Wahrscheinlich dürfte das Räthsel niemals gelöst werden; es ist keine Aussicht vorhanden, daß die Welt jemals einen verlässlichen Bericht erhalte über den gegenwärtigen Aufenthalt des vermischten Edelmetalles. Auch wissen wir nicht einmal, wie viel wir verloren haben; allerdings können wir es schätzen, aber ohne Anhaltspunkte für die Richtigkeit oder Falschheit unserer Muthmaßungen.

In der Regel sind, wo es sich um seltsame Statistiken handelt, Engländer diejenigen, die sich damit abgeben; ein Engländer berechnete die Zahl der Haare auf den Menschenköpfen, ein anderer die Zahl der Worte der Bibel u. s. w. Diesmal jedoch haben wir es ausnahmsweise mit einem Russen zu thun. Es ist ein Herr Tarassenko Dreischkoff, der sich in einem curiosen Buche („Gold und Silber“) unter Anderem die Aufgabe stellt, die Eingangs aufgestellten Fragen zu beantworten, und Alles ziffermäßig zu belegen — „beweisen“ kann man nicht recht sagen, denn beweisen läßt sich da schwerlich etwas. Der Curiosität halber mögen (nach der „Magdeb. Ztg.“) einige Daten aus diesen Untersuchungen hier einen Platz finden.

Mittels umfangreicher Berechnungen wird behauptet, daß der Werth sämtlichen Edelmetalles, welches die Welt von der Erbauung des babylonischen Thurmes an bis zur Entdeckung Amerikas, also bis zum Jahre 1492 besaß, sich auf 36 Milliarden Mark (gleich 1800 Millionen Strl.) belaufen habe. Es würde uns wenig nützen, hieran zu glauben oder zu läugnen, denn wir haben weder für das Eine noch für das Andere Argumente. Da bisher eben nur diese eine Berechnung existirt, so müssen wir uns an sie halten.

Was die Zeit nach Columbus betrifft, so hat sie uns mit nahezu doppelt so viel Schätzen an Gold und Silber beglückt, als die Zeit vor diesem Entdecker der neuen Welt, der eigentlichen Goldwelt. Darüber ist kein starker Zweifel zulässig; hat doch sogar der vor sechs Jahren abgehaltene Brüsseler Münzcongreß angenommen, das Gold und Silber, welches seit dem letzten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts in den Besitz von Erdbewohnern gekommen sei, wäre etwa vierundsechzig Milliarden Mark werth. Somit hätten wir eine Summe von hundert Milliarden Mark während der Zeit der Sündfluth bis zur Gegenwart. Wo finden wir nun diese hundert Milliarden?

Gegenwärtig besitzen Europa und Nordamerika nicht mehr Edelmetall als für sechsunddreißig Milliarden Mark (zwanzig Milliarden in Gold, sechszehn in Silber). Auf Südamerika, Australien und die civilisirten europäischen Colonien mögen vier Milliarden kommen. In der christlichen Welt befinden sich also beiläufig vierzig Milliarden. Davon dürften dreizehn Milliarden in Münze factisch circuliren — „darüber sind die Gelehrten ziemlich einig“. Weitere zwanzig Milliarden, also die Hälfte, figuriren als Schmuck, Geschirr und Baumaterial. Wenn wir diese Ziffern acceptiren, so bleibt uns nichts übrig, als von den fehlenden sieben Milliarden anzunehmen, sie seien verborgen. Der jährliche Verlust durch Abnutzung, Schiffbruch und andere Unfälle wird auf anderthalb Procent des umlaufenden Geldes geschätzt; die Abfälle von brachliegendem und von in den Gewerben angewendetem Edelmetall werden auf ein Procent taxirt. Demgemäß entzieht jedes Jahr ein Abgang von dreihundertundzwanzig Millionen Mark. Dagegen aber beträgt die Neugewinnung von Gold und Silber jährlich achtundzwanzig Millionen. Hiervon müssen — nach Mac Culloch — außer diesen dreihundertundzwanzig Millionen für Abnutzung und noch zweihundert Millionen für Vermehrung der Umlaufsmittel und zweihundertundvierzig Millionen für den gewerblichen Gebrauch bestritten werden.

Wiel schwieriger ist es, mit den übrigen in den nichtchristlichen Ländern vorhandenen sechs-zig Milliarden fertig zu werden. Wohl weiß man, daß davon der größte Theil, besonders viel in Silber, seinen Weg nach Asien genommen, doch ist es schier unmöglich, über die Art der Verwendung Auskunft zu erhalten. Ein Nationalökonom hat sich dahin ausgesprochen, daß in Indien jetzt acht Milliarden in Münzen und Paktsachen zu finden sind. Von 1852—1857 — also bloß in sechs Jahren — sollen allein in Vorderindien und China zwei Milliarden in Silber vergaben worden sein. Auch von den ungeheuren Summen, die seit den Phöniciern bis heute nach Arabien gebracht wurden, hat sehr wenig wieder das Land verlassen. Wenn man sogar annimmt, daß von den sechs-zig Milliarden zwanzig in verschiedenen Gestalten im Umlauf und Gebrauch sind, so bleiben denn doch noch vierzig ohne Paß, und es resultirt hieraus, daß — wie groß auch immer die Verluste durch

Unfälle u. s. w. sein mögen — erstaunliche Quantitäten auf eine oder die andere Weise versteckt worden sind.

Der verhängnißvolle Kalauer.

(Eine Humoreske).

Wir saßen ungemüthlich in einem Bierlokale einer sächsischen Stadt und erheiterten uns an dem für diesen Tag ausnahmsweise famosen Bier. Zuerst hatten wir gewettet, natürlich um's Bier, später Kartentunststücke losgelassen, Räthsel aufgegeben und schließlich waren wir bei den unvermeidlichen Anekdoten angelangt nebst obligater Kalauerbegleitung.

„Meine Herren“, sagte jetzt ein durch seine spaßhaften Einfälle beliebter Amtsauditor — „Meine Herren, können Sie mir wohl Aufschluß darüber geben, warum das Musikchor unseres Reiterregiments beim Passiren der Schloßbrücke, also vor dem Palais des Fürsten, niemals auf besagter Brücke zu blasen pflegt? Ich habe bereits seit langer Zeit diese Beobachtung gemacht und finde, daß darin eine kolossale Rücksichtslosigkeit gegen unseren Fürsten liegt.“

Niemand wußte Antwort zu geben. Besagter Amtsauditor hatte seinen Satz mit einem solchen überzeugenden Ernst gesprochen, daß wir alle an die Wahrheit dieser Behauptung glaubten.

Nach einer langen Grübelpause, wobei natürlich immer getrunken wurde, sagte der Auditor: „Ihr seid wieder mal schön reingefallen.“ — „Wie so?“ „Wie so?“ hieß es. — „Lächerlich! Die Trompeter blasen doch nicht auf der Schloßbrücke, die blasen ja auf der Trompete!“ „Sehr gut!“ schrie Alles, der Auditor aber sagte: „Macht doch mal 'nen besseren Kalauer“, damit war die Angelegenheit absolvirt. Der Redacteur Schropp, welcher in der Gesellschaft war, machte sich einige Notizen und verschwand dann fast unbemerkt. Wir saßen noch lange zusammen, bis der gemüthliche Wirth, als es Mitternacht wurde, seine Stockflöte nahm und uns eins zum Weggehen vorpuff; wir tranken noch ein Stehseidel, setzten die Schlafmütze darauf und jeder suchte seine Heimath. Ich schlief bis 12 Uhr, versäumte die Theaterprobe, mußte bei unserem Cassirer 3 Thlr. Strafe bezahlen und hatte schließlich einen fürchterlichen Brummischädel, daß jedes Haar einzeln schmerzte. So etwas kann den Menschen doch ärgern! An dem Morgen hat sich aber noch Jemand geärgert. Und dieser Jemand war der Oberst des Reiterregiments.

Der Oberst hatte den Abend auch in gemüthlicher Gesellschaft zugebracht, aber nicht Bier, sondern Sect getrunken und zwar auf dem Hofballe. Der Oberst war glücklich, als er erwachte; er hatte einen guten Traum gehabt. Auf dem Hofballe hatte der Fürst mindestens sechs Minuten mit ihm sich unterhalten, und von der Fürstin hatte er einen gnädigen Blick erwischt.

Als der Oberst erwachte, fand er vor seinem Bette die Zeitung, welche der Burche Jan, auf Strümpfen schleichend, hereingebracht hatte. Der Oberst las. Auf einmal schnellte der Oberst in die Höhe, als hätte er sich auf einen Nagel gefetzt. „Himmel schockschwernoth!“ Weiter konnte er nichts über die Lippen bringen.

Warum? In der Zeitung stand Folgendes: „Anfrage! Kann Jemand Aufschluß darüber geben, warum das Musikchorps unseres Reiterregiments beim Passiren der Schloßbrücke niemals auf derselben zu blasen pflegt? Antwort folgt in nächster Nummer dieses Blattes.“

Der Oberst schellte. Jan kommt herein. „Sofort Stabstrompeter holen! Kehrt! Marsch!“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“ Jan verschwand.

Der Oberst stieg in die Stiefel und zog sich vollends an. In einer halben Stunde war der Stabstrompeter da, vorschrittmäßig mit Helm und Säbel — natürlich trat er in's Zimmer, ohne anzuklopfen.

Zwei Männer standen einander gegenüber — einer, der vor Wuth zitterte, und einer, der vor Furcht dasselbe that. — Endlich ging das Donnerwetter los. — Jan horchte an der Thüre, wie er später erzählt hat, war in dieser Sturmfluth von Titulationen die Bemerkung „alter Esel“ eine Schmeichelei. „Lese er das, wenn er überhaupt noch lesen kann“, herrschte der Oberst den armen Stabstrompeter an. Er las und grau und gelb wurde ihm vor den Augen.

„Warum wird gerade auf der Schloßbrücke vor dem Palais Sr. kgl. Hoheit nicht geblasen? He?“

D—d—d—das ist mir noch nicht aufgefallen — zu Befehl.“

„Was? Es fällt doch im Publikum auf! Eine Erklärung verlange ich, oder ihn soll das holen.“

„Z—zu Befehl, wahrscheinlich können meine Leute dort nicht blasen, weil die Brücke zu eng ist“, sagte zähnelappcrud der Stabstrompeter.

„So — werde in die Zeitung setzen lassen. Kehrt! Marsch!“ Der Stabstrompeter verschwand so schleunig, als würde er an einer Gummischnur zurückgeschleudert. Der Oberst schellte. Jan erschien.

„Jan“ sagte der Oberst, „du gehst sofort zur Hospitalstraße, da wohnt so'n Kerl, so'n Zeitungsschreiber, Schropp heißt der Knabe, der schmirt hier dieses Käseblatt zusammen, da bestellst Du ein Compliment von Deinem Oberst und Herr Schropp möge so freundlich sein, heute einmal bei mir vorzutreten.“

Jan turnte sofort nach der Hospitalstraße und überbrachte wörtlich im reinsten Plattdeutsch seinen Auftrag. In zwei Stunden war Herr Schropp im Hause des Obersten. Jan meldete an: „Herr Oberst, der Mensch is draußen, der Ihnen besuchen sollte.“

„Hereinkommen“, befahl der Oberst; Herr Schropp erschien. „Habe ich die Ehre, den Obersten von Soundso zu sprechen?“

„Mein Name ist von Soundso.“

„Ich heiße Schropp.“

„Angenehm“, sagte der Oberst, „bitte setzen Sie sich.“ — Schropp blieb stehen.

„Ich habe da in Ihrem werthgeschätzten Blatte heute eine Notiz gelesen, welche mich interessirt, da sie mein Regiment angeht. Ich bin nämlich der Oberst und Regimentscommandeur von Soundso. Bitte, setzen Sie sich.“

Schropp sagte nichts und amüsirte sich wie ein Schneekönig. Der Herr Oberst fuhr fort: „Berehrter Herr Redacteur, es handelt sich um die Beantwortung Ihrer Anfrage, in Ihrer sehr geschätzten Zeitung, warum meine Trompeter auf der Schloßbrücke nicht blasen. Bitte, setzen Sie sich.“

Schropp sagte nichts und amüsirte sich wie zwei Schneekönige. „Ich habe mich bei meinem Stabstrompeter erkundigt und bitte Sie, die Anfrage in Ihrem sehr geschätzten Blatte dahin zu beantworten, daß das Blasen auf der Schloßbrücke zur absoluten Unmöglichkeit gehöre; besagte Brücke ist zu eng und kann einzig und allein aus diesem Grunde nicht darauf geblasen werden.“

Nun konnte der Redacteur seinem Zwergfell keine Fesseln mehr anlegen. Er platzte los: „Reingefallen — auch reingefallen!“

Der Oberst richtete sich in seiner ganzen Länge auf und fragte verblüfft: „Wie? — Reingefallen?“

„Ist ja auch nur ein ganz gewöhnlicher Kalauer“, lachte Schropp weiter.

„Kalauer?“ fragte Soundso.

„Ja Herr Oberst, die Antwort steht morgen früh in meinem Käseblatte und lautet: „Die Trompeter blasen nicht auf der Schloßbrücke, sondern auf der Trompete.““

Der Oberst schnappte nach Luft. „So“, sagte er, „dann hätten wir wohl weiter nichts mehr mit einander zu besprechen.“

Schropp verstand diesen Zaunpfahlwink und verduftete mit einem gemüthlichen sächsischen: „Ich habe die Ehre, mich Ihnen scheuestes zu empfehlen.“ „Morgen!“ rief ihm der Oberst nach.

Auf einmal wurde der Glockenzug gerissen und Jan erschien im Zimmer. Wie besessen wurde er von seinem Herrn angeschrien. „Sofort Stabstrompeter holen, aber sofort, sonst soll Dich das Kreuzbombenele . . .“

Weiter hörte Jan nichts, denn er war schon vor der Hausthür und lief Trapp zum Stabstrompeter.

Nach einer Viertelstunde erschien das Opfer beim Oberst. — „Kerl! Himmel schockschwernoth! — — — Er mit seinem Oberst Kalauer treiben! Sofort zum Arrest gemeldet. Drei Tage Mittelarrest!“ „Zu Befehl!“ — „Kehrt! Marsch!“

„Cobl. Volksztg.“

Bermischtes.

* Die Zahl der Geisteskranken, für welche die Stadtgemeinde Berlin zu sorgen hat, ist fortwährend in der Zunahme begriffen. Gegenwärtig sind schon 1080 Geisteskrante und Epileptische vorhanden, und es wird sich gewiß noch im Laufe des Etatsjahres eine Erhöhung von zwanzig Köpfen herausstellen. Für das nächste Etatsjahr 1880 bis 81 werden 1200 Geisteskrante, also 200 mehr als die Irrenanstalt in Dalldorf aufnehmen soll, berechnet. Eine Anzahl derselben wird deshalb außerhalb der Anstalt in Pflege gegeben werden müssen.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. G. H. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 2.

Sonntag, den 11. Januar.

1880.

□ Aus den Papieren eines Justizbeamten.

Es war am 11. November 186*. Seit etwa 14 Tagen war ich wohlbestallter Kreisrichter in H., Vorstand der dortigen Gerichts-Kommission. Es war dies meine, des im Staatsdienst nun fast ergrauteu Bierzigjährigen, erste „Anstellung“. Damals waren die Verhältnisse dem Juristen weniger günstig als jetzt. H. war und ist noch ein kleines, todtcs Nest. Ein alter Pastor, ein nicht mehr junger Arzt und ein mit allen als Eigenthümlichkeiten seines Standes angesehenen Eigenschaften ausgestatteter Apotheker bildeten die Spitzen der Gesellschaft. Ich hatte eine weitläufige Amtswohnung im Gerichtsgebäude inne, an welches zur rechten Seite das Gefängniß, links ein von einem stillen Manne mit seiner geistig schwachen Frau eingenommenes Wohnhaus stieß. Wir schrieben also den 11. November 186*. Das heißt, wenn wir es schreiben wollten, so müßten wir, trotzdem die Glocke auf dem nahen Rathhausthurme schon die achte Stunde verkündete, erst eine künstliche Lichtwerdung in Scene setzen. Der junge Tag schaut trüb und grämlich zu den Fenstern herein. Ich schlürfe den Morgenkaffee, den meine alte Aufwärterin mir gebracht, als das leichte Rollen eines Wagens von der Straße herauf sich hörbar macht, um plötzlich vor meinen Fenstern zu verstummen. Seit 14 Tagen hatte ich solches Rollen nicht vernommen, und nun schien es gar mir zu gelten. Es war ein Ereigniß. Ehe ich noch zum Fenster eilen konnte, um meine unter solchen Umständen verzeihliche Neugierde zu befriedigen, öffnete sich die Thüre, und mein Studienfreund, der Staatsanwalt aus der Kreisstadt, trat ein, gefolgt von zwei Herren, die er mir als den Kreisphysikus und den Kreiswundarzt vorstellte. Das sah sehr amtlich aus, und nach kurzen Begrüßungen und Entschuldigungen traten wir dem Zwecke des unerwarteten Besuchs näher.

In frühester Morgenstunde hatte den Staatsanwalt ein Bote mit der Meldung geweckt, daß am Abend vorher der Forstwärter Uhlisch zur Fährwiese in seiner Wohnung von Mörderhand erschossen worden sei. Heute sollte die Sektion der Leiche und die Feststellung des Thatbestandes erfolgen; der Staatsanwalt überbrachte mir den Auftrag des Kreisgerichts dazu und wollte der Verhandlung selbst beiwohnen. Rasch ließ ich den Protokollführer rufen und in weniger als einer halben Stunde befand auch ich mich in dem merkwürdigen Wagen auf dem Wege nach Fährwiese. Wenige Schritte hinter der Stadt nahm uns die Halde auf, die Räder kutschten in tiefem Sande, kalte Nebel zogen um uns her und hingen in dichten Wolken in den Zweigen der Tannen. So ging es in langsamem Schritt fast zwei Stunden weit im todesstillen Walde. Endlich langten wir an. Ein einsames Forsthaus — Fährwiese — lag auf einer kleinen Waldblöße vor uns, wie ausgestorben. Bei unserm Nahen traten uns einige fürstliche Forstbeamte entgegen, die die Kunde von dem schrecklichen Vorfall herbeigezogen. In dem niedrigen Hausflur empfing uns — ein Bild des Jammers — die Wittve des Ermordeten. Das Haus

war einstöckig gebaut. Rechts öffnete sich dem in den Hausflur Eintretenden die Thür zum Wohnzimmer, einem unfreundlichen, engen Raum mit kleinen Fenstern, von denen zwei nach der Giebelseite und zwei nach der vorderen Front des Hauses lagen. In diesem engen Raum hatte sich das blutige Drama gestern Abend abgespielt. Die Leiche wurde herelugebracht, die ausgehobene Hausthür mußte als Secirtisch dienen. Die Aerzte begannen ihre Thätigkeit.

Die Todesursache war bald ermittelt. Hinter dem linken Ohr zeigte sich die Oeffnung eines Schußkanals, welcher durch die zerschmetterte Wirbelsäule hindurch und unter dem rechten Ohr auslief. Die Zerstörung der Wirbelsäule hatte das Ende des Unglücklichen herbeigeführt. Der Tod mußte plötzlich und schmerzlos eingetreten sein. Nachdem die Sektion beendet, schritt ich zur Vernehmung der Wittve Uhlisch. Das arme Weib, die einzige Zeugin des entsetzlichen Vorfalls bekundete Folgendes.

Am Montag den 10. November war ihr Mann, mit dem allein sie das Haus bewohnte, Abends um 6 Uhr aus dem Walde zurückgekehrt. Müde von des Tages Arbeit und um sich zu erwärmen, hatte er auf der Ofenbank Platz genommen, so daß seine linke Seite den Giebel Fenstern, die rechte dem Kamin, welcher in der die Wohnstube vom Hausflur scheidenden Wand angebracht war, zugekehrt war, während er mit dem Rücken gegen den großen Kachelofen lehnte. Im Kamin stand ein brennendes Licht, bei dessen Scheine Uhlisch in einem aus der Reihbibliothek in H. entliehenen Buche las. Frau Uhlisch war — es mochte indeß gegen 7 Uhr geworden sein — mit Zubereitung des Abendbrodes beschäftigt und kehrte ihrem Manne den Rücken. Plötzlich erlischt das Licht, die Frau vernimmt einen dumpfen Schall und als sie sich zum Tode erschreckt umwendet, bemerkt sie trotz der eingetretenen Finsterniß, wie ihr Mann lautlos von der Bank sinkt. Sie eilt ihm zu, will ihn auffangen, aber schwer — leblos — entfällt er ihren Armen, ihre angstvollen Fragen bleiben unbeantwortet und warm fließt es vom Kopfe des Mannes herab auf ihre Hände und Arme. Entsetzt, von Grauen erfaßt — das Geschehene mehr ahnend als begreifend — ohne Licht anzustechen, im Hausanzuge wie sie eben ist, stürzt sie hinaus in die finstere Nacht und eilt durch den einsamen, schaurigen Wald nach dem nächsten, etwa eine halbe Stunde entfernten Dorfe, um Hilfe zu holen. Es ist noch früh am Abend — die Uhr der Dorfkirche hat wenige Minuten vorher $\frac{1}{8}$ geschlagen — die Dorfbewohner haben sich noch nicht zur Ruhe begeben, einige Beherzte haben sich bald gefunden, die bewaffnet und mit Laternen versehen das arme Weib zurückbegleiteten. Sie betreten das unverschlossen gelassene Haus, sie finden den Ermordeten in einer Blutlache an der Ofenbank liegend, unzweifelhaft todt, und sonst im Hause Alles unberührt — was wäre wohl auch dem armen Forstwart zu rauben gewesen! Die eine Scheibe des Giebel Fensters aber, zwischen welchem und dem Kamin Uhlisch gesessen, ist zerschmettert, ein Ziegel der ihm gegenüberliegenden Rückwand des Kamins zeigt eine frische schadhafte

Stelle, als ob in Folge eines heftigen Stoßes ein Stück abgesprungen sei und auf dem Boden des Kamins findet sich eine plattgedrückte Bleikugel, das mörderische Geschöß. Einer der Leute machte sich sofort nach der Kreisstadt auf, den Vorfall zur Anzeige zu bringen, die übrigen blieben zum Schutze der Frau zurück.

Die Kugel wurde mir übergeben. Eine Besichtigung des Fensters ergab, daß die im Rahmen verbliebenen Theile der zerstückelten Scheibe mit Pulverschleim überdeckt waren. Das Gewehr mußte also dicht am Fenster abgedrückt sein. Dafür sprach auch der geringe Umfang des durch die Kugel verursachten Loches in der Scheibe. Das Buch, in welchem der Ermordete zuletzt gelesen wurde, wurde geschlossen am Boden vorgefunden. Ein Glaspittler, ein Stück der Fensterscheibe, saß mit seinen scharfen Spitzen fest in die den Schnitt des Buches überragenden beiden Pappdeckel eingeklemmt, so daß das Buch dadurch wie von einem Schlosse zusammengehalten wurde. Der vom Tode Ueberraschte mochte das Buch krampfhaft zusammengepreßt haben.

Wo weilt der feige Mörder? Wir umschritten das Haus, um eine Spur zu finden. Die nächste Umgebung, die kleine, mit kurzem, verborrtem Rasen bewachsene Waldbühse, zeigte keine. Wir drangen weiter vor zwischen die Lannendäume. Lange suchten wir auch hier vergebens. Da rief uns einer der mit herumstreifenden Förster an seine Seite. In dem hier etwas lehmhaltigen Boden sahen wir ungewöhnlich scharf ausgeprägt und augenscheinlich erst vor wenig Stunden entstanden wiederholt die Abdrücke zweier sogenannter einbälliger Stiefel. Der rechten Sohle war durch einen schräg geschnittenen Fled besetzt, der sich tiefer in den Boden abgedrückt hatte. Wir verfolgten die Spuren. Dieselben verloren sich leider nach wenigen Schritten im wieder beginnenden Moos und Haidekraut und ließen sich weitere nicht finden. Die Stiefelabdrücke wurden genau ausgemessen und eine Beschreibung und Zeichnung von denselben zu den Akten genommen. Sonst hatte der Verbrecher Nichts, gar Nichts zurückgelassen, was auf seine Fährte hätte führen können.

Ein Raubmord lag nicht vor. Sollte die That aus Rache verübt sein? Die Vernehmung der Wittve Uhlisch bot auch hierfür keinen Anhalt. Der Ermordete war erst seit 3 Monaten in seiner letzten Stellung, bis dahin hatte er in P. im Thüringischen als Forstgehülfe gelebt; die Wittve, die erst seit vier Wochen ehelich mit ihm verbunden gewesen, wußte Nichts anzugeben, was auf feindselige Verhältnisse hätte schließen lassen. Es fehlte aller und jeder Anhalt für einen Verdacht; die Entdeckung des Thäters schien unmöglich; das Verbrechen schien ungesühnt bleiben zu sollen. Die vorgeschriebene Genehmigung zur Beerdigung der Leiche wurde erteilt und die Gerichts-Commission begab sich auf den Rückweg.

Die darauf folgende Nacht hatte ich ziemlich schlaflos verbracht. Es war der erste „Criminalfall“, bei dem ich selbstthätig gewirkt. Mein Interesse war auf's höchste erregt, meine Gedanken vermochten sich nicht von dem Gegenstande loszureißen. Beim Frühstück erzählte mir die gesprächige Alte, die in meiner Junggesellenwirthschaft als Surrogat der Hausfrau diente, während sie dies und jenes im Zimmer ordnete, des stillen Nachbarn Frau sei gestern Nacht bedenklich erkrankt, man habe den Doktor gerufen. In kleinen Städten hat man viel Aufmerksamkeit für den Lieben oder auch nicht gerade Lieben Nachbar. Ich war noch nicht lange genug im Orte, um diese „Nachbarnliebe“ zu kultiviren. In Ermangelung eines besseren Gesprächstoffes rapportirte mir indeß meine Hauschre gewissenhaft allmorgendlich über den Zustand der kranken Nachbarin und so erfuhr ich denn mancherlei nebenbei. Der Nachbar sei, obgleich erst ein paar Jahre am Ort, doch ein sehr angesehener, weil ruhiger und vermöglicher Mann, der „von seinem Gelbe lebe“, aber sehr eingezogen, fast ohne allen Verkehr; sein Haus habe er bald gekauft, nachdem er hergezogen und obgleich bemittelt genug, halte er keine Diensthoten, veretrete vielmehr selbst, bei der andauernden Kränklichkeit der Frau, Hausfrau und Magd, Koch, wasche, bette etc.

Zwischen waren wieder acht Tage vergangen. Bezüglich des Mordes an Uhlisch hatte sich noch nicht das Mindeste herausgestellt, trotz vieler und vorsichtiger Nachforschungen. Ich saß in meinem Arbeitszimmer. Der Gerichtsdiener meldete, Herr Müller wüßte mich zu sprechen. Ich hieß den Gerichtsdiener ihn hereinführen — es war der stille Nachbar. Er ersuchte mich, schleunigst in seine Wohnung zu kommen, da seine Frau sehr schwer krank sei und ihren letzten Willen zu

errichten wünsche. In wenig Minuten war ich mit dem Secretair dort. Ich betrat zum ersten Male des Nachbarns Häuslichkeit und trat in die erste nähere Berührung zu demselben. Er trug eine große Ergebenheit zur Schau, die mit seinem Äußern, er war ein großer, kräftiger Mann in den besten Jahren mit scharfen Augen, deren Lebhaftigkeit er umsonst zu verbergen strebte — nicht recht paßte. Wie er selbst in seinem Benehmen, so verrieth auch seine Kleidung, die Wohnung in ihrer heillosen Sauberkeit und Ordnung, die Sorgfalt, mit der er sich und das Seinige überwachte. Alle von ihm angewandte Freundlichkeit vermochte nicht ihm meine Sympathie zu gewinnen.

(Schluß folgt.)

+ Wie kann Deutschland Colonialbesitz erwerben? (Schluß.)

Die Frage, welches Territorium sich wohl als Concentrationspunkt der deutschen Auswanderung eigne, wird von unserm Autor sehr eingehend erörtert. Seinen diesbezüglichen Ausführungen entnehmen wir Folgendes:

Bei Gründung einer deutschen Colonie können eigentlich nur Südamerika und Afrika in Betracht kommen. Westlich auch Nordamerika und Australien noch weit ausgebreitete disponible Territorien, so ist doch dortselbst der amerikanische resp. englische Einfluß so ausschließend, daß von einer privilegierten Stellung der Deutschen behufs nationaler und handelspolitischer Verbindung mit Deutschland nicht die Rede sein könnte.

Ueber die Zustände von Centralafrika haben erst die Forschungen der beiden letzten Jahrzehnten Licht verbreitet; wir wissen jetzt, daß sich hinter den sterilen Klüften ein nicht minder culturfähiges Land als das der übrigen Continente ausbreitet, allein der Anlage einer Colonie durch eine Gesellschaft stehen dort doch bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Die Küste ist überall durch ihre klimatische Beschaffenheit ungeeignet; eine Colonie im Innern aber würde wegen ihrer isolirten Lage nicht nur ein größeres Anlagekapital erfordern, sondern die Verkehrskosten würden sich auch erheblich steigern. Ferner wären die barbarischen Staaten mit ihrer theilweise ganz ansehnlichen Bevölkerung eine stete Gefahr für die Colonie, und endlich wäre gerade in Afrika ein feindseliges Auftreten Englands am ehesten zu erwarten.

Bei einer eventuellen Wahl Südamerikas wären zweifelsohne diplomatische Schachzüge von Seiten der Vereinigten Staaten zu erwarten, allein da ihr direktes Interesse südlich der Landenge von Panama nicht engagirt ist, so wären erstere Bedenken unbegründet. Brasilien, die Laplatastaaten und Chile haben bereits seit einigen Jahrzehnten eine nicht ganz unbedeutende deutsche Einwanderung. Allein in keinem dieser Staaten, Chile etwa ausgenommen, ist es dem deutschen Element bis jetzt gelungen, einen bemerkenswerthen Einfluß auf die Entwicklung des Landes auszuüben. Der Grund liegt darin, daß die Colonien fast nur aus Arbeitern bestanden, die oftmals nicht einmal Herren ihres Grund und Bodens waren, also nur einen Ersatz der frei gewordenen Neger bildeten, daß die Behandlung von Seiten der brasilianischen und argentinischen Regierung besonders eine ganz unwürdige war, so daß bei der schwachen Verbindung mit Deutschland die Nachzüge halb schwächer wurden und schließlich fast ganz aufhörten, und daß in Folge dessen die deutschen Colonisten sich rasch einer Culturstufe näherten, die über jene der Eingeborenen sich nur wenig mehr erhob. Diese sich auch ohne Schwierigkeit eine politische Gleichstellung der Deutschen mit den Eingeborenen durchsetzen, so dürfte doch die Erhaltung deutscher Nationalität inmitten von Staaten, die bereits Weltstädte, wie Rio de Janeiro, Buenos Aires und Santiago besitzen, zur Unmöglichkeit werden.

Außerdem waren die Laplatastaaten theils wegen der Nähe von Europa, theils wegen des Reichthums ihrer Silberminen in früheren Jahrhunderten ein Hauptobjekt der spanischen Emigration. Wo aber die Spanier in größerer Anzahl lebten, da darf man versichert sein, nicht eine Spur von Waldung anzutreffen. Eine Folge jener sinnlosen Abholzungen war das Ueberhandnehmen der Heuschrecken, so daß diese Plage in manchen Gegenden der Argentinirepublik bereits jetzt eine Ausdehnung gewonnen, daß die Landwirthe durchschnittlich kaum ein Viertel ihrer Ernten in Sicherheit zu bringen im Stande sind. Die last but not least der Landplagen der argentinischen Republik sind die Gauchos. Der saufte gelehrte Indianer der Sierra hat mit dem wilden stupten der Pampa ab-

folut nichts gemein. Unzertrennlich mit seinem Pferde verwachsen, durchstreift der letztere die Niederungen des Rio Plata, jede Gelegenheit zu Raub und Diebstahl erspähend und benutzend. Ebenso feige wie blutdürstig vermetzet er den offenen Angriff, glaubt er sich aber in hinreichender Uebermacht so überfällt er einzelstehende Niederlassungen und mordet er barmhertzig alles, was ihm in die Hände fällt. Wollte also die Colonie sich gegen feindliche Angriffe sicher stellen, so würde die Vertheidigung einen nicht unbedeutenden Theil der Kräfte der Colonie absorbiren.

Weit geeigneter zur Anlage einer deutschen Colonie wäre Ecuador, der südwestlichste der drei columbianischen Staaten.

Die frühzeitige Erschöpfung des Reichthums an edlem Metall, die isolirte Lage und der schwierige Zugang in das Innere des Landes, haben bisher den Strom der Auswanderer abgelenkt, so daß dieses Staatswesen neben Bolivia wohl das am wenigsten entwickelte aller südamerikanischen Republiken ist; die Bevölkerung ist deshalb am meisten disponirt, sich neuen kräftigeren Elementen zu assimiliren, und die Regierung wird jedes Unternehmen begünstigen, das geeignet scheint, die Entwicklung des Landes zu fördern.

Von den Provinzen Guadalupe empfiehlt sich nach der in der Broschüre gegebenen Schilderung zur Anlage einer Colonie besonders Esmeraldas, ein District, der mit Ausnahme weniger Punkte vollständiges Umland ist.

Ueber die Mitwirkung der deutschen Regierung zur Organisation der Auswanderung äußert sich der Verfasser im letzten Abschnitt der Broschüre wie folgt:

Ein gewisses Wohlwollen der Regierung für das Project darf unbedenklich vorausgesetzt werden, denn das Unternehmen verdankt Bestrebungen seinen Ursprung, deren Realisirung den Wünschen der Reichsregierung durchaus entsprechen muß. Nicht nur wird durch die Colonie eine große Anzahl deutscher Auswanderer ihrer Nationalität erhalten, die sich anderenfalls spurlos unter anderen Elementen verloren hätten, es hören dieselben durch Unterhaltung ihrer Handelsbeziehungen auch nie auf, den Wohlstand Deutschlands in direkter Weise zu fördern, und endlich wird die Colonie mit der Zeit durch Auffaugung und Assimilation amerikanischer Elemente den Germanismus in legitimer Weise zum herrschenden Nationalitätsprincip im Nordwesten Südamerikas machen, daß aber jede Ausdehnung des Germanismus eine Consolidation der Macht und ein Wachsen des Einflusses Deutschlands bedingt, ist selbstredend. Aus der Existenz der Colonie resultiren hiernach dieselben Vortheile für Deutschland, welche ein direkter Besitz bieten könnte, ohne daß sie mit den Nachtheilen verbunden wäre, die jener nach sich ziehen müßte.

Der gegenwärtige Stand der Sklavenfrage.

Vor einiger Zeit hat ein früher in Senegambien (Afrika) ansässiger Franzose über die in dieser Colonie unter den Augen der französischen Regierung bestehende Sklaverei und den weit verbreiteten Sklavenhandel Berichte veröffentlicht, die erfreulicherweise in Frankreich nicht ohne gute Folgen geblieben sind. Die Regierung hat sich, wie nach der allgemein im Lande hervorgerufenen Entrüstung zu erwarten stand, energisch mit der Sache beschäftigt. Die Verwaltung der Colonien hat sofort strenge Befehle nach West-Afrika geschickt, um dem Unwesen zu steuern. Es steht zu hoffen, daß dort den Sklavenhändlern das Handwerk gelegt werden wird.

In Spanien gehört die Frage nach der Aufhebung der Sklaverei in Cuba zur Tagesordnung. Diese herrliche, fruchtbare und für den Welthandel so günstig gelegene Insel zählt außer ihren 1,400,000 Einwohnern wenigstens 190,000 Sklaven, welche in den Plantagen arbeiten. Schon längst hat die spanische Regierung in West-Indien den Leibeigenen eine Erleichterung ihrer Knechtschaft versprochen, ohne ihr Wort aus Rücksicht auf die Forderungen der Plantagenbesitzer halten zu können. Auch die Madrider Regierung hatte vor kurzem eine besondere Commission eingesetzt, um die Sklavenverhältnisse auf Cuba zu untersuchen und zur Umgestaltung derselben geeignete Vorschläge zu machen. Mit 16 gegen 5 Stimmen hat jedoch diese die Frage verworfen, ob eine vollständige Aufhebung der Sklaverei ins Werk gesetzt werden sollte; dagegen hat sie sich dahin entschieden, daß allmählich im Laufe von zehn Jahren die Sklaven in das Verhältniß von Lohnarbeitern zu ihren Herren treten sollten. Doch das Mi-

nisterium hat die Beschlüsse für ungenügend erklärt und trat mit einem weitgreifenderen Gesetz vor die Cortes (den Landtag). Es geht von dem richtigen Motiv aus, daß die Sklaverei den Forderungen der Humanität durchaus widerspricht. In- dem verhindert der Bestand des Staatschatzes des spanischen Volkes, den Eigenthümern der Sklaven für deren sofortige Freilassung einen Schadenersatz zu gewähren, und dadurch ist es unerlässlich, daß die Neger, auch wenn sie frei geworden sind, unter der Schutzherrschaft ihrer früheren Gebieter bleiben. Die Vorlage des Ministeriums sichert ihnen alle Rechte eines freien Menschen zu. Die Sklaverei soll gleich nach der Verkündung des Gesetzes in Havanna aufhören; doch so, daß der größere Theil der Sklaven noch acht Jahre lang unter der Botmäßigkeit ihrer Herren stehen soll, welche für sie in allen Lebensbedürfnissen sorgen müssen. Am Ende des fünften Jahres soll sich der vierte Theil der Sklaven ganz frei lösen können. Die Gebieter dürfen an ihren Untergebenen keine körperlichen Züchtigungen vollziehen. In der sicheren Aussicht, daß eine Aenderung in dem Sklavenbesitz geplant und durchgeführt werden wird, haben laut einem Bericht aus Havanna drei Plantagenbesitzer, von denen der eine 4000, der andere 1200 und der dritte 800 Sklaven unterhält, bereits eine Lösung der Frage gesucht. Sie haben denselben ihre volle Freiheit geschenkt und zugleich mit ihnen einen Contract geschlossen, nach welchem diese sich verpflichten, noch fünf Jahre lang gegen Lohn für ihre bisherigen Herren zu arbeiten. Es wäre zu wünschen, daß es der spanischen Regierung gelänge, dem Unwesen der Sklaverei auf ihren westindischen Colonien ein Ende zu machen.

Lieber kommen aus der Türkei immer wieder Berichte, daß noch in neuester Zeit Sklaven und Sklavinnen auf den Marktplätzen größerer Städte versteigert wurden. So ist neulich, wie der türkische Statthalter in Sana (Arabien) berichten mußte, eine ganze Karawane türkischer Sklavenhändler, welche die Hafenstadt Harnim in Süd-Arabien verlassen hatte, um ihre Waare in der Türkei abzusetzen, in Folge von Wassermangel in der Wüste zu Grunde gegangen. Dieselbe bestand aus 18 Sklavinnen, 10 männlichen Sklaven und den Kaufleuten, als ihren Herren.

Die Sklaverei haftet als ein Flecken an der Geschichte der vorchristlichen Völker, welche keine stillen Sünden in sich trugen, den Menschen nicht als Person, sondern nur als eine Sache anzusehen. Die Sklaverei ist nach christlichen Grundsätzen eine Herabsetzung der Menschenwürde. Das Christenthum führt zugleich mit der Emanzipation der Sklaven auch ihre Erlösung herbei aus jenen unglücklichen und unwürdigen Zuständen, in denen einst Millionen ihrer Menschenrechte beraubt waren; es verkündigt die wahre Freiheit. Darum bleibt es die Aufgabe der christlichen Völker zu allen Zeiten, Sklaverei und Sklavenhandel auszurotten.

Der Rosenzweig im Winter. *)

„Wo bist so lang geblieben?“
Die Mutter zürnend schalt,
„Gar frostig ist es draußen,
Die Windsbraut heult im Wald.“

„O Mutter, mir begegnet'
Ein Knäblein wunderschön;
Das sprach von einem Garten
Und hieß mit mir ihm gehn.“

„Im wilden Waldgehege
Durch ödes Felsgestein,
Da öffnet's eine Pforte,
Und ängstlich trat ich ein.“

„Da lag im Sonnenglanze
Die blumenreiche Au,
Da glühten rothe Rosen,
Der Himmel war so blau.“

„Da rieselten die Quellen,
Da sangen Vögelein
So wunderbare Lieder —
Ich sag': Hier möcht' ich sein!“

„Das Knäblein sprach: Gedulde
Dich noch für kurze Zeit;
Dann komm' ich, dich zu holen
In diese Herrlichkeit.“

Die Mutter aber zürnet:
„Das ist ein eitler Traum!“

*) Aus der „Cobl. Volksz.“

Du sollst dich nicht entfernen
Aus unsres Hofes Raum."

Das Kind mit Thränen dachte
Stets an des Gartens Reich.
Da steh! das Knäblein brachte
Ihm einen Rosenzweig.

In Wald und Feld noch herrschte
Des strengen Winters Noth;
Doch an dem Zweige blühten
Die Rosen frisch und roth.

"Daß dir die Mutter glaube,
Hab ich den Zweig gebracht:
Ich hol' dich, wenn auf Erden
Die erste Rose lacht."

Das Kindlein läuft zur Mutter:
"Den Rosenzweig hier schau!
Das Knäblein will mich holen,
Wean Rosen trägt die Au."

Die Mutter steht's erschrocken,
Sie preßt ihr Kind an's Herz:
"Dir blühen wohl die Rosen,
Ich fühl der Dornen Schmerz!"

Und als die erste Rose
Aushauchte süßen Duft,
Da stand die Mutter weinend
An einer kleinen Gruft.

Vermischtes.

* Ein Muster großartiger Wohlthätigkeit. In einer Zeit, in welcher allerwärts so drückende Noth herrscht, und in welcher deshalb an die Wohlthätigkeit so große Anforderungen gestellt werden, dürfte es gewiß von mannigfacher Interesse sein, auf einen Mann hinzuweisen, der, wie kein zweiter in unseren Tagen, sich durch seine wahrhaft großartigen Spenden ausgezeichnet hat. Wir meinen den hochwürdigsten Bischof Moskovanji von Neutra in Oesterreich, einen Mann, der durch seine große Gelehrsamkeit auch über Oesterreichs Grenze hinaus längst bekannt ist. Wir benützen bei der nachfolgenden Darstellung jene Daten, welche ein Neutraer Blatt enthält. Gleich nach seiner Ankunft in Neutra führte Bischof Moskovanji die Schwestern vom hl. Vincenz in das von seinem Vorgänger auf dem Bischofsstuhl erbaute Kloster ein, und als der zahlreiche Besuch der Mädchenschule in diesem Kloster die Erweiterung der Schullokaltäten und Vermehrung der Lehrkräfte erforderte, stiftete der Herr Bischof für diesen Zweck einen Fonds von 10,000 fl. Als 1863 das achtklassige Oberghymnasium in Neutra wegen Unzulänglichkeit der Mittel auf fünf Klassen beschränkt werden sollte, bestimmte der Herr Bischof fünf Priester der Diocese als Lehrer der oberen drei Klassen und stiftete zu deren Salairung einen Fonds, der heute schon auf 60,000 fl. angewachsen ist. Im Jahre 1871 stiftete der große Menschenfreund einen Fonds von 428,000 fl. für die ärmlich dotirten Pfarrer, Capläne und Volksschullehrer seiner Diocese. Es beziehen gegenwärtig aus diesem Fonds 73 Pfarrer, 70 Capläne, 30 Cantoren und 50 Lehrer eine Jahresausbesserung von zusammen 13,000 fl. Bereits 1876 erfolgte die Vermehrung dieses Fonds um 200,000 fl. und 1000 Dukaten durch Bischof Moskovanji. In Folge dessen konnten 39 arme Pfarrer und 94 Volksschullehrer mit namhaften Jahresausbesserungen bedacht werden. Ferner wurden 10 Stipendien zu je 100 fl. für Volksschullehrerjöhne, die sich dem Lehrfach widmen, creirt; für 10 Jahre, von welchem fargen Deficientengehalt lebende Priester konnten jährlich je 100 fl. Zulage gegeben werden. Für die Vorstände der Neutraer Priesterbildungs-Anstalt, sowie deren und des Ober-Ghymnasiums Professoren wurden Gehalts-Ausbesserungen ermöglicht. Auch neu ausgeweihte Priester konnten mit Unterstützung für ihre erste Einrichtung bedacht werden. Hieran reihen sich Stipendien von je 80 fl. und zwar zehn für das Oberghymnasium in Trecein und zwei für jenes in Bsolna; dann für den Convent der Ursulinerinnen in Thyrnau acht Stipendien zu je 200 fl.; für den Convent der Schwestern vom hl. Vincenz in Neutra wurden zehn Mädchenstipendien zu je 130 fl. und für das Waisenhaus in Bsolna für zehn Waisen Stipendien zu je 120 fl. festgesetzt. Die 1000 Dukaten wurden für den Altar- und Kirchengeschmückung am Marienberg verwendet, und zur Aufrechthaltung des Rosenkranz-Vereines in der Nonnenkirche zu Neutra werden jährlich 60 fl. gespendet. Die beiden Fonds von 428,000 fl. und 200,000 fl. weisen jetzt 27,000 fl. Rente ab, die zu den angeführten edlen Zwecken verwendet werden. Außerdem erhielt der Fond der Kathedrale 5000 fl., der Diocesanfond 5000 fl., der Seminarfond 5000 fl., der Priesterpensionsfond 5000 fl. und der Lehrerpensionsfond 5000 fl. Schließlich erwähnen wir noch des vom Bischof Moskovanji neu angeführten und mit allem Comfort eingerichteten Seminars und seiner weltberühmten, ebenso reichhaltigen, wie gewählten Bibliothek, die der allgemeinen Benutzung offen steht und das ureigenste Werk des großen und berühmten Oberhirten sind. Derselbe begnügt sich aber nicht mit diesen reichen Stiftungen im Betrage von

mehr als 700,000 fl. österr. Währung, er erhält aus seinem Einkünften noch jährlich 6 bis 7 arme Kinder im Neutraer Nonnenkloster und dotirt die in demselben untergebrachte Volksschule, wo täglich über 30 Besucher ohne Unterschied des Alters und der Confession verpflegt werden. Man hat seiner Zeit so viel raisonnirt über die unnütz daliegenden Kirchen- und Klostergüter — „die todt' Hand" — Oesterreichs. Hier möchten wir nun fragen: welcher Minister oder Staatsbeamte, die zum größten Theil ein viel größeres Gehalt als dieser Bischof beziehen, welcher Millionär oder Bärenkönig unserer Tage hat sich durch eine solch' allseitige Wohlthätigkeit wie dieser bischöfliche Menschenfreund auch nur annähernd ausgezeichnet?

□ Von der Mosel, Anfang Januar. Der gegenwärtige furchtbare Eisgang erinnert an einen Bericht des Dichters Brentano über den Moseleisegang vom Jahre 1830. Dem Bericht entnehmen wir folgenden Passus: „Das ganze Dorf Lay ist in 30 Fuß hohem Eis begraben. Das Fachwerk der zunächst an der Mosel gelegenen Häuser ist durchbrochen, sie ruhen auf einem Eisfundamente und müssen, wenn dieses schmilzt, zusammenstürzen. Das im Abfluß gehemmte Wasser überraschte hier einen Mann mit Frau und zwei Kindern in der unteren Etage. Sie hatten kaum Zeit, die Treppe hinauf zu eilen, und selbst dahin verfolgte sie das Wasser. Da trat der Mann, die beiden Kinder im Arm, mit einem Fuß auf das Bett, mit dem andern auf ein Faß; das Wasser steigt immer höher, die Frau klammert sich an seine Schulter, da — als das Wasser ihm bis an den Hals, sein Kopf bis an die Stubendecke reicht, entgleitet seinen Händen das jüngste Kind. Ein grausenvoller Augenblick, als der Vater, um die Mutter und das zweite Kind über dem Wasser zu erhalten, ruhig bleiben und das Kind vor seinen Augen extrinken sehen muß. Wäre das Wasser noch einen Fuß gestiegen, so war die ganze Familie rettungslos verloren, weil kein Ausweg aus der engen Stube bei der Wasserhöhe zu finden war. Das Kind lag, als das Wasser abgelassen, todt auf dem Boden. Das Haus war während dieser Scene durch die Eismasse zehn Schritte von der Stelle gerückt, ohne zusammenzusinken. In Lay sowohl, wie in Winning, sind mehrere Häuser vom Eise weggerast."

* Aus dem Elsaß. Zu sonderbaren Gedanken regt eine Annonce des in Mülhausen erscheinenden hochliberalen „Eypreß" an, laut welcher für die vacante Stelle eines Hülfserziehers an der Erziehungs- und Besserungsanstalt für verwahrloste Knaben zu Hagenau ein — Militäranwärter gesucht wird! Leben wir denn in Sparta?

* Oldenburg. Mit welcher Raffinirtheit die professionirten Bettler zu Werke gehen, mag man aus folgendem hier belauschten Dialog zweier Bettler ersehen, der gewiß alle Richter und solche, die es werden wollen, interessiren wird: „Fritze, komm her," juchzte mit angebornem Jubeltalent ein Bruder Berliner, „heut woll'n wir aber noch schnell een paar gute Straßen abkloppen und wenn die Polizei kömmt, denn werd sie verhauen. Aber erst komm her, ich habe jerade noch zwee Froschen, dafür müssen wir uns vorher milde runde Umrände ankaufen, sonst ist das eßlig, wenn wir eingesponnen werden. Das muß man kennen!"

* Am Neujahrstage geht die Thüre bekanntlich aus einer Hand in die andere. Von der Zeitungsfrau bis zum Schornsteinfeger bringt ein Jeder seinen Glückwunsch dar und erhält den üblichen Lohn für treue Dienste. Frau B. wurde auch nicht müde, reichliche Neujahrsgeschenke auszutheilen. Nur bei einem der Gratulanten konnte sie den Rechtstitel nicht errathen, wenn ihr sein Gesicht auch bekannt vorkam. „Mich kennen Sie nicht?" rief ihr der würdige Mann beleidigt. „Ich bettle ja alle Wochen bei Ihnen."

* Der Fieberheilbaum gegen Diphtheritis. Ein Thüringer Blatt schreibt: Der „Eucalyptus globulus" ist öfter als Fiebervertreibender Baum empfohlen worden. Neuerdings will nun Professor Mosler die Entdeckung gemacht haben, daß der Saft von den Blättern dieses Baumes auch Diphtheritis heilt. Herr C. G. Deegen aus Köstritz in Thüringen theilt uns dies mit dem Bemerken mit, daß er den Baum in größerer Anzahl gezogen und Blätter davon gesammelt und getrocknet habe, die er an Aerzte oder hilfesuchende Diphtheritisranke ohne Bezahlung ablassen wolle, unter der einzigen Bedingung, ihm von dem Heilerfolge eine briefliche Nachricht zukommen zu lassen. Nach Professor Mosler sollen die mit Wasser abgeloachten Blätter des genannten Baumes, theeartig zubereitet und des Morgens und Abends dem Kehlkopfe gurgelnd zugeführt, sich für die Athmungsorgane ungemein wohltuend erweisen.

* Die „Wahrheit", ein humoristisch-satirisches Wochenblatt in Berlin, bringt folgenden Witz:

Fremdenführer (in Berlin): So, mein Herr, nun schauen Sie sich diese würdige Versammlung an.

Fremder: Ah! wir sind in der Berliner Synagoge!

Fremdenführer: Nein, mein Herr, in der Berliner Stadtverordnetenversammlung.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.



Düsseldorf

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage
zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N. 3.

Sonntag, den 18. Januar.

1880.

□ Aus den Papieren eines Justizbeamten.

(Schluß.)

Seine Frau, zu der Müller mich bald führte, war augenscheinlich schwer krank; sie sprach einen fremden Dialekt, ich erinnerte mich, ihn auf einer Reise durch den Thüringer Wald während meiner Studienjahre gehört zu haben. Die Leute sollten ja von auswärts sein, wie mir aus den Plaudereien meiner Wirthin einfiel. Das Geschäftliche — die Frau führte Müller zu ihrem Universalerben ein, — war schnell erledigt und ich empfahl mich, indem ich bemerkte, daß ich um etwas frische Luft zu schöpfen, einen Spaziergang um die Stadt zu machen beabsichtige. Müller, die Höflichkeit selbst, schlägt mir vor, den Weg durch seinen Garten zu nehmen, der an die Stadtmauer anstoße und mir unmittelbar den Austritt auf die Promenade gewähre. Herr Müller eilt gefällig mit dem Schlüssel voraus den Gartenweg entlang, um das Gartenthor zu öffnen. Und vor mir, auf dem Wege, den ich gehen soll, mit jedem Schritt, den Müller vor mir her thut, sehe ich — es ist kein Traum — entstehen, was ich vor wenigen Tagen im Walde von Fährwiese umsonst gesucht: dieselben Fußspuren, die Abdrücke von zwei einbälligen Stiefeln, deren rechter mit genau demselben Fleck besetzt ist, wie jene wenigen Fußspuren ihn zeigten, die mir immer und immer wieder vor Augen schwebten.

Mein Blut stockte. Sollte der Mörder vor mir gehen? Sollte Müller? — Nein, es ist ja nicht möglich, — er, der gutstürzte, ehrenhafte Bürger, — Welch' wahnsinniger Gedanke! Ein zufälliges Uebereinstimmen, — weiter ist's nichts — best. die Stiefel gibt es ja vielerlei, vielleicht gehe ich gar selbst auf solchen einher, ohne es zu wissen. Ich verabschiedete mich von Müller am Gartenthor, innerlich leiste ich ihm Abbitte für meine Thorheit. Und doch! Je weiter ich gehe, je mehr nimmt der Argwohn von mir Besitz. Ich betrete wieder mein Arbeitszimmer — es ist mir nicht möglich zu arbeiten, unruhig gehe ich auf und ab, rastlos jagen sich die Gedanken. — Ha! Müller ist noch nicht lange hier, — wo war er früher? — Seine Frau spricht wie eine Thüringerin. Uhlrig ist ja auch aus Thüringen hierher gekommen; war Müller ebenfalls dort? Ich mußte es wissen. Dögleich unter dem Abend hereingebrochen, eile ich zum Bürgermeister. Ich leitete die Unterhaltung auf meinen Nachbar. Er ist aus den Vereinigten Staaten von Amerika, deren Bürger er nach seinen Papieren gewesen, hier eingewandert, weiteres ist über ihn nicht bekannt. Was nun thun? Motive für ein amtliches Vorgehen gegen Müller sind nicht vorhanden. Schicksal oder Zufall, oder wie man es nennen mag und will, sollten mir zu Hülfe kommen.

In der folgenden Nacht starb Müllers Frau. Das Testament derselben wurde bald darauf eröffnet, in welchem Müller als Universalerbe genannt war. Die Erbschaft war steuerpflichtig. Für den Ehemann war der Steuerprocentfuß ein niedrigerer als für einen Nichtanverwandten. Dies konnte und wollte ich auch als Handhabe benutzen. Müller wurde vor Gericht geladen und unter Erläuterung des Verhältnisses aufgefordert, seinen Trauschein vorzulegen. Anfänglich, wie es

schien, unangenehm berührt, überzeugte er sich doch bald, daß dies Verlangen begründet sei, und noch an demselben Tage — Herr Müller war ein ordnungsliebender Mann in jeder Beziehung — hielt ich den vergilbten Trauschein in Händen, ausgestellt vom Pfarramt in J. im Weimarschen. Dort hatte Uhlrig, der Ermordete, bis vor 3 Monaten gelebt, dort, so combinirte ich, war es zu Konflikten irgend welcher Art zwischen dem Ermordeten und Müller gekommen, die bei dem ernten Zusammentreffen zum tragischen Ausgange geführt. Jetzt galt es, rasch gegen Müller einzuschreiten. Ich machte dem Staatsanwalt von meiner Entdeckung Mittheilung. Am andern Tage schon hatte die Polizeiverwaltung in H. seine Anweisung, bei Müller Haussuchung nach den fraglichen Stiefeln zu halten und dieselben eventuell in Beschlag zu nehmen. Der Bürgermeister selbst leitete die amtliche Handlung. Die gesuchten Stiefel wurden gefunden — Müller, während der Amtshandlung ruhig wie stets, anerkannte sie als sein Eigenthum. Für diesen Fall war gleichzeitig die Verhaftung Müllers angeordnet und wurde nunmehr zur Ausführung gebracht.

Auf Grund des Ergebnisses der Haussuchung wurde die Voruntersuchung gegen Müller wegen Mordes beschlossen und ich mit derselben betraut. Währenddem traf die zu gleicher Zeit mit Anordnung der Haussuchung bei Müller Seitens der Staatsanwaltschaft erbetene Auskunft der Gerichtsbehörde von J. über Müller ein. Müller, früher Mühlenbesitzer in J., war im Jahre 185* wegen Tödtung eines Forstbeamten, der ihn bei einem Wildfrevel überrascht, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt, nachdem er hiervon 10 Jahre verbüßt, wegen seiner guten Führung begnadigt worden und darauf mit seiner Frau ausgewandert. Ich erbat mir sofort die Akten über diesen Prozeß. Müller gab bei seiner Vernehmung seine Vorbestrafung, wiewohl abgerubt, zu, bestritt aber bestimmt, den Forstwärter Uhlrig zu Fährwiese gekannt, oder Fährwiese je betreten zu haben, die Beschuldigung des Mordes wies er mit Entrüstung zurück. Die Akten aus J. liefen ein. Sie ergaben, daß Uhlrig bei dem früheren Verbrechen Müllers gegenwärtig und als Hauptzeuge gegen ihn aufgetreten war. Damit war auch das Motiv für Müllers neues Verbrechen aufgedeckt: Nachsucht oder Furcht, von Uhlrig erkannt und compromittirt zu werden.

Müller konnte nun nicht mehr leugnen. Und doch leugnete er. Er sei am 10. November überhaupt nicht von H. weggekommen, wie er wenigstens für den ganzen Nachmittag und Abend nachweisen könne. Am gedachten Tage sei der Kaufmann Umer aus S., der mit ihm bekannt, Nachmittag 2 Uhr bei ihm eingetroffen, um 500 Thlr. zu borgen. Diese habe er ihm gegen Schuldschein gegeben und Umer habe seinen Besuch dann bis Abends 9 oder 10 Uhr ausgebehnt. Der Kaufmann Umer, vorgeladen, bestätigte dies und erkannte namentlich den aus der Müllerschen Wohnung herbeigeschafften Schuldschein, ausgestellt am 10. November, als von ihm selbst geschrieben, an. Damit fiel der Verdacht gegen Müller.

Aber war der Schuldschein wirklich am 10. November ausgestellt? diese Frage stellte auch der Untersuchungsrichter an

ben Zeugen. Ulmer wurde unsicher. „Woher wußten Sie das Datum, sahen Sie den Kalender?“

„Nein, Müller nannte mir den Tag.“

„Der zehnte November war, wie Sie aus diesem Kalender ersehen können, ein Montag, erinnern Sie sich dessen?“

Ich erinnere mich genau, daß ich an einem Sonntag bei Müller war. Montag war es bestimmt nicht.“

„Das können Sie beschwören?“

„Ja, das kann ich bezeugen.“ Ulmer leistete den Zeugen Eid.

Müller, aus dem Gefängniß vorgeführt und mit Ulmers Aussage bekannt gemacht, verrieth einige Bestürzung. Aber nur Sekunden währete es, so hatte er sich gesammelt. „Nun es ist wohl möglich, daß ich mich im Datum geirrt. Ganz recht! Ulmer war am Sonntag bei mir. Also der zehnte November war ein Montag. Glauben Sie mir, mich zu besinnen. — — Montags nach Ulmers Besuch war der Arbeiter Wendlandt bis Abends 6 Uhr bei mir beschäftigt und hat sodann wohl noch eine halbe Stunde mit dem Abendbrot in meiner Gegenwart zugebracht. Dann habe ich selbst Abendbrot gemacht, einige Briefe geschrieben, und sodann diese nebst einer Postanweisung über 25 Thaler für Ulmer, die mir am Sonntag zu den 500 Thalern fehlten, gegen $\frac{1}{8}$ Uhr zur Post gebracht.“

Der als Zeuge vernommene Arbeiter Wendlandt bestätigte Müllers Angabe, ebenso der Postbeamte auf Grund seiner Bücher. Damit hatte Müller sein Alibi zur Evidenz nachgewiesen. Der Weg von H. nach Fährwiese war von einem guten Fußläufer bei angestrengtem Laufe nicht unter ein und einer halben Stunde zurückzulegen, Müller konnte also unmöglich zwischen $\frac{1}{7}$ und $\frac{1}{8}$ Uhr den Weg hin und zurück gemacht haben. Die Untersuchung gegen ihn wurde eingestellt und er auf freien Fuß gesetzt. — —

Monate waren vergangen. Die Cameral-Verwaltung des Fürsten von X., zu dessen Forsten die Fährwieser Gatte gehörte, hatte eine Belohnung von 100 Thalern auf die Entdeckung des Mörders gesetzt. Es mochte acht Tage seitdem her sein. Da verlangte eines Tages ein alter Mann in läudlicher Kleidung den Staatsanwalt zu sprechen, um ihm eine wichtige Mittheilung zu machen. Es war ein Schuhmacher aus Nikolsdorf, nahe bei H. Er habe gehört, warum man die Untersuchung gegen Müller eingestellt und wolle einen Irrthum aufklären. Es gäbe einen nähern Weg von H. nach Fährwiese, auf dem man die Entfernung zwischen beiden Orten bei raschem Gang sehr wohl in zwanzig Minuten zurücklegen könne. Derselbe sei außer ihm vielleicht nur noch Einem bekannt, und dieser Eine sei — Müller. In seinen jungen Jahren habe er, der Schuhmacher, mit einigen Jugendgenossen ziemlich viel gewilbert und haben sie dabei diesen, ganz zufällig entdeckten Pfad als Schleichweg benutzt. Man habe damals aber die Wildblüthe verschiedne Male richtig auf die Finger gekloppt und so hätten sie denn ihre Jagdliebhaberei aufgegeben. Seine damaligen Genossen seien alle „hinüber“ und wohl auch die damaligen Forstbeamten. Er, der Schuhmacher, habe aber noch immer eine solche Vorliebe für den Wald und dessen Leben, daß er häufig darin herumstreife, namentlich in den frühen Morgen- und späten Abendstunden, um das Wild zu beobachten. Auf diesen Streifereien sei er denn zuweilen dem Müller begegnet. Dieser sei zwar immer sehr zurückhaltend gewesen, daß häufigere Zusammentreffen auf den einsamen Spaziergängen habe indeß doch eine gewisse Annäherung herbeigeführt, und da er, der Schuhmacher, Müller für einen heimlichen Jagdfreund gehalten, so habe er ihm den Schlupfweg gezeigt. Müller habe sich sehr dafür interessiert und ihm seinige Groschen geschenkt.

Auf diese Eröffnungen hin ermittelte der Staatsanwalt sofort einen neuen Haftbefehl gegen Müller, und mit diesem und dem Schuhmacher traf er unerwartet auf dem Gericht in H. ein. Müller wurde auf's Neue zum Untersuchungsarrest gebracht. Der Staatsanwalt, der Schuhmacher und eine Gerichts-Commissionskommission begaben sich zur Auffindung des fraglichen Pfades an Ort und Stelle. Wie schon erwähnt, beginnt unmittelbar hinter H. die fürstliche Gatte, in welcher das Forsthaus Fährwiese liegt. Zwischen letzterem Orte und H. zieht sich in einem ziemlich hohen Bogen mitten durch den Wald die Trübe, ein tiefes, reichendes, thüchliches Gewässer mit hohen und steilen Ufern. Längs desselben, seinen Windungen folgend, führt die Straße über eine oberhalb belegene Brücke nach M., von welcher nach Ueber-schreitung der Brücke der Fahr- und Fußweg nach Fährwiese links einbiegt. Der Schuhmacher ließ die Straße unbeachtet seitwärts. Durch Gebüsch und Haldekraut ging es vorwärts, von einem betretenen Wege sahen wir keine Spur, ein dumpfes Braun-

fen kündigte an, daß wir uns dem Flusse näherten: durch sichtbar unentwirrbares Gestrüpp bahnte sich und uns der Schuhmacher einen Pfad; plötzlich standen wir vor einer Ausweitung des Flusses, die flacheren Ufer, das seichte Wasser, aus welchem in abgemessenen Distanzen große verwitterte Steine ragten, bildeten hier kein erhebliches Hinderniß, fast trocknen Fußes kamen wir hinüber, und nach wenigen Minuten sahen wir vor uns das Forsthaus Fährwiese. Kaum zwanzig Minuten waren seit unserer Aufsuche von H. verfloßen. Nach derselben Richtung hin führten damals auch die verhängnißvollen Fußspuren.

Bei unserer Rückkunft nach H. wurde Müller sofort vorgeführt. Den Schuhmacher wollte er noch nie gesehen haben. Sein Erschrecken, als beide sich gegenübergestellt wurden, wollte dem widersprechen. Als der Fürst erwähnt wurde, trat die Röthe in sein Gesicht zurück, seine Augen leuchteten unheimlich auf unter den niedergeschlagenen Lidern. Er hatte keine Ahnung von dem Flußübergange. Mit seiner ruhigen Stimme sprach er es. Er wurde darauf in das Gefängniß zurückgeführt. — —

Ich verbrachte wieder eine schlaflose Nacht. Gegen Morgen kaum in einen unruhigen Schlummer verfallen, wurde ich durch ein Geräusch vor der Thüre meines Schlafzimmers geweckt. Ich vernahm die Stimme des Gefängnißwärters, der hastig und aufgeregter nach mir verlangte. Ohne die Anmeldung durch meine Aufwärterin abzuwarten, trat er in's Zimmer, verflocht, und in sich überstürzender Rede zeigte er an, wie er eben Müller im Gefängniß erhängt gefunden habe. Er habe ihn sofort abgeschritten und zum Arzte geschickt — Müller sei aber schon steif und kalt gewesen. In's Gefängniß geeilt, fand ich bereits den Arzt. Seine Mühe war umsonst. Müller war todt. Er hatte der Hand der Gerechtigkeit vorgegriffen. Sein Nachlaß fiel entfernten Verwandten zu und wurde versteigert. Der Käufer des Hauses ließ den Dachstuhl desselben abbrennen, um ein Stockwerk aufzusetzen. In einem Balken des Gesperres versteckt fand einer der Zimmerer, nachdem er einen ihm auffälligen Pflock entfernt, eine künstlich konstruirte, zerlegbare Kugelbüchse nebst gefülltem Pulverhorn.

Domcapitular W. Molitor †.

Schon seit dreißig Jahren war der Speyerer Gelehrte und Dichter dem katholischen Deutschland ein bekannter Name und Vielen durch sein öffentliches Auftreten auch ein bekannter Mann. Anfänglich den Beruf seines Vaters einzuschlagen gelassen, widmete er sich der Jurisprudenz. Doch erkannte er bald, daß Gott ihn nicht im Staatsdienste, sondern anderswo brauchen wolle. In seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre erhielt er die Priesterweihe und wurde dann sechs Jahre später Domcapitular.

In dieser Stellung hatte er hinreichend Gelegenheit, durch Erfüllung seiner priesterlichen und amtlichen Pflichten sich als eben so tüchtigen wie eifrigen Mann zu beweisen, und daß er es gethan, bezeugt ihm dankbar die ganze Diözese Speyer. Was ihm an Mühe blieb, widmete er der canonistischen Wissenschaft und mit großer Vorliebe der schönen Literatur. Aus ersterem Gebiete genüge es, die „Acte des Bischofs ex informata conscientia“ und die Decretale Innocenz IV. „Per venerabilem“ zu erwähnen. Auf dem Gebiete der schönen Literatur machte er die Castillingsversuche unter dem Namen Ulrich Niesler mit dem Roman „Die schöne Zweibrückerin“ 1844 und den Schauspielen „Der Rhast“, „Jungfernsprung“ u. a. Das Jahr 1846 brachte seine bekannten „Domlieder“. Die christliche Dramatik verdankt ihm „Maria Magdalena“, „Die Freigelassene Nero's“, „Julian der Apostat“, „Clandia Procula“, „Des Kaisers Günstling“, „Das alte deutsche Handwerk“, „Weihnachtsraum“, „Das Haus zu Nazareth“, „Die Weisen des Morgenlandes“, „Dramatische Spiele“. Das Schwanenlied des Sängers ist die eben zur Versendung gelangte Dichtung: „Die Blume von Sicilien, dramatische Legende“.

Von Romanen seien erwähnt: „Der Caplan von Friedlingen“, „Brennende Fragen“ und „Memoiren eines Totentopfes“ (pseudonym Sebastian Dronner). Er übersetzte „Benilots“, „parfums de Rom“, bearbeitete „Vorträge über geistliche Verehrsamkeit“ (nach Gatti) und würdigte Goethe's „Faust“. Broschüren über das Theater, die Großmacht der Presse, die Organisation der katholischen Tagespresse seien wenigstens erwähnt. In Gemeinschaft mit Hülshamp gab er das sehr populär gewordene „Plusbuch“ heraus und verfaßte mit Maler Wittmer das vortreffliche Werk „Rom, ein Wegweiser durch die ewige Stadt“. Plus IX. verlieh ihm 1864 die Doktorwürde in der Theologie und berief ihn 1869 für die Vorarbeit-

ten des Concils; er wurde auch zum offiziellen Uebersetzer der „Geschichte des vatikanischen Concils“ des Erzbischofs Cecconi ernannt.

Das ist ein kurzer Abriss seiner literarischen Thätigkeit. In Allen, was er schrieb, begegnet uns eine geistvolle und schöne Sprache. Oscar von Redwitz soll der Anregung und Führung Mollitor's nicht wenig verdanken. Er war Priester, Gelehrter, Dichter. Sein Name wird nicht so bald der Staub des Tages sein.

Iba Gräfin Hahn-Hahn †.

Wie bereits gemeldet, starb am 12. d. zu Mainz Gräfin Iba Hahn-Hahn.*) (Ehemals eine Rolle in der großen Welt spielend.**) lebte die am 22. Juni 1805 geborene Gräfin die letzten dreißig Jahre in klösterlicher Abgeschiedenheit von der Welt. Als Dame von einer ungewöhnlichen Energie und noch ungewöhnlicherem Talente hat sie in den dreißiger und vierziger Jahren mehr als vorübergehend die höchsten gesellschaftlichen wie die literarischen Kreise von sich reden machen. Wer kennt, um nur Eines anzuführen, nicht ihre 1844 bei Dunder erschienenen drei Bände „Orientalische Briefe“, die in mancher Beziehung epochemachend wurden für die Geschichte der Reiseschriftstellerei? Aber für die seltene Frau selbst brach eine neue Epoche, ja ein neues Leben mit ihrem Uebertreten zur katholischen Kirche an. Dieser erfolgte zu Berlin im Frühjahr 1850, nachdem der damalige Propst zu St. Hedwig, Freiherr von Ketteler, auf den Wunsch des Fürstbischofs von Diepenbrock, den Vorbereitungsunterricht dafür übernommen hatte. Bald nach Ketteler's Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Mainz ließ sich die Conventin, welche damals ihr selbst von Professoren wie Hengstenberg in Berlin und Ehrhard in Erlangen heftig angefeindet Buch „Von Babylon nach Jerusalem“ veröffentlichte, bleibend in Mainz nieder. Hier lebte sie ausschließlich dem Werke der eigenen Heiligung und der Frömmigkeit.

Sie nahm es ernst mit ihrem Eintritt in die katholische Kirche und befolgte das Wort, welches ihr zur Zeit des Zweifels der Breslauer Kirchenfürst geschrieben hatte: „Mit bloßen ästhetischen katholischen Ansichten ist es nicht gethan, man muß sein ganzes Ich daran setzen, um ein lebendiges Glied der Kirche zu werden.“ Zwischen Gebet, Bewohnung des Gottesdienstes, literarischen Beschäftigungen und kleinen Scholungen war ihre Tageszeit getheilt. Lebte sie ja in dem von ihr 1853 erbauten Kloster zum guten Hirten in Mainz fast wie eine Klosterfrau mit über. Kaum, daß sie im Sommer oder Herbst einige Wochen auf Besuch bei Verwandten und befreundeten adeligen Familien sich aufhielt. Von ihren schriftstellerischen Arbeiten dieser Zeit nennen wir die poetischen: „Unserer lieben Frau“ (1851), „das Jahr der Kirche“ (1854) und das in Prosa geschriebene wunderliche „Büchlein vom guten Hirten“ (1853). Es schlossen sich halb daran die „Martyrer“, „die Väter der Wüste“, „der h. Augustinus“. Ihrem Fleiße verdanken wir die beste deutsche Ausgabe (leider nicht vollendet) der „Werke der h. Theresia“ — denn trotz ihres Alters schenkte sie die Mühe nicht, die spanische Sprache noch zu erlernen. Die Romane von „Doralice“, angefangen bis zu: „Verworfen und berufen“ aufzuzählen, sei uns erlassen. Ihre bedeutenden materiellen Mittel verwandte sie nur für Werke der christlichen Liebe, da sie selbst keine Ansprüche an das Leben mehr machte. — Ihr wird viel vergeben, weil sie viele Werke der Liebe erwiesen hat.

(„Neue Ztg.“)

*) Sie starb an demselben Tage, wo in Speier Wilhelm Mollitor verschied, wenige Stunden nach dessen Hingang.

**) Sie war die Tochter jenes exzentrischen Besitzers von Rempitz (in Mecklenburg), welcher seine Güter verließ, um Theaterdirector zu werden. Die Leidenschaft fürs Theater verhängte fast das ganze Vermögen des Grafen Karl Friedrich von Hahn, der als ein armer Verlassener in Altona gestorben ist.

Aus offenen Gräbern.

Dem artistischen Forscher, dem Archäologen, dem Historiographen, dem Kulturgeschichtsschreiber, dem Freunde der Kunst, dem Künstler selbst, Allen brachte das verfloßene Jahrzehnt eine Fülle von ebelsten Gaben: aus Italien, aus Griechenland, aus Kleinasien, aus Asien, aus Amerika, von allen Seiten kam Nachricht über Nachricht von Funden, die eine alte Welt neu aufdecken, neue Welten überhaupt erschlossen, Erzählungen der Geschichte bestätigten, Ansichten änderten, überraschende Lichter aufstreckten — man fühlt geradezu die Brust vor wüthigem Behagen sich weiten bei Entgegennahme solcher Berichte. Jedem, dem es um wissenschaftliche Bildung zu thun ist, muß diese mit

so glänzenden Erfolgen belohnte Thätigkeit erfreuen. Drei leuchtende Punkte überstrahlen alles Uebrige, selbst den aus Sand und Sumpf herausgeschälten Palast Sancherib's, drei Säulen, an welche sich griechische Geschichte, griechische Kunst, griechische Literatur in ihren herrlichsten Traditionen krüpfen: Troja, Mykenae, Olympia. Steigt dabei der Koloss Homeros einerseits in noch imposantere Höhe, so kriegt nebstbei der häckerartige Historiker Pausanias seinen Theil von Liebe auch weg, ein braver Maulwurf, der sich die Unsterblichkeit erschrieben. Und ein verächtlicher Maulwurf, in seiner Art viel verächtlicher, als der Vater Homer, der den Gelehrten mit seiner unglücklichen Verwechslung von Rechts und Links bei Angabe der Flußrichtung des Skamander so viel Kopfzerbrechen macht. Aber am Ende, jetzt weiß man doch unerschütterlich fest, wo Troja lag, denn man kann bereits, um ein Wort Virchow's zu brauchen, der sich rachsichtslos für Schliemann erklärt, wie in einen Trichter hineinsehen — Dank Pausanias aber kennt man sich in Olympia bei jedem neuen Fundstück so gut aus, als wäre beispielsweise der vielgenannte Ostgiebel des ewigen Tempels ein Zerleg- und Zusammenlegbild, an dem man die Jugend den kindlichen Scharfsinn spielend üben läßt. Dank Pausanias weiß man auch, wer der schaffende Künstler gewesen, der der Welt für alle Zeiten einen Hermes, eine Nike geschenkt. — Man muß in der Schule Geschichte trarbiert, kam uns der Kampf um Troja, kam uns Olympia mit seinen Schätzen wie ein Märchen vor — es war nichts Fakhbares da für den Beweihe heischenben Geist des jugendlichen Kritikers und Zweiflers. Bald wird man die Geschichte ganz anders trarbiert — man wird sie erläutern mit Hilfe von Abgüssen und Bildern. Die Goldarbeiten aus den Kunstgräbern von Mykenae, aus dem Hause des Priamos, die sind ebenso zugängliches Beweismaterial, wie die zehntausend Fundstücke von Olympia oder die mit wunderbar schlauer, wohlthätiger Geheimniskrämeret aus der Erde Schooß eben herausgeschafften pergamentischen Sculpturen. Schon schreibt ein Curtius seine griechische Geschichte in neuer Auflage um, auf Grundlage der Forschungen der allerletzten Jahre. Vielleicht ist nur noch eine Nachgrabperiode nöthig, und wir haben den herrlichen Schauplatz im Thale des Alpheios ganz vor uns enthüllt.

Der Schlangenkultus in Indien*)

Schlangen gibt es in Indien viele, groß und klein, unschädliche und giftige. Die gefährlichste ist die Brillenschlange, Cobra di Capello genannt. Ihr Gift ist unsehlbar tödlich; zahlreiche Mittel dagegen sind empfohlen, aber eine zu ihrer Prüfung eingesetzte Commission kommt zu dem hoffnungslosen Schlusse, daß keines sich bewährt habe. Ihrem Bisse fallen jährlich Tausende zum Opfer. Die Indier gehen meist barfuß, nehmen ihr Leben nicht in Acht, sind auch in abergläubischer Furcht vor der Cobra befangen. Europäer sind dagegen wenig gefährdet; gelegentlich einer eingehenden Untersuchung in den letzten Jahren ergab sich die überraschende Thatsache, daß nur zwei Fälle namhaft gemacht werden konnten, in welchen Europäer gebissen wurden; in einem Falle war eine Cobra gegen ausdrückliche Warnung in die Hand genommen worden, das andere Mal war der Gebissene ein Jäger, der sie im Jagdeifer beim Uebersteigen einer Hecke anfaßte.

Dem Indier gilt die Schlange als ein göttiges Wesen und ihre gegabelte Zunge als Folge des Aufstehens des Göttertrankes Amrita von den hohen Halmen mit langen, scharfkantigen Blättern des Kusa-Grases, der Göttervogel Garuda habe auf dieses Gras einige Tropfen fallen lassen, als er vom Göttertrank zur Genejung seiner Mutter stahl.

Die Opferung an Schlangen ist in Indien eine allgemeine und von hohem Alter.

Mit dem Schwanzende im Munde als Ring ohne Ende bietet sich die Schlange, die sich jährlich durch Wechsel der Haut verjüngt, dem indischen Volke von selbst als Sinnbild der Unsterblichkeit dar. In Indien ist nach dem gelehrten Babu Pratapschandra Ghoshia der Schlangendienst ein Zugeständniß der alten Arier an die mächtigen Segner unter dem nicht arischen Mago-Volke, dessen Wohnstätt der Vorstand des indischen archäologischen Bureau, General Cunningham, ins Doab ober das Land zwischen den Flüssen Ganges und Yamuna in Hindostan verlegt. Dieses Volk konnten die eingewanderten Arier sich nicht unterwerfen, man mußte sich mit ihnen befreunden, bis es zum Dienenden gemacht werden konnte, so abstößend seine barbarischen Gebräuche auch befunden

*) Nach dem interessanten Werke: Indien in Wort und Bild von Emil Schlagintweit.

ben wurden. Die volksthümlichsten Nagahelben wurden als Verkörperungen arischer Gottheiten erklärt und ins Hindu-Pantheon aufgenommen, der Volksname einer mythologischen Schlange mit menschlichem Antlitz beigelegt, die unter der Erde wohnt und Wasu als Herr der Erde zum Erhalter der Welt gemacht, bis diese Figur schließlich zum Schutzgeist bei Hausbauten herabgedrückt werden konnte.

Zahlreiche verwitterte, über ganz Indien zerstreute Steinbilder einer Schlange geben Zeugniß vom Alter dieses Dienstes. Der Kultus war und ist jedoch kein Fetischdienst, sondern dem Totemismus der amerikanischen Indianer zu vergleichen, der in der Verehrung sinnlich wahrnehmbarer Wesen, über die der Mensch keine Gewalt hat, eine Mittelstellung zwischen Fetischdienst und Religion einnimmt. Heut zu Tage ist in Süd-Indien unter jedem Baum, an schattigen Orten, am Ufer der Flüsse vom gläubigen Hindu die Steinskulptur einer Schlange hinterlegt; man darf mit den Fingern nicht darnach deuten, sonst faulen sie ab. Das Volk hält das Bild der Schlange für ein Heilmittel; ein Kranker knetet sich aus Lehm und Teig eine Schlange oder nimmt eine aus Ton gebrannte, aus Messing gegossene Schlange und verrichtet dann gewisse Ceremonien. Das Aufstellen einer Schlange hält Kinderlosigkeit ferne; Wohlhabende, die sich vergeblich nach einem Sohne gesehnt haben, gehen kostspielige Ceremonien mit einem Schlangenbilde ein. Der Ausfällige erhofft von der Schlange Erlösung von einem schmerzvollen Leiden, muß ihr aber unter Musik opfern.

Die Thümpfosten beschmiert der heidnische Hindu mit Dünge der „heiligen“ Kuh und glaubt dabei von seinem Hause giftige Schlangen ferne zu halten; bringt aber eine solche ein, so treibt sie das abergläubische Hinduweib nicht mit Gewalt hinaus, sondern stellt sich betend vor sie hin, auf daß sie sich entferne; und erhebt dabei die Schlange den Kopf und schwenkt denselben, so gilt dies als Verheißung von Glück. Diesen Aberglauben nähern die Schlangenbeschwörer aus, Gaukler, welche Brillenschlangen geschickt die Giftzähne ausbrechen und sie nun durch Mustk, welche das Thier liebt, aus dem Korbe oder Versteck in der Lehmwand der Häuser, in Gebüsch und im Garten hervorlocken, wohin sie vorher gebracht worden waren; in der Nähe des Versteckes stehend, werden solche schadlos gemachte Cobras mit scheinbarem Muth herausgezogen und im Kreise um sich geworfen.

Zum Volksfest werden die zwei Jahresfeste Naga Pantshami und Kalka Scheshti; ersteres ist das Hauptfest und findet am Tage des Monat Srawana (August oder September) statt. An diesem Tage haben die Weiber und legen ihr bestes Geschmeide an; mit Krügen voll Milch und Blumen naht man sich den Schlangenbildern im Hause oder in der Nähe des Dorfes, sucht auch Amenshühgel auf, in denen man Schlangen vermutet, oder trachtet im Dickicht einer wirklichen Cobra sichtbar zu werden, der man ihr Lieblingsgericht Milch vorsetzt. Die Schlangenbeschwörer haben ihren guten Tag, jeder bejehnt sie. In den Städten nehmen sie die Fete in die Hand und durchziehen mit Musikern, die mit Clarinet, Flöte und langen, quer gehaltenen Trommeln, Tamtam, deren Fell mit den Fingern geschlagen wird, eine unharmonische Musik machen, die Straßen; in großen Körben führen sie unschädlich gemachte Brillenschlangen mit sich, Abends umringen Fackelträger die Gruppen. An passenden Plätzen wird Halt gemacht und Tröge auf die Erde gestellt; Frauen tragen Milch bei und die aus den Körben an die Schlüssel gesteckten Cobras lassen sich das leckere Mahl munden. Erregend ist die wüthende Geberde der Thiere beim Wegnehmen, wie die täuschende Berwegenheit, welche ihre Bestizer dabei zur Schau tragen.

In Süd-Indien ist Dezember die Zeit des Schlangenfestes; hier zieht man zu bestimmten Tempeln der Brahmanen, die sich das Halten von Schlangen zum Geschäft machten, oder zu Klauen, in denen die Thiere massenhaft hausen; nach dem heidnischen Aberglauben soll der Körper der Ausfälligen, mit Erde aus der Höhle einer Schlange von diesen Orten eingetiebet, heilen.

Mitternacht.

Das silberne Mondlicht blinkt ins Gemach
Und gleitet über den Firn,
Und langsam zieht über Deck' und Wand
Seine stille, glänzende Spur.

Auf die alte Wanduhr fällt es herab,
Die da tickt bei Nacht und bei Tag
Und im Takte des Pendels pocht mein Herz
Mit langsam traurigem Schlag.

Ich denke des nimmer gesprochenen Wortes,
Das auf der Lippe verborrt,
Noch bitterer schier für der Sehnsucht Drang,
Als das frevelnd gebrochene Wort.

Jetzt presse die Hand auf die kalte Stirn —
Mein Herz, dir frommt kein Traum!
Schlaf ein, wie die stillen Wälder ruhn
Im mondlichtstimmenden Raum!

Du wachst allein in der weiten Welt,
Frieden ist rings in der Rund';
Die Wasserlilie träumt auf dem Teich,
Und die Knospe tief auf dem Grund.

Doch ich höre Nichts als das Ticken der Uhr,
Und ich denk' und träume nur Eins: —
Es ist des geliebten Herzens Schlag,
Das erzittert und pocht wie meins.

Und lauter jetzt spricht der Wanduhr Mund,
Mitternacht schaut durch den Raum,
Und zwösfmal sagt sie vernehmlich mir:
Umsonst ist dein thörichter Traum!

R.

Vermischtes.

* Konstantinopel, Anfang Januar. Seit einigen Tagen haben wir hier das strenge Regiment eines nordischen Winters, das dem Orientalen gar nicht behagen will. Während die aus der Heimath gekommenen Zeitungen von den dort liegenden hohen Schneemassen erzählen, schlürften wir hier noch während der Feiertage im Freien bei schönem Wetter den dufenden türkischen Kaffee. Der Temperaturwechsel war ein plötzlicher, die empfindliche Kälte wird daher um so fühlbarer. Ich war nicht wenig erstaunt, als mich am Samstag Morgen beim Dessen des Balkons ein lustiges Schneegestöber begrüßte, und ich in der Ferne die Berge mit Schnee bedeckt gewahrte. Während kurzer Zeit wußte in Galata und Stambul die Pferdebahn ihre Fahrten einstellen, so hoch lag der Schnee. Der sonst so lebhafteste Verkehr auf den Straßen und namentlich auf der nach Stambul, der City Konstantinopels, führenden Valide Brücke begann erst gegen Mittag seine gewöhnliche und so interessante Physiognomie anzunehmen. Und auch dann wagte sich der bessere situirte Türke nur dreifach in Pelz eingehüllt auf die Straße. Obgleich ich in meinem nach Norden gelegenen Zimmer heize, als ob ich mich mitten in Sibirien befände, kann ich keine behagliche Temperatur erzielen. Die Häuser sind eben nicht eingerichtet zum Schutze gegen solche Kälte. Die Mehrzahl ist nach orientalischer Sitte aus Holz gebaut; die in Stein aufgeführten haben gar dünne Wände, bei allen aber hat der Wind durch nicht schließende Fenster und Thüren freien Durchzug. Auch aus den Provinzen wird über grimmige Kälte und hohen Schnee berichtet. Nicht minder groß ist Armuth und Elend. Die Preise der nothwendigsten Lebensmittel sind fortwährend im Steigen begriffen, dabei liegt der Handel sehr darnieder. Der Privat-Wohlthätigkeit bietet sich hier ein weites Feld reicher Thätigkeit. Ein Wohlthätigkeits-Bazar hat herrliche Erfolge gehabt und gebührt den hierbei theilhaftigen Damen alle Anerkennung. Weniger an die Oeffentlichkeit tretend, aber darum nicht weniger segensbringend ist das Wirken unserer Ordensgeistlichen und Ordensschwester. Im Kloster San Benedetto ist schon seit dem Anfange Dezember eine Suppenanstalt eingerichtet. Für einen ganz geringen Betrag wird dort den wenig Bemittelten eine kräftige, wohlsmekende Suppe verabreicht; die ganz Unbemittelten bezahlen mit einem „Gott vergelt's“. Und dieses „Gott vergelt's“ kommt vom Herzen. Nicht allein ist der Hunger gestillt, nein, die guten Schwestern wissen, daß das noch nicht genug ist, sie haben auch für Seben Worte des Trostes und der Ermunterung; sie helfen die schweren Leiden tragen. Unsere Ordensgeistlichen und Ordensschwester wären wohl die geeigneten Commissarien, welche die preussische Regierung in die nothleidenden Provinzen schicken könnte. Mit dem Eintritt der kalten Jahreszeit ist auch die Lage der Flüchtlinge äußerst bedrängt geworden. (Bekanntlich ist eine Menge Mohamedaner aus Bulgarien zur Zeit des russisch-türkischen Krieges nach Konstantinopel geflohen.) Von diesen Unglücklichen sind etwa noch 2000 in hiesiger Stadt. So lange die Temperatur milde war, wohnten sie draußen unter Zelten und näherten sich von dem, was sie sich auf rechtmäßige und unrechtmäßige Weise aneigneten. Man kümmerte sich nur wenig um diese Opfer des Krieges. Beim Herannahen der rauhen Jahreszeit suchten sie Schutz vor Regen und Wind in verlassenen Häusern und den Vorhöfen der Moscheen. Ohne Brod, ohne Kleidung, gingen diese armen Menschen einem sichern Tode entgegen. Es ist ein ergreifender Anblick, wenn diese in Lumpen gehüllten Jammergestalten den Vorübergehenden die abgemagerten Hände um eine Gabe bittend, entgegenstrecken. Vor Frost mit den Zähnen klappernd sind sie kaum im Stande, für die dargereichte Gabe Worte des Dankes zu murmeln. Die Regierung ist dann endlich aus der Bethargie erwacht und hat geholfen, so viel sie es bei der ungünstigen Lage der Finanzen kann. Auf die Dauer wird wohl das Ausland eingreifen müssen. Frankreich hat bereits 20,000 Fres. gespendet und damit kann schon viel Noth gelindert werden. („D. Reichs.“)

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. G. H. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt
Belletristische Beilage
zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
G. Becker & Co.

N. 4.

Sonntag, den 25. Januar.

1880.

□ Was sagt die Geschichte dazu?

In der hiesigen A. Bagel'schen Verlags-Buchhandlung erschien kürzlich ein Schulbuch, betitelt: „Zahn's Biblische Geschichten für evangelische Schulen, neubearbeitet und mit einem Anhange, enthaltend Bilder aus der Kirchengeschichte, versehen von Giebe, Regierungs- und Schulrath.“

Wir beabsichtigen hier nur Eine Seite dieser „Bilder aus der Kirchengeschichte“ Seite 175 — etwas zu beleuchten und zwar mit steter Berücksichtigung der Frage: Was sagt die Geschichte dazu?

Herr Giebe erzählt: „Der Papst Leo X. wollte durch den Prachtbau der Peterskirche zu Rom sich ein Denkmal setzen. Um das dazu nöthige Geld zu erlangen, schrieb er einen allgemeinen Ablass aus.“ Wir fragen: Woher weiß denn Herr Giebe, daß Papst Leo X. durch den Prachtbau der Peterskirche sich ein Denkmal setzen wollte? Möge er uns doch einmal eine einzige glaubwürdige Quelle für diese seine Ansicht angeben. Nun aber können wir dem Verfasser eine Quelle von unanfechtbarer Echtheit und Glaubwürdigkeit nennen, wo Papst Leo X. ganz ausdrücklich zu erkennen gibt, welche Absicht ihn bezüglich des Baues der Peterskirche leitete resp. aus welchen Gründen er dieserhalb einen Ablass verkünden ließ. Wir meinen die Ablassbulle des genannten Papstes, in welcher derselbe wörtlich Folgendes sagt:

„Nachdem Wir zu dem Gipfel des Apostelamtes, wenn auch mit unzureichenden Verdiensten, aus göttlicher Guld erhoben worden sind, zeigte sich Uns unter allen Sorgen die uns immerdar schon auf niederer Stufe am Herzen lagen, das **Seelenheil aller Christgläubigen** und die Vollendung des Baues der Peterskirche in Rom, welche das Haupt aller Kirchen ist, der besonderen Berücksichtigung würdig. Weil Wir nun väterlich für Beide zu sorgen wünschen, so folgen Wir, soweit es Uns der Himmel verleiht, dem Beispiele unseres Erlösers — und verleihen im Vertrauen auf die Erbarmung des allmächtigen Gottes und die Verdienste seiner heil. Apostel Petrus und Paulus und aller Heiligen aus voller Wissenschaft und apostolischer Vollmacht allen Christgläubigen, **wenn sie reumüthig gebeichtet haben** und binnen Jahresfrist die Kirchen nach der von Unserm Nuntius zu treffenden Anordnung anständig besuchen und in die zur Unterstützung des besagten Baues aufgestellten Opferkasten fromme Almosen wirklich einlegen, vollkommenen Ablass.“

Aus diesen Worten des Papstes geht auf's deutlichste hervor, daß nur die edelsten Motive ihn bezüglich des Ablasses bezw. des Baues der Peterskirche geleitet haben: nämlich zuerst und vor Allem die Sorge, für das **Seelenheil aller Christgläubigen** (deshalb die päpstliche Vorschrift: „reumüthig zu beichten“) und die Vollendung des Baues selbst, aber durchaus nicht die hochmüthige Absicht, sich ein Denkmal zu setzen.“ Uebrigens hier nebenbei die Bemerkung: das achte Gebot Gottes lautet: „Du sollst kein falsches Zeugniß geben wider deinen Nächsten.“

Herr Giebe erzählt weiter: „Für Deutschland pachtete [!] diesen Ablass gegen Ueberlassung des halben Ertrages der Erzbischof Albrecht von Mainz, welcher sich wiederum als Einsammlers des darin sehr erfahrenen Dominikanermönchs Johann Tetzel bediente.“

Wir wollen hier gleich bemerken, wie uns der Giebe'sche Ausdruck: „pachtete“ wahrhaft empört hat. Und was sagt die Geschichte dazu? Folgendes: Leo X. beauftragte den Erzbischof Albrecht von Mainz mit der Verkündigung jenes Ablasses in Deutschland. Der Erzbischof gab nun eine auf die päpstliche Bulle sich stützende Anweisung, worin diejenigen, welche sich der Ablassgnade theilhaftig machen wollten, verpflichtet wurden, **reumüthig zu beichten**, den Tag vor der Beichte zu fasten, am Tage nach der Beichte das hl. Abendmahl zu empfangen, mehrere Kirchen zu besuchen, dort bestimmte Gebete zu verrichten und nach Maßgabe ihres Vermögens ein Almosen zu geben. Auch war den Beichtvätern ausdrücklich befohlen, „daß sie Niemanden ohne alle Gnade von sich entlassen sollen, da hier nicht weniger die Seligkeit der Christgläubigen, als der Nutzen des Baues gesucht werde. Diejenigen nämlich, welche kein Geld haben, sollen ihren Geldbeitrag durch Gebet und Fasten ersetzen, denn das Himmelreich soll den Reichen nicht mehr als den Armen offen stehen.“ Ferner wurde den Ablasspredigern selbst strenge vorgeschrieben, ein sittenreines Leben zu führen, keine Wirthshäuser zu besuchen und unnütze Ausgaben zu meiden.

Wahrlich, angesichts einer solchen vorsichtigen Anweisung und solcher strengen religiösen Vorschriften als Bedingung zur Gewinnung des Ablasses kann von einem „Pachten“ am allerwenigsten die Rede sei. Oder stößt sich Herr Giebe vielleicht daran, daß Papst Leo X. dem Erzbischof Albrecht zur Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse der Diocese Mainz einen Theil des eingegangenen Almosen überließ? Wir sagen ausdrücklich: Zur Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse der Diocese Mainz, denn das war der Zweck der Ueberlassung. Wenn aber Herr Giebe das ein „Pachten“ nennen will, dann müssen wir ihm sagen, daß wir noch niemals gehört haben, daß protestantische Kirchenbehörden solche Almosen schonde abgewiesen haben, welche ihnen zur Erbauung von protestantischen Kirchengebäuden oder Krankenhäusern oder zur Errichtung von protestantischen Predigerstellen oder überhaupt zur Befriedigung kirchlicher Bedürfnisse dargeboten sind, und daß wir ferner auch niemals gehört haben, daß die protestantischen Generalsuperintendenten und Prediger nur allein von der frischen Luft leben, sondern in dieser Beziehung vielmehr dem Worte der h. Schrift (1. Cor. 9, 13 und 14) zu folgen für gut hielten: „Wisset ihr nicht, daß die, welche im Heiligthum beschäftigt sind, vom Heiligthum auch essen und daß die, welche dem Altare dienen, vom Altare ihren Theil empfangen? Also hat auch der Herr verordnet, daß die, welche das Evangelium predigen, vom Evangelium leben sollen.“

Herr Giebe nennt ferner den Johann Tetzel, der den Erz-

bischof von Mainz mit der Verkündigung des Ablasses be-
traute, einen „im Einsammeln sehr erfahrenen Dominikaner-
mönch“. Warum hat anstatt dessen der Herr Schulrath hier
nicht bemerkt, daß Tezel — wie dieses aus seinen Antithesen
und seinen noch vorhandenen Predigten deutlich hervorgeht —
vor Allem eine würdige Weihe und wahre Reue zur Ge-
winnung des Ablasses verlangt hat, ganz nach Vorschrift der
Ablassbulle des Papstes Leo X.? Warum ferner hat er nicht
hinzugesügt, daß Luther selbst geschrieben hat: „Wer wider
die Wahrheit des päpstlichen Ablasses predigt, der sei ein Fluch
und vermaledeit?“ Warum endlich hat der Verfasser nicht
auch darauf aufmerksam gemacht, daß Tezel's Vorgesetzte und
Zeitgenossen ihm das beste Zeugniß ausstellen und daß z. B.
der Provinzial der Dominikaner von Sachsen, Hermann Rab,
in einem Briefe an Wittiz vom 3. Januar 1519 über Tezel
also schreibt: „Mit welcher lügenhaften Verleumdungen er aber
überschüttet wird, die man bis in's Unzählige ihm andichtet,
davon hallen alle Strakeneden wieder.“

Aus dem Gesagten ergibt sich zur vollen Genüge, daß die-
jenigen, welche die Verleihung des qu. Ablasses so gern als
einen Handel oder ein Pachten oder als einen Verkauf darstel-
len, den Inhalt und die Geschichte dieses Ablasses nicht ken-
nen oder nicht kennen wollen. Sehr richtig sagt Wilmerz:
„Ein Verkauf von Ablassen hat nie stattgefunden, wohl aber
sind mitunter neben andern guten Werken auch Almosen
oder Geldbeiträge zu guten Zwecken auferlegt worden; wäre
dies ein Verkauf zu nennen, dann würde auch Gott das
Himmelreich, das er als Preis des Almosen
aussetzt, um Geld verkaufen.“

Mißbräuche des Ablasses, die seitens einzelner Indi-
viduen vorgekommen, fallen nicht der Kirche zur Last, die
stets solchen Mißbräuchen entschieden entgegengetreten ist, z. B.
auf dem unter Clemens V. im Jahre 1311 zu Vienne gehaltenen
Concil, ferner auf dem unter Innocenz III. 1215 gehaltenen
Lateranensischen Concil, ferner auf dem Concil von
Orient.

Auf derselben Seite 175 berichtet Herr Giebe noch, daß
Luther nach seiner Rückkehr nach Wittenberg lehrte und pre-
digte „die Rechtfertigung nicht durch die Werke, sondern durch
den Glauben.“ Nun ja! Dann predigte Luther gerade etwas,
was der hl. Schrift widerspricht, denn Jacobus II, 14 sagt:
„Was kann es nützen, meine Brüder, wenn Jemand sagt, er
habe den Glauben, aber die Werke nicht, kann ihn wohl der
Glaube selig machen? Der Glaube, wenn er keine Werke
hat, ist an und für sich todt. . . Wurde unser Vater Abraham
nicht wegen seiner Werke für gerecht erklärt, als er seinen
Sohn Isaac als Opfer auf den Altar legte. . . Seht ihr
also nicht, daß der Mensch durch die Werke ge-
recht wird und nicht durch den Glauben allein.“
Daß die Werke, gegen welche der Apostel Paulus (Röm. 3,
27—31) eiferte, Werke des jüdischen und nicht des christlichen
Gesetzes sind, geht aus dem ganzen Zusammenhange hervor
und wird selbst von hervorragenden Protestanten zugestanden.

Nur Eine Seite der Giebe'schen „Bilder aus der Kirchenges-
chichte“ haben wir uns hier zu kritischen gestatt. Möge der
Herr Schulrath schon hieraus entnehmen, wie es uns Katho-
liken vor Allem um die Wahrheit in der Geschichte zu thun
ist. Wer Geschichte schreiben will, muß namentlich auf die
lautesten und reinsten Geschichtsquellen zurückgehen. Nur
dann kommt die Wahrheit zu Tage, und es geht nichts
über Wahrheit!

Kaiser Maximilians Untergang.*)

Große Kaiserparade auf dem Cerro de las Campanas bei
Queretaro! Die Tamboure wirbeln, die Trompeten schmettern
helle, vibrirende Fanfaren, als ob sie noch nicht verschwunden
wären die sonntigen Tages des Kaiserthums. Und doch hatte
schon am 13. Februar gepreßten Herzens und banger Ahnun-
gen voll Kaiser Maximilian mit einem Theile der Besatzung
bei der ephemerankten Garrita de Vallejo Abschied genommen
von der herrlichen, stolzen Hauptstadt seines Reiches. Ein ver-
einsamer Idealist und Poet auf einem vulkanischen Throne,
wollte er die Grenel des Bürgerkrieges, die Schrecken der Be-
lagerung fernhalten vom Bereiche der prächtigen, wohlhabenden,

*) Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, ließ sich 1864 von Na-
poleon bereben, die mexikanische Kaiserkrone anzunehmen. Als Napo-
leon später merkte, daß die Position der Franzosen in Mexiko un-
haltbar sei, zog er seine Truppen aus dem Lande und überließ Maxi-
milian seinem Schicksal. Dieser fiel durch Verrath in die Hände der
Empörer und wurde von ihnen am 19. Juni 1867 erschossen.

Lebensfrohen Hauptstadt. Er war daher hinabgezogen vom
Plateau von Mexiko in das nördliche reizende Hügelgelände
von Queretaro, um daselbst die ihm nach dem Abzuge der
Franzosen unter Marschall Bazaine noch tren gebliebenen
eingeborenen und österreichischen Truppen zu versammeln und
hier entweder den Angriff des jaaristischen Obergenerals Por-
firio Diaz abzuwarten, oder im günstigeren Falle selber von
da aus gegen einen der damals noch getrennten feindlichen
Heerestheile die Offensive zu ergreifen. Heute, am 22. Februar
1867, war um 2 Uhr Nachmittags das berühmte Corps des
indianischen Generals Ramon Mendez bei Queretaro ein-
getroffen. Kaiser Max war dieser Schlachternproben, weiter-
harten Kerntruppe entgegengeritten, um sie und ihren Führer
zu begrüßen und die Parade abzunehmen. Eine classische Pa-
rade, wie sie in dieser Welt noch kein zweiter Kaiser geschaut!
Auf halbwilldem Texas'schen Hengste, phantastisch gezäumt,
phantastisch gesattelt, sprengte mit zur Erde gesentier Pallasch-
Klinge der Commandant dem Monarchen entgegen, um die Mel-
dung zu erstatten. Ramon Mendez! der Schrecken der Quari-
sten, der kühnste Parteigänger und treueste Anhänger des Kai-
sers Maximilian! Seine indianische Mutter hatte ihn auf der
Wiesenmatte nicht mit Kriegsgefangenen, nicht mit den Leibern
des Eid in den Schlummer gekullt. In den Tagen seiner
Kindheit, die er barfuß durchwandelt, war ihm die Stahllinge
noch sehr fremd, denn er führte damals ein niedlicheres In-
strument. Da passirte ihm aber einmal das Glück oder Un-
glück, daß er, im Begriffe, ein neues Kleid seines Meisters
zu einem Kunden zu bringen, dasselbe im Monte verspielte. Er
bekam Hiebe und wurde in Arrest gesetzt. Aber schon wenige
Tage nachher durchbrauste die Straßen der mexikanischen Haupt-
stadt eine der vielen landesüblichen Revolutionen. Die neue
Regierung brauchte Soldaten. Sie öffnete die Kerker und be-
quadtigte deren diensttaugliche Insassen. So wurde Ramon
Mendez Soldat, und in seinem vierzigsten Lebensjahre schon
schmückten Generalsborten und Goldtressen seine theatralisch zu-
geschnittene Uniform.

Der zweite im Corps war General Calvo, der merkwürdigst
verstümmelte und zerschlagene Haudegen, der je eine Truppe be-
fehligt hatte. Er hatte kein rechtes Bein und keinen
linken Arm mehr und saß doch im Sattel, wie ein jäh-
giger Husar. Die Wundmale im Gesicht und auf dem
Körper konnte er auf den ihm verbliebenen Fingern nicht mehr
abzählen. Zu allem Ueberfluß war sein rechter Arm gelähmt!
Daher ritt auf Märschen wie in Gefechten sein zwölffähriger
Sohn stets knapp neben ihm, um ihm bei allen Bewegungen
hilfreich zu sein. Wenn General Calvo die Truppen komman-
dirte, pflegte ihm sein Sohn den Säbel aus der Scheide zu
ziehen und in die starre Faust des Alten zu stecken, der oft
mit jugendlichem Feuer seine Soldaten haranguirte und zur
Attaque führte.

Kaiser Maximilian ritt die Fronten der in zwei Treffen
aufgestellten Truppen ab. Es war ein gar merkwürdiger An-
blick, der sich dem Auge des Monarchen darbot. Schwerlich
hat jemals noch ein Kaiser über solche Truppen die Parade
abgenommen. Das Mendez'sche Corps zählte im Ganzen 2400
Mann Infanterie, 1106 Reiter und 82 Artilleristen mit 13
Geschützen, ferner eine Heerde von 800 Oshen. Die Montur
befand sich in einem ganz unbeschreiblich defekten Zustande.
Da saßen Reiter zu Pferde, welche die Cartouche am nack-
ten Körper trugen, während das zerrissene Hemd und die
Fetzen der zerschlossenen Unterhosen im Winde flatterten. Da
gab es wieder andere, dreiviertel nackte Reiter, deren Füße in
Sanbalen staken, während die schweren Sternsporen an den
bloßen Fersen angeschnallt waren. Und doch machten alle Ab-
theilungen den Eindruck einer wohldisciplinirten, kriegsgeübten
Truppe, denn ihre Waffen waren in trefflichstem Zustande und
dem Commando gehorchten sie mit wundervoller Präzision.
Wie einst Beringetortz in jener denkwürdigen Unterredung mit
Julius Cäsar, die unseren Soldatenmuth schon im Gymnasium
angefacht, von seinen stahlharten Avernern drohend gerühmt:
„Meine Soldaten haben zwei volle Jahre nicht unter Dach
und Fach geschlafen“, so konnte damals Ramon Mendez auch
von seinen Schaaren behaupten, daß sie ungeschützt alle Wetter
und Stürme erprobt, die seit anderthalb Jahren die Hänge
der Sierra Madre und die Hochfläche von Zapotecos durch-
toft. . . Welche Empfindungen die Brust Maximilian's bei
solchem Anblicke bewegt haben mögen! Sie mögen wohl auf-
gefestigt sein in seiner stolzen und großen Seele die ver-
gleichenden Erinnerungen an jene glänzenden Reuen, die er
in schöneren, glücklicheren, jüngeren Tagen als Vicelkönig der
Lombardet und Venetiens auf den Marsfeldern von Mailand

und Venedig, von Verona und Vicenza an sich hatte vorbeipassiren lassen. Wie war das doch so anders in der fernern theuern Heimath, weit — weit im Osten, jenseits des in ewiger Unruhe brandenden, unermesslichen Atlantischen Ozeans!

Diese Bilder und Betrachtungen werden wieder zum Leben geweckt in uns, während wir die kürzlich erschienenen Denkwürdigkeiten eines Offiziers durchblättern, den das Schicksal zum Zeugen der Tragödie von Queretaro gemacht.*) Es ist dies der gewesene mexikanische Ketter-Offizier, Theodor Kählig, welcher während der Belagerung von Queretaro die Ehre hatte, als Sekretär des Kaisers Maximilian zu fungiren.

In theilweise neuer, freilich nicht günstiger Beleuchtung erscheint nach diesen Denkwürdigkeiten die Haltung des nach dem Abzuge des Kaisers in der Hauptstadt zurückgebliebenen Ministersiums. Dasselbe wird der Zweideutigkeit beschuldigt und einer verhängnißvollen Saumseligkeit geziehen, der es allein zuzuschreiben ist, daß die Absendung der Verstärkungen nach Queretaro, insbesondere des österreichischen rothen Husaren-Regiments und der gezogenen Geschütze, gänzlich unterblieb. Auch die zugesagten Geldmittel trafen nimmer ein. Beim Ausmarsche aus Mexico hatte man bloß 50,000 Piaster mitgenommen. Trotz der dringendsten Mahnungen, welche das kaiserliche Hauptquartier aus Queretaro nach Mexico richtete, wurden nur mehr 29,000 Piaster nachgesendet, obgleich Minister Campos dem Kaiser hoch und theuer versichert hatte, „derselbe möge nur ruhig auf die Mittel zur Erhaltung des Heeres zählen“. Nun war dieses „Heer“ in Queretaro nie stärker als etwa 8000 Mann; mit diesen hätte das Kaiserreich gegen die 40,000 Mann zählende juaristischen Armee vertheidigt werden sollen!

Ein lüchtes Blatt in dieser düstern Darstellung füllt die rühmliche, edle Haltung der Bevölkerung von Queretaro. Die 30,000 Einwohner der Stadt, darunter 12,000 Indianer, hingen aufrichtig an dem Kaiser und an seiner Sache. Als die drückende Nothlage schon am 1. März den Kaiser zwang, für Queretaro ein Ansehen von 150,000 Piastern auszusprechen, floß die Summe ohne Zwischenfall innerhalb weniger Tage ein.

Am 2. März richtete der Kaiser ein Schreiben an Minister Aguirre, worin er auf die Idee des Nationalcongresses zurückkam, welche er schon beim Betreten mexikanischer Bodens gehegt hatte. So lange jedoch die rübe Wirtschaft der Franzosen die Gemüther der Eingeborenen verbitterte, war dieser Plan undurchführbar. Nun hatten endlich die französischen Transportdampfer den Marschall Bazaine und seine Bataillone aus dem mexikanischen Golfe entführt, Maximilian griff daher die Idee des Nationalcongresses wieder auf. Derselbe sollte gleichmäßig von den kaiserlichen, wie von der republikanischen Partei besetzt werden, um über die Regierungsform sich auszusprechen und die Zukunft des Landes zu beschließen. Hätte die republikanische Partei auf diesem Congresse eine entschiedene Majorität gehabt, der Kaiser hätte nicht geögert, seine Gewalt in der Versammlung niederzulegen. Der General Porfirio Diaz beantwortete den entgegenkommenden Schritt des Kaisers damit, daß er den kaiserlichen Commissär Don Juan Pablo Franco einfach erschießen ließ und in einem Briefe an den Gouverneur und Militär-Commandanten des III. Distriktes des Staates Mexico vernehmlich erklärte, Mr. Bournouf, der die Einladung Maximilian's an den General zur Besichtigung des Nationalcongresses überbrachte, hätte ihm — Diaz — im Namen des Kaisers den Befehl über die Truppen von Mexico und Puebla angeboten. Unter solchen Umständen war es für den Kaiser nur ein Gebot der Ehre, auszuharren und zu kämpfen bis zum Aeußersten.

Es kann begreiflicher Weise nicht in unserer Absicht liegen, die Phasen des blutigen Ringens vor und um Queretaro und der siebzigtägigen Belagerung in Einzelnen zu verfolgen. Nur einige Züge dieser Tragödie wollen wir hier herausgreifen, Züge aus dem Privatleben des Kaisers.

Als er sein Hauptquartier nach der Einschließung der Stadt seitens der feindlichen Armee im Convente La Cruz aufschlug, bezog er im oberen Stockwerke des Klosters ein kleines Zimmer, eine ehemalige Klosterzelle, welche durch ein einziges finsternes Vorzimmer, eigentlich eine Kammer, ihren Zugang erhielt. Nach mexikanischer Sitte fensterlos, bekam das Wohnzimmer Licht und Luft durch eine Tag und Nacht offene Balkonthür, die auf den Klosterhof hinausging. In letzterem lagerten

einige Bataillone der Besatzung, — ein Umstand, der die kaiserliche Wohnung gerade nicht zu einer ruhigen und angenehmen gemacht hat. Die gesammte Einrichtung des kaiserlichen Gemaches bestand aus einem metallenen Reisebette, einem Waschtisch, einem großen Feldtische nebst vier Feldstühlen und einem kleinen Schreibtische für den Sekretär. Die verwahrlosten Wände der Zelle schmückten weder Tapeten noch Gemälde. Auf dem rohen, rothen, unebenen Ziegelboden lagen nicht einmal Strohmatten, geschweige denn Teppiche.

Die Dienerschaft bestand während der ganzen Belagerung nur aus einem Kammerdiener, einem Koch, zwei Lakaien und einem Pferdewärter.

Die Lebensweise Maximilians war die denkbar einfachste. Seine Civilliste hatte der Kaiser für die Besoldung der Truppen zur Verfügung gestellt. — Wenn ihn nicht operative Angelegenheiten nach außen riefen, hielt er sich zumeist in seinem beschriebenen Zimmer auf. Bisweilen besuchte er eine kleine Grotte am westlichen Abhange des Cerro de las Campanas, welche eine prächtige Fernsicht auf die gesegnete, im reichen Frühlingschmucke prangende Landschaft barbot. Hier saß Kaiser Max oft stundenlang allein, in Gedanken verfunken. Bevor die Situation in Queretaro einen hoffnungslosen Charakter angenommen, und so lange noch das Anrücken von Verstärkungen aus der Hauptstadt zu erwarten war, beschäftigte sich der Kaiser bisweilen mit der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten, die er dem Sekretär in die Feder diktirte. Dieselben enthalten in den uns hier mitgetheilten Bruchstücken furchtbare Anklagen gegen das empörende Benehmen Bazaine's in Mexico. Die französischen Beamten beobachteten in jenem Lande ein so niedriges, eigensüchtiges und verächtliches Verfahren, als ob sie es darauf abgesehen hätten, sich bei der Bevölkerung gründlich verhaßt zu machen. Wir lesen da die buntesten Dinge und bergreifen nur zu gut, wenn Kaiser Max an einer Stelle wörtlich schreibt: „Am Morgen nach dem Abmarsche der letzten Franzosen bestieg ich mein Pferd, um einenritt durch die Stadt zu machen. Ein eigenes, erhebendes Gefühl besetzte mich. Die Physiognomie der Stadt schien sich über Nacht geändert zu haben, Alles erschien mir in einem viel freundlicheren Lichte. Es schien, als ob ein Alp von der Bevölkerung gewichen wäre, das Leben in den Straßen pulsrte schneller und freundlicher schienen mir die Gräße, mit welchen ich von den friedlichen Bürgern bewillkommenet wurde.“

(Schluß folgt.)

Humoristisches. *)

Müller, (der einen neuen Baden errichtet hat, zu seinen Commis). Nun, meine Herren, kann's losgehen!

Erster Commis. Sie sollen 'mal sehen, Herr Müller, wir werden heute noch ganz hübsch zu thun haben.

Müller. Na, wer weiß. Wir haben nun schon 'ne halbe Stunde auf und noch hat sich keine Kage sehen lassen.

2. Commis. Bedenken Sie, daß die feinen Damen vor 11 Uhr nicht ausgehen, und vergessen Sie ferner nicht, daß unsere Annoncen erst heute in der Zeitung stehen, und die Meisten daher noch gar nicht wissen können, daß wir eröffnet haben.

Müller. Sie haben Recht. Wenn kein Mensch heute käme — so wäre es auch kein Wunder!

3. Commis. Da steigt schon einer aus der Droschke.

4. Commis. Und da kommt noch Einer direkt auf den Baden losgefeueret.

Müller. Eins und eins macht zwei. Für den Anfang alles Mögliche.

1. Commis. Und Sie haben noch soeben geglaubt, daß kein Mensch kommen würde.

Müller. Nun — ich freue mich über meinen Irrthum. Wenn wir heute ein gutes Geschäft machen, so soll es Ihr Schaden nicht sein. Du, Wilhelm, mach' nun doch bei Jedem, der in den Baden tritt, einen Strich in Deine Brieftasche. Sie sind nächsten Sonntag meine Gäste, meine Herren. Und so viel Striche Wilhelm macht, so viel Flaschen Champagner gebe ich zum Besten.

5. Commis. Passen Sie auf, Wilhelm, daß Sie nichts vergessen!

Wilhelm. Selen Sie ganz ruhig. Eher mache ich einen Strich zu viel, als zu wenig.

1. Commis. Herr Müller, hier ist Jemand, der Sie zu sprechen wünscht.

*) „Geschichte der Belagerung von Queretaro“. Wien 1879. S. B. Seidel u. Sohn.

*) Aus der „Cobl. Volksz.“

Müller. Ah — der Herr aus der Droschke. Mein Herr, was sieht zu Ihren Diensten?

Der Herr. Bitte sehr. Im Gegentheil: ich erlaube mir, Ihnen meine Dienste anzubieten.

Müller. Mit wem habe ich die Ehre?

Der Herr. Herman und Compagnie. Wir haben die Agentur der Strakburger Feuerversicherungs-Gesellschaft. Ihr Magazin ist noch nicht affecurirt?

Müller. Nein. Aber —

Der Herr. Sie fürchten die vielen Umstände. Seien Sie unbesorgt! Sie haben nichts weiter nöthig, als die Summe auszufüllen und Ihren Namen zu unterschreiben.

Müller. Entschuldigen Sie —

Der Herr. O bitte sehr. Ich weiß, Sie haben erst heute aufgemacht und die Hände voll zu thun. Ich führe Sie keinen Augenblick länger. Unsere Sache ist in Ordnung. Ich habe Ihr Wort, und das genügt mir. Morgen erhalten Sie die Police.

Müller (thut nachsiegend): Aber, mein Herr —

Ein zweiter Herr (Müller den Weg vertretend). Ich habe die Ehre, Herrn Müller zu sprechen?

Müller. Ganz ergebenst aufzuwarten.

Der zweite Herr. Ich bin von der englischen Gasgesellschaft und wollte fragen, ob Sie das Gas für Ihr neues Etablissement von uns entnehmen wollen?

Müller. Bedauere sehr. Ich brenne bereits städtisches Gas, und Ihre Offerte kommt daher zu spät.

Der zweite Herr. Zu spät kommt nie eine Offerte, die große Vortheile bietet, und Sie werden daher gewiß als Kaufmann —

Müller. Verzeihen Sie — ich werde so eben dort unten verlangt.

Der zweite Herr. Lassen Sie sich nicht abhalten — ich komme morgen wieder!

Dritter Herr. Herr Müller?

Müller. Mein Name ist Müller.

Dritter Herr. Mein lieber Herr Müller, es ist mir außerordentlich angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ihre Einrichtung ist ausgezeichnet! Nehmen Sie meinen aufrichtigsten herzlichsten Glückwunsch!

Müller. Verbindlichen Dank.

Dritter Herr. In der That. Alles höchst proper und geschmackvoll. Die Regale — die Schaufenster — die Lampe —

Müller. Sie sind sehr freundlich, aber —

Dritter Herr. Es kann Ihnen gar nicht fehlen, mein bester Herr Müller. Gegen diesen Ausbau ist ja das Gersonsche Gemälde in Berlin gar nichts. Und was mich betrifft, da können Sie sich meiner wärmsten Empfehlungen versichert halten.

Müller. Es wird mir gewiß sehr angenehm sein, wenn Sie mich in Ihren Kreisen recommandiren, indeß —

Dritter Herr. In meinen Kreisen — ich bitte Sie! Die ganze Stadt, ganz Preußen, ganz Deutschland führe ich Ihnen zu. Ich bin Mitarbeiter am Tages-Telegraphen — Auflage vierundzwanzigtausend — jeden Tag drei bis vier Annoncen, und in zwei Jahren sind Sie ein gemachter Mann!

Müller. Ich halte nicht viel von vielen Inseraten.

Dritter Herr. Dann sind Sie schon in einem halben Jahre ein gemachter Mann! Ihr Geschäft wird zugemacht, Sie müssen sich fortmachen, und wenn Sie nichts im Stillen gemacht haben, dann sind Sie gemacht! Da haben Sie vier Wortspiele in einem Athem, werden Sie nun glauben, daß ich Einfluß habe auf die Presse?

Müller. Gewiß, aber in diesem Augenblicke —

Dritter Herr. Haben Sie nicht Zeit — schadet nicht! Sie sind ja jeden Abend bei Volpi. Um 9 Uhr treffen wir uns und besprechen das Nähere.

Müller. Gott sei Dank, da kommt endlich eine Dame, hoffentlich ist das eine wirkliche Kundin!

Die Dame. Sie sind der Herr von dem Baden?

Müller. Zu befehlen, meine Gnädige!

Die Dame. Na, wie gehen die Geschäfte?

Müller. Bis jetzt läßt sich noch nicht viel sagen.

Die Dame. Sie haben erst heute früh eröffnet?

Müller. Ja wohl. Was würden Sie wohl zu sehen wünschen?

Die Dame. Ich — durchaus nichts. Ich glaube aber, daß es Ihnen interessant sein dürfte, Etwas zu sehen — in die Zukunft — meine ich nämlich!

Müller. Wie soll ich das verstehen, Madame?

Die Dame. Die Sache ist ganz einfach. Wenn sich die jungen Herrn Kaufleute in Berlin etabliren, wollen sie gewöhnlich gern wissen, wie viel Tausende sie jährlich verdienen, was für eine Partie sie durch das Geschäft machen und wie viel Geld sie mitbekommen werden, und da lege ich ihnen gewöhnlich die Karten.

Müller. Ist das Ihr Ernst, liebe Frau?

Die Dame. Na, ich alte Frau werde doch mit so'nem hübschen jungen Herrn keinen Spaß machen.

Müller. Na, dann entfernen Sie sich auf der Stelle, zu bringliche Person!

(Die gnädige Frau entfernt sich, und zur Freude der Champagnerburschen fällt sich der Baden bald mit andern Besuchern, die alle Herrn Müller persönlich zu sprechen wünschen. Dieser steht sich bald von einem Kreis von Leuten umgeben, ohne zu wissen, wen er zuerst anhören soll.)

„Was wünschen Sie?“

„Ich bin von der Straßenreinigungsanstalt. Wir kehren hier jeden Morgen vor Ihrer Thüre und wollten höflichst um ein kleines Trinkgeld gebeten haben.“

„Was wünschen Sie?“

„Ich bin der Lithograph Steinschneider. Wenn Sie in Rechnungs-, Quittungs- oder Wechsel-Formularen etwas bedürfen —“

„Was wünschen Sie?“

„Ist Ihnen vielleicht ein Viertel zur nächsten Volterte gefällig? Sie haben heut aufgemacht. Versuchen Sie Ihr Glück!“

„Was wünschen Sie?“

„Ich bin der Nachwächter aus das Viertel. Ich wollte fragen, ob ich auf Ihren Baden auch mit aufpassen soll.“

„Was wünschen Sie?“

„Sind Sie noch mit Stahlfedern und Stigellack versehen?“

„Was wünschen Sie?“

„Ich habe die Speiseanstalt hier gleich an der Ecke. Vielleicht, daß Sie Ihre Commis bei mich wollten essen lassen, — ich würde es im Ganzen sehr billig machen.“

„Was wünschen Sie?“

„Ich bin vereideter Dolmetscher, mein lieber Herr Müller. Wenn bei Ihnen mal was vorkommen sollte, von Schweden, Dänen, Polen oder Russen — hier ist meine Adresse.“

„Was wünschen Sie?“

„Ich reise für die Gebrüder Stränge. Wenn Sie in Rheinwein —“

„Wilhelm! Wilhelm! Auf der Stelle den Baden schließen!“

„Es sind sechsunddreißig Striche, Herr Müller!“

„Eben deshalb! Wenn wir noch länger das Geschäft geöffnet lassen, geht mein Capital nächsten Sonntag in Champagner drauf!“

Erster Commis. Ich habe Ihnen in meinem und im Namen meiner Collegen eine Bitte vorzutragen, Herr Müller.

Müller. Und diese ist?

Erster Commis. Ihre freundliche Einladung noch hinauszuschleichen.

Müller. O, durchaus nicht. Mit dieser Offerte, meine Herren, geben Sie das Zeugniß einer Gesinnung für mich, die allein schon eine Champagner-Föte werth ist. Jetzt sind Sie erst recht meine Gäste!

Die Commis: Hurrah! Es lebe Herr Müller!

Sonette im Geiste des heiligen Thomas von Aquino.*)

1. Der Philosoph.

Ein Weiser ist, wer, seines Ziels bewußt,
Nur dieses sucht in unverwandtem Streben:
Gleich einer Sonne muß es vor ihm schweben,
Durchleuchten und durchglänzen seine Brust.

Ein Gold, befreit von aller Schlacken Wust,
Muß seiner Seele Sporn und Nüchtern geben:
Nur dann wird er als wahrer Weiser leben,
Wenn höchster Wahrheit die Liebe seine Lust.

Die Wahrheit, die da war von Anbeginn,
Der Schöpfung Urquell, Strom und Ocean,
Für die als Zeuge von des Himmels Zinne

Die Weisheit selbst betrat die Staudesbahn, —
Sie muß als ew'ges Ziel ihm wohnen inne,
Nur dann darf er der Weisheit Tempel nah'n.

*) Aus der Wochenschrift „Sterne und Blumen“.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. G. H. Süssgen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. G. H. Süssgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 5.

Sonntag, den 1. Februar.

1880.

+ Gott in der Natur.

Die neuere Naturforschung ist leider überwiegend dem Materialismus verfallen, und nur die Minderheit ihrer Vertreter bekennt sich noch zu der idealen Anschauung, die Rückert in dem Verse ausspricht: „Die Natur ist Gottes Buch.“ Freilich hat ein Karl Ernst von Baer (Mitglied der Academie in St. Petersburg), ein höchst verdienter Gelehrter, einbringlich seine Mitarbeiter auf dem Felde der Naturforschung von der Unmöglichkeit zu überzeugen gesucht, lediglich durch blind wirkende Kräfte, durch ziellos thätige Naturnothwendigkeiten Lebensvorgänge erklären zu wollen, und die Zweckbeziehungen der Natur in glänzender Weise vertheidigt, aber die Zahl derjenigen, die in seine Fußstapfen getreten, ist im Verhältnis zu der der darwinistischen Naturforscher, nicht sehr groß. Es ist daher dankenswerth, daß die Görresgesellschaft ihr Augenmerk auch diesem ziemlich vernachlässigten Gebiete zugewandt und zunächst in ihrer letzten Vereinschrift die Publikation einer Arbeit von H. Rodenknecht: „Bau und Leben der Pflanze, teleologisch *) dargestellt“, veranlaßt hat.

Ueber den Verfasser, der kurz vor Beginn des Druckes seiner Abhandlung starb, sagt Dr. Hopmann, der die Herausgabe derselben leitete, in einem Vorwort: „Ein schlichter Priester des Münsterlandes, gewann er bei seinem arbeitsreichen Berufe noch Zeit zum Studium seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik, deren Entwicklung er nicht nur mit der Strebhaftigkeit, die auch dem Dilettanten eigen ist, sondern mit dem unermüdbaren Eifer, den gewöhnlich nur Männer des Faches betheiligen, stets folgte. Die bedeutenden Kenntnisse, welche er so sich erworben, bezeugt eine Reihe von Jahrgängen der Monatschrift „Natur und Offenbarung“, die zahlreiche und gehaltvolle Beiträge aus seiner Feder enthält. Gewiß darf auch vorliegende Arbeit die Anerkennung voller Beherrschung des Stoffes und, soweit dieses ihr populär-wissenschaftlicher Charakter gestattet, gründlich-gebiegener Darstellung beanspruchen.“

Der Autor selbst spricht sich über seine Aufgabe wie folgt aus: „Es dürfte heutzutage nicht überflüssig erscheinen, solche wissenschaftlich gesicherte Thatsachen, welche die Annahme von die Naturgesetze beherrschenden Zwecken und Zielen zwingend nothwendig machen, immer wieder aufs Neue zu besprechen. Kaum dürfte sich für diesen Zweck ein Gebiet so geeignet erweisen, als die Pflanzenwelt, welche, ohne jede Spur stinklichen Vernunftseins, ausschließlich äußern und innern Kräften unterstellt und blindlings zu folgen gezwungen ist. Je blinder einerseits und je plan- und vernunftmäßiger andererseits sich Kräfte zu einem Gebilde gestalten, desto eher muß man einen Dehner, eine disponirende (ordnende) Vernunft (Gott) annehmen.“ Dabei liegt aber dem Verfasser nichts ferner, als „jene glücklich überwundene Teleo-

logie früherer Zeiten zu vertreten, deren thörichte Abgeschmacktheiten zur Leugnung aller Zweckbeziehungen in der Natur nicht am wenigsten beigetragen haben.“

Der erste Abschnitt des Werkes handelt von den Elementarorganen der Pflanzen und ihren Aufgaben und kommt zu folgendem Resultat: „Die Pflanze stellt sich uns dar nicht als ein bloßes Aggregat von Zellen, sondern als eine Zusammensetzung aus Elementarorganen, die, in ihrer Form verschieden, auch eine verschiedene Anordnung und Vertheilung haben. Wie in einem geordneten Haushalt ein Jeder seine bestimmte Arbeit angewiesen erhält und wie Alle für Einen und Einer für Alle schafft und wirkt, so ist es auch in der Pflanze. Die einzelnen Zellen bilden ein harmonisches Ganze, einen Organismus. Jeder Organismus setzt aber ebenso gut wie eine kunstvolle Maschine, einen Baumeister voraus, der die Idee des Ganzen eher besaß, als die einzelnen Theile zusammengefügt wurden. So weist die Lehre über den Bau und das Leben der Pflanze hin auf den allmächtigen und allweisen Schöpfer, dessen Werke nach den Worten der Schrift vollkommen sind.“

Im zweiten Abschnitt, der über die Festigkeit der Pflanzentheile und besonders des Pflanzenstengels handelt, tritt die „Zielstrebigkeit“ des Pflanzenwachstums (um mit von Baer zu reden) in ein helles Licht; es ergibt sich hier die merkwürdige Thatsache, daß im Aufbau des Stengels Constructivprinzipien zu Tage treten, welche den Forderungen der theoretischen Mechanik entsprechen. „Wenn aber Pflanzenstengel (so fragt der Verfasser treffend) einen Aufbau zeigen, dem ein Gesetz zu Grunde liegt, das sich durch eine schwierige mathematische Formel ausdrücken läßt, wie kann man da noch die Schöpfung dem Zufalle zuschreiben?“ Es sei hier beiläufig an die Kepler'schen Gesetze erinnert, welche ähnliche streng gesetzmäßige Anordnungen im Bau der Himmelskörper zeigen.

Im dritten Abschnitt, welcher von den Organen und Processen der Ernährung und des Wachstums handelt, treten die eben so einfachen als höchst zweckdienlichen Mittel, mit welchen die Natur arbeitet und die größten Erfolge erzielt, besonders hervor. „Soviel ist sicher, bemerkt unser Autor, daß in der Ernährungsthätigkeit sowohl wie in den Ernährungsorganen alles genau bestimmt und geordnet ist, da, so labyrinthisch die verschiedenen Bahnen und Wege sein mögen, auf denen die rothen Nährsäfte und die plastischen Stoffe fortgeführt werden, doch eben jene Harmonie hier waldet im Kleinen, wie im Großen beim Laufe der Himmelskörper. Gottes Werke sind vollkommen.“ Auch bei den Mittelstellungen über die „Nährstoff-Speicher“ (S. 52—56) sieht man wieder, wie alles auf die Ernährungsthätigkeit der Pflanze berechnet ist. Nicht zufällig oder blindlings sind die einzelnen Theile

*) Teleologie ist die Lehre von den Zwecken und Zielen der organischen Gestaltungen und ihrer Lebensprocesse.

gebaut und geordnet, sondern wie die Theile einer Maschine planmäßig und mit Ueberlegung.

Alles aber, was im Leben der Pflanze durch die Vollkommenheit der Organe und die Harmonie des ineinandergreifens verschiedenartiger Naturvorgänge zur Erreichung eines bestimmten Zieles wunderbar erscheint, wird in Schatten gestellt durch die Organe der Fortpflanzung und deren Lebensprocesse, welche im letzten Abschnitt zur Darstellung gelangen. Hier erscheint es evident, daß so zu sagen kein Härchen und Blättchen der Blüthe und Frucht ohne spezielle Aufgabe ist.

Wir müssen es hier bei diesen allgemeinen Mittheilungen bewenden lassen, die in der Abhandlung enthaltenen Einzelheiten lassen sich ja unmöglich so kurz wiedergeben, wie es der uns zur Verfügung stehende Raum erheischen würde. Mögen recht Viele sich mit ihnen vertraut machen durch die Lectüre der so lehrreichen Arbeit Rodensteins.

Kaiser Maximilians Untergang.*)

(Schluß.)

Doch wir eilen hinweg über zahlreiche Kapitel, bleibende Denkmale soldatischer Tugenden, hingebungsvoller Standhaftigkeit und Anhänglichkeit im Unglücke. Wir eilen hinweg über leuchtende Beispiele von Bürgertugenden, in denen die schwer heimgesuchten Bewohner von Queretaro, Spanier wie Indianer, mit einander weiteiferten. Bei der Schreckensnacht des 14. Mai halten wir aber plötzlich, von kaltem Schauer ergriffen, inne. Wenn jemals der oft gebrauchte Vergleich mit Judas Iskariot gestattet war, so ist er es, wenn man den Namen Miguel Lopez nennt.

Von Miguel Lopez war Oberstcommandant des Reiterregiments der Kaiserin Charlotte und der Leibescorte des Kaisers. Während der Belagerung war er mit der Inspicirung des östlichen Vertheidigungs-Abschnittes von Queretaro betraut. Er hatte unter dem Kaiserreich rasch Carriere gemacht, doch in gleichem Maße wie Ehrgeiz erfüllte auch Selbster die Seele des Menschen. Er brauchte immer Geld, viel Geld, — und der Stern seines Kriegsherrn war im Sinken; Kaiser Maximilian hatte nicht mehr viel Gnadenbezeugungen und Geldgeschenke unter die Personen seiner Umgebung zu versfireuen. Gemeine Naturen spüren das bald heraus. Sie ziehen im Stillen die Bilanz und handeln — „praktisch“, wie es der Herr Oberst Miguel Lopez gethan. Zur Nachtzeit, als er dem Anscheine nach die Vorposten visitirte, hatte sich dieser mexikanische Ehrenmann durch die Betten der Juaristen**) geschlichen und war im Zelte des commandirenden Generals Escobedo erschienen, dem er seine Vorschläge machte. Wie hoch sich diese anfänglich gestellt haben mögen, ist nicht bekannt, nur so viel steht fest, daß Lopez seinen Kaiser und seine Armee geradezu um einen Bettel verrathen hat. Er erhielt nämlich einen, sage: Einen Pfaster für jede einzelne Person, ohne Ausnahme und ohne Rangunterschied welche von den Republikanern im Falle der gelungenen Ueberrumpfung in Queretaro gefangen würde. Die ganze Summe, welche Lopez bei diesem Geschäft „verdiente“, mag also 18,000 Gulden nach unserem Gelde betragen haben.

Der Verabredung mit Escobedo gemäß sollte der Anschlag in der Nacht zum 15. Mai durchgeführt werden. Als Inspicent der östlichen Vertheidigungsfront, in welche auch das kaiserliche Hauptquartier mit dem Kloster Santa Cruz fiel, erschien er nach Mitternacht bei der Wache eines Vorwerkes nächst dem Kloster. Dort gab er der Mannschaft den Befehl, sammt und sonders unter Zurücklassung der Gewehre das Vorwerk zu verlassen und nach einem entfernteren Punkte zu eilen, wo angeblich die Brustwehr eingestürzt sei und sofort wieder aufgerichtet werden müsse. Während nun die Mannschaft im Finstern der angegebenen Stelle zutappte, führte Lopez in aller Stille die im Vorterrain bereits versteckten juaristischen Truppen

*) Nach dem kürzlich erschienenen Werk: „Geschichte der Belagerung von Queretaro.“

**) Suarez, von Geburt Indianer, wurde Advokat und schlang sich zum Haupte der „liberalen“ Partei in Mexiko empor. Als Präsident der mexikanischen Republik setzte er eine Kirchenverfolgung in Scene. Aus politischen Gründen von den Franzosen vertrieben, sammelte er nach Bazaine's Rückkehr nach Frankreich Abenteuer um sich, mit denen er den unglücklichen Maximilian bedrängte. Als dieser durch Verrath in seine Hände gefallen, ließ er ihn erschießen und regierte dann ungehindert noch 5 Jahre die Republik. Der blutbefleckte Usurpator starb 1872.

in das verlassene Werk. Dasselbe Manöver wiederholte Oberst Lopez mit dem gleichen Erfolge noch an einigen anderen Punkten. So wurde selbst das Hauptquartier im Kloster von Santa Cruz geräuschlos von Juaristen besetzt. Von da führte Lopez in aller Stille auf Wegen, die er unbewacht mußte, in das Innere der Stadt mehrere Bataillone, welche sich in geeigneter Weise vertheilten und postirten.

Inzwischen begann der Morgen heraufzudämmern. Im kaiserlichen Hauptquartier scheint man zuerst die drohende Gefahr bemerkt zu haben. Es wird erzählt, daß der Kaiser eiligst geweckt und von der Sachlage unterrichtet worden sei. Er raffte nun in aller Eile seine Papiere zusammen und es gelang ihm, begleitet vom Prinzen Salm-Salm, dem Hauptmann Baron Fürstenwärdter und einigen mexikanischen Stabs-Offizieren, unangefochten aus dem Kloster zu entkommen und den Cerro de las Campanas zu erreichen. Uebrigens soll vor dem Wohnzimmer des Kaisers schon ein juaristischer Wachposten gestanden und auch die Treppe besetzt gewesen sein. Dem Edelmuthe des juaristischen Obersten Pepe Rincon wäre es aber zu danken, daß der Kaiser und seine Begleitung ungehindert entkamen. Die Stadt war indessen zum Schauplatz namenloser Verwirrung und entsetzlicher Schreckensscenen geworden. Wir lesen da haarsträubende Einzelheiten, deren eben nur eine, durch Jahrzehnte lange Freiheitskämpfe verwilberte Soldateska fähig ist. . . .

Noch inmitten des allgemeinen Tumultes und Kampflärmes führte Miguel Lopez seine verrätherische Rolle fort, indem er die kaiserlichen Abtheilungen, welche sich mit dem Muthe der Verzweiflung in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt zur Wehr setzten, „im Namen des Kaisers“, der schon gefangen sei, zur Einstellung des Kampfes und zur Waffenstreckung aufforderte. Durch diesen Betrug wurden auch die österreichischen Husaren zum Aufgeben des Widerstandes veranlaßt.

Kaiser Max stand während dieser Vorgänge, nur von wenigen Getreuen umgeben, auf dem Cerro de las Campanas; allmählig sammelten sich daselbst auch einige Abtheilungen gemäß der Alarm-Disposition. Der Kaiser und die Generale wollten noch das Eintreffen anderer Abtheilungen abwarten, um sich sodann nach irgend einer Seite durchzuschlagen und den Weg zur Flucht zu bahnen. Aber Lopez hatte seine Maßregeln gut getroffen und die mittlerweile in Massen eingetroffenen republikanischen Brigaden berart vertheilt, daß den kaiserlichen Truppen der Weg zum allgemeinen Alarmplatze abgeschnitten wurde. So kam es, daß die kleine Schwar auf dem Cerro de las Campanas sich bald von überlegenen Kräften umringt und angegriffen sah. Wohl versuchten die Bedrängten einen tapferen Widerstand. Insbesondere drang das zerlumpte und halb nackte, aber bis in den Tod treue und brave Mendez'sche Alamos-Regiment mit Verfeinerwuth auf die anrückenden feindlichen Colonnen ein. Aber von einem Hagel von Granaten übersättigt, von immer zahlreicher auftretenden Massen erdrückt, blieb dem Kaiser zuletzt nichts mehr übrig, als den Befehl zum Einstellen des Feuers zu erlassen und seinen Ordonnanz-Offizier Pradillo als Parlamentär zu entsenden. Darauf verstimmt langsam das Kampfgeld und bald kam, von Offizieren und Kellern gefolgt, der juaristische General Mirafuentes auf den Kaiser zugesprengt. Maximilian übergab seinen Degen und wurde sodann in das Kloster Santa Cruz abgeführt. Auf dem Wege dahin war der Monarch noch den empfindlichsten, gemeinsten Rohheiten ausgesetzt. So kam ein betrunkenener, juaristischer Oberst dahergewandert, der mit seinem Revolver um das Gesicht des Kaisers herumfuchtelte und dabei fortwährend brüllte: „Also Du bist dieser Maximilian, der sich Kaiser von Mexiko nennt?!“ — — Doch wir halten inne; was weiter geschah, ist ohnehin bekannt.

Leiden eines Geldmannes.

Mitgift ist wichtig. Sehr wichtig war sie für den Kaufherrn Joseph Hamburger, als er seinen Sohn Fritz, der als Reserveleutnant bei den Dragonern stand, und dem der Herr Vater ein Rittergut schuldenfrei gekauft hatte, dem Töchterlein des reichen Apothekers, Herrn Justus Haberland verlobte. Die Väter, beide Commercienräthe, waren übereingekommen; aber die noch unerledigte wichtigste Frage verfolgte den Kaufherrn.

In schlimmer Zeit, da selbst bessere Häuser wankten, spürte auch er unter dem seinigen etwas wie jene deutschen Erdbeben, die mehr Besorgniß für die Zukunft, denn für die Gegenwart erregen, und dadurch kam für den Geschäftsmann die Frage

nach der Mitgift zur Verhandlung. Das Mittergut seines Sohnes bedürfte viel. Das Anlagecapital war bald einmal zu erneuern, das Betriebscapital bedeutend, die Zeiten schlecht. Wird der Brautvater ein Drittel, die Hälfte oder mehr von seinem Vermögen herausgeben? Er hat Gottlob so viel, um nachzuhelfen. Die Mutter ist auch eine wohlhabende Frau. Lieber Gott! Was man so wohlhabend nennt unter den Leuten. Aber in den schlechten Zeiten sind fünfzigtausend nicht wegzuworfen.

Es war sehr wünschenswerth, diese Frage vor der Hochzeit zu erledigen, so daß jede Täuschung ausgeschlossen wäre. Man mußte die Absicht des Brautvaters zu erfahren suchen — kurz, das Geschäft begann. Man kam häufig zusammen, um sich kennen zu lernen, um sich lieb zu gewinnen; aber der Punkt, worin der Commerzienrath die Menschenkenntniß allein für wesentlich erachtete, war für einen zartfühlenden Mann nicht leicht zu erwähnen. Er sprach freilich mehrmals von einer Mitgift, die irgend ein Anderer bei der Hochzeit seiner Tochter mit irgend einem Anderen hergegeben, und welche das Ehrgefühl und den Wettstreit des Herrn Kollegen hätte stacheln müssen. Der aber verstand diese Blumenprache nicht. Oder vielmehr, er gab sich den Anschein, sie nicht zu verstehen.

Das Verfahren des Commerzienraths Hamburger, obwohl nicht ungewöhnlich, erweckte ihm Bitterkeit. „Daß er die geschäftliche Seite geordnet wissen will,“ sagte Justus zu seiner Frau, „das verdenke ich ihm nicht. Ich verstehe mich auf Geldsachen auch ein wenig und würde es nicht anders machen. Aber das Wie gefällt mir nicht, und ich kann es nicht entschuldigen. Er weiß doch, daß wir Geld haben und nicht karg sind. Warum rückt er nicht offen mit der Frage heraus? Aber das ist ein Behagen an der geschäftlichen Seite selbst wichtiger, ja heiliger Angelegenheiten, ein Vertiefen in die Geldfragen, wo Lebensfragen vorherrschen, und dabei ein Auslugen nach geschäftlichen Fehlern, ein Wohlgefallen an der eigenen Schlaubeit, ein Ausfragen und Bertuschen, wie wir Geschäftsleute es in solcher Vollkommenheit sonst niemals erreichen. Es ist unheimlich, solche Leute zu Verwandten zu haben, und sehr zweckmäßig zu wissen, in welchem Grade sie den geschäftlichen Drang ihrer Natur einer sonst anständigen Gesinnung unterzuordnen vermögen. Ich möchte dahinter kommen, wüßt' ich nur wie.“

Eine empfindliche Probe für einen in Geldfragen ergrauten Mann, der stets nach dem Grundsatz gehandelt hat: Erst das Geschäft, dann die Herzenshändel. Herr und Frau Haberland sind taub für jede zarte, dann auch für jede schlechtverborgene Andeutung, daß die Mitgiftfrage eine brennende sei. Sie weichen jeder Gelegenheit aus, dieselbe auch nur zu berühren, und Herr Commerzienrath Hamburger fühlt sich auf der Folter, sobald er die Absicht merkt. Er hat in das Gut seines Sohnes, das von dem früheren gräflichen Bestzer misverwaltet ist, viel Geld stecken müssen. Soll er noch mehr hergeben? Zur Hochzeit muß das ganze Schloß neu ausgestattet werden. Soll er die Kosten tragen, und der Schwiegervater nicht?

Der Commerzienrath hat unruhige Tage und schlaflose Nächte. Der Courszettel sträubte ihm die Haare täglich mehr und mehr, und nun gar noch die Ungewißheit über die Mitgift! Er wurde, wie der Mensch oft in der Noth, erfinderisch in Mitteln, um die Eltern der Braut zur Aeußerung zu veranlassen — vergeblich. An einem hellen warmen Sommertage erinnerte er sich eines Fuchspelzes, der zur Aussteuer der Tochter seines Geschäftsfreundes Meier gehört hatte. „Ein Fuchspelz, so wahr ich leb! Im Winter, wenn's kalt ist, verehrte Frau, ist so ein Fuchspelz etwas Vorzügliches.“

„Sehr schön!“ bestätigte die Commerzienrätin Haberland. „Aber wenn die Eltern Alles mitgeben, so bleibt dem Bräutigam, und künftig dem Gemahl, nichts zu schenken übrig.“

Herr von Hamburger, wie er sich gerne nennen ließ, war in Verzweiflung, als der Tag der Hochzeit festgesetzt war. Er hatte Grund, das Givernehmen mit dem Schwiegervater zu bewahren; denn ein hervorragender Geschäftsmann ist leicht zu verlezen. Der Tag ist festgesetzt, und die Mitgift nicht! Das ging über die Grenze des Erträglichen!

Herr Justus Haberland bemerkte die Aufregung des Großhändlers wohl, erkannte aber ein gewisses Verdienst in dessen Selbstüberwindung; denn wie er sich auch um den Gegenstand schlängelte, er hatte bis dahin noch nicht geradezu gefragt, oder gar, wie Justus vorher gesagt, eine Erklärung dahin abgegeben, daß er von der Hochzeit vor Erledigung der Hauptfrage abzusehen gedenke. Es muß ihm schwer werden, sagte er zu seiner Frau und einigen schadenfrohen Freunden, die er zur Theilnahme gezogen hatte, aber es ist eine gute Lehre für die

Zukunft. Je mehr Selbstbeherrschung er sich abgewinnt, desto größer soll die Mitgift werden; jede Taktlosigkeit aber schafft ein Minder von zehntausend. Sieht er am Ende ein, daß er solche Dinge uns getrost überlassen darf, so werden wir uns für die Zukunft in allen Geldsachen besser mit ihm verständigen.

Der Tag der Vermählung war nahe, und noch immer keine Gewißheit für Herrn von Hamburger! Er verlangte von seinem Sohne, dieser solle durch seine Braut bei den Eltern um die Mitgift anfragen lassen; der aber, durch Regiments-Pädagogik taktvoll, lehnte es ab, nach soviel Drangsal neues Zerwürfniß herbeizuführen und seine blonde, arglose Braut mit dergleichen Geschäften zu beunruhigen.

Nun verfiel der Vater auf ein anderes Mittel, das einem reichen Manne sehr wohl ansteht, und von dem er sich sichern Erfolg versprach: Er bestimmte einen Schmuck, kostbarer als man billiger Weise erwarten durfte, zum Geschenk für die Braut und nahm sich vor, sobald auch dieser Kunstgriff versagen sollte, unfehlbar mit der Sprache herauszurücken.

Kurz vor der Hochzeit fand ein kleines Fest im Hause des Apothekers statt. Die Braut erscheint in blauer Seide, Mull darüber, mit gesticktem Einsatz und Plissé garnirt. Dazu blonde Haare. Gibt es in der Gesellschaft reichere Toiletten, gewähltere und anmuthigere gibt es nicht.

Eine der ersten Scenen des Festes ist die Ueberreichung des Schmuckes durch den Bräutigam an die Braut. Ein freudiges Ach! ruft die jungen oder gleichaltrigen Freundinnen herbei, die im dichtesten Kreise herumstehen, die Herren dahinter. Man schätzt die Edelsteine, Saphire, sowohl wie Diamanten, auf mindestens zehntausend Mark. Die jüngsten Damen vermuthen das Doppelte, die jüngsten Herren sind der Ansicht, daß sie, von der Braut angelegt, das Dreifache werth seien.

Der Commerzienrath beobachtet aus einer Ecke des Saales mit leuchtenden, zitternden Augäpfeln die Wirkung. Aber in einem Kreise mitwissender Bekannten stehen die Eltern der Braut bei Seite, loben zwar das Geschenk, merken jedoch die Absicht und schweigen erheitert.

Der alte Geldmann, abermals enttäuscht, geräth außer sich. Nun muß er mit der Sprache heraus, wie er es sich vorgenommen. Er fährt in sein graues Haar, streicht mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn, gibt allerlei Zeichen einer Aufregung, die sich zu einem ernstern Worte fassen möchte. Der Apotheker, bald Schwiegervater eines so vortrefflichen Schwiegersohnes, wird einer vernünftigen Zusprache nicht unzugänglich sein: —

„Aber“, so will der Alte mit einem Anfluge von scherzhaftem Ernste beginnen: „Aber, werther Herr, zur Hochzeit laß' ich es nicht kommen, bevor Sie die Höhe der Mitgift gütigst bezeichne!“

Nun thut er einen Schritt vor. Noch hält er inne. Aber Herr Justus scheint seine Absicht auch jetzt zu errathen und lächelt über seine weiße Halsbinde fort. Er muß vor, er muß mit der Sprache heraus.

„Aber, lieber Commerzienrath“, so begann er, stotterte, wiederholte zum heimlichen Ergötzen der Eingeweihten seine Anrede, wurde etwas roth und etwas blaß —

„Sie wollen sagen, lieber College?“

„Zur Hochzeit — zur Hochzeit — werden wir doch Musik haben?“

„Si freilich!“ pläzte Herr Justus Haberland, das Lachen schwer unterdrückend, heraus. „Die Musikbande der Gardedragonen wird aufspielen, was das Blech halten will.“

„Bravo!“ ächzte der Alte und kam glücklicherweise nicht weiter zum Worte; denn eine Quadrille begann, ausgeführt von acht Paaren in der idealisirten Uniform des Dragonerregiments, welchem Fritz angehört hatte und an das er mit Stolz zurückdachte.

So hatte er auch durch das reiche Geschenk seine Absicht nicht erreicht, und ein leibhaftiges Bild des Geldgrammes, erschien er eine Woche später zur Hochzeit, die, das empfand er wohl, nicht mehr durch profane Geschäftsführung zu unterbrechen war. Er verzweifelte, und wenn er noch Kraft hatte, um seine trübselige Stimmung hinter lächelnder Miene zu verbergen, so kam sie ihm aus einem Neste von Hoffnung, daß ein Mann wie Justus Haberland nicht könne unerledigt lassen, was bei einer Hochzeit die Hauptsache wäre. Aber wie er ihn durch das Geschenk nicht hervorgelockt, so heute noch weniger durch seine Zerfnirschung, die seiner Frackgestalt das Ansehen nicht eines Hochzeitsvaters, sondern eines Leichenbitters gab.

Niemals ist ein Hochzeitsvater bei der Suppe so melancholisch, beim Fisch so gereizt, beim Gemüse so sarkastisch, bei den

Zwischenschüffeln so hochmüthig, beim Braten so grob, beim Pudding so pessimistisch, beim Nachtsch so einsilbig und im Ganzen so schlecht bei Appetit gewesen, wie der große Kaufmann Herr von Hamburger. Man beobachtete ihn heimlich und biß sich auf die Lippen.

Die Braut wurde von ihren Freundinnen fortgeführt und erschien nach einer Stunde wieder in Reifkleidern — nicht ein Groschen Mitgift. Die Gäste bildeten durch den Hausflur bis zum Wagen Spalier. Die Brautleute nahmen Abschied. Der Herr v. Hamburger umarmte seinen Sohn Fritz, und Herr Justus Haberland seine Tochter mit unendlicher Wehmuth, und jener warf einen zornigen Blick auf den Brautvater, der am Wagen stand.

Da — zog der nicht eine rothe Brieftasche und überreichte sie lächelnd dem lächelnden Bräutigam, der neben seiner Reise- und Lebensgefährtin im Wagen verschwand?

Der Commerzienrath trat in den Saal zurück, wo das junge und sorglose Volk sich im Tanz abmühte, und ließ sich das erste Glas Champagner bringen. Dann harrete er am Spieltische mit gewohnter Freundlichkeit aus, bis die Zeit kam, da das Brautpaar in Dresden angelangt sein mochte. Nun entfernte er sich und vertraute dem Draht durch seinen Kammerdiener eine Frage an, die nur aus dem Worte bestand: Wieviel?

Dann kehrte er beruhigt zurück, und als eine Stunde später die Antwort eintraf: Fünffzigtausend, da gab es unter den Gästen bis zum Schlusse des Festes keinen jovialeren alten Herrn.

△ Ein Düsseldorf'scher Theaterzettel aus dem Jahre 1779 enthält Folgendes:

„Mit gnädigster Erlaubniß wird heute Sonntag den 28ten 9ber 1779 von der hier anwesenden deutschen Schauspielergesellschaft unter der Direction des Herrn Hülfner aufgeführt werden: Der Spleen, oder: einer hat zu viel, der andre hat zu wenig. Ein Lustspiel in 3 Handlungen von Herrn Stephani den jüngern.

Personen: Lord Heekingborn, Herr Unger — Lady Dorset, seine Schwester, Madame Unger — Jenny, seine Tochter, Madame Ernst — Lord Beagelstieb, Herr Neumann der jüngere — Equire Fletcher, Herr Hülfner — Blunt, Sachwalter des Lord Heekingborn, Herr Neumann der ältere — Georg, Bedienter des Fletcher, Herr Drehske — Andreas, Bedienter des Heekingborn, Herr Wagner.

Da heute das Abonnement zu Ende geht, so werden unsere geehrtesten Herrn Abonnenten ersucht, ihre Billets einzubringen, weil solche auf kommendes Abonnement ganz ungültig sind; Ingleichen, wer sich aufs neue zu abonniren gedenkt, kann Billets beym Directeur im Wiener Hof der Hauptwache gegen über gefälligst abholen lassen.

Billets sind im Wiener Hof*) der Hauptwache gegen über beyhm Directeur, des Morgens von 8 bis des Nachmittags um 4 Uhr zu bekommen.

Der Anfang ist præcise um halb 6 Uhr. Die Person zahlt auf der ersten oder unteren Loge 40, auf der 2ten oder obern Loge 30, auf dem Amphitheater 20, auf dem Parterre 10, und auf dem letzten Platz 5 Silber.“

*) Mühlensstraße 6.

Das Gebet des Kindes.

„Kinderunschuld, Gottes taube,
Heil'ger Engel Spielgenos!
Dir ist stets der Himmel offen,
Den der Sünde Schuld verschloß.“
G. Görres.

Abends war's; des Mor des Sichel
In die dunkle Kammer schien;
Mit den Kindern sitzt die Mutter
Am verlöschenden Kamin.
Auch der Tag, der nun verlossen,
Hat Erlösung nicht gebracht
Ihrem Vater, welcher schuldblos
Schmachtet in der Kerker Nacht.

Schon so lange währt die Trennung,
Schon so lang sind sie sich fern;
Töfend nur in Stüb' und Kerker
Blickt derselbe Abendstern.
Manch' Gebetelein fromm und innig
Aus dem Kinderherzen stieg,
Daß ein Engel als Befreier
Hin zu dem Gefang'nen stieg!

Und das jüngste trat an's Fenster
Mit den blauen Augenlein,

Schante nach dem Himmel droben,
Schante nach dem Engelen.
„Mutter, sieh', wie's dorten leuchtet?
Von dem Himmel floß ein Schein,
Und ich sah den Engel fliegen
In des Fürsten Haus hinein.“ —

„Kind, das war nur Sternenschuppe,
Was am Horizont hinflieg,
Oder eines Irwitz's Tanz,
Das den Wanderer oft betrog.
Harten Sinn's ist unser Herrscher,
Härter als im Schacht das Erz;
Selbst ein Engel könnte nimmer
Nühren ihm das ranke Herz.“

Doch das Klublein blies am Fenster,
Durch die Zweifel nicht belehrt,
Sah anch, wie darauf der Engel
Wieder heim zum Himmel lehrte.
Und nicht lange wahr's, da pocht es
Unten an der Thüre leß,
Und die Kinder riefen: „Vater!“
Und es rannen Thränen heiß.

(„Cobl. Volkstg.“)

Bermischtes.

** In einer Besprechung eines Vortrages des Prof. Runo Fischer über „Minna von Barnhelm“ sagt die „Frankf. Ztg.“: „Der Redner erlaubte sich einen etwas langatmigen Panegyrikus auf Friedrich den Großen und suchte namentlich nachzuweisen, daß, streng genommen, eigentlich dieser, die deutsche Literatur und das deutsche Volk verachtende König der wahre Schöpfer der deutschen Literatur sei. Er lieferte sich auf eine Bemerkung Göthe's, beinahe die einzige in diesem Sinne, welche von hervorragenden Männern des 18 Jahrhunderts stammt, und auf Gleim's Grenadier-Vieder. Wir gestehen, daß die Abschweifung uns sehr überrascht hat. Wenn die verrufenen Hofgeschichtsschreiber, wenn geistlose Literaturhistoriker glauben, alles Große und Schöne, das von Einzelnen im Volke oder vom ganzen Volke hervorgeht, geschaffen worden ist, zu Fürsten zuschreiben zu müssen, so sollten doch geistreiche Männer dieser nachgerade trivial gewordenen Märchenbildung entgegenwirken, nicht aber sie noch weiter ausspannen und ausschmücken. Oder meint man etwa, daß ohne Friedrich's Kriege, daß ohne das namenlose Glend, welches er mit denselben über Deutschland gebracht, Lessing nicht der Schöpfer des echt deutschen Drama's geworden wäre? Aus Lessing's Werken wenigstens wird man das nicht beweisen können, wohl aber ohne große Schwierigkeit das Gegentheil. Im 17. Literaturbriefe findet Herr Runo Fischer mit Recht die Forderungen für das nationale Drama entwickelt, die in Minna von Barnhelm verwirklicht worden sind; aber in demselben findet sich nicht der leiseste Hinweis auf Friedrich's Kriegsthaten. Daß Lessing das nationale Wirken Friedrich's weniger hoch anschlug, als die Literaturhistoriker des 19. Jahrhunderts, beweist die bekannte Stelle in dem letzten Stücke der „Dramaturgie“, wo er über den „autherzigen Einfall“ spottet, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind, wobei er ausdrücklich hinzufügt, daß er los von dem stiltlichen Charakter spreche. Das schrieb er vier Jahre, wahrscheinlich sogar nur ein Jahr nach Vollendung der „Minna von Barnhelm“ (das Stück wurde nicht gleich nach dem Hubertshurger Frieden, 1763, beendet, wie man gewöhnlich annimmt, sondern frühestens 1764, oder gar erst 1767). Uebrigens hat Lessing den literarischen Friedrich-Cultus geahnt und seine Zeit gegen die Uebergriffe desselben des Bestimmtesten verwahrt. In der Abhandlung „Ueber die Fabeln aus der Zeit der Minnesänger“ sagt er: „Denn Gott weiß, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im Geringsten mehr Verdienst haben als der ige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Literatur die Epoche Friedrich's des Großen zu nennen für gut findet!“ Wir denken, dieses eine Wort wüßte ganze Bände zum Lobe Friedrich's über den Haufen; darum hüten sich auch fast alle Literaturgeschichtsschreiber, es dem von Goethe gegenüberzustellen.“

Literarisches.

In der Buchhandlung des katholischen Erziehungsvereins (Donauwörth, Bayern) erscheint für Seelsorger „Ambrosius“, Zeitschrift für die Seelsorge der Jugend. Preis pro Jahrgang 3 Mark. Die günstigsten Recensionen liegen über die Zeitschrift vor. Im Interesse der hochwichtigen Sache empfehlen wir dieselbe unsern geistlichen Lesern aufs wärmste.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. C. b. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt
Belletristische Beilage
zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 6.

Sonntag, den 8. Februar.

1880.

+ **F a s t n a c h t.**

(Nach Simrock's Handbuch der deutschen Mythologie bearbeitet.)

Die Fastnachtsfeier stammt aus dem deutschen Heidenthum und ist ein Nachklang des ersten heidnischen Frühlingesfestes. Bei demselben feierten unsere heidnischen Vorfahren die Befreiung der Nerthus (der Gebärmutter) aus den Händen der Niesen (des Winters), es ist also eine Feier des wiederkehrenden Frühlinges, der über den harten Winter triumphirt.

Nerthus wurde speciell als Göttin des Ackerbaues und der Liebe (der Ehe) gefeiert. An ihrem Feste schirrte der heidnische Priester ihren Wagen, ein Schiff mit Rädern*), und geleitete denselben durchs Land; das Volk aber schmückte sich und Haus und Dorf, die Göttin festlich zu empfangen. Krieg und Arbeit ruhte, und frohliche Tage begannen. Das Volk zog dem Wagen der Göttin festlich entgegen, nahm den heiligen Wagen in geordnetem Zuge in die Mitte, führte ihn zu sich heim, und nachdem im Dorfe Opfer dargebracht waren, gab es der weiterziehenden Göttin das Geleit.

Diese Bräuche erhielten sich größtentheils auch dann noch, als die Deutschen schon längst zum Christenthum bekehrt waren. Im 12. Jahrhundert ist es die Gegend von Aachen, die das berühmteste jener über Land und Berg fahrenden Schiffe besitzt. — Ein Bauer im Walde bei Tuden (Cornelminster) hatte es gebaut und unten mit Rädern versehen. Weiber wurden vorgespannt, die es über Aachen und Mastricht, wo Mast und Segel hinzukamen, nach Tongern zogen. In Aachen ward das Schiff mit großem Zulauf von Männern und Frauen festlich eingeholt. Von anderen Orten wird berichtet, daß sich Schaaaren von Weibern mit flatterndem Haar unter die Menge, die das Schiff umtanzte, stürzten. Die Weiber, die es zu ziehen gezwungen wurden, murrten wider die Gewalt, die ihnen geschah, obgleich sie hoch eigentlich für die Priester der Göttin gelten sollten, weshalb sie ein Pfand von allen zu nehmen berechtigt waren, die sich dem „Heiligthum“ nahten. Neben den Weibern sind, wie schon angedeutet, Weiber bei dem Treiben hervorragend theilhaftig und vertreten gewissermaßen die Priesterinnen des Heiligthums. Auf dem Schiff sah man jetzt auch verummumte Gestalten, die Göttin und die übrigen Götter, in deren Geleite sie fuhr, darstellend.

An manchen Orten kommen Fastnacht noch speciellere Bräuche in Anwendung, die an die alte Göttersage erinnern. So waschen in der Neumark die Knechte Fastnachtsabend den Mägden die Füße mit Branntwein, dasselbe geschieht in der Altmark den Frauen, ein roher Gebrauch, den wir nur

*) Der Schiffswagen ist deshalb ein Symbol der Nerthus, weil deren Gemahl Njördr der Gott der Schifffahrt war und sie selbst nach der Mythologie von einer Insel im Ocean zu den deutschen Stämmen gelangt ist. Die heidnischen Germanen entbehrten der Kunst und hatten daher keine Götterbilder, deren Stelle vertraten Symbole, wie für Donar der Hammer und, wie wir eben gesehen, für Nerthus der Schiffswagen.

deshalb erwähnen, weil er an (den nordischen Hauptgott) Odin erinnert, welcher der Königstochter Njuda, seiner erkorenen Braut, die Füße wäscht.**)

Von der in alten Zeiten so bedeutenden Theilnahme der Weiber an den Fastnachtsfestlichkeiten haben sich auch noch einige Reste erhalten. So Weiberfastnacht (Donnerstag vor Fastnacht), wo die festschlingeligen Frauen das Regiment haben. In der Eifel hatten vor noch nicht langer Zeit die Weiber an diesem Tage das Recht, einen Baum im Gemeindegewalde zu hauen und das dafür gelöste Geld gemeinschaftlich zu vertrinken. In Dornhan in Schwaben durfte jede Frau am Aschermittwoch einen Schoppen Wein trinken, den die Gemeinde bezahlen mußte. Es hieß, an diesem Tage seien die Weiber Meister. Alle Chroniken berichten darüber: „In uralten Zeiten soll einmal eine Gräfin durch Dornhan gefahren sein, und weil sich da die Weiber an ihren Wagen spannten und ihn zogen, so hat sie zu Gunsten der Weiber diese Anordnung getroffen und der Gemeinde die Verpflichtung auferlegt.“ Der Wagen läßt sich auf den der Nerthus deuten, dem ja auch einst Frauen vorgespannt wurden. Die Gräfin ist also die Frühlingsgöttin, von deren Umzügen das Fest herrührt.

Mit den Fastnachtsgebräuchen waren meist starke Ausschreitungen verbunden, sie waren keineswegs so harmlos, wie gewisse Mythologen annehmen möchten, die für alles, was an das deutsche Heidenthum erinnert, eine kindliche Begeisterung zeigen. Es ist daher sehr erklärlich und durchaus zu billigen, daß die Kirche und ihre Diener Gebräuchen energisch entgegen traten, die als Ueberreste heidnischer Zucht- und Sittenlosigkeit erschienen.

Schon die frühere Form des Namens Fastnacht deutete den eigentlichen Charakter des Festes an: „Fastnacht“ lautete nämlich im Mittelalter Fasnacht oder Fasnacht, welches Wort von dem mittelhochdeutschen fassen = ausschweifen abgeleitet wird. Später vergaß man die ursprüngliche Bedeutung des Wortes, brachte es mit der auf Fasching folgenden Fastenzeit in Verbindung und aus Fasnacht wurde Fastnacht. Aehnlich ist ja aus Ein- oder Einfluth, d. i. allgemeine Fluth,

**) Sago Grammatikus erzählt diese Sage also: Odin gedachte sich mit Njuda, der Tochter des Nuthenerkönigs, zu vermählen. Er tritt als Feldherr in den Dienst des Königs, gewinnt dessen Gunst, indem er ein feindliches Heer in die Flucht schlägt, und hält dann um die Königstochter an. Der König nimmt die Werbung wohl auf; von der spröden Jungfrau aber empfängt er statt des verlangten Kusses eine Ohrfeige. Darnach nimmt er die Gestalt eines Goldschmiedes an, fertigt sehr schöne Arbeit und bietet der Schönen Spangen und Ringe; aber auch jetzt entgeht er der Mäulchelei nicht. Noch zum dritten Mal, da er ihr als junger, in der Reilkunst ausgezeichnete Krieger naht, wird er so heftig von ihr zurückgeschoben, daß er zu Boden stürzend die Erde mit dem Knie berührt. Zur Strafe trifft er sie mit dem Zauberstab und beraubt sie des Verstandes. Verkleidet gibt er sich jetzt für heilkundig aus und wäscht, in das Gefolge der Prinzessin aufgenommen, ihr Abends die Füße. So gelingt es seiner Beharrlichkeit zuletzt, die Erkorene zu gewinnen.

im Laufe der Zeit Sündfluth gebildet, unter dem Einfluß des Gedankens, daß die Fluth durch die Sünde herbeigeführt worden ist. Fasching ist die oberdeutsche Form für „Fastnacht“.

Als Fremdwort gebraucht man für Fastnacht „Carneval“. Früher wurde dasselbe abgeleitet von caro vale, d. i. Fleisch lebe wohl (wegen der Fastenzeit). Gegenwärtig ist die gangbarste Ableitung die von carr-us naval-is, Schiffswagen, weil ja um Fastnacht der Schiffswagen der Nerthus umhergefahren wurde. Im Französischen lautet das Wort noch jetzt carnaval.

Der berühmte italienische Carneval geht übrigens auf einen Brauch nicht des deutschen, sondern des lateinischen Heidenthums zurück, auf die Feier der Saturnalien, ein Fest zu Ehren des Saturnus, der Sage nach des Gottes, unter dessen Herrschaft das Land sich des goldenen Zeitalters, ungetrübten Glückes und Friedens, erfreute. Deshalb hört bei den Festen des Gottes auch aller Ständeunterschied auf. In heidnischer Zeit wurde das Fest im Dezember gefeiert, die Gebräuche erhielten sich zum Theil in der christlichen Zeit, nur wurden sie des Weihnachtsfestes wegen in den Januar verlegt.

* Führe uns nicht in Versuchung.

I.

Der Abschied.

Auf dem kleinen Dörfchen N. in einer der weniger fruchtbaren Gegenden Schlesiens lag der letzte Glanz der Abendsonne, als ein Mann in gebeugter Haltung dem Ausgange des Dorfes zuschritt. Sein Antlitz war bleich und trug die Spuren tiefen anhaltenden Kummers, seine Augen zeigten Thränen Spuren. Und was Wunder auch! Schritt sein Fuß doch heute zum letzten Male über die heimathliche Flur, stand er doch im Begriff die deutsche Erde zu verlassen und in Amerika „sein Glück“ zu suchen. Wie es gekommen, wie er den Entschluß, die Heimath, seine Lieben, zu verlassen, hatte fassen können? Jetzt, wo er im Begriff stand ihn auszuführen, schien es ihm fast unmöglich, daß er selbst zuerst den Plan erdacht, daß er von der Erfüllung des ihm jetzt so unsäglich schwer werdenden Entschlusses das einzige Heil für sich und die Seinen gesehen. Reinhold Anders war ein Kind des Dorfes. Seine Eltern waren einfache schlichte Leute gewesen, die es am liebsten gesehen, wenn Reinhold sich gleich ihnen an dem anspruchslosen Leben hätte genügen lassen, das sie geführt und sich nie anders gewünscht hatten. Reinhold jedoch hatte hochfliegendere Gedanken. Als er um dem dringenden Wunsche seines Vaters zu genügen, bei diesem das Tischlerhandwerk erlernt hatte, zog er ins Weite, versuchte hier und da sein Glück und als er nach Jahren in das Dörfchen zurückkehrte, wo sein Vater gestorben war, geschah es nur in der Absicht, seiner Mutter eine Stütze in der Zeit der Trübsal zu sein und ihr beim Verkauf des kleinen Anwesens behülflich zu sein.

Hier aber sollte ein Wendepunkt in seinem Leben eintreten; Marie, ein armes elternloses Mädchen, das bei dem Bürgermeister des Ortes in Diensten stand, machte auf Reinholds Herz einen Eindruck, wie noch niemals ein Mädchen. Sie war, — und ihre Erscheinung sagte das sofort, nicht aus dem Dorfe. Sie war ein hübsches und braves Mädchen und doch ganz anders, als ihre Altersgenossen; so kam es, daß sie sich keiner besondern Beliebtheit erfreute. Auch bei Reinhold war ja ganz dasselbe der Fall, was war natürlicher, als daß die jungen Herzen sich fanden und daß Reinhold der Gedanke, in dem kleinen Häuschen seines Vaters sich sein Daheim zu gründen — mit einem Male als der Jubelgriff alles Glückes erschien, nun da Marie es mit ihm theilen sollte. Die alte Mutter hatte für den einzigen Sohn wohl eine glänzendere Verbindung erhofft, indeß Mariens kindliche Liebe, die Aussicht, den geliebten Sohn immer bei sich zu behalten, brachen ihren schwachen Widerstand, und in der That ersetzte Marie durch ihr reiches warmes Herz, was ihr etwa von Glücksgütern abging. — Als etwa ein halbes Jahr nach der Hochzeit des jungen Paares die alte Frau die Augen zum ewigen Schlummer schloß, nahm sie die Ueberzeugung mit ins Grab, daß ihre Kinder das beste Loos gezogen, und doch zogen schon die ersten Stürme für dieselben am Lebenshimmel herauf. — Als Reinhold und Marie den Bund fürs Leben schlossen, schienen sie sich Beide völlig genug zu sein und so isolirt sie auch im ersten Jahre schon dastanden, sie frugen wenig darnach, die Leute aber legten ihnen das als Hochmuth, als „Besser sein wollen“ aus und selbst-

verständlich hatte dies auf Reinholds Geschäft den äbelsten Einfluß. Dazu kam, daß seine Arbeiten nicht nach der alten, gewohnten Weise waren, seine wohl feineren, moderneren, aber auch theuerern Fabrikate fanden keinen Anklang, und als nun gar ein anderer Tischler sich im Dorfe niederließ, ein unwissender, tölpelhafter Mensch, dem trotzdem die Kundschaft zuflüchtete, da kehrte bei Reinhold der alte Unmuth über die kleinen Verhältnisse seines Heimathsortes zurück, er wurde unlustig zur Arbeit, und so sehr sich Marie auch bemühte, durch seine Arbeiten und Stillezeiten die immer mehr fehlenden Einnahmen zu ersetzen — sie konnte das abwärts rollende Rad nicht anhalten.

Noch einmal raffte Reinhold sich auf, als ihm ein Sohn geboren wurde; der Anblick des Kindes gab ihm neue Kräfte, den Kampf mit den Verhältnissen wieder aufzunehmen, und doch war er zu schwach, den Widerwärtigkeiten dauernd die Stirn zu bieten. Zudem sah er nicht den geringsten Erfolg seines Strebens, eine Mähernte zwang ihn noch, sein kleines Grundstück mit Schulden zu belasten, und immer klarer stieg mit jedem Tage das Bewußtsein in ihm auf, daß trotz aller anferlegten Entbehrungen seine Stellung immer unhaltbarer wurde. Als er endlich den Entschluß faßte, das Dörfchen zu verlassen und sich und den Seinen anderswo eine heimathliche Stätte zu bereiten, wog er wohl die Schmerzen, die ihm das Scheiden bereiten würde, den Abschied von Weib und Kind und von dem Orte, der trotz aller Enttäuschungen und Leiden doch seine Heimath blieb, zu leicht ab, — wenigstens schien es dem dahinschreitenden bleichen Manne so, als er jetzt, um Abschied von der Stätte seiner Kindheit zu nehmen, noch einmal die ihm so bekannten Wege schritt. — Und doch, wenn erst der Abschied überstanden war, wie winkte ihm die Ferne so rosig, wie wollte er arbeiten, um bald wieder mit Marien vereintigt zu sein; gewiß, da draußen waren die Menschen nicht so engherzig und kleinlich, da gab es für sein Streben, seine mannigfaltige Bildung gewiß andere Erfolge als hier. Und es gab ja auch kein „Zurück“ mehr von dem einmal angebahnten Wege. Das kleine Häuschen war schon seit Wochen in den Besitz des Gläubigers übergegangen, die kleine Wirthschaftseinrichtung und alles nur irgend entbehrliche Hausgeräth heute früh durch den Hammer des Auktionators versteigert worden; wie hatte es Reinholds Seele mit tiefer Bitterkeit erfüllt daß die, welche sonst die lieblosesten gewesen waren, da an ihn und sein weinendes Weib herantreten und bedauerten ihn zu verlieren!

Dies Alles zog noch einmal durch Reinhold's Seele, als er seinem Elternhause zum letzten Male zuschritt. Einen Augenblick wollte es ihm scheinen, als hätte er noch etwas vergessen, ja es gab noch einen Ort, wo er Abschied zu nehmen hatte, rasch lenkte er seine Schritte der Kirchthüre zu, um am Grabe seiner Eltern ein kurzes Gebet zu verrichten. Da, was ist das? indem er sich den Gräbern nähert, erhebt sich dort ein junges, weinendes Weib; er erkennt die geliebte Gestalt und indem er sie in seine Arme schließt, flüstert sie unter Thränen: „Gott sei mit Dir, Reinhold, er segne Dich und lasse Dich bald zur mir zurückkehren!“ Hand in Hand schritten sie dem Häuschen zu. Es war wie eine stille Ergebung über sie gekommen, ein ruhiges Sichfügen. Ruhig besprachen sich noch einmal alles bereits Angeordnete. Von der kleinen Summe, die sie von dem Erlöse aus dem Verkauf ihrer Habe in Händen hatten, wollte Reinhold nur einen kleinen Theil an sich nehmen, das übrige hatte er einem bewährten Freunde seines Vaters, dem alten, würdigen Bürgermeister, in dessen Hause Marie früher gedient, zur Aufbewahrung übergeben. Er sollte das kleine Kapital für Marie und ihr Kind verwalten und hatte Reinhold überhaupt mit Hand und Mund versprochen, über ihr Wehl zu wachen und ihr mit Rath und That beizustehen. Erst spät am Abend legten sie sich zur Ruhe nieder, und so schwer ihre Herzen waren, die Natur machte doch ihre Rechte geltend. Ein tiefer Schlaf umfing noch Mariens Sinne, als ihr Mann sich im Tagesgrauen von seinem Lager erhob, sich reisefertig machte und unter strömenden Thränen an ihrem Bette auf die Knie sank. Ein letztes, kurzes Gebet, er raffte sich auf und drückte noch einen Kuß auf ihre Stirn, auf ihre Augen, umarmte noch einmal sein schlafendes Kind und eilte hinaus, der fernen, unsicheren Zukunft, seinem Geschick entgegen.

II.

Zwischen Leben und Tod.

Zwei Jahre sind vergangen. In der Abenddämmerung eines stürmischen Wintertages saß am Fenster des kleinen Stüb-

chens, das Marie bald nach ihres Gatten Weggange bezogen, eine junge Frau von leidendem Aussehen. Ihre Hand ruht müde mit der Arbeit im Schooße, während ihr selber unbewußt große Thränen die Wangen herabrollen. Zu ihren Füßen sitzt ein etwa dreijähriger, frischer Knabe, der damit beschäftigt ist, die der Mutter entfallenen Enden Wolle zusammen zu fuchen und sie zu einem kleinen Ball zusammen zu fügen. Sein kindliches Gepolter ist der Sonnenschein in dieser Umgebung, in diesem Augenblick gilt seine Aufmerksamkeit aber mehr der vor dem Ofen hockenden alten Frau, die sich bemüht, mit ihrem Athem das schwach brennende Feuer in dem kleinen Ofen anzublasen. Dann wendet er sich dem Fenster zu und indem er die Thränen auf dem Angesichte seiner Mutter gewahrt, schlingt er die Arme um sie und sagt mit seiner treuherzigen Stimme: „Nicht weinen, Mama, weißt Du nicht, daß dir die Augen dann wieder so weh thun?“ Die alte Frau hört diese Worte und indem sie sich aufrichtet und an die Jüngere herantritt, spricht sie: „War hat Recht, Frau Anders — und richtig da liegt auch der gottlose Brief wieder, soll es denn gar kein Ende nehmen mit dieser Sehnsucht? Finden Sie sich doch in den Gedanken, daß er nicht mehr lebt, wie oft hat Ihnen nicht der Herr Bürgermeister schon gesagt, daß er alle nur möglichen Nachforschungen angestellt hat, und wie Sie Sünder daran thun, Ihr Leben so hinzugrämen. Es ist ein Jammer mit anzusehen, wie elend Sie schon geworden sind. Ihre Hände brennen und Hitze und Frost wechseln auf Ihrem Gesicht; legen Sie sich nieder und versuchen Sie zu schlafen!“

Marie hatte auf alle diese gutgemeinte Zusprache keine andere Antwort als ein trübes Kopfschütteln. Ja, wohl fühlte sie sich körperlich im höchsten Grade leidend und der Ruhe bedürftig, und doch spornte sie der Gedanke, für sich und ihr Kind sorgen zu müssen, täglich zu neuem Fleiße an. Als sie nach Reinholds Weggang so muthig den Kampf mit dem Leben aufgenommen, gab ihr der Gedanke täglich neue Kraft, daß sie ja bald wieder vereint sein würden, und maßlos war ihre Freude, als sie nach einigen Wochen einen Brief des Fernen in Händen hielt. Wie sprach aus jeder Zeile die innige Liebe zu ihr, wie sehnte er sich nach ihr und dem Kinde! Es war ihm gelungen, in einem Bankhause Newyorks als untergeordneter Schreiber Stellung zu finden, er hatte darauf den Plan bald eine höhere Stelle zu erklimmen — halb wollte er ihr wieder Nachricht geben, — ja damals waren es Freudenthränen, die sie über diesen Brief vergoß. Als aber Woche auf Woche und Monat um Monat verging, ohne ihr wieder ein Lebenszeichen von Reinhold zu bringen, da wuchs die Sehnsucht bei ihr ins Unendliche.

Fortf. folgt.

* Das Leben der Frau im Mittelalter.

Dr. A. Schulk, welcher in seinem culturgeschichtlichen Werke „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger“ aus dem reichen Born der höfischen Epik zum Besten einer ausführlichen und wahrheitsgetreuen Zusammenstellung der höfischen Sitte im Mittelalter geschöpft, gibt uns eine Reihe anschaulicher Bilder von dem Leben der Frau im Mittelalter, aus welchem wir (nach der „Saale-Ztg.“) die folgendenzüge entnehmen:

Die Frauen des Mittelalters wurden in den Wissenschaften so ziemlich in der gleichen Weise erzogen wie die Männer, ja sie haben es in mancher Hinsicht weiter gebracht wie dieselben. Dabei wurde aber ihre Vorbereitung für den Beruf der Hausfrau nicht vernachlässigt. Nähen und Spinnen und alle weibliche Handarbeit mußten sie von früher Jugend an erlernen. Haspel, Scheere, Nocken und Spindel gehörten in jedes Frauengemach, auch die Nadelbüchse kann jede Dame als Geschenk annehmen. Scheeren, aus einem Stück in Form unserer Schaffsheeren gebildet, wurden sogar auf den Grabsteinen von Frauen eingravirt. Besonders die vornehmen Damen liebten es, sich durch Geschicklichkeit in feinen Handarbeiten auszuzeichnen, und hielten auch ihre weibliche Umgebung zu solcher Thätigkeit an. Da die Stoffe zu den gewöhnlichen Hauskleidern im Hause selbst angefertigt wurden, wurde die weibliche Dienerschaft mit Flachsbereiten, Spinnen, Weben beschäftigt. Kriegsgefangene Frauen hatten besonders diese niedere Arbeit zu verrichten, und man richtete für sie geradezu Werkstätten ein. Die edelen Damen und die jungen Mädchen, die auch an den Hof geschickt wurden, dort seine Sitte zu lernen und sich in jeder Hinsicht zu

vervollkommen, beschäftigten sich natürlich nicht mit diesen gewöhnlichen Arbeiten. Sie fertigten aber die Kleider für die Männer, auch für sich selbst, und verzierten dieselben mit Worten und Edelsteinen. Das Weben selbst galt als nicht für eines freien Mannes oder einer freien Frau würdig, aber das Schneiden stand auch der hochgeborenen Dame wohl an. Später werden auch Damenschneider und Schneidermeister erwähnt, wahrscheinlich weil die Herstellung eines Prachtgewandes doch eine mehr als gewöhnliche Geschicklichkeit erforderte.

Spinnen von Flach und etwa Seide war den Damen eine gewohnte Arbeit; das Spinnen von Wolle überließen sie gern den Dienstreuten. Es war ein Beweis der Frömmigkeit der h. Elisabeth, daß sie mit ihren Mägden die Wolle für die Gewänder der Minoriten spann. Einen guten, tabellosen, feinen Faden zu spinnen, das war ein großes Lob für ein anständiges Mädchen. Der meisten Beliebtheit erfreute sich jedoch die edle Stickkunst. Am Rahmen stikten sie da mit bunten Seiden- oder Leidenfäden Wandteppiche, Tischtücher, Messgewänder für die Priester, Altar-Untependien für die Kirchen und Mehliches. Die Muster wurden ihnen vorgezeichnet und mit seltener Geschicklichkeit wußten sie Ornamente, menschliche Gestalten, Thiere aller Art mit kunstreicher Nadel zu fixiren. Erhalten sind von diesen Arbeiten nur sehr wenige Stücke. Berühmt ist die Tapissiererie de Bayeux, ein Werk, welches gewöhnlich, wenn auch ohne hinreichenden Grund der Gemahlin Wilhelm des Eroberers, Matilde, zugeschrieben wird. Auf einem 71 Meter langen, etwa 50 Centimeter breiten Leinwandstreifen ist da mit bunten Wollenfäden die Geschichte der Eroberung von England gestickt. Die Wandteppiche von Quedlinburg und Halberstadt aus dem 12. und 13. Jahrhundert sind gewebt.

Es galt für durchaus unpassend, daß eine hochgeborene Dame allein ausging, mit großen Schritten einherging, und die Arme lebhaft bewegte. Den Blick gesenkt, ohne sich umzuschauen, stets in den Mantel gehüllt, soll sie still einhergehen, die Kleider aufrastend, daß sie nicht schmutzig werden. Einen fremden Mann zuerst anzureden, war ein großer Verstoß gegen die gute Sitte; es schickte sich auch nicht, daß sie ihn anblickte; sie sollte bescheiden warten, bis sie angeredet wurde, überhaupt nicht viel reden. Lautes Sprechen stand einer Dame gar übel an; ebenso sollte sie lächeln, aber nicht unnäßig lachen. Trat ein Mann in das Zimmer, in dem Damen sich befanden, so hatten diese aufzustehen; dieselbe Artigkeit wurde ihnen von den Männern erwiesen.

Die Frauen mußten aber auch von der Heilkunst etwas verstehen. War es schon für einen auf Abenteuer ausziehenden Ritter immer gut, wenn er nach einer Verwundung sich selbst oder einem verletzten Genossen einen kunstgerechten Verband anlegen konnte, so war doch die Wartung und Pflege der Verwundeten, so lange es sich nicht um gar zu schwere Schäden handelte, in die Hände der Frauen gegeben. Die Frauen aber verstehen nicht bloß die Wunden zu verbinden, sie suchen auch im Walde die heilkräftigen Kräuter und stellen die Salben und Pflaster selbst her. Dictram und Triakel (Therial) scheinen die beliebtesten Heilmittel gewesen zu sein; in die Salben kamen aber auch noch allerlei aromatische Specereien; für den augenblicklichen Gebrauch wußte man Kräuter und Wurzeln zu finden, die zerquetscht und auf die Wunde gelegt, wenigstens einstweilen gute Dienste thaten. Außerdem fanden die Kranken in den Frauen die besten Pflegerinnen, sie brachten ihnen die Krankenkost — Mandelmilch wird ausdrücklich erwähnt — bedienten und warteten sie. Ob sie auch gegen innere Krankheiten Heilmittel bereit hatten, wird nicht ausdrücklich in unseren Quellen berichtet, doch ist dies wohl wahrscheinlich. So bildete sich das junge Mädchen allseitig aus, ihren Beruf als Hausfrau, als Gutsherrin oder Fürstin in jeder Hinsicht einfüllen zu können. Wenn der Mann mit den Waffen in der Hand die Sicherheit des Landes und der Familie beschützt, ist seine Gemahlin im Stande, für die Thirgen und für ihre Untergebenen zu sorgen, nicht allein den großen Haushalt zu überwachen, sondern auch, so weit es in ihren Kräften steht, den Kranken und Pflegebedürftigen beizustehen. Und wie wir wohl annehmen können, daß bei den Männern die Abenteuer und was wir sonst von den Ergötzlichkeiten des ritterlichen Lebens in unseren Romanen lesen, nur ausnahmsweise eine Rolle spielten, daß der Fürst mit der Regierung und Verwaltung seines Landes, der Ritter mit der Bewirthschaftung seines Eigenthums meist viel zu sehr beschäftigt war, als daß er diesen Nebenbingen viel Zeit hätte zuwenden können, so dürfen wir uns auch die Damen jener Zeit nicht als Müßiggängerinnen denken; sie sind von Jugend auf

an Thätigkeit gewöhnt, haben, ehe sie zu befehlen hatten, in der soeben geschilderten Erziehung zu gehorchen gelernt, und als Herrin des Hauses in der Besorgung des Haushalts, Ueberwachung der zahlreichen Dienerschaft, mit Schneidern und Sticken, endlich mit Krankenpflege und andern an sie herantretenden Aufgaben gewiß so viel zu thun gehabt, daß sie nicht, wie das früher so schön geschildert wurde, den ganzen Tag mit der Baute in der Hand der Poesie, der Musik leben konnten. Das war die Erholung in den Stunden der Muße, aber vorher war ein tüchtiges Tagewerk geleistet.

Schließlich ist es noch von Interesse, einen Einblick in das Verhältnis der Frau zu der Dienerschaft zu gewinnen.

Zu dem niederen Dienste wurden Knechte und Mägde gemietet. Die Disziplin wurde streng gehandhabt; verging sich einer, so bekam er tüchtige Schläge. Dabei war der Lohn wohl nicht hoch. Gottfried von Reisen verspricht seiner Dienerin, die besorgt ist, ihren Dienst zu verlieren, ihr ihren Jahreslohn zu ersetzen d. i. einen Schilling und ein Hemd. Der Umzugstermin scheint von Lichtmess (2. Febr.) festgesetzt gewesen zu sein, wenigstens will in dem Schwank „Das Gretlein zu Lichtmess“, den A. v. Keller in seinen Erzählungen aus altdeutschen Handschriften mittheilt, das Gretlein zu Lichtmess ihren Dienst verlassen. Als sie auf die Bitte der Hausfrau nicht hört, droht ihr diese, all den Schaden, den sie gestiftet, alles durch ihre Schuld Zerbrochene und Verlorene vom Lohne abzuziehen. Für dreißig Pfennige, zwei Schuhe, sechs Ellen Leinwand und einen Schleier im Werthe von zwanzig Groschen willigt die Magd endlich ein, wieder zu bleiben.

* Zur Warnung für Auswanderer!

Der Vorstand des Raphaels-Vereins, der durch seine Vertrauensmänner in Hamburg, Bremen, Antwerpen, London, Liverpool u. den katholischen Auswanderern in ihren geistigen und materiellen Angelegenheiten mit Rath und That hilfreich zur Seite steht, hat mehrfach Veranlassung genommen, durch die katholische deutsche Presse das auswandernde Publikum vor Schwindleragenten zu warnen. Die katholischen Zeitungen haben redlich das Ihrige gethan, die Erfahrungen der Vertrauensmänner zur Warnung mitzutheilen. Da dieselben leider nicht immer von den Auswanderern beherzigt werden, so müssen diese Warnungen wiederholt werden. Möchten die katholischen Auswanderer es doch nicht versäumen, sich rechtzeitig an die katholischen Vertrauensmänner, deren Namen von jeder katholischen Redaktion oder Expedition zu erfahren sind, zu wenden.

Was namentlich den in den letzten Jahren zu immer größerer Bedeutung gelangenden Abfahrtsplatz Antwerpen betrifft, so wird neuerdings von Amerika aus, vor der dortigen Agentur Strauß gewarnt. Strauß confiscirt nämlich das Gepäck der Einwanderer, wie man von Amerika aus meldet, an einen dortigen Agenten, und dieser liefert die Sachen nicht eher aus, als bis nicht nur die Betreffenden, sondern alle Einwanderer, die mit dem betreffenden Schiff ankamen und Strauß ihr Gepäck zur Beförderung überließen, die oft exorbitanten Forderungen Strauß' befriedigt haben. Dabei weiß Strauß, welcher früher mehrere Segelschiffe zwischen Antwerpen und New-York laufen ließ, die Sache stets so schlan einzurichten, daß es immer wird, ihm heizakommen. Klagen, welche gegen seine Agenten eingereicht wurden, blieben erfolglos, da die Betreffenden nachwiesen, daß sie eben nur als Agenten von Strauß handelten, und daß die von den Klägern angezogenen Gesetzesparagrafen auf sie keine Anwendung fänden. Ganz kürzlich gab Ernestine Schiffer, eine junge, eingewanderte Ungarin, vor der Einwanderungskommission eine neue Art von Schwindel zu Protokoll, dem sie durch Strauß unterworfen worden war. Sie sagt, daß sie von dem Agenten F. H. in Obenberg, Ungarn, angewiesen worden sei, sich bei C. Henry Strauß, dem Agenten der National-Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Antwerpen, bezüglich ihrer Ueberfahrt nach Amerika, zu melden. Sie habe dies gethan und von Strauß ein Passagebillet gekauft. Strauß habe sie mit einem Boten an das nach Liverpool abgehende Schiff gesandt und ihr gesagt, daß sie sich beeilen müsse, auf das Schiff zu kommen, da dieses in ganz kurzer Zeit abgehe. Er werde ihren Koffer, welcher werthvolle Kleiderstücke und andere Gegenstände enthielt, mit demselben Dampfer senden. Als sie auf das Antwerpener Schiff gekommen sei, habe sie den Boten nach ihrem Koffer gefragt, und dieser ihr gesagt, daß Strauß ihm nicht erlaubt habe, den Koffer mitzunehmen

und daß er ihn nachsenden werde. Sie sei Strauß keinen Cent schuldig. In Liverpool habe sie ihren Koffer nicht vorgefunden. Sie habe an Strauß telegraphirt und von ihm verlangt, daß er ihr ohne Verzug ihren Koffer senden solle, und daß sie eine Woche in Liverpool warten werde. Sie habe vergeblich gewartet und sei durch einen Gelbmakler Namens Samuel Stern, an welchen Strauß telegraphirt habe, benachrichtigt worden, daß sie ihr Gepäck in New-York erhalten werde. Sie habe in Folge des Aufenthaltes in Liverpool nahezu 20 Dollar (86 Mark) Ausgaben gehabt. Hier in New-York sei sie benachrichtigt worden, daß sie ihren Koffer im Bureau der National-Dampfschiffahrts-Gesellschaft gegen Erlegung von 8 Dollar (Mark 34.40) erhalten könne. Da sie Strauß nichts schulde und letzterer den Koffer ohne ihre Einwilligung zurückbehalten habe, so glaube sie nicht zur Zahlung verpflichtet zu sein und ersuche die Einwanderungskommission, ihr zu ihrem Gelde zu verhelfen. So weit das Protokoll, welches die Agentur Strauß hinreichend beleuchtet.

In eben derselben Hafenstadt Antwerpen aber nimmt sich ein Anderer mit der hingebendsten christlichen Liebe und durchaus nicht um irgend eines materiellen Lohnes willen der katholischen Auswanderer an. Das ist der Vertrauensmann des St. Raphaels-Vereins, Herr W. Würden (Rue de Moy 44 à Anvers). Begreiflicherweise ist dieser Herr, welcher alle katholischen Auswanderer, die sich bei ihm melden, vor Schwindelagenten in Antwerpen schützt, den dortigen Agenten ein Dorn im Auge. Bereits zwei Mal haben sie Herrn Würden vor die Gerichte gebracht unter der Beschuldigung, er betreibe in gefekwidriger Weise eine Agentur für Auswanderer. Die beiden Prozesse endigten mit glänzender Freisprechung des Angeklagten und unter Anerkennung des löblichen Wirkens des St. Raphaels-Vereins.

Herr Würden erhielt darauf am 6. Dezember v. J. nach langdauernden Bemühungen von der Polizeibehörde die Genehmigung, auf dem Antwerpener Bahnhofe frei verkehren zu können. Was geschieht indessen von seinen Gegnern? Unter Leitung eines gewissen Agenten Joh. Schulz petitioniren sie beim Ministerium, den Agenten Würden des Rechtes zu berauben, sich der Auswanderer anzunehmen. Bereits am 7. Januar d. J. wurde Herrn Würden seitens der Behörde eröffnet, daß die Concession, auf dem Bahnhofe frei mit den Auswanderern zu verkehren, erloschen sei.

Wer aber ist dieser Joh. Schulz? Derselbe, der in der zweiten Ausgabe der „Köln. Ztg.“ vom 2. Januar d. J. seitens des ersten Staatsanwalts von Stargard in Pommern recht brieflich verfolgt wird.

Herr Würden wird selbstverständlich als tapferer Soldat für die gute Sache weiter kämpfen und den katholischen Auswanderern für Antwerpen ein wahrer Raphael sein. Ihn zu schützen wird der deutsche Consul stark genug sein. („Wuppertth. Volksbl.“)

Sonette im Geiste des heiligen Thomas von Aquino.

2. Wahrheit und Lüge.

Um zu der Wahrheit Urbild zu gelangen,
Muß sich der Geist, damit kein trügend Bild
Ihn blende, decken mit der Demuth Schild, —
Denn aus dem Stolz ist Lüg' herorgegangen,

Und zengte wieder Stolz; — die Weiden drangen
Aus selbst gegrab'nem Abgrund schlangenwild
Auf Seelenraub in Gottes Lustgestalt . . . —
Neonen klagen, was sie dort errangen!

Nun gilt's: in unermülich heißem Streit
Zu lockern des Titanenban's Gefüge,
Bis er zusammenstürzt in Ewigkeit.

So will's des Kämpens Pflicht und Dienstgenüge,
Der sich der Wahrheit zum Basall geweiht,
Denn: a l l e r T h o r h e i t A n f a n g i s t d i e L ü g e !

N ä t h e l.

(Zweiflüblig.)

In meinem Ersten wohnt die Kraft,
In meinem Zweiten wohnt der Muth;
Das Ganze hat mit Tod und Blut
Gebändigt einst den Uebermuth,
Und einem Volke deutscher Kraft
Der Freiheit Segensgut verschafft.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. G. H. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt
Belletristische Beilage
zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
G. Beder & Co.

N 7.

Sonntag, den 15. Februar.

1880.

+ Ueber Roman und Romanlectüre

enthält das 4. Heft der Frankfurter zeitgemäßen Broschüren*) eine Abhandlung, in der Heinrich Bone, wessand Direktor des Gymnasiums zu Mainz, sein Verdammungsurtheil gegen die moderne Romanliteratur begründet. Der Autor ist namentlich bekannt durch seine trefflichen deutschen Lesebücher, die wegen ihrer positiv-christlichen Richtung in der Vera Falk aus den Schulen beseitigt wurden, und geniest mit Recht den Ruf einer Autorität auf literarhistorischem Gebiete. Um so mehr ist seine Ansicht in der vorliegenden Frage beachtenswerth. Er verurtheilt nicht etwa bloß die unmoralischen Romane, sondern den Roman überhaupt, und zwar hauptsächlich deshalb, „weil der Roman alle Freiheit der Poesie in Anspruch nimmt, ohne sich deren Gesetzen und Beschränkungen in Form und Gehalt zu unterwerfen“. Seitens der Romanschriftsteller wird es dem Hrn. Verfasser gewiß nicht an Widerspruch fehlen, und ebenso wenig werden die Verleger, die vielfach gerade von der Romanliteratur ihre besten Einkünfte beziehen, von dem Verdammungsurtheil sonderlich erbaut sein.

Als Probe sei aus der Broschüre zunächst folgende interessante Stelle mitgetheilt:

„Als Stilregel, etwa für Schüler zur Anfertigung eines deutschen Aufsatzes, darf gelten, daß man, ehe man zu schreiben beginnt, zuvor irgend eine vorzügliche Stelle aus einem vorzüglichen Schriftsteller sich laut vorlese. Dasselbe Mittel dürfte zu empfehlen sein, wenn man etwas Neues, zumal im Gebiete der schönen Literatur, wozu der Roman sich ja rechnet, zu lesen oder auch nur zu durchblättern beginnt, und man wird alsbald erkennen, in welch leichtem Gewässer sich viele Romane bewegen, um bald hier, bald dort ein bedeutames Geplätscher oder einen schillernden Schaum zu erregen. Wer könnte, wenn er den ersten Monolog von Goethe's Iphigene sich vorliest, oder auch, um in unserm jetzigen Gebiete zu verharren, wenn er in Goethe's bekannter Novelle blättert, die er gleichsam als Muster-Novelle einfach bloß „Novelle“ heißt und die ihren bedeutungsvollen Schluß findet in den Worten:

„Denn der Gw'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blantes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wandertthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthält.“

Wer könnte nach solcher Lektüre sich noch gebulden, wenn z. B. in einer namhaft gewordenen preisgekrönten Feuilleton-Novelle, die mir gerade zur Hand liegt, ein Vater bei seiner abendlichen Rückkehr, indem er bei Tische seine Tochter nicht trifft, zu seiner Frau sagt: „Aber wo ist Tillchen?“ — „Sie hat heftige Kopfschmerzen und läßt Dir gute Nacht wünschen.“ — „Kopfschmerzen? die kannte sie doch bis jetzt nicht. Warst Du bei

ihre? Es wird wohl nichts Schlimmeres sein?“ — „Ach was,“ schnitt sie seine Rede ab, „morgen wird sie schon wieder munter sein; es ist am besten, man läßt sie in Ruh. Wer hat nicht zuweilen Kopfschmerz? Setze Dich jetzt ruhig hin und laß uns essen; Du wirst müde und hungrig sein.“

Die Erzählung, der dieser geistreiche Dialog entnommen, ist die bekannte Preisnovelle „Vergiß und Vergiß“, die übrigens unübertreffliche Vorzüge aufweist und in der Presse mit Recht als hervorragende Leistung auf dem Gebiet der Romanliteratur bezeichnet worden ist.

Die Romanschriftsteller flößen im Allgemeinen dem Verfasser keinen sonderlichen Respekt ein. Er schreibt: „Wie wohlfeil solche Schreibkunst ist, davon kann ich ein Beispiel anführen. Ich hatte einmal einen Schüler, ich glaube einen Obersecundaner, dessen deutsche Aufsätze wahrlich nicht zu den besten der Klasse gehörten, sondern recht sehr der Kritik bedurften; er war im Uebrigen recht ordentlich und trat nur wegen besonderer Verhältnisse aus; und siehe da, gar bald nachher war in einem recht beliebten öffentlichen Blatte eine Novelle von ihm zu lesen. . . . Was für Waare dabei zu Tage kommt, davon dürfte wohl als Proben genügen eine Buchhändleranzeige aus Frankfurt, worin es hieß: „Fünfzehn Bände gute Romane für 1 Florin.“ Bei Pollak in Hamburg klingt es oft noch verzweifelter und „beispielloser“.

Den Einwand, man müsse den unmoralischen Romanen Romane mit sittlich-religiösem Gehalt entgegenstellen, will der Autor nicht gelten lassen. Er bemerkt u. A.: „Ich segne jene Zeit, wo es für die Jugend, ja für erwachsene Jugend noch als unerlaubt, ja als Sünde galt, einen Roman gelesen zu haben; so gebrandmarkt war dieser Name. Und was die etwaige positiv heilsame Wirkung solcher sittlich intendirten Romane angeht, so möchte ich in dieser Hinsicht es lieber mit den Worten eines deutschen Dichtermeisters halten, der da sagt:

Es bilbet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Ganz vergebens strebst du dahin, durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Gang und seine Neigung zu wenden.
„Die verehrten Leserinnen werden ihrerseits es nicht mißverstehen, sondern nur die Spitze einer angreifenden Idee erkennen, wenn ich von demselben Dichter — es ist aber Goethe — hinsichtlich der Töchter die Worte anführe:
Wahrlich wären mir nur der Mädchen ein Duzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit; sie machen sich Arbeit
Selber genug; es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Vom Bücherverleiher! — also, wie Jeder weiß und denkt, zunächst Romanbücher aus Leihbibliotheken.“

Mit den obigen Mittheilungen* bezweckten wir lediglich, die Aufmerksamkeit der Leser auf die Abhandlung von Bone hinzuweisen; dieselbe enthält ungemein viel Beherzigenswerthes nicht nur für Romanschriftsteller, sondern auch für das Publikum. Allerdings wird man das Verdammungsurtheil des Autors als zu weitgehend bezeichnen müssen; denn unsere Roman-

*) Verlag von Fösser in Frankfurt a. M.

Literatur bietet nicht nur Gewöhnliches und Mittelmäßiges, sondern Gott sei Dank auch viel Gediegenes, Leistungen von echt poetischem Gehalt.

2

3 Führe uns nicht in Versuchung.

Von früh bis spät regten sich die fleißigen Hände, um außer dem, was zum Leben nothwendig war noch etwas zurücklegen zu können, sie versagte sich jede Freude, um nur ihre kleine Baarschaft von Zeit zu Zeit zu vergrößern. Ihr ganzes Glück und der einzige Trost in ihrer Einsamkeit war der kleine Max, das getreue Abbild des fernem Gatten. Als und zu ihrem Wohl der Bürgermeister, den Marie seiner väterlichen Sorge für sie halber stets ihren Wohlthäter nannte, bei ihr ein, und gegen ihn hatte Marie zuerst die Absicht geäußert, ihren Mann aufsuchen zu wollen. Ungläubig hatte der väterliche Freund aufgesehen; war es möglich, daß Jemand auf solche abenteuerliche Idee kommen konnte? Wie oft hatte er es nicht schon gegen Marie ausgesprochen, daß Reinhold sicher todt sein müßte, wie wäre sonst sein Stillschweigen zu erklären gewesen? Marie aber konnte daran nicht glauben, sie meinte zu fühlen, daß er noch lebe und erklärte sich das Ausbleiben jeder Nachricht nur dadurch, daß die Briefe verloren gegangen seien. Und nun war ein so harter, strenger Winter hereingebrochen, draußen war alles zu Schnee und Eis erstarrt und obwohl es Marien nicht an Arbeit, also auch nicht an Verdienst mangelte, schien auch in ihrem kleinen Stübchen Rath und Trostlosigkeit eingekerkert zu sein. Bereits seit vielen Tagen fühlte sie sich matt und krank, ein quälender Schmerz im Kopfe peinigte sie, während Eiseskälte und Fiebergluth in ihren Adern tobten; die alte Frau, bei der sie wohnte, und die die meiste Zeit bei ihr zubrachte, schüttelte bedenklich den Kopf —

Stunde auf Stunde war verronnen, Marie sah immer noch in trübem Sinnen, vor sich den schon tausendmal gelesenen Brief ihres Mannes. Sie konnte ihn schon längst, längst auswendig, er war fast zerlesen und von ihren Thränen durchweicht. Heute schien ihr die Hoffnung, je wieder mit Reinhold vereint zu sein, ein Ding, ein unerfüllbares Etwas. Sie nahm das Kind, das auf ihrem Schoße eingeschlafen war, und legte es in sein Bettchen, für sich selbst an Ruhe dachte sie nicht. Sie wollte sich zur Arbeit zwingen — es war ja die ganzen Tage her so wenig geworden. — Die kleine Lampe höher schraubend und bald Stroh an Stroh fugend, bald mit fieberglänzenden Augen vor sich hinstarrend, merkte sie es nicht, daß Mitternacht längst vorüber, daß ihre Glieder Tobeskräfte durchrieselte, ja daß die Lampe verlöschte und der heulende Sturm das kleine Haus zu erschüttern drohte.

Als am andern Morgen die Wirthin in Mariens Zimmer trat, fand sie dieselbe bewußtlos, fast in derselben Stellung, wie sie sie den Abend vorher verlassen. Auf ihr Ruf erschauerten nach wenigen Minuten ihre Tochter und Weiber Bemühungen gelang es, die Kranke ins Bett und nach einiger Zeit auch ins Bewußtsein zurück zu bringen, beide aber sagten sich auch sofort, daß hier eine ernstliche Krankheit im Anzuge sei. Und leiser war dem so, Mariens erschwächte Kräfte schienen kaum der Gewalt des Fiebers trohen zu können, das über sie hereinbrach. Der herzugehufene Arzt ordnete wohl dies und jenes an — doch die Krankheit stieg zusehends von Stunde zu Stunde. Es war am neunten Tage nach Mariens Erkrankung. Mit wenig verheißendem Ausschluss und rathloser Miene hatte soeben der Arzt das Zimmer verlassen, zu Füßen des Bettes saß die alte Wirthin, Mariens treue Pflegerin, und hielt auf ihrem Schooße den kleinen Max, mit leiser Stimme seine kindlichen Aeußerungen beschwichtigend. Er wollte durchaus die Mutter sich ein Bild erklären lassen, das ihm der „Herr Pastor“ geschenkt, er konnte es nicht begreifen, daß sie nicht mit ihm sprach, ihn nicht liebte, wie er es gewohnt war, sondern von ihm unverständlichen Dingen sprach. — Ja, die Aermste konnte Niemand mehr, nicht einmal ihr heißgeliebtes Kind, fremd rollenden Augen blöcke sie umher in dem engen Raume, halb unverständliche Worte murmelnd, halb laut rufend und jammern, — ja, der Arzt hatte Recht gehabt, die Krissi war gekommen. —

Da öffnete sich die Thür und leisen Schrittes herein trat der Bürgermeister, von Max freudig begrüßt. Freundlich unterbrückte er des Kindes stürmische Beiblosung, er ließ sich am Lager der Kranken nieder, die mit lauter unbemerkter Stimme eben wieder zu phantastren Laufung. Thränen des Mitgeföhls traten in seine Augen, er erkannte in den Händen der Kranken das Blatt Papier, es war der Brief des Geschiedenen; die alte

Frau erhob sich geräuschlos: „Es geht zu Ende mit ihr, Herr“, sagte sie mit zuckenden Lippen, „möchte es bald vorüber sein.“ Auch der anwesende Geistliche nickte mit dem Kopfe: „ja hier ist keine Hoffnung mehr und es ist wohl auch das Beste für sie.“ Mit leiser Stimme begann er das Vaterunser, andächtig knipelte die alte Frau es nach und das Kind faltete die kleinen Händchen, wie es ihm die Mutter gelehrt.

III. Ein Nachtstück.

Es ist Nacht, nur an zwei Orten gewahrt man Licht: im Krankenzimmer des bleichen Weibes, die mit dem Tode ringt, und dort herrscht tiefe Stille, — und im Zimmer des Bürgermeisters vom Orte, hier ringt eine Seele wohl in noch qualvollern Kampfe. Bei seiner Heimkehr heute Abend wurden ihm zwei Briefe übergeben, der eine derselben liegt eröffnet vor ihm — er ist wohl geeignet ihn in Verzweiflung zu stürzen. Sein ältester Sohn — wohl von Klein auf ein wenig zum Leichtsinne geneigt — lernte die Handlung, seine rasche Auffassungsgabe, sein außergewöhnliches Rechen-talent erleichterten ihm seine Carriere ungemein, seit einem halben Jahre ist er Kassirer in einem Bankinstitut. Der Stolz des Vaters und mehr noch der Mutter, deren Viebling er von je her war, theilt dem Vater mit, daß er entehrt, daß seine Carriere vernichtet, und zwar durch eigne Schuld! — Er war der Verführung der großen Stadt nicht gewachsen, die Versuchung trat in Gestalt des Spieles an ihn heran, im Anfang gewann er, dann lehrte ihn das Glück den Rücken. Und doch, er wollte es zwingen zu ihm zurückzukehren, er verspielte nicht nur seine Habe, sondern verpfändete sein Ehrenwort für Spielschulden und zuletzt — ach das Vaterange laß schauernd die Zeilen noch einmal:

„Ich kannte nichts mehr als den Dämon des Spieles in mir, ich war ein Nasender und warf Ehre, Glück und Zukunft hin um meiner Leidenschaft zu fröhnen, ja, Vater, ich vergriff mich an dem mir anvertrauten Gelde! — Ich stehe vor der Entdeckung und sehe keine Hilfe, kann ich binnen wenigen Tagen nicht den Brief, dem ich 300 Thaler entnahm, mit seinem Inhalt wieder an Ort und Stelle legen, so ist mein Geschick erfüllt. Und doch, wie gering ist das Bewußtsein, daß ich hier ein Dieb war, gegen das Bewußtsein dessen, was ich Euch zugefügt. Ich bin überzeugt, wenn Du könntest, mein theurer Vater, du würdest mir helfen, trotzdem ich ein Verbrecher geworden, doch du kannst es nicht, ich weiß es. Ich wage nicht Eure Verzeihung zu erbitten, aber flucht nicht Euren unglücklichen Sohne.“

Lang, lange sah der alte Mann und starrte den Brief an, war es denn keine Täuschung, gab es wohl auf Erden einen unglücklicheren Menschen wie ihn? Konnte er denn selber weiterleben nach diesem Schlage — und die Mutter! wie sollte er der zarten, leidenden Frau das Unerhörte mittheilen, würde sie nicht zusammenbrechen unter der Erkenntnis, daß ihr Viebling wie ein Thier geendet! — denn Hilfe? Wo sollte er, noch dazu in so kurzer Frist, die für einen Landbürgermeister immerhin hohe Summe von 300 Thalern hernehmen? Das Dorf war arm, in ihm fand sich wohl nicht ein Einziger, der ihm hätte helfen können, selbst wenn er gewollt! Gab es denn nirgends eine Hilfe, mußte er wirklich den Unglücklichen untergehen lassen?

Rathlos irrte der alte Manns Auge umher und blieb mechanisch auf dem Tische vor ihm haften, dort lag auch noch der andere Brief, den er dahin zugleich mit dem des Sohnes erhalten. Gleichgiltig stierte er darauf hin, was kümmerliche ihn hent außer seinem Unglück die gesammte andere Welt! Und doch — in sein Auge trat ein lebhaftes Interesse, unwillkürlich griffen seine Hände nach dem Briefe. Er war dick, fest verriegelt, und die Schriftzüge auf der Adresse mit festen markigen Zügen schienen ihm nicht unbekannt. Eine weite Reife hatte der Brief gemacht, das sah man an den vielen fremden Postzeichen; was konnte es sein?

Behutsam löste er das Couvert, verschiedene Papiere fielen ihm entgegen — durfte er seinen Augen trauen? —

Der Brief war von Reinhold Anders, dem Todtgeglaubten, von seinem Weibe so heiß Bemeinten, ja, er lebte und wandte sich an ihn, und bat um Auskunft über die Seinen, viermal hatte er an sie geschrieben, ohne jemals Antwort zu erhalten; in schlichten, herzlichen Worten bat er den Ortsvorsteher, ihn der quälenden Ungewißheit zu entziehen. Er fügte, so schrieb er, dem Briefe 300 Thaler bei, mit der herzlichen Bitte, Marien mit dem Kinde bei ihrer Übersiedelung nach Newhork mit Rath und That beizustehen und besagte 300 Thaler ihr als Reisegeld zu übermitteln. Sollte jedoch — und man sah, wie

die Hand des Schreibenden bei diesen Worten gezittert hatte — Marie und das Kind nicht mehr am Leben sein, so möge der Bürgermeister ihr Grab mit einem entsprechenden Denkmal schmücken, und das Uebrige den Armen des Dorfes zuwenden.

Lange saß der Mann vor diesen Blättern, und Bild auf Bild zog an seiner Seele vorüber. Hier das junge, sterbende Weib, das den Kelch der Entfagung bis zur Reife durchgeföhret, und für die die Hilfe zu spät kam, und dort ein einsamer Mann, der sich mit jedem Herzschlag zwei lange Jahre nach ihr gesehnt, und doch schon halb mit dem Gedanken vertraut war, daß sie ihm für immer verloren. Vor Allem aber sein eigenes Unglück wie sollte er es tragen, wie sein Leben weiter spinnen und seine Pflichten ferner erfüllen? Gab es denn gar kein Mittel, die Schande aufzuhalten, den jungen, unglücklichen Spieler vom Abgrund zurückzuziehen? Leise sprach die Stimme der Versuchung: „Nimm das Geld, das vor Dir liegt, und Du mit all den Deinen bist gerettet; ehbar wie bläher gehst Du Deine Bahn, Niemand erfährt vonbarer Schande. Marie ist sicher in diesem Augenblick schon todt, Du theilst Reinhold keine Sorge mit — was zauderst Du, Such zu retten?“

Wohl erhob das Gewissen seine Stimme: Es ist Frevel, einen Sterbenden zu berauben, welche nicht von der Bahn des Rechts! doch der gebeugte Vater hörte nicht auf sie, seine Gedanken waren auf einen Punkt gerichtet, auf Rettung für sein Kind.

Mit zitternder Hand langte er ein Blatt Papier hervor und begann an Reinhold zu schreiben. Er theilte ihm mit, daß der kleine Max halb nach des Vaters Abreise gestorben, der Gram um Gatten und Kind habe zusehends an Mariens Lebensfaden genagt, und vor wenigen Wochen habe man auch sie zur Ruhe getragen. Mit dem Versprechen, das Geld seiner Bestimmung gemäß anzuwenden, verband er den tausendfachen Dank im Namen seiner Ortzarmer und fügte Mariens Todfenschein hinzu. — — Dann begann er einen anderen Brief zu schreiben — nur wenige Worte — er legte das Geld hinein, couvertirte, siegelte und schrieb die Adresse, that dasselbe bei dem ersten — und lehnte sich erschöpft in seinen Sorgenstuhl zurück. Wie war ihm doch so erdrückend zu Muth, wo er hätte erleichtert aufathmen sollen.

Er sagte sich noch einmal, wie es ja so am Besten und der einzige Rettungsweg sei, gelobte sich feierlich Mariens verwaisetes Kind in sein Haus, an Kindesstatt anzunehmen und erhob sich, um noch in dieser Stunde die beiden schicksalsschweren Briefe zur Post zu befördern.

Der Morgen des nächsten Tages war schon ziemlich weit vorgerückt, als der Bürgermeister seinen Schrittes die Treppe zu Mariens Stübchen hinaufstieg. Die übermenschliche Aufregung der verfloffenen Nacht hatte auf seine Stirne tiefe Falten gegraben und seine Hände zitterten, als er die Thürfluke faßte; wird seine Fassung Stand halten bei der Todten gegenüber?

Da hört er drin des Kindes Stimme, er öffnet die Thür und starren Auges überfliegt sein Blick den kleinen Raum. Wie gestern sitzt die alte Pflegerin am Krankenbett, doch heute mit heiterer, glücklicher Miene und vom Bette hebt die Kranke die schmale, blasse Hand um ihn zu begrüßen. Bis zum Tode erschöpft war steht das wachbleiche Gesicht aus, aber in den Augen liegt Bewußtsein, sie erkennt ihn und flüstert „mein Wohlthäter.“

Stückelt springt ihm Max entgegen, die Mutter hat heute wieder zu ihm gesprochen und die alte Wirthin hat ihm gesagt, daß der liebe Gott ihm sein Mütterchen wieder geschenkt habe.

Der Bürgermeister sieht das Alles mit einem Blick und sein Antlitz ist bleicher als das der Kranken dort, er weist des Kindes Liebkosung, das sich ihm genähert und seine Hand ergriffen hat, sanft zurück, es duldet ihn hier nicht; zu der Frauen Befremden verläßt er das Zimmer stumm, wie er gekommen und schlägt wankenden Schrittes den Weg nach seiner Wohnung ein.

Als er in seinem Zimmer angekommen, löste sich der Mann, der ihn besangen. Von wilden Gewissensqualen gefoltert, schritt er auf und ab — sein Sohn war gerettet, aber um welchen Preis? Er hatte seine Ehre dahingegeben, eine ganze Familie um ihr Glück und ihre Zukunft gebracht — und konnte nicht zurück, wie er auch sann und sann. Der Tod war mitleidig an der vorüber gegangen, der er schon das Leben abgesprochen.

Als gegen Mittag die besorgte Gattin, der schon am Morgen das verfürte Aussehen ihres Mannes aufgefallen war, in sein Zimmer trat, fand sie ihn bewußtlos am Boden liegen.

Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen, und trotz aller angewandten Mittel ging es rasch dem Ende entgegen. Nur einmal lehrte das Bewußtsein noch auf einen Augenblick zurück und Marie . . . Max . . . alles . . . murmelt, hauchte er seinen letzten Athemzug aus.

(Fortf. f.)

* Ueber die neue Rechtschreibung

wird dem „Rechtsch.“ von fachmännischer Seite geschrieben:

Vor etwa ein bis zwei Jahrzehnten schlen uns die Gefahr zu drohen, daß durch die übereifrigen Jünger Grimms, welche ja zum Theil weiter gingen, als ihre Meister, unsere gesammte Rechtschreibung eine völlige Umgestaltung erfahren würde, und zwar eine Umgestaltung, die nach keiner Seite hin eine Verbesserung des Bestehenden gewesen wäre. Die sprachliche Entwicklung der letzten Jahrhunderte wurde einfach negirt, unsere Sprache selbst also nicht als ein Lebendes, sich fort und fort weiter bildendes und wachsendes Organismus, sondern als ein tochter Cadaver betrachtet, an welchem die Männer der granen Theorie ihre Sectionsversuche ungeschont anstellen dürften. Diese Gefahr ist vorübergegangen; die extremen Historiker sind auf allen Punkten zurückgeschlagen; das hohe Gut der ununterbrochenen normalen Fortentwicklung unserer Sprache wie auch der im Großen und Ganzen doch in der That feststehenden und überelastimmenden Schreibweise ist gerettet. Das hohe Verdienst, in diesem Kampfe gegen den Ansturm der Historiker strenger Observanz der Vorkämpfer gewesen zu sein, gebührt Rudolf v. Kanmer*), dem nunmehr auch schon abgerufenen Meister. In unsern Tagen aber drohte unserer Sprache eine neue Gefahr; waren es damals die einseitigen Historiker, welche ihren Meister weit hinter sich lassend, unsere ganze Rechtschreibung auf den Kopf zu stellen versuchten, so versuchten dasselbe heut zu Tage die einseitigen Phonetiker, diejenigen also, welche den cum grano salis verstanden ganz richtigen Grundsatz: „Schreibe, wie Du sprichst“, in unverständiger und einseitiger Weise allein maßgebend sein lassen und, von dem geschichtlichen Gewordenheit der Sprache ganz absehend, weiter nichts wollen, als die heutige Sprechweise in der Schreibweise fixiren. Gerade seit den letzten paar Jahren hat der auf strengstem phonetischem Prinzip beruhende „Verein zur Vereinfachung der Rechtschreibung“ sich sehr ausgebreitet, und es konnte wohl die Besorgnis aufsteigen, daß daraus eine ernstliche Gefahr für unsere Rechtschreibung erwachsen möchte. Diese Gefahr können wir jetzt, nach dem (neulich auch im „Mißelb.“ Volksblatt“ veröffentlichten) Erlasse des Herrn Cultusministers, wohl als beseitigt ansehen. Es ist durch denselben eine amtliche Schreibweise eingeführt worden, welche, auf phonetischem Prinzip beruhend, aber den gegenwärtigen Bestand und die geschichtliche Entwicklung unserer Sprache achtend, sehr wohl geeignet erscheint, einen wenigstens vorläufigen Abschluß in der orthographischen Frage herbeizuführen. Jedemfalls ist den radicalen Reformern ein sehr entschiedenes: „Bis hierher und nicht weiter!“ zugerufen worden. Der Unsicherheit aber und dem Schwanken ist, wenigstens innerhalb der Schule, ein Ende gemacht. Jetzt weiß jeder Lehrer, wie er dies oder jenes Wort schreiben lassen soll; ein Schwanken wird künftig eben so wenig vorkommen können, wie jene Willkür gar vieler Lehrer, die von ihren Schülern forderten, daß dieselben sich der Rechtschreibung bedienten, die nach ihrer — der betr. Lehrer — Meinung die allein berechnete war. Wie oft ist's vorgekommen, daß ein Knabe in Quarta historisch, in Tertia phonetisch und in Secunda wieder historisch schreiben mußte! Daß die armen Jungen dabei ganz verwirrt wurden und schließlich gar nicht mehr wußten, wie sie schreiben sollten, ist doch ganz natürlich. Und nun die Lehrbücher! Da hatte ja auch fast jeder Verfasser seine ganz besondere Rechtschreibung, und dieser Umstand wirkte natürlich auf die Schüler auch nur verwirrend. Der Segen, der für die Schule durch die Anordnung des Herrn Ministers erwachsen kann, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Daran kam es vor allen Dingen an, daß überhaupt eine feste Norm gegeben, daß Uebereinstimmung, Sicherheit, Klarheit erzielt wurden. Freilich ist ja auch die Beschaffenheit der neu einzuführenden Schreibweise von sehr großer Bedeutung; immerhin ist dies nur eine Frage zweiten Ranges gegenüber der Einheit und Sicherheit der Rechtschreibung.

*) Kanmer war Professor der deutschen Sprache und Literatur in Erlangen. Gestorben 1876.

Die Anordnung des Herrn Ministers wird viel Staub aufwirbeln, sie wird viele Gegner finden. Da sind zunächst gar manche, die ein solches Vorgehen der Behörde für ungerechtfertigt halten werden. Dann sind es vielleicht auch manche Verfasser von Schulbüchern, manche Verleger, Buchhändler und Buchdrucker, die über das Vorgehen der Behörde ungehalten sind. Daß aber über kurz oder lang eine derartige Verfügung kommen würde, das war doch wahrscheinlich schon seit längerer Zeit voranzusehen; und die Vorarbeiten waren doch in der That weit genug gediehen, um endlich einen Abschluß machen zu können. Darauf, daß dies geschah, konnten sich alle dabei Interessirten schon seit der orthographischen Conferenz vom Jahre 1876 gefaßt halten. Sehr heftige Gegner der offiziellen Orthographie werden selbstverständlich auch die Ultras von beiden Seiten, die Heißsporne des historischen wie die des phonetischen Princips sein. Und wenn wir Umschau halten, von welchen Seiten der neuen Orthographie Gegnerschaft erwachsen wird, so dürfen wir ja nicht die süße Macht der Gewohnheit unterschätzen.

Da ist der eine gewohnt gewesen, Thurm zu schreiben, und nun wird ihm auf einmal zugemuthet, Turm zu schreiben, oder wenigstens seine Schüler so schreiben zu lassen; und so hat einer dies, der andere das zu tabeln. Ja, wenn jeder seine Eigenart mit Eigensinn festhalten, wenn keiner eine lieb gewordene Gewohnheit im Interesse des Ganzen aufgeben will, dann müssen wir eben die Hoffnung, jemals einheitliche Orthographie zu bekommen, für ewige Zeiten aufgeben. Da müßten wir Deutsche eben nicht Deutsche sein, wenn wir uns jemals freiwillig in einer Sache einigten, in der eines jeden Lieblingsmeinungen und -Gewohnheiten ins Spiel kommen. Nein, da ist's gewiß ganz gut, daß uns jetzt, nachdem die Sache im öffentlichen Kampfe der Geister lange genug verhandelt und also eine hinlängliche Klärung erzielt ist, nun endlich gesagt wird: „In der Schule soll's von nun an so und so sein!“

Das Vorgehen der preussischen Unterrichtsbehörden wird von manchen auch als preussischer Particularismus getabelt. Sie meinen, die Feststellung der Orthographie sei Reichssache gewesen; es habe eine Orthographie für Albdeutschland erzielt werden müssen. Aber die so reden, lassen ganz außer Acht, daß es ja im Reiche gar keine Behörde gibt, welche eine solche Anordnung hätte treffen können. Die Anordnung konnte ja der Natur der Sache nach nur für die Schulen gegeben werden; nun besteht aber kein Reichsunterrichts-, sondern nur ein preussisches Cultusministerium, folglich — Unzweifelhaft aber hat die neue Schreibung die Tendenz, sich auch über die nicht-preussischen Gebiete Deutschlands zu erstrecken. Wir dürfen auch wohl hoffen, daß unsere Behörden sich mit den betr. Behörden der anderen deutschen Länder vor Erlaß ihrer Anordnung in Beziehung gesetzt haben wird. Ist ja doch Vater n uns mit der Feststellung seiner Schulorthographie, mit der die unsrige fast ganz übereinstimmt, sogar vorausgegangen! Nein, vom preussischen Particularismus steckt gewiß nichts darin.

Daß aber die neu einzuführende Orthographie, obgleich sie im Großen und Ganzen wohl das Richtige getroffen hat, doch einzelne Handhaben für den Angreifer bietet, daß muß Einseher leider anerkennen. So ist es m. E. sehr zu bedauern, daß die Schreibung der närrische für der närrische (S. 7) gut geheißt ist; das sind sprachliche Lotterereien, die sich ein Schriftsteller, der nur einigermaßen auf sich hält, nicht gestatten wird. Ebenso scheint es, als solle die liebliche Aussprache Ferd statt Pferd, Fahl statt Pfahl u. s. w. gebilligt werden (S. 8). Auch die über die Berechnung der Silben gegebenen Regeln treffen meines Erachtens nicht das Richtige. In der Schreibung der Fremdwörter hätte man wohl getrost einen tüchtigen Schritt weiter in der Germanisirung thun können. Wenn man Edikt, Direktor schreibt, so ist doch in der That nicht abzusehen, warum Redacteur und nicht Redakteur geschrieben werden soll. Auch mit dem Dehnungszeichen hätte man vielleicht noch energischer aufräumen sollen und können. Die Regel über die Laute ist wenig klar und überflüssig gehalten. So ist in der That wohl hier und da etwas, was sich bemängeln läßt; aber im Großen und Ganzen muß man anerkennen, daß der Bearbeiter seine Aufgabe gelöst hat. Das, was als gegenwärtig allgemein feststehende Schreibweise anzusehen ist, ist fixirt worden, entschieden fehlerhafte Schreibungen sind getilgt, Schwankungen beseitigt.

Wie wird nun das große Publicum sich zu unserer Schulorthographie stellen? Was werden die Zeitungen thun? Was die Schriftsteller? Was Brockhaus und die verbundenen Ver-

lagsfirmen? Hoffen wir, daß sie sich der officiellen Schulorthographie gegenüber nicht allzu feindselig verhalten! Einer Weiterentwicklung aber bedarf ja freilich auch die neue Orthographie noch; sie ist nicht etwas, was keiner Verbesserung, keiner Fortbildung bedürfte. Im Gegentheil, wie die Sprache selbst im Laufe der Jahrzehnte leise und unmerklich sich wandelt, so wird auch die Orthographie im Laufe der Zeit Veränderungen erfahren müssen, um das zu sein, was sie sein soll, nämlich die möglichst getreue Darstellung der gesprochenen Rede.

Auch ein Beitrag zur Charakteristik der „liberalen“ Presse.

„Die Offiziersaspiranten und Beamten Candidaten müssen in Preußen ihre Qualification durch wissenschaftliche Arbeiten darthun, unter welchen sie auf Ehrenwort die Versicherung abgeben, selbstständig und ohne fremde Hilfe gearbeitet zu haben. Wer hätte es nur für möglich gehalten, daß es Leute gibt, die das Anfertigen solcher Probearbeiten gegen Entgelt planmäßig betreiben, die mithin ihren Erwerb auf dem Eintritt von nicht nur unqualificirten, sondern auch ehrenwortbrüchigen Menschen in den gerade auf Ehrehaftigkeit aufgebauten Stand basiren. Und doch stoßen wir auf unserem jetzigen Zeitungsmarkt auf ein wahres Gedränge solcher Leute. Nur 3 hauptsächlich im „Klabberabatsch“ und dort fast allwöchentlich anzutreffende Inserate greifen wir heraus (folgen die Inserate). . . Wir scheuen uns die Frage aufzuwerfen: haben diese Leute wirklich schon auch nur im Verhältniß zu ihren Insertionskosten prosperirt? Wir halten fest an der Hoffnung, daß Se. Majestät, daß das Vaterland noch mit Stolz auf einen intacten Offizier- und Beamtenstand blicken kann.“

Eine höchst pikante Frage in der That, die hier aufgeworfen wird. Die Sätze sind entnommen einer Broschüre über „das Inseratenwesen. Von H. Schmölber.“ Der Verfasser bedt in derselben wahrhaft grauenhafte Zustände auf, zeigt, wie die Spalten vieler „liberalen“ politischen und Witzblätter von Scham- und Sittenlosigkeiten geradezu wimmeln, die auf reiche Industriezweige schleßen lassen, welche am Marke unseres Volkes gehren.

Nur noch ein Beispiel des frechen Lohnes auf alle Redlichkeit und gute Sitte, den diese Organe hervorkehren. In der Anzeige eines Heirathsbüreaus heißt es: „Gelegene Referenzen und ein von Sr. Majestät dem Kaiser von Deutschland und König von Preußen Allerhöchst bestätigtes ehrengerichtliches Erkenntniß des 5. Offiziercorps bekräftigen die glücklichen Erfolge der Ehedermittlungsanstalt.“ Der Verfasser theilt nun mit, daß dieses ehrengerichtliche Erkenntniß in der That besteht, wodurch aber ein Reserveoffizier, der durch jene Firma in die Ehe gekommen war, — aus dem Offizierstande gestoßen ist. Die Zeitung aber, in der sich dies ehrenwerthe Inserat befand, ist die „Kölnische Zeitung“.

(„Conf. Monatsch.“)

Bermischtes.

* Abfertigung. In einem Hotel saß bei der Tafel ein bekannter Sügner und erzählte einem Fremden, der zu seiner Rechten saß, allerhand Münchenhausfaden. Dieser bekam das Ausschneiden halb satt und sagte zu dem Erzähler: „Sien Sie so gut und richten Sie Ihre Geschichten an Ihren Nachbar zur Linken: ich lüge selbst!“

* Zehn Speckknödel. Ein Ungar weitete, daß er 10 Speckknödel hinter einander verzehren wolle. Als er 9 davon hinter hatte, konnte er mit dem besten Willen nicht mehr. Grimmig ballte er die Faust gegen den in der Schüssel vor ihm liegenden letzten und spricht: „Ichtem! Hätte ich gewußt, daß du blleibst übrig, hätt' ich dich gefressen zuerst!“

Scherz-Räthsel.

Dhn' mich ein Jäger sein, ist schwer,
Doch ein Soldat wohl, noch viel mehr.

Viel Menschen hab ich schon zerrissen
Und viele wieder heilen müssen.

Auch nahm ich Burgen schon von Stein,
Mich selber nahm schon Mancher ein.

Wer mich nicht räth' in wenig Stunden,
Hat mich am End' auch nicht erfunden.

Auflösung des Räthfels in der letzten Nr.:
Armbruft.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. E. b. Hüsgen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. E. b. Hüsgen.



Düsseldorf'sches Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

M 8.

Sonntag, den 22. Februar.

1880.

△ **Wilk. Emmanuel Freih. von Ketteler**
bis zu seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl
von Mainz.

Vortrag des Herrn Rechtsanwalts Euler im kath. Verein.

Im vorigen Sommer war bei Schulte hieselbst ein Porträt ausgestellt, welches durch den Gegenstand und die meisterhafte Ausführung großes Aufsehen erregte und den Beschauenden lange fesselte. Eine kraftvolle Gestalt im bischöflichen Gewande, mit edeln Gesichtszügen und seelenvollem Ausdruck, Gedankentiefe auf der ehernen Stirne, Entschiedenheit in den scharf geschnittenen Linien des Mundes, tiefer Ernst in den klarblickenden Augen, religiöse Würde und Thakraft in der ganzen Erscheinung. Es war Wilhelm Emmanuel Freiherr v. Ketteler Bischof von Mainz, welchen Heinrich Sinke nach einer Photographie nach dessen Tode gemalt und in seiner ganzen Bedeutung und Eigenart aufgefaßt hatte. Ungefähr um dieselbe Zeit erschien der von Dr. Reich herausgegebene Briefwechsel des verstorbenen Bischofs. Bei der Lektüre dieser Briefe schwebte mir jenes Bild des großen Mannes beständig vor Augen, und es schien mir, als ob derselbe gerade so, wie er sich in den Briefen gibt, auf dem Bilde dargestellt wäre, und als ob andererseits die charakteristischen Züge des Bildes in den Briefen sich wiederfänden. Auch hier ist es vor Allem die edle, charaktervolle Persönlichkeit, welche unser Interesse in Anspruch nimmt, ein Mann aus Einem Gusse, nicht nur volle Harmonie zwischen Wort und That, sondern auch zwischen dem Jüngling und dem Manne, dem Studenten und dem Bischof; sein Lebenslauf macht den wohlthuenden Eindruck einer auf fester Grundlage stetig fortschreitenden Entwicklung.

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, das Leben dieses bedeutenden Mannes auf Grund seiner Briefe und seiner sonstigen Schriften zu schildern, jedoch nur bis zu seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl im Jahre 1850, da diese Lebensperiode wenig bekannt sein dürfte, dagegen von seiner späteren Wirksamkeit als Bischof von Mainz, die mehr der Deffentlichkeit angehört und noch in unserer Erinnerung lebt, nur eine ganz kurze Uebersicht zu geben.

Entsprossen von einer altadeligen Familie Westfalens brachte v. Ketteler den größten Theil der Knabenzeit im elterlichen Hause in Münster zu, unter der Obhut seines strengen Vaters, der ihm in den Jünglingsjahren durch den Tod entzogen wurde, und seiner frommen Mutter, welche zu seiner gläubigen, von ernstem Pflichtbewußtsein durchdrungenen Lebensanschauung vorzugsweise den Grund legte und ihren Gatten um 12 Jahre überlebte. Aber nicht allein seine Eltern gaben dem Knaben die richtige Nahrung für Geist und Gemüth. Seine Vaterstadt Münster ragte damals durch gläubigen Sinn und geistige Regsamkeit hervor, Dank der langjährigen Wirksamkeit von Fürstenberg's, und Dank jenem Kreise trefflicher Männer, der sich um die Fürstin Gallizin gebildet hatte und seinen segensreichen Einfluß auf die ganze Stadt äußerte. In dieser glaubenswarmen Atmosphäre wuchs der junge Ketteler auf. In

seinem 13. Jahre brachten ihn seine Eltern in das Jesuiten-Kolleg zu Brier im Kanton Wallis in der Schweiz, wo er die Gymnasialstudien beendete. Hier lernte er die Jesuiten als Jugend-Erzieher und als Priester, die an sich die höchsten sittlichen Anforderungen stellen, schätzen, wie er dies später durch Wort und That bewiesen hat.

Von den Schweizer Bergen zurückgekehrt, studirte er auf den Universitäten Göttingen, Heidelberg, München und Berlin Rechts- und Staats-Wissenschaft. In Göttingen war es, wo er in einem Duell jene erhebliche Wunde an der Nase davontrug, deren Folgen zeitlebens sichtbar blieben. Nachdem er die beiden juristischen Prüfungen mit Auszeichnung bestanden, wurde er Regierungs-Referendar und bei der Regierung zu Münster beschäftigt. Er wird uns als ein hoher stattlicher Herr mit vollem Barte geschildert; seine Gesichtszüge trugen das Gepräge des Ernstes, der Festigkeit und Entschiedenheit, gemischt mit gutherziger Offenheit. Von großer Kraft und Gewandtheit, war er in allen körperlichen Uebungen wohl bewandert und liebte leidenschaftlich die Jagd. Augenzeugen berichten, daß ein Fehlschuß bei ihm etwas Unerhörtes war, daß er keine Strapazen scheute und unempfindlich war gegen die Ungunst der Witterung. Kam er auf der Jagd an einen Fluß, so legte er die Flinte auf den Rücken, schwamm hindurch, schüttelte am andern Ufer das Wasser aus den Kleidern, und die Jagd wurde fortgesetzt.

In seiner Stellung als Regierungs-Referendar entstand für Ketteler ein Konflikt, der für seine Zukunft entscheidend wurde.

Es war im Jahre 1837, in jenem denkwürdigen Jahre, das durch den Namen „Clemens August“ seine Signatur erhalten hat. Als dieser auf den erzbischöflichen Stuhl zu Köln erhoben wurde, fand er wenig erfreuliche Zustände in der Rheinprovinz vor. Vorzugsweise durch die Nachgiebigkeit seines Vorgängers war die Theologie zum Theil der Herrschaft einer unkirchlichen Wissenschaft anheingefallen, und die Kirche dem Staate gegenüber in eine Stellung gerathen, die ihrer Unabhängigkeit und ihrer hohen Aufgabe nicht entsprach. Clemens August war sofort entschlossen, diese Fesseln zu brechen. Er errang aber im Kampfe gegen den omnipotenten Staat einstweilen keinen Erfolg, wurde vielmehr am 20. November 1837 verhaftet und nach der Festung Minden abgeführt.*)

Dieses Ereigniß, welches die Katholiken Preußens aus ihrem Schlafe aufrüttelte und auf Belebung der religiösen Gesinnung und innigeren Anschluß an die Kirche so mächtig einwirkte, war bestimmend für den Lebensgang des Regierungs-Referendars von Ketteler. Der Staat, welchem er seine Dienste widmete, hatte

*) Auf der Festung Minden war es, wo Clemens August von dem der deutschen Kunst zu früh entzogenen Prof. Zttenbach gemalt worden ist. Der damals noch junge Künstler erhielt hierzu nicht ohne Schwierigkeit die Erlaubniß und die strenge Weisung, mit dem Staatsgefangenen nicht über Politik zu sprechen. Er hat über das Zusammensein mit dem Erzbischof ein ausführliches Tagebuch geführt, welches über dessen Persönlichkeit manches Interessante und Anziehende enthält. Das ausdrucksvolle Portrait ist durch einen guten Stich von Müller vervielfältigt worden.

sich zu der Kirche, welcher er aus innigster Ueberzeugung angehörte, in Widerspruch gesetzt und ein Verfahren eingeschlagen, das er als Unrecht erkannte. Die Wege von Staat und Kirche hatten sich getrennt, er wollte und konnte nicht auf beiden wandeln, er stand am Scheidewege. Sein Entschluß war bald gefaßt. Zehn Tage nach der Gefangennehmung von Clemens August kommt er bei dem Regierungs-Präsidenten in Münster um einen sechsmonatlichen Urlaub ein und darauf um seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Die Motivierung dieses Entlassungs-Gesuches ist lakonisch abgefaßt und lautet:

„Guer Hochwohlgeboren sehe ich mich zu meinem großen Bedauern genöthigt, die gehorsame Anzeige zu machen, daß eingetretene Verhältnisse es mir zur Pflicht machen, zur Zeit aus meinen bisherigen Dienstbeziehungen zur Königl. Hochlöbl. Regierung auszuscheiden.“

Es wird darauf dem Referendar von Ketteler die Entlassung mit dem Zeugniß ertheilt, daß er in jeder Hinsicht zur Zufriedenheit sich geführt habe.

So war nun Freiherr von Ketteler durch Gewissensgründe, wie man sie bei einem strebsamen jungen Manne selten finden wird, aus seinem Berufe und der damit verbundenen Thätigkeit herausgerissen. Er stand da vereinzelt, nicht wissend, wohin er sich wenden und auf welchem Gebiete menschlicher Thätigkeit er seine Kräfte verwerthen sollte. Wohl wurde er durch seine ganze Geistesrichtung zu dem priesterlichen Berufe hingezogen, aber dieser ernste Beruf schwebte ihm damals nur als fernes kaum erreichbares Ziel vor. Einen so hohen Begriff hatte er von der Würde des Priestertums und einen so niedrigen von sich selbst, daß er in seiner Demuth den Weg dorthin für zu schwierig hielt. Er schreibt darüber an seinem ältern Bruder Wilberich, der von den Katholiken-Versammlungen her bekannt und vor wenigen Jahren auf seinem Gute in Westfalen gestorben ist:

„Da ich einem Staate, der die Aufopferung meines Gewissens fordert, nicht dienen will, so bin ich eigentlich auf den geistlichen Stand durch den Fingerzeig aller Umstände hingewiesen und doch kann ich den erforderlichen Entschluß nicht fassen und bin noch unendlich weit davon entfernt. Um mich zum geistlichen Stande würdig umzugestalten, wären größere Wunder erforderlich als Todte aufzuwecken. Hieraus siehst Du die ganze Trostlosigkeit meiner Lage; Du könntest sie sehen, wenn Du meine Schilderung für wahr halten und nicht wieder den alten unrichtigen Maßstab Deiner milden Beurtheilung anlegen wolltest. — Die einzige Hoffnung, welche ich in dieser Lage noch habe, ist die unendliche Barmherzigkeit Gottes, welcher nicht nach dem Verdienst der Menschen seine Gnaden austheilt und daher auch mich vielleicht trotz meiner Unwürdigkeit bedenken wird.“

Ketteler geht nun auf Reisen. Aber während sein Lebensschiff scheinbar unstät auf dem Strome des Lebens umhertreibt, wird es von einer unsichtbaren Hand gelenkt, bis es einläuft in den ersehnten Hafen. Dieser längeren Abwesenheit von seiner Heimath verdanken wir eine größere Zahl herrlicher Briefe, welche der ernst strebende Jüngling an seine Verwandten, namentlich seinen bereits genannten Bruder Wilberich und an seine Schwester Sophie Gräfin von Merveldt richtete. Diese Briefe gewähren einen tiefen Blick in das edle, reine Gemüth des späteren Bischofs; es klingt hindurch in schönen Weisen die innigste Anhänglichkeit an seine Angehörigen, die Begeisterung für alles Große und Göttliche und die Liebe zur Natur, deren mannigfaltige Schönheiten er auf seinen Wanderungen bewundert. Und als rother Faden eingewoben ist die ernste Prüfung über den Beruf zum geistlichen Stande, und das unausgesetzte Streben nach Erreichung des hohen Zieles.

Bevor Ketteler seine Reise antrat, mußte er noch eine Uebung bei dem münsterschen Landwehr-Regiment als Unteroffizier mitmachen. Er war darüber wenig erquickt und klagt in einem Briefe:

„Der mir angeborene Widerwille gegen alle Verhältnisse eines Soldaten im Frieden hat mir in diesen 14 Tagen recht viel zu schaffen gemacht. Der Pflichtenkreis eines Unteroffiziers ist an sich schon nicht reizend, für einen Mann unseres Standes, unserer Sinnesart und unserer Bildungsstufe aber fast unerträglich.“

Er reist nun den Rhein herauf nach Baiern über Frankfurt nach München. In Köln bringt er mehrere Stunden im Dom zu. „Die Erhabenheit und Größe des Baues, schreibt er an seine Schwester, ist ein Mittel, um sich leicht zu dem Unendlichen, Ewigen zu erheben. Man ahnt, für wen solche

Formen allein geschaffen werden konnten, und wird ihm näher gebracht. So geschah es mir denn auch, als ich dort die erste Messe hörte. Da sahen wir alles Zeitliche so klein und niedrig und das zeitliche Opfer so unbedeutend, daß ich selbst freudig und ohne Kummer meines Scheidens von Euch gedenken konnte. Die einzige Störung war die Idee, ob nicht der Priester am Altare ein Hermesianer sei. Daß diese Sekte jetzt größtentheils diese heil. Stätte entweihet, war mir ein sehr schmerzlicher Gedanke.“

In Coblenz suchte er seine Verwandte, Amalie Gräfin v. Merveldt, auf, welche zu jenem Kreis von frommen Frauen gehörte, welche von dem Stadtrath Diez unterstützt, sich in Werken christlicher Barmherzigkeit in hohem Grade ausgezeichnet haben.

Darauf ging die Reise über Frankfurt nach München. Hier empfindet er schmerzlich die nach den damaligen Verkehrs-Verhältnissen große Entfernung, die ihn von seinen Verwandten trennt, und es drängt ihn, denselben zu schreiben, wie Ein Grundgefühl ihn unausgesetzt beherrscht. „Ich kann es nicht lassen, Euch immer und immer zu wiederholen, wie außer Gott nur allein Ihr und was Euch betrifft, in meinem Innern lebt und dort Freude und Leid hervorruft; und Ihr werdet ja nicht müde, diese alte Leier immer wieder freundlich anzuhören.“

Und als er am fernen Horizonte die blauen Tiroler Gebirge sieht, beschleicht ihn das Heimweh zu seinen Lieben. Unwiderstehlich zog es ihn zu den Bergen hin, als wenn es seine geliebte Heimath wäre und er dort die Seinigen wieder finden könnte. Er bittet seine Geschwister, gegen Ende des Monats Mai dort mit ihm zusammenzutreffen, das Hochgebirge sei dann besonders schön wegen der unzähligen Blumen, welche die Wiesen bedecken. „Wäret Ihr dann bei mir,“ ruft er aus, „das wäre fast zu schön für diese Welt. Ich kann nicht die Berge sehen, ohne Euch zu gedenken, wie Ihr mir immer sofort einfallt, wenn ich etwas sehe, dessen Anblick auch Euch Freude machen könnte. Jetzt werde ich sie nur sehen wie ein amputirter Mensch, der sich zum Theile hat zu Hause lassen müssen, und das wird meine Freude unsäglich schmälern.“

In München fand Ketteler das, was er wünschte: katholische Wissenschaft und katholische Gesinnung. König Ludwig hatte nicht allein der Kunst sein Interesse zugewandt und eine Reihe der herrlichsten christlichen Baudenkmale geschaffen, er war auch für Hebung des Unterrichtswesens und namentlich der kirchlichen Wissenschaft bemüht gewesen und hatte an die von Landshut nach München verlegte Universität die besten und tüchtigsten Männer berufen. So hatte sich in München ein Kreis bedeutender katholischer Gelehrten gebildet, der es zum geistigen Mittelpunkt des katholischen Deutschlands machte. An der Spitze stand Görres, jener gewaltige Geist, so wuchtig und gefürchtet im Kampfe gegen die ungläubige Afterswissenschaft, und so leutselig und mittheilsam im Kreise seiner Freunde und Gesinnungsgenossen. Er wirkte nicht allein als Universitätslehrer auf sein großes Auditorium, sondern durch Geistesfunken sprühende Schriften auf ganz Deutschland, und zog verwandte Seelen mit Zauber Macht in seinen Umkreis. Sein gastfreies Haus, wo ein von christlicher Gesinnung und inniger Zuneigung durchdrungenes Familienleben und eine geistig belebte, kindlich heitere Geselligkeit herrschten, war der Centralpunkt des wiedererwachten katholischen Lebens, der Sammelplatz der hervorragenden Männer. „Noch besser, als seine Bücher gefällt mir sein Haus“, hat ein protestantischer Gelehrter, der Görres in München aufsuchte, bemerkt, „glücklich alle die, welche solches Leben mitleben.“

Zu diesen Glücklichen gehörte der junge Freiherr v. Ketteler, der bei Görres eingeführt wurde und von ihm und seiner Tafelrunde sehr entzückt war. Sie entsprachen ganz seiner Erwartung, nur so einfach, so natürlich und anspruchslos hatte er sie sich nicht gedacht. „Treue, Redlichkeit und Glauben durchdringt ihr ganzes Leben und jedes ihrer Worte. Wie verblendet doch die Welt ist! Solchen Männern wirft man revolutionäre Grundsätze und Aufreizung vor, während jeder Blutstropfen in ihnen Gehorsam gegen die Obrigkeit bekennt, aber natürlich und Gott sei Dank dafür — ohne Verrath an der Religion. Diese Herren leben hier übrigens in einem so freundschaftlichen Kreise, wie ihn nur Religion und Treue bilden kann, und versammeln sich täglich zur ungezwungensten, heitersten Geselligkeit, wodurch sie sich gegen die Stubenhockerei schützen. Dann gehen sie auch oft und viel in die Tiroler Gebirge und holen sich in der dortigen frischen Luft wieder gesunde Lebenskraft und Lebensansicht.“

In der Gesellschaft solcher bedeutenden und frommen Männer kam Ketteler sich sehr klein vor, er bezeichnet sich einmal als

„einen mit dem Munde wenigstens mäßig guten Katholiken.“ Aber er scheint an der Unterhaltung lebendigen Antheil genommen zu haben, und hatte sogar den Muth, dem Dichter Brentano, der von der ihm übermäßig eigenen Gabe des Witzes oft einen rücksichtslosen Gebrauch machte, zu bemerken, wie gefährlich eine so überreiche Gabe dieser Art doch sei.

Aber auch zu den höchsten Gesellschaftskreisen der gebräuchlichen Rangordnung nach, trat der junge Freiherr in Beziehung und gerieth, wie es gesuchten jungen Leuten zu gehen pflegt, mehr hinein, als er wollte. Dies veranlaßte ihn, schon im Herbst 1839 München zu verlassen.

„Ich bin schon wieder am Ende meines Aufenthaltes in München“ schreibt er im August 1839 an seine Schwester, „und weiß abermals nicht wohin und woher. Mein Bleiben kann aber nicht von längerer Dauer sein. Ganz gegen meinen Willen habe ich Bekanntschaft über Bekanntschaft gemacht, und diese treiben mich nicht einem gewünschten Ziele entgegen. Im Winter würde ich Gefahr laufen, mich ganz in die hiesige Gesellschaft gestürzt zu sehen. Also werde ich gegen den 25. von hier abreisen und mich dann einige Monate in Tirol herumtreiben. Vielleicht gehe ich dann nach Italien und bleibe den Winter dort oder in Tirol. Ich will Dir nicht verhehlen, aber natürlich als Geheimniß, — daß ich eigentlich sehr wünschte, einige Monate unter der Leitung eines Mannes, der mir volles Vertrauen einflößte, in Zurückgezogenheit zu leben. Könnte ich einen solchen Mann auffinden, so wäre mein Entschluß gefaßt. Bis jetzt hat mir Gott leider keinen entgegengeführt. Finde ich ihn nicht, so schaffe ich mir mit Gottes Hülfe selbst eine solche Einsamkeit, wenn es auch in einem öden, im Winter recht zugeschnittenen Dertchen in Tirol wäre. Doch so werde ich immer nur ein Theil meines Vorhabens erfüllt sehen; denn ein tüchtiger Rath, dem ich mich ganz unbedingt hingeben könnte, fehlt mir vor Allem. Bisher habe ich mir immer selbst gerathen und bin dahin gekommen, ganz rathlos zu sein. Es liegt ein Widerstreit von Empfindungen in mir, den ich nicht mehr lösen kann. . . Mit dieser Ungewißheit möchte ich entsetzt ungerne zu Euch zurückkehren, und je weiter ich in meiner Abwesenheit vorrücke, ohne Entscheidung und ohne Erfolg, desto unruhiger fühle ich mich in meinem Innern.“

So entfloß denn Ketteler dem Münchener Gesellschafts-Strudel und suchte seine geliebten Tiroler Berge auf. Noch mehr als ihrer Schönheit wegen waren ihm diese Berge theuer und werth als mächtige Schutzwehren gegen alle Niederrächigkeiten der Civilisation, als Mauern, hinter denen in ungeschwächter Kraft der alte Glaube und mit ihm alte Sitte, Ordnung und Gewohnheit sich gegen die alle Welt überfluthende Verflachung erhält. „Wenn die entnervten Papierseelen jetzt alle Zeitungen in Deutschland vollschreiben von der wiederwachsenden deutschen Gesinnung, von der deutschen Ehrlichkeit, Treue und Einfalt, während sich ein so schauderhaftes Lügengewebe und Lügenleben über ganz Deutschland verbreitet, daß wir selbst die schlauen Römer zu Tölpeln machen, so muß man in der That nach Tirol gehen, um eine Vorstellung von dem alten Deutschland zu bekommen, wie auch, um zu erkennen, wem und welchem Glauben die sogenannten deutschen Tugenden ihr Dasein verdanken. . . . Hier ist noch das ganze äußere Leben so recht im Besitze der Religion: ein Umstand, der das hiesige Leben besonders scharf von dem unseres Volkes unterscheidet, das von einem tief religiösen Bedürfniß doch Gott sei Dank auch noch durchdrungen, aber so vieler eigenthümlichen Erscheinungsformen des katholischen Glaubens durch die Macht der Verhältnisse beraubt ist.“ Dahin werden denn gerechnet die vielen Ordensgeistlichen, die man in jedem kleinen Dertchen antreffe, der starke Besuch der zahlreichen Kirchen und Kapellen, worin man zu jeder Tageszeit Betende finde, die Andacht beim Gottesdienst, wo Männer und Frauen ohne Ausnahme auf den Knien lägen, was allerdings den Männern dadurch erleichtert werde, daß sie mit ihren bloßen Knien das Niederknien aus Rücksicht für ihre Hosen nicht zu unterlassen brauchten.

(Schluß folgt.)

schlafe. Nicht nur draußen in Wald und Feld regte sich alles in neuem Lebensmuth, auch in die Menschenseele zog der Lenzesodem belebend ein und weckte neue Hoffnung, gab Trost für jedes Leid. Am geöffneten Fenster des kleinen, uns bekannten Stübchens saß Marie, ihren Knaben auf dem Schooße, der jubelnd den vorüberfliehenden Schwalben nachschaute.

Auf den Wangen der jungen Frau lag die Röthe der früheren gesunden Tage, ihre Augen strahlten, und ein wonniges Wohlbehagen durchströmte sie, wie hatte das Leben doch wieder an Reiz gewonnen, seit sie so nahe daran gewesen, es zu verlieren. Sowie sie damals von ihrer Krankheit genesen, hatte ihre Seele mit der langsam wiederkehrenden Körperkraft auch sogleich den schon längstgehegten Plan, Reinhold aufzusuchen, wieder ergriffen. Sie verdoppelte, als nur ihr Gesundheitszustand es ein germaßen erlaubte, ihren Fleiß, um bald im Besitz der dazu erforderlichen Mittel zu sein, Tag und Nacht verließ sie der Gedanke an ihr Vorhaben nicht. Sie wollte ihn finden, den Verlorenen, sie würde ihn finden, sagte ihr ahnendes Herz, und wenn er nicht mehr lebte, dann würde diese Gewißheit wenigstens die Sehnsucht in ihr zum Schweigen bringen. Wohl erhob sich hier und da eine Stimme, die ihr das Ungeheure ihres Unternehmens vorstellte, aber die Denkweise der Leute war so himmelweit von der Mariens verschieden; so wenig sie ihnen die ungewöhnliche Macht, der sie gehorchte, schildern konnte, so wenig ließ sie durch sich irgendwelche Einreden an ihrem Vorhaben irre machen. Heute hatte sie wieder einmal ihre kleine Baarschaft überzählt, es war mehr, als sie anfänglich für nöthig zur Ausföhrung ihres Planes gehalten hatte, sie wollte es nun wagen und voll glänzenden Gottvertrauens sich auf den Weg machen.

Und wieder stand Marie vor den Hügelu der Eltern auf dem Friedhofe, und diesmal war es der eigne Abschied, der ihr die Augen mit Thränen füllte. Sie hatte hier um Kraft, um Segen zu ihrem Vorhaben gebetet, voll gläubigen Vertrauens erhob sie sich, um noch eine Blume auf das Grab ihres „Wohlthäters“ zu legen — ihr Kind an der Hand mit muthigem Herzen noch vor Abend einen Theil des zur nächsten Bahnstation führenden Weges zurückzulegen.

V.

Am Ziel.

In dem geräuschvollen Leben der über alle Begriffe prächtigen und großartigen Handelsstadt Hamburg zeichnen sich an Pracht und Eleganz vor Allem die Stadttheile aus, die nach dem Hafen zu liegen.

Hier, wo der Herzschlag des regen Lebens pulst, wo auf tausenden von Schiffen die Schätze aller Welt zusammenströmen, hat der Reichthum in Wahrheit sich seine Wohnung errichtet. Stolze Paläste wechseln ab mit noch reizvolleren Villen, die lauschig aus blühenden Büschen hervorschauen.

Wer denkt hier wohl daran, daß wenige Straßen entfernt auch Hunger und Glend zu finden sind, daß es auch hier, wie in jeder andern großen Stadt, viel Ueberfluß, aber auch viel Entbehren gibt?

Auf eine der östlich gelegenen kleineren Villen, die einen freien Ueberblick auf den belebten Platz gewähren, warf die Vormittagsonne eines klaren Junitages ihre brennenden Strahlen. Die Bewohner indeß hatten sich dagegen geschützt, eine breite Marquise beschattete den Balkon, auf dem beide, ein Herr und eine Dame, sich befanden. Voll Interesse haftete das Auge der Dame, deren junges, fast noch kindliches Gesicht eine unschuldige Freude am Leben und seinen Reizen bekundete, auf dem lebhaften Bilde vor ihr. Der Ausdruck ihrer dunklen Augen war durchaus kein schwärmerischer, dennoch lag eine gewisse Weichheit in ihnen, als sie sich jetzt erhob und auf das Antlitz des neben ihr stehenden Herrn richtete.

„Wie entspricht doch das Bild, das ich mir seit meiner Kindheit von Europa gemacht, so wenig der Wirklichkeit,“ begann sie, „in meiner Heimath glaubt man immer, das Volk der Deutschen sei vorzugsweise sentimental und zum Träumen geneigt, und diese rege Thätigkeit hier schießt doch in nichts von dem lebhaften Verkehr der amerikanischen Handelsplätze ab.“

„Vielleicht, weil Du noch zu wenig von Deutschland kennst,“ antwortete der Herr, „der Unterschied ist trotzdem ein überwältigender, namentlich für den, der aus einem stillen Orte Deutschlands plötzlich in jenes grenzenlose, nur auf den Erwerb berechnete Getriebe versetzt wird. Auch mich will es hier noch nicht recht wie Heimathluft überkommen, Du selbst wirst —“

„Nicht diese ernste Stirn, Geliebter,“ unterbrach ihn die junge Frau liebtösend, „wecke nicht auf's Neue die trüben Erinnerungen, die Dich so oft beschleichen, seit wir hier sind. Es drängt sich

mir ja ohnehin so oft die Frage auf, ob ich würdig bin, in Deinem Herzen die Stelle der Dahingeshiedenen, der von Dir so heißgeliebten Gattin, einzunehmen, ob ich Dir je ersetzen werde, was Du an ihr verloren."

"Elisabeth", entgegnete er innig, und sein Arm drückte die zarte Gestalt an sich, "wie hätte ich wohl jemals ahnen können, daß mir noch ein solches Kleinod wie Du angehören würde! Wohl warst Du stets freundlich und voll Güte gegen mich, den armen, fremden Clerk, dem Deines Vaters Vertrauen dann eine so ehrenvolle Stellung eingeräumt, und doch, ich hätte niemals gewagt die Hand nach Dir, seinem einzigen Kinde auszustrecken! Ich hätte geglaubt, sein edles Vertrauen zu mißbrauchen und mich seiner Güte unwürdig zu erweisen."

"Als aber dann nach seiner langen Krankheit seine Sterbestunde kam, als er mich rief und mir die Sorge für Dich, sein nun bald vereinsamtes Kind, übertrug, da gelobte ich ihm, Dir ein treuer Schutz und Schirm zu sein und mit meinem Leben über Deinem Glück zu wachen. Er legte sterbend unsere Hände in einander, und wir erkannten, daß wir uns liebten, Du mit kindlichem Vertrauen des Vaters letzten Willen ehrend, und ich, indem die Liebe in meinem Herzen von Neuem Wurzel schlug, obgleich ich sie schon längst gestorben wähnte. Du weißt es wohl, daß noch jetzt Stunden kommen, wo ich es nicht überwinden kann, daß mein Weib in Armuth und Dürftigkeit und von Sehnsucht nach mir aufgerieben elend sterben mußte, während meine Zukunft sich immer glücklicher gestaltete — daß dies aber eben nur Stunden sind in den Monaten reinen, seligen Glückes, die du mein bist. —" Lange hielten sie sich innig umschlossen, — als Elisabeth sich aus ihres Mannes Armen aufrichtete, lag es wieder wie Sonnenschein auf ihrem lieblichen Gesichte.

Ihre Hand strich leise über die Stirn des hohen, ernststen Mannes an ihrer Seite und sie flüsterte: "Wie theilt doch das Glück seine Gaben so verschieden aus! Wenn ich mir unsere gesicherte, glückliche Existenz denke, mit allen Glücksgütern ausgestattet und von Liebe verklärt, und mir dagegen jenes arme, bleiche Weib ansehe, die, den hübschen, blonden Knaben an der Hand, so elend und gebrochen dort auf den Stufen sitzt, so —"

Ein dumpfer Laut an ihrer Seite unterbrach sie; sich umwendend, gewahrte sie, wie das Antlitz ihres Gatten sich plötzlich mit Todtenblässe überzog, wie sein Auge starren Blickes an dem von ihr bezeichneten Punkte hing und er, sich aufraffend, aus dem Zimmer stürzte. Nach wenigen Augenblicken sah sie noch, wie er auf das arme Weib mit dem Kinde zutrat, wie die Frau, die schon vorher mit einer Ohnmacht gekämpft, besinnungslos umsank, wie er die Bewußtlose und ihr Kind in einen eben vorüberkommenden Wagen hob, ihnen folgte und wie der Wagen in raschem Trabe davonfuhr. Eine Beute der qualendsten Gedanken sah Elisabeth ihm nach.

In einem freundlichen Stübchen eines mittleren Gasthofs lag Marie auf einem sauberen Bette ausgestreckt, zum Tode erschöpft, doch die blauen Augen leuchteten in überirdischer Seligkeit. Immer und immer wieder suchte ihr Auge das des vergebundenen Gatten, den sie hier, wo ihre Kräfte am Ende, wo Muthlosigkeit über sie gekommen war, nun doch so unvermuthet gefunden. Wie ein Traum erschien es ihr, wie das Gelingen ihrer Lebensaufgabe, als sie wieder in seine geliebten Augen sah, als sie die Stimme, deren Klang sie all die schwere Zeit her stets zu hören vermeint hatte, sie liebevoll, zitternd fragen hörte: "Marie, mein theures Weib, Du lebst, du und unser Kind?" — Ihre Hand umfaßte die seine fest, sie umklammerte sie, als ihre Augen sich vor Erschöpfung schlossen, und er saß bei ihr und bewachte ihren Schlummer. Da lag sie vor ihm, die so Tiefbetrauerte, um derentwillen er gearbeitet und gerungen, es war ihr liebes, theures Gesicht, die Züge, deren Bild ihn Tag und Nacht begleitete, und doch, wie hatten Noth und Kummer die einstige Schönheit zerstört, daß nur das Auge der Liebe sie noch erkennen konnte. Es war sein süßes Kind, das er da auf seinen Knien hielt und dessen kindlich harmloses Gepolter so unendlich beredt zu seinem Herzen sprach. Wie überselig hätte ihn noch vor wenig Monaten der Besitz dieser Weiden gemacht, und jetzt, — ihn schänderte, wenn er sich seine Lage vergegenwärtigte, seine ehrliche Seele war in einen Conflict gedrängt, wie er sich fürchterlicher nicht denken ließ. Wie war es möglich? Lag hier ein Irrthum vor oder — ein Dubsstück? — Ja, eine Schandthat sonder Gleichen, eine andere Lösung ließ sich kaum denken, und Reinhold gelobte sich hoch und theuer, nicht zu ruhen und rasten, bis er entdeckt, wer ihn so grausam um sein Lebensglück betrogen. —

Eine ungestüme Bewegung seiner Hand weckte die Schlummernde, es war, als müßte sie sich erst von Neuem das Geschehene ins Gedächtniß zurückrufen, doch ein unbeschreiblich glückliches Lächeln flog über ihr bleiches Gesicht, als sie sah, wie Mar so vertraut sich an den Vater anschliefte. "Sieh, Reinhold", sagte sie, "wie lieb und klug unser Kind geworden ist, ach es war ja mein einziger Trost, wenn mich die Sehnsucht zu verzehren drohte. Sieh' Mar, das ist dein lieber Vater, den wir zu suchen ausgegangen, o wie gerne will ich nun sterben, nun ich weiß, daß unser Kind dann nicht verlassen sein wird!"

Tieferschüttert barg Reinhold sein Gesicht in den Händen, und Marie erzählte mit leiser Stimme von ihrem einsamen Leben, von ihrer Krankheit und von dem Tode ihres väterlichen Freundes, von ihrem Entschluß, Reinhold aufzusuchen, und endlich von der Reise selbst. Ohne Mißgeschick hatte sie Hamburg erreicht, hier aber, wo sie auf den Abgang des Schiffes etwa eine Woche warten mußte, hatte sie das Unglück getroffen, in dem kleinen Gasthause, in dem sie Herberge genommen, bestohlen zu werden. Die kleine Reisetasche, in der sie auch ihre kleine Baarschaft verwahrte, war über Nacht spurlos aus ihrem Zimmer verschwunden, nirgends war eine Spur des Diebes zu entdecken; was hatte es ihr, der fremden armen Frau, geholfen, daß sie laut jammernd dem Wirth ihr Unglück klagte, er hatte ihr kurz bedeutet, daß er ihr nicht helfen könne, daß er auch nicht recht an ihren Verlust glaube, und verzweiflungsvoll hatte sie des harten Mannes Haus verlassen. Die wenigen Groschen, die sie noch in der Tasche ihres Kleides hatte, waren hinreichend, sie gerade noch wenige Tage vor dem Verhungern zu schützen, was dann werden sollte, war ihr wohl selber nicht klar, als sie muth- und rathlos dort auf dem Plage am Hafen gefesselt hatte. Und da war die wunderbare Rettung gekommen.

Vom vielen Sprechen ermüdet schloß Marie die Augen auf's Neue. Die Dunkelheit war inzwischen hereingebrochen, noch dunkler aber, als in dem kleinen freundlichen Zimmer war es in Reinhold's Seele. Raslos wirbelten seine Gedanken durcheinander, und in diesem Chaos sah er neben der bleichen Leidensgestalt Mariens das holde Kinder Gesicht Elisabeths. Sie war allein in der fremden Stadt, welche Sorge möchte sie indeß um ihn gequält haben. Leise rief er der im Nebenzimmer sitzenden Wärterin und übertrug ihr die Sorge für die Leidende und das Kind, versprach, in einer Stunde zurück zu sein, und verließ das Zimmer.

Schluß folgt.

* Die Anekdote von der Bildsäule Voltaire's.

Das Wiener "Vaterland" erzählt:

Die russische Kaiserin Katharina II. ließ ihren Lieblings-Philosophen Voltaire porträtähnlich in Marmor meißeln und mitten in seiner von ihr erstandenen Bibliothek in einem ihrer Schränke aufstellen. Kaiser Nikolaus betritt den Raum bald nach seinem Regierungsantritt (1825) zufällig und befiehlt sogleich die grinsende Teufelsfrage fortzuschaffen, daß er sie nie wieder sehe. Man verbirgt die Statue in einem Verschlage. Nach langen Jahren läßt der Kaiser diesen Palast zu andern Zwecken umgestalten, durchsucht ihn deshalb genauer und stößt dabei abermals auf das Bild des Prototyps der Revolution. Erzürnt befiehlt er zum zweiten Male dessen Verschwinden. Man schafft die Statue in ein anderes leerstehendes Gebäude, aber durch einen seltsamen unglücklichen Zufall tritt dieselbe dem Czaren kurz vor seinem raschen Tode (1855) zum dritten Male unter die Augen. "Werft das Scheusal in die Cloake oder in den Kalkofen!" befiehlt er. Aber ehe dieser Auftrag ausgeführt werden konnte, lag der Herrscher auf der Bahre.

Diese Anekdote — ob wahr oder hübsch erfunden — ist symbolisch für das Verhalten der russischen Monarchen zu der Revolution. Auf französischem Boden ist Voltaire erwachsen; kein menschlicher Verstand vermag zu sagen, wie dort, wo sie heimisch ist, die Revolution ausgerottet werden kann. Nach Rußland sind ihr Geist und ihr Marmorbild von dem fürstlichen Absolutismus importirt. Man hat es versucht, dem Volke den Nihilismus, dessen frechster Ausdruck der gefeierte "Philosoph" war, aufzuzwingen. Spätere einsichtiger Regenten erkennen den importirten Todfeind, sie sagen sich los von ihm, sie wollen seine Gemeinschaft nicht länger; aber er tritt ihnen immer wieder gegenüber, und zu spät entschließen sie sich erschüttert zu dem Worte: "Werft das Scheusal in die Cloake" — es überlebt sie.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. G. H. Süssgen.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. G. H. Süssgen.



Düsseldorf

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N. 9.

Sonntag, den 29. Februar.

1880.

△ **Wilk. Emmanuel Freik. von Ketteler**
bis zu seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl
von Mainz.

Vortrag des Herrn Rechtsanwalts Euler im kath. Verein.
(Schluß.)

Der von Tirol so begeisterte junge Mann machte sogar Bekanntschaft mit den höchsten Spitzen der Tiroler Berge. Eine solche mit jugendlicher Kühnheit unternommene Bergtour beschreibt er sehr anziehend: „Ohne Führer fand ich den Weg auf die Spitze . . . Nur wenige Raben mit ihrem glänzenden schwarzen Gefieder leisteten mir hier Gesellschaft und schwammen in den Lüften um mich herum, als wollten sie mir die ganze Bedeutung ihrer Kunst zeigen, wo ich angeklammert jeden Schritt messen mußte, während sie unbekümmert über jede noch so furchtbare Klust hinweg schwebten. Hier fand ich mich denn mit dem unendlichen Schöpfer einer solchen Natur ganz allein, und ich konnte ungeführt meinen kleinen Gedanken in dieser großen Umgebung nachhängen.“

In dieser imposanten Natur wurde aber dem kräftigen Bergsteiger, der neben seinen Bergspitzen auch sein höchstes Ziel unverwandt im Auge hielt, das Mißverhältniß doppelt fühlbar, welches zwischen seiner äußern Lage und seinem innern Streben bestand.

Ketteler bereiste noch Oberitalien und einen Theil von Deutschland und kehrte im Sommer 1840 in seine Heimath zurück. Vorher hatte er noch einen längern Aufenthalt in der Kaltwasseranstalt Gräfenberg genommen, zum Besuch seines Bruders Wilberich, der sich zum Gebrauch der Kur dort befand. Es gefiel ihm dort aber nicht. Verhaßt an der Kaltwasserkur war ihm namentlich dieses Vernichten aller Beziehungen des Menschen bis auf die, welche sich auf die Gesundheit beziehen. Der Mensch werde bei der Wasserkur in einer Weise mit seinem Körper beschäftigt, die beim besten Willen jedes höhere Streben und jede geistige Beschäftigung unmöglich mache.

Nach Westfalen zurückgekehrt, konnte Ketteler noch keinen sofortigen Entschluß über seine Berufswahl fassen. Erst nach mehreren Monaten wendet er sich brieflich an den damaligen Bischof von Eichstädt, den späteren Cardinal Reisch, der kurz nach Eröffnung des Concils im Jahre 1870 in Rom gestorben ist. Er hatte den Bischof Reisch in München kennen und schätzen gelernt und legte nun die Entscheidung über seine Zukunft in dessen Hände. Getrost wollte er abwarten, was ein so gotterleuchteter Mann über ihn beschließen werde. Der Gedanke, daß er auf diese Art selbst der Bürde des Entschlusses fast ganz überhoben sei, und daß dieser Weg keine Eisbrücke, sondern ein von allen frommen Männern angerathener Weg sei, und daß dem zu Rath gezogenen Manne die höhere Erleuchtung nicht fehlen werde, gewährte ihm eine vollständige Veruhigung.

Bischof Reisch antwortete nicht schriftlich, kam aber nach einiger Zeit nach Münster, wo Ketteler mit ihm eine Unterredung hatte. Diese Unterredung lief ganz anders ab, als Ketteler sich gedacht hatte. Er hatte eine weitläufige Erörterung der

Gründe für und gegen den geistlichen Stand erwartet, wie er sie in seinem Briefe an den Bischof auseinandergesetzt. Dieser ging aber über alle diese Schwierigkeiten hinweg, als wenn sie nicht vorhanden wären, nahm vielmehr ohne weiteres als feststehend an, daß Ketteler den geistlichen Stand ergreifen wolle, und zog nur die Art und den Ort der Vorbildung in Berathung. „Da war ich also über alle Schwierigkeiten des Entschlusses, die mir früher zehntausend chinesische Mauern zu übertreffen schienen, mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit hinweggekommen“, schrieb er an seinen Bruder. „Ich folge also jetzt seinem Rathe und seiner Leitung, und habe zu Gott das Vertrauen, daß ich damit weiter kommen werde, als mit meinen bisherigen eigenen felsenfesten Entschlüssen, mit denen ich so im Morast stecken geblieben bin.“

Der fast 30jährige Student der Theologie bezog nun die Universität München in Gemeinschaft mit seinem jüngern Bruder Richard, der ebenfalls kurz vorher den geistlichen Stand gewählt hatte, aber noch Gymnasial-Studien treiben mußte. Er war Husaren-Offizier hier in Düsseldorf gewesen, trat später unter dem Klostersnamen B. Bonaventura in den Orden der Kapuziner und ist als Guardian in Mainz gestorben.

In München fanden die beiden Brüder jenen einzigen Kreis bedeutender Männer vor, worin sich der ältere Bruder früher so heimisch gefühlt hatte, und erhielten hier viele Anregung und Förderung ihres wissenschaftlichen Strebens.

„Meine Kollegen, schreibt unser Ketteler, sind interessant, meine Lehrer vortrefflich, und der Geist, mit dem jetzt diese Wissenschaft vorgetragen wird, ist der der Frömmigkeit. Eine tüchtig benutzte Kniebank ist mir bei einem Professor, namentlich der Dogmatik, von größerm Werthe, wie einige Folianten mehr im Kopfe.“

Damals studirte auch unser verehrter Erzbischof Paulus auf der Universität München Theologie, auch er war vorher Regierungs-Referendar in Münster gewesen, und mit v. Ketteler befreundet. Der Freundschaftsbund dieser beiden durch wissenschaftliches Streben, Festigkeit des Charakters und tiefe Religiosität hervorragenden jungen Männer dauerte für das ganze Leben, und haben ihre Lebenswege, welche Beide auf den bischöflichen Stuhl führten und zu gemeinsamer segensreicher Wirksamkeit vielfach vereinigten, manche Ähnlichkeit. In dem schönen Schriftchen „Erinnerungen an die Feier des 50jährigen Bischofs-Jubiläums des h. Vaters Pius IX. hat unser hochwürdigster Erzbischof dem Freunde warme Worte der Verehrung und christlicher Liebe gewidmet.

Die Ferienzeit brachten die Brüder von Ketteler zum Theil in Tirol zu und wurden gern gesehene Gäste bei den Jesuiten in Junsbrunn, wo sie mehrere Mal die Exercitien mitmachten.

„Es ruht ein unendlicher Segen auf den geistlichen Uebungen des h. Ignatius, schreibt Wilhelm Emmanuel an seine Schwester. Sie sind vom Anfange bis zum Ende bewundernswürdig in Betreff der tiefen Weisheit, mit der sie geordnet, und der besonderen göttlichen Gnade, die diese Uebungen begleitet. Um sein geistiges Leben auf eine sichere Grundlage zu bauen dem

Schwanken und der Ungewißheit gegenüber, in die wir durch unsere Schwäche und die immerwährenden Berührungen mit der Welt gerathen, kenne ich kein besseres Mittel als diese Exercitien. Auch sind sie recht eigentlich für den Weltmenschen eingerichtet, um in der Einsamkeit von Zeit zu Zeit gleichsam die Rechnung über sein geistiges Leben abzuschließen und nach den da gesammelten Erfahrungen über das geistige Vermögen Pläne für die Zukunft zu fassen."

Und während eines späteren Aufenthalts in Innsbruck schreibt er: „Man muß die Exercitien öfter machen, um ihren ganzen Geist zu durchdringen. Wir werden nun unser Leben noch besser verstehen, noch besser es einsehen, von welchem einen Grunde unser ganzes Thun ausgehen, nach welchem einen Ziele unser ganzes Leben hinstreben muß. Denn diese Einheit in dem Grunde und dem Ziele des ganzen Lebens zu bewirken, ist die alleinige Absicht der Exercitien."

Die Aufzeichnungen, welche er während der Exercitien machte, sind uns glücklicherweise erhalten und von Domkapitular Heinrich vor drei Jahren herausgegeben worden. Sie tragen, wie der Herausgeber hervorhebt, ganz das Gepräge des ersten Eindruckes und der ersten begeisterten Hingabe an Gott und seinen Dienst. Die Grundsätze und Grundanschauungen, welche von Ketteler damals schon so klar, tief und einfach erfaßte, blieben die Leitsterne seines innerlichen Lebens, die tiefsten Quellen seines Wirkens.

Im Jahre 1843 trat er nach absolvirten Universitätsstudien in das Priesterseminar zu Münster. Hier wurde er von allen Seminaristen geachtet und geliebt, wie einer derselben bezeugt. „Und so sehr er einerseits durch seinen tiefen Ernst und sein rastloses Streben nach Vollkommenheit und andererseits durch seinen klaren Verstand und durch seine wissenschaftliche Bildung imponirte, so fühlten sich doch alle so durch seine Liebe, seine Freundlichkeit und seinen kindlichen Sinn angezogen, daß sie seinen Umgang suchten. Er vermied Alles, was Vorrang anzeigen konnte. Und wengleich er an Stand und Alter, an Geistesstärke und Weltkenntniß Alle überragte, so zeigte er sich doch Allen gleich und nahm an den jugendlichen Spielen bei Gelegenheit der Erholungen Theil."

Zum Priester geweiht erhielt von Ketteler seine erste Anstellung als Kaplan in Beckum.

Nachdem er hier zwei Jahre segensreich gewirkt und namentlich sich durch Gründung eines katholischen Krankenhauses verdient gemacht hatte, wurde er Pastor in Hopsten, in einer armen Sandgegend, wo er es verstand, auch dem Aermsten näher zu treten.

Er faßte die Stellung eines Pfarrers so hoch und ernst auf und hatte eine so geringe Meinung von sich selbst, daß er zweifelte, ob er die neue Stellung ausfüllen werde. „Laufen, rennen, arbeiten und viel und stark sprechen vermag ich wohl; aber wenn sich mir die Gnade nur nicht entzieht, die mit dem Einfältigen und Demüthigen so allgewaltig wirkt, von jedem Selbststüchtigen, selbst in dem edelsten Gewande der totalen Hingabe an den Nebenmenschen sich zurückzieht. Jeder andere Feind, außer meinem eigenen Ich, macht mir keine Furcht, und in dem eigenen Ich fürchte ich nur das Selbststüchtige, und das ist leider von Beckum heil und ganz und wohlbehahrt mit hierher transportirt worden."

Im Jahre 1848 wurde der Pastor von Hopsten zum Abgeordneten für die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt gewählt und zwar in dem zum größeren Theil protestantischen Wahlbezirk Tecklenburg, ein Beweis für die allgemeine Achtung, die er sich erworben hatte.

Wie so viele edle Männer setzte er große Hoffnungen in die damalige freiheitliche Bewegung. Er erwartete von ihr die Wiederbelebung des alten germanischen Gedankens eines freien Staates mit dem ausgedehntesten Rechte der Selbstregierung, und unter dem Schutze der Freiheit die Erhebung und den Sieg des Reiches der Wahrheit, und deshalb begrüßte er mit der rückhaltlosesten Freude den Sturz und Tod des jammervollen Polizeistaates. Wichtig sah er voraus, daß es sich in Frankfurt um eminent religiöse Fragen handeln werde, und das allein bestimmte ihn, die Wahl anzunehmen. So sehen wir denn den thatkräftigen, unermüdblichen Pfarrer von Hopsten im deutschen Parlament in den Reihen jener bedeutenden Katholiken kämpfen, die den sogenannten katholischen Klub unter dem Vorstuh des preuß. Generals von Radowicz bildeten, und geschickt und energisch für Unabhängigkeit der Kirche, Lehr- und Lernfreiheit eintraten.

Wie aber von Ketteler einerseits der freiheitlichen Entwicklung des öffentlichen Lebens seine Sympathie entgegnetrug, so ver-

urtheilte er andererseits die Ausschreitungen, jenen falschen Liberalismus, der von der wahren Freiheit nur den Namen leiht, Andersdenkende unterdrückt und selbst vor der rohen Gewalt nicht zurückschreckt. Als in Deutschland sich die Zustände immer trauriger gestalteten, und die Gemüther der Bevölkerung sich immer mehr erhitzten und verwirrten, da brach in Frankfurt ein Volksaufstand los, der allerdings rasch unterdrückt wurde, aber zwei Abgeordneten das Leben kostete: dem Fürsten Lichnowski und dem General Auerwald. Das Begräbniß dieser schmachvoll Ermordeten gestaltete sich zu einer großartigen Feier, viele Mitglieder der Nationalversammlung und eine unabsehbare Menschenmenge folgten bis zum Kirchhofe, und hier hielt der Abgeordnete von Ketteler eine Leichenrede, die furchtlos dem falschen Liberalismus den Spiegel vorhielt und einen gewaltigen Eindruck machte. Welcher Muth gehörte dazu, wenn er in der damaligen zu Erzeffen so geneigten Zeit, umgeben von einer erregten Volksmenge, den radikalen Wortführern zurief: „Wer sind die Mörder unserer Freunde? Sind es etwa jene, die ihnen die Kugeln durch die Brust geschossen, die mit der Sense ihnen die Schädel gespalten? Nein, sie sind es nicht. Die Gedanken sind es, die auf Erden die guten und bösen Thaten gebären. . . . Die Mörder sind jene Männer, die Christus, das Christenthum, die Kirche vor dem Volke verhöhnen, verlachen, verspotten und mit ihrem niedern Geifer bespucken; es sind jene Männer, welche dem Volke den Glauben nehmen, daß es Pflicht des Menschen sei, sich selbst zu beherrschen, sich den höhern Gesetzen der Sitte und Tugend zu unterwerfen, welche dagegen die Leidenschaften zur Herrschaft bringen wollen und das Volk damit entzündet! Die Mörder sind jene Männer, die sich selbst zu Göttern des Volkes machen wollen, damit es vor ihnen niederfalle und sie anbetet."

In diese Zeit des Frankfurter Parlaments fällt auch ein interessanter Briefwechsel des Abgeordneten von Ketteler. Nachdem diejenigen Grundrechte, welche ein religiöses Interesse boten, im Parlament durchberathen waren, beabsichtigte von Ketteler sein Mandat niederzulegen, wollte sich aber zuvor vergewissern, ob sein Stellvertreter, der in einem solchen Falle nach den damaligen gesetzlichen Bestimmungen einzutreten hatte, im Wesentlichen und namentlich in der Schulfrage seine Ansichten theilte. Dies war der Justizkommissar Thüßing in Warendorf, der aber die Erwartung des bei ihm brieflich anfragenden Abgeordneten von Ketteler sehr täuschte, indem er in seinem verlegenden Antwortschreiben sich als begeisterten Anhänger des omnipotenten Staates bekannte, und gegen allen Gebrauch und Anstand den an ihn gerichteten Brief Ketteler's veröffentlichte. Ketteler richtete nun ein offenes Schreiben an seine Wähler, worin er über die Ansichten seines Gegners unarmherzig und in jener logischen, schneidigen und doch so edelen, von tiefstem Ernst durchdrungenen Weise Bericht hielt, und den armen Herrn gründlich zerkaufte. Er behandelt darin die Schulfrage mit einer Klarheit, als wenn er aus den Kämpfen unserer Tage schon Erfahrungen geschöpft hätte. „Mein oberster Grundsatz ist es, daß Sie selbst, meine Herren Familienväter, nach göttlichen und natürlichen Rechten auch die Herren Ihrer Kinder sind, und daß Sie, die Eltern, das heilige und unverletzliche Recht haben, zu entscheiden, wo Ihre Kinder erzogen und gebildet werden sollen. Der Staat, der volle Gewissens- und Glaubensfreiheit anerkennt, hat den Eltern gegenüber durchaus kein anderes Recht, als daß er von jedem seiner Angehörigen eine bestimmte Stufe formaler Geistesbildung fordern und daß er die säumigen Eltern anhalten kann, ihren Kindern diese Bildungsstufe zu verschaffen. Sie sehen hier den vollendeten Gegensatz zwischen Ihrem Deputirten und dessen Stellvertreter. Ich behaupte, daß Sie die Herren Ihrer Kinder sind, daß Sie das heilige Recht und die heilige Pflicht haben, nicht bloß die Ausbildung des Leibes, sondern auch die Ausbildung der Seele zu leiten; Herr Thüßing überläßt Ihnen den Leib und gibt dem Staate die Seele Ihrer Kinder, um diese nach seinem Wohlgefallen auszubilden."

Von Frankfurt aus besuchte Ketteler die erste General-Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands, welche im Oktober 1848 in Mainz abgehalten wurde, und sprach hier über die Freiheit der Kirche und die soziale Frage, deren große Bedeutung er schon damals erkannte. Und nachdem er bald darauf, als die Debatten über die künftige deutsche Reichsverfassung immer resultatloser geworden, aus dem Parlamente ausgetreten war, hielt er im Mainzer Dom eine Reihe von Predigten über die großen sozialen Fragen der Gegenwart, die ungewöhnliches Aufsehen machten. Schon anderthalb Stunden vor Beginn derselben füllte sich der große Dom, 5000 bis 6000

Menschen von verschiedenen Confessionen folgten den geistvollen Ausführungen über die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung. Man wußte nicht, ob man mehr die Tiefe, Klarheit und Vollendung, oder mehr die Körperkraft des Redners bewundern sollte, zumal er sich noch bereit finden ließ, nach gehaltenen Predigt einen Abend im Pius-Verein und einen andern Abend im Vincenz-Verein zu sprechen.

Im folgenden Jahre, 1849, wurde der Pfarrer von Hopsten für die Stelle eines Propstes zu Berlin von dem Kultusministerium, Dank dem Einfluß des Geheimraths Hülse, in Vorschlag gebracht. Er war hierüber nichts weniger als erfreut. Sein Herz blutete bei dem Gedanken, daß er es von Seelen und Verhältnissen, mit denen er tiefinnig verknüpft war, losreißen müsse; seine große Liebe zum Landleben, zum Verkehr mit einfachen Menschen, mit einfachen Herzen und Geistern, sowie seinen natürlichen Abscheu gegen das Weltleben und dessen Verbildung hielt ihn zurück. Zudem ging er von dem Grundsatz aus, daß er eine höhere, verantwortungsvollere Stelle nie aus freier Wahl annehmen, sich dagegen einem Befehl seines geistlichen Obern blindlings unterwerfen werde. Er lehnte daher die Stelle ab, fügte sich aber der späteren Weisung des Bischofs zu Münster, und wurde so Propst an der Hedwigskirche zu Berlin.

In Berlin hatten die katholisch-kirchlichen Verhältnisse sich eigenthümlich entwickelt. Es lag auf der Hand, daß in der Haupt- und Residenzstadt, wo so manche katholische Mächte ihre Vertreter hatten und katholische Fürsten so häufig als Gäste des königl. Hauses erschienen, ein würdiger katholischer Gottesdienst bestehen und für die religiösen Bedürfnisse in ausgedehntem Maße gesorgt sein mußte. Die preussische Staatsregierung war daher mit einer gewissen Munificenz verfahren, hatte sich aber auch in die kirchlichen Angelegenheiten eingemischt und diese auf bureaukratische Art eigenmächtig geordnet. Namentlich war im Jahre 1812 seitens des Kultus-Departements ein Statut für die Hedwigs-Kirche erlassen worden, welches in den Bereich seiner Bestimmungen alle äußeren und inneren Angelegenheiten der katholischen Gemeinde zog nicht nur die Vermögensverwaltung, sondern auch die Gottesdienstordnung und die Seelsorge regelte. Hierdurch war das richtige Verhältniß des Pfarrers zum Kirchenvorstand verschoben, indem die nach dem Kirchenrecht dem Pfarrer allein zustehenden Befugnisse einem Collegium übertragen waren, sowie auch das richtige Verhältniß des Pfarrers zu seinen Kaplanen, indem die einzelnen Geistlichen ihr bestimmtes Ressort wie bei weltlichen Behörden hatten und ihnen die seelsorgerlichen Amtsverrichtungen bis auf Predigt, Beichtfögen und Messelosen auf das Genaueste portionenweise zugemessen waren.

Der Bekämpfung dieses mit katholischen Grundsätzen in schreiendstem Widerspruch stehenden Statuts galten die ersten Bemühungen des neuen Propstes. Sein Verdienst ist es, jene unhaltbaren Zustände aufgedeckt und die nöthigen Reformen, welche später eintraten, angebahnt zu haben.

Ebenso energisch trat er für die Vergrößerung und Fundirung des im Jahre 1846 unter kleinen Verhältnissen gegründeten und unter die Leitung barmherziger Schwestern gestellten katholischen Krankenhauses ein. In dem von ihm verfaßten und durch ganz Deutschland versandten Hilferuf betont er namentlich, wie die barmherzigen Schwestern segensreich und verführend auf das Verhältniß der Katholiken zu den Nichtkatholiken gewirkt hätten. „Die barmherzigen Schwestern haben bewiesen, daß treuer Glaube den Katholiken nicht behindert, in jedem Menschen den Nächsten zu lieben, daß vielmehr der Glaube der Liebe ihre volle Kraft verleiht. Sie leben aus dem Dogma, dem Glauben der Kirche und ihren Gnadengaben und schöpfen aus ihnen den Geist, der sie aus der Welt treibt und an das Krankenbett fesselt. Ihr Wirken nach Nutzen aber ist unbeengt, kennt keine politische, keine religiöse Grenze. Die barmherzige Schwester antwortet jedem, was die Mutter des hiesigen Krankenhauses in den Stürmen der Märztag dem Manne antwortete, der sie fragte: „Mit welcher Partei halten Sie es?“ — „Mit der Partei aller Armen und Kranken.“

Während von Ketteler sich so mit vollem Ernste seiner Berufstätigkeit hingab, blieb er in intimsten Beziehungen zu seinen Geschwistern und Verwandten, deren Freuden und Schmerzen an allen Vorkommnissen des Lebens er mit ganzem Herzen theilte. Es ist wohlthuend, die vielen Briefe zu lesen, welche dieser mit Arbeiten überhäufte und den höchsten Zielen dienende Mann an seine vielen Verwandten bis zu den Kindern herab zu schreiben Zeit fand, und zu sehen, wie er dieselbe Liebe, womit er als Jüngling ihnen zugethan war, bis in sein spätes

Alter sich erhielt. Als seine Schwägerin erkrankt war, schrieb er: „Es ist keine gute Auffassung, Dich als eine unbrauchbare Gattin und Mutter wegen Deiner Krankheit anzusehen. Brauchbar für das Reich Gottes bist Du für Mann und Kinder in keiner anderen Weise, als in der, in welche Gott Dich gesetzt hat; nur für die Welt ist die Gesundheit immer ein Requisite wahren Brauchbarkeit. Was wäre aus vielen Seelen geworden, wenn Gott ihrem Begehren Gehör gegeben und ihnen Gesundheit des Leibes verliehen hätte.“ Und als sein Bruder Wilberich ihm die Geburt eines Knaben anzeigt und ihn zum Paten bittet, erwidert er: „Unsere Kinder leben in einer minder gefahrvollen Zeit, als die letztverflossene gewesen; sie können, wenn sie heranwachsen, sich leichter orientiren über das Reich des Bösen und des Guten; der Schafspelz ist etwas mehr gelüftet, und die Pferdefüße sind überall sichtbar geworden als in früherer Zeit. Möge Gott uns die Barmherzigkeit erzeigen, daß unter unseren Adelskindern einige heranwachsen, welche die Vortheile ihrer Geburt nicht so anwenden, wie die Kinder der Welt . . . , sondern diese Vortheile benutzen, um einen höhern Adel der Seele durch wahre Tugend zu erringen.“ — Einer Nichte, welche über ihre Beziehungen zu einer anders gesinnten Freundin geschrieben hatte, antwortet er mit folgenden beherzigenswerthen Worten: „Ein intimer Verkehr, bei dem man für alle höheren Interessen, die über das Irdische hinausliegen, gewissermaßen einen neutralen Boden einnimmt, ist nur verwerflich; denn wenn er lebendig wird, berührt er doch das schwache Herz, und wo dies berührt wird ohne Gott, ist gleich Gefahr. Das ist oft so schlimm, daß man verlernt hat, die täglichen Interessen nicht bloß im Innern des eigenen Herzens, sondern im Verkehr mit Andern einfach und natürlich auf Gott zu beziehen — daß man gewissermaßen konventionell von der Religion abtrahirt. Das kann nicht geschehen ohne große Nachtheile. Religiöse Sentimentalität ist gewiß eine Verkehrtheit, aber kaum größer als dieses Abstrahiren von der Religion im ganzen gesellschaftlichen Leben.“

Nach kaum einjähriger segensreicher Wirksamkeit in Berlin, wo er sich, wie der damalige Kultusminister ihm bescheinigt, die Achtung und Anhänglichkeit der katholischen Gemeinde in nicht gewöhnlichem Maße erworben hatte, wurde von Ketteler auf den bischöflichen Stuhl von Mainz berufen, und er folgte, wenn auch mit Widerstreben, aus Gehorsam gegen den h. Vater, dem er seine Ablehnungsgründe ohne Erfolg auseinandergesetzt hatte.

Die Freude hierüber war bei den Gutgesinnten allgemein, und spricht sich in einem Schreiben aus, das der damalige Subregens Paulus Melchers zu Münster an seinen Freund richtete: „Deinen Brief, welcher mir die Nachricht von Deiner Ernennung zum Bischof von Mainz überbrachte, erhielt ich am Osterabend. Eine größere Osterfreude hätte der liebe Gott mir nicht machen können; denn damit vernehme ich die Erfüllung eines meiner größten Wünsche, den ich seit lange gehegt habe. Gott sei dafür tausendmal gelobt und gepriesen, der in dieser Sache wieder so wunderbar und handgreiflich es gezeigt hat, wie es sein Wert ist, durch seine Widersacher seine heiligen Absichten durchzuführen.“

Was v. Ketteler als Bischof von Mainz gewirkt hat, reicht weit über die Grenzen jener Diözese hinaus, es ist dem ganzen Deutschland, der ganzen Kirche zu Gute gekommen. *) Während 27 Jahre hat er nicht nur das religiöse Leben, die kirchlichen Anstalten und die Ausbildung des Klerus in seiner Diözese auf die erfreulichste Weise gefördert, eine Reihe vortrefflicher Einrichtungen in's Leben gerufen und viele reorganisirt, sondern auch unermüdet in der ersten Reihe der deutschen Katholiken gekämpft. Wo immer die rasch fortschreitende politische Entwicklung neue Verhältnisse schuf, denen Mancher rathlos gegenüber stand, da war er der Erste, welcher zur Feder griff und mit meisterhaften Strichen die Situation zeichnend Klarheit hinein brachte und die Stellung genau markirte, welche die Katholiken einzunehmen hatten. Er glied einem genialen Feldherrn, der eine veränderte Stellung des Feindes sofort richtig erfaßt und neue Ordres austheilt. So wurden nach den Kriegen von 1866 und 1870 Schriften des Bischofs von Mainz publizirt, welche über die neue Lage orientirten, so in den verschiedenen Stadien des Kulturkampfes, der einem Kriege gleich Zerstörung

*) Die von Professor Scheeben in Köln herausgegebenen „Periodischen Blätter“ haben in dem 9. Heft des vorigen Jahrgangs einen größeren Aufsatz unter dem Titel: „Fünfundzwanzig Jahre eines deutschen Episcopates“ begonnen, der ein interessantes Bild über jene Wirksamkeit gibt.

im Gefolge hatte. In gleichem Grade stand er auf dem rein kirchlichen Gebiete unangesehen auf der Warte, und suchte namentlich die Erlasse des päpstlichen Stuhles zum richtigen Verständniß zu bringen und gegen Entstellung der Gegner zu schützen. Und wo kirchliche Lehren oder Institute öffentlich angegriffen wurde, da trat er zu ihrem Schutze auf mit einer Schlagfertigkeit, welche die Gegner in Erstaunen setzte und ihm den Namen des streitbaren Bischofs einbrachte. Vor Allem lag ihm das Wohl der arbeitenden Klasse am Herzen. Seinen gründlichen Studien über die Arbeiterfrage verdanken wir Gedanken, welche ein Programm für die richtige Stellung zu der Arbeiterbewegung in sich schließen und zur Basis für das weitere Vorgehen auf diesem Gebiete geworden sind.

In das Einzelne einzugehen liegt außerhalb der Grenzen dieses Vortrags. Nur die erste folgenreiche That des Bischofs von Mainz möchte ich hervorheben, weil sie für seine ganze Auffassung und Wirksamkeit charakteristisch ist, ich meine die Errichtung des bischöflichen Seminars zu Mainz für die Theologie-Studirenden, wodurch die katholisch-theologische Fakultät an der großherzoglich-hessischen Universität Gießen, welche auch den bescheidensten Ansprüchen nicht genügte, trocken gelegt wurde. An dieses Mainzer Seminar berief er vortreffliche Lehrer, welche es bald zu einer Pflanzstätte wahrer Wissenschaft und kirchlicher Gesinnung machten. Während die theologische Fakultäten unserer Universitäten im Jahre 1870 vielfach von der Zeitströmung mit fortgerissen wurden, blieb der Gelehrten-Kreis, der sich am Mainzer Seminar um den Bischof gebildet hatte, hiervon unberührt. Jene erste That des Bischofs von Mainz erscheint uns jetzt als eine weise Voraussicht, ein richtiges Erkennen der Gefahr, welche in der Theologie und Richtung mancher damaligen Universitätsprofessoren lag. In diesem Sinne wurde die Errichtung des Mainzer Seminars auch von dem damaligen Generalvikar, frühern Universitäts-Professor Windischmann in München aufgefaßt, der mit Bezug hierauf schreibt: „Was helfen uns alle Deklamationen über kirchliche Freiheit, wenn wir unseren Klerus nicht im Geiste der Kirche erziehen können; hat dieser Geist unsere Priester im wahren Sinne des Wortes frei von der Welt gemacht, so folgt die kirchliche Freiheit von selbst. Die Erhaltung der alten katholischen Lehre muß von den Bischöfen in die Hand genommen werden. Ich habe seit meinem Professorenthum mit tiefem Schmerz von Tag zu Tag lebendiger erkannt, daß unsere theologische Doktrin an dem tiefsten Krebschaden leidet, der durch einzelne theologische Celebritäten und treffliche Individualitäten, wie Klee, Möhler u. s. w. zwar zugebedekt, aber nicht geheilt werden kann. Unsere theologische Doktrin steht faktisch außer der Kirche, und es bemächtigt sich dadurch allmählig auch der tüchtigsten Männer — ich nehme selbst Döllinger nicht aus — ein Geist, der uns zu den übelsten Dingen führen kann.“

Dieses Uebel ist denn auch im „*Alttholizismus*“ zu Tage getreten. Dem Bischof von Mainz gebührt das Verdienst, dadurch daß er die zukünftigen Theologen seiner Diözese dem Einfluß jener unkirchlichen Strömung entzog und die kirchliche Wissenschaft förderte, der weiteren Verbreitung des „*Alttholizismus*“ vorgebeugt, und später diesen Irrthum in Wort und Schrift überzeugend und erfolgreich bekämpft zu haben. Es ist bekannt, wie er verleumdet worden ist, und wie man aus dem Umstande, daß er die Dogmatisierung der Unfehlbarkeit mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse nicht für opportun hielt, hergeleitet hat, daß diese Lehre mit seiner Ansicht nicht übereinstimme. Seine Schriften beweisen das Gegentheil. Im Jahre 1869 gab er eine Schrift über das bevorstehende Konzil heraus, worin er ohne allen Vorbehalt erklärt, daß er sich der später vom Konzil dogmatisirten Lehre, welche Bellarmin die allgemeinste fast aller Katholiken nenne, entschieden anschließe. Und nach der Entscheidung des Konzils schreibt er eine durch Klarheit der Deduktion und Kraft der Ueberzeugung ausgezeichnete Broschüre zum Verständniß der Lehre über das unfehlbare Lehramt des Papstes.

Nach unangesehener Thätigkeit starb der Bischof von Ketteler im Jahre 1877, mitten in den kirchen-politischen Kämpfen der Gegenwart, welche ihn um so schmerzlicher berührt hatten, als er sie in dieser Art nicht für wahrscheinlich gehalten. Wohl hatte er schon längst vorhergesehen, daß die Gegner der freireligiösen Stellung, welche die Kirche gewonnen, das Wachsen ihres sittlichen Einflusses und die Ausbreitung der kirchlichen Genossenschaften mit Mißtrauen und Mißbehagen betrachten würden, und hatte auch darauf hingewiesen, wie sehr man in den kleinen deutschen Staaten geneigt sei, die errungene Freiheit rückgängig zu machen und der Kirche wieder staatliche Fesseln anzulegen.

Aber er hatte dies nicht von Preußen erwartet, weil vielleicht nirgends die Kirche ein treueres Volk zur Seite habe, und auch die Regierung in Preußen hiervon überzeugt sei. Einen offenen Kampf mit der Kirche würde man hier, wie er fest glaubte, nicht wagen, und wenn man ihn wagte, sicher unterliegen.

So sah sich der Bischof in seiner letzten Lebenszeit wieder in die Zeiten seiner Jugend versetzt. Wie damals der Staat mit der Kirche im Kampfe war und ihm zur Seite und von ihm getragen eine unkirchliche Wissenschaft stand, so hatte sich jetzt dieser Kampf in erhöhtem Maße erneuert und der Bundesgenosse des Staates war wieder eine mit der Kirche zerfallene Wissenschaft. Und wie die Gefangennahme von Clemens August ihm, dem Referendar von Ketteler, und vielen Anderen klarere Erkenntniß, größere Entschiedenheit und Hebung des religiösen Lebens gebracht, so sah er in den letzten Jahren bei unzähligen seiner Zeitgenossen eine ähnliche erfreuliche Erscheinung und machte wiederum die Wahrnehmung: „daß Gott in den Herzen der Menschen viel aufbaut, während die Menschen viel zerstören.“ Eine dritte Ähnlichkeit zwischen damals und jetzt hat der Bischof von Mainz nicht erlebt, er konnte sie nur hoffen und ersehnen. Als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, da machte er das an Clemens August begangene Unrecht wieder gut, stellte die Katholiken zufrieden und gab der Kirche den Frieden. Möge die Hoffnung des seligen Bischofs in dieser Hinsicht in Erfüllung gehen und auch uns der Friede bald beglücken.

Bermischtes.

* Wir entnehmen der „*Homöopathischen Rundschau*“ folgende Mittheilung: Aus dem Pariser internationalen, homöopathischen Kongresse (1878) theilte Dr. Kaczowski aus Samburg mit, daß *Euphorbia villosa*, eine in der Ukraine und Galizien einheimische Pflanze, in Tinkturform, ein unfehlbares Mittel gegen die Hundswuth sei. Dieses Mittel, dessen Bekanntheit er einem Bauer aus der Ukraine verdanke, hat ihm stets gestattet, die seiner Sorge anvertrauten Menschen und Thiere zu retten, unter der Voraussetzung, daß die Behandlung innerhalb der sechs Tage nach geschehener Vergiftung stattfinden konnte. Während einer Periode von drei Wochen, mit einigen Ruhetagen, wird *Euphorbia villosa* in stetig steigender und fallender Dosis angewandt. In Reihen von 20—25 Fällen hat Dr. Kaczowski keinen Todesfall zu beklagen gehabt. Zwei Männer sind allerdings erlegen, allein sie kamen erst sechs Tage nach dem unglücklichen Vorfall in Behandlung. — Eine Meute Hunde, die von einem toten Wolf angefallen wurde, gestattete die Wirkung der *Euphorbia* mit der des reinen expektativen Verfahrens zu vergleichen. Von den Hunden wurden die einen der völligen Entwicklung der Krankheit preisgegeben, die anderen nach dem genannten Verfahren behandelt. Jene gingen alle unter schrecklichen Schmerzen innerhalb 2—3 Monate zu Grunde, während diese ausnahmslos und gründlich genesen.

* Mittel gegen Erfrieren der Blüthe des Frühobstes. Ein rheinischer Gutsbesitzer wendet nach dem „*Wirtemb. Gewbl.*“ nachstehendes Mittel an: Er gräbt, wenn die Bäume zu früh zu treiben beginnen, rings um den Stamm herum auf, schüttet, je nach Größe und Bedürfniß, einen oder mehrere Kübel Eis in die Grube und bedeckt es wieder mit der ausgehobenen Erde. Das so bedeckte Eis schmilzt nur langsam und hält durch die Abkühlung den Baum in der Entwicklung zurück. Das hierzu nöthige Eis kann sich Jeder leicht den Winter über verschaffen und so lange aufbewahren. Man macht an einem schattigen Orte einen Bretterverschlag mit doppelten Wandungen in der Art, daß zwischen den inneren und äußeren Wandungen 3—4 Zoll Spielraum ist und stopft diesen Zwischenraum dicht mit Moos aus. Statt eines solchen Verschlages lassen sich auch zwei in einander gestellte Kisten anwenden: man füllt den innern Raum mit Eis, überdeckt auch oben mit Moos, einem Deckel mit reichlich Stroh, um Regen, Wind, Sonne abzuhalten, und kann so das Eis lange ohne wesentliche Kosten aufbewahren.

* Auf dem Friedhofe zu Falkenberg befindet sich folgende Grabchrift:

„Bergnügt und ohne Sorgen

Ging er am frühen Morgen

Auf seine Arbeit aus.

Und ach, als todt Leiche

Kam Abends er betrübt nach Haus.

* Eines der seltensten Jubiläen, die wohl jemals einem Sterblichen zu feiern beschieden sind, hat der Pastor zu Accum in Fieberland gefeiert. Er beging nämlich am 10. Februar d. J. in seinem 97. Lebensjahre sein 75jähriges Dienst-Jubiläum und ist dabei noch recht rüstig.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. E. d. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt
Belletristische Beilage
zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 10.

Sonntag, den 7. März

1880.

7 Führe uns nicht in Versuchung.

(Schluß.)

Von quälender Angst gepeinigt hatte Elisabeth den Tag verbracht. Jede Minute hatte sie Reinhold zurückewartet, sie hatte zuerst geglaubt, nur die reinste Menschenliebe, das tiefe Erbarmen, das er allen Leidenden und Armen entgegenbrachte, habe Reinhold veranlaßt, der armen Frau zu Hilfe zu eilen — die wahre Lösung des Räthfels lag ihr himmelweit entfernt. Als aber Stunde auf Stunde verging und der Ersehnte nicht kam, als der Tag sich zu Ende neigte, ohne ihr auch nur eine Nachricht zu bringen, gab sie sich den quälendsten Gedanken hin; was wollte sie thun, wenn die Nacht hereinbrach und der Ersehnte immer noch ausblieb?

Da ertönte unten die Klingel der Thür, feste männliche Tritte kamen die Treppe herauf und näherten sich ihrem Zimmer, mit fliegendem Athem sprang Elisabeth auf und Reinhold entgegen. Ja, er war es, aber zögernd, mit verstörten Zügen schritt er über die Schwelle. Elisabeth gewahrte es im ersten Augenblicke nicht, glücklich, daß er da war, schmiegte sie sich an seine Brust. Er löste sanft ihre Hände, die ihn fest umschlangen, und führte sie zu dem Divan, von dem sie sich bei seinem Eintritt erhoben. „Elisabeth“, sprach er mit zitternder Stimme, „Deine erste Frage ist, wo ich gewesen, du bist stark und muthig und vermagst viel zu tragen. Ich will Dir antworten, noch ehe Du die Frage ausgesprochen, ich komme von Marien, meinem todtgeglaubten Weibe, sie war es, sie und mein Kind, die heute das Schicksal auf so wunderbare Weise vor unsere Augen führte.“ Mit einem leisen Schrei war Elisabeth zurückgesunken; mit einem Schlage sah sie ihr Glück zusammenbrechen und wenn sie auch eben so wenig wie Reinhold begriff, wie das Unerhörte hatte geschehen können, — es war da und es gab keinen Weg, das Schicksal aufzuhalten. Ihre reine echte Frauennatur erkannte sofort, daß Reinhold für sie verloren, daß Mariens Ansprache die älteren seien. Und doch, es war ja unmöglich, wie sollte sie ihren Weg allein gehen können ohne ihn?

Reinhold, ebenso erschüttert wie sie selbst, sagte ihr, wie entkräftet und elend er die Aermste gefunden, wie die plötzliche Gemüthsaufrregung, verbunden mit den vorangegangenen Sorgen ihre Nerven aufs Höchste angespannt, und die größte Schonung erforderlich sei, wenn die gesunkenen Kräfte sich wieder beleben sollten. — Elisabeth war die Erste, die ihn zum Aufbruch mahnte, obwohl etwas eigenthümlich Starres über ihr Wesen gekommen war, sie reichte ihm die Hand, er drückte sie an sich mit den Worten: „Leb wohl bis morgen, wolle Gott, daß wir dann den Weg, den wir in dieser Verwirrung gehen sollen, klarer vor uns sehen.“

So beharrlich Mariens Kräfte den Leiden kund der Entbehrung gegenüber gewesen waren, die Schrecknisse ihres Hamburger Aufenthalts und der so plöglich gekommene Umschwung ihrer Verhältnisse schienen sie völlig gebrochen zu haben. Von einer Schwäche befallen, die nicht zu besiegen schien, konnte sie sich nicht mehr vom Lager erheben, und der herbeigerufene Arzt er-

klärte Reinhold, daß wenig zu hoffen sei, wenn nicht baldigt eine Hebung der gesunkenen Kräfte eintrete. Seine bedauernde Miene, sein Achselzucken verriethen nur zu deutlich, was er befürchtete, und obwohl Alles geschah, was nur menschliche Hilfe zu leisten vermochte, die Kranke verfiel von Tage zu Tage mehr der dunkeln Nacht, die ihr vor wenig Monden schon so nahe gewesen. Und dennoch spielte ein so seltsames, glückliches Lächeln auf ihrem Gesichte, sie fühlte, daß ihr nur noch kurze Zeit zugemessen sei, aber sie hatte erreicht, was sie gewollt, sie hatte das Ziel erlangt. Mit liebender Hand strich sie die Wolken von Reinholds Stirn, die, wie sie glaubte, nur der Gedanke an den abermaligen Abschied von ihr — hervorgerufen hatte, ach sie ahnte nicht, daß noch etwas Anderes an dem finstern traurigen Ausdruck Schuld war, als ihr Scheiden.

Nicht mit einem Worte erfuhr sie, wie es mit Reinhold stehe, die traurige Erkenntniß, daß er nicht mehr so bedingungslos der Ihre, daß ihr Wiederfinden ihn in ein Wirrnis sonder Gleichen gestürzt, blieb ihr erspart. Ihr letztes Wort, indem sie ihm ihr Kind ans Herz legte, war Dank für seine Liebe und Treue und Dank gegen das Schicksal, das sie noch zu rechter Zeit ans Ziel geführt.

Goldener Morgensonnenschein lag auf der alten Stadt und ihrer Umgebung, auch die Stätte des Todes, der Kirchhof, erhielt durch sein verklärendes Licht ein freundliches Aussehen. Hell glitzerte die Sonne in tausenden von Thautropfen, die an Blumen und Gräsern hingen, sie spiegelte sich auch in den Thränen der 3 Menschen, die laut weinend ein offenes Grab umstanden, in welches der mit Blumen überdeckte Sarg soeben eingesenkt worden war. Der Arm des hohen blassen Mannes umschlang die weinende Frauengestalt an seiner Seite, die andere Hand hielt das Händchen eines frischen, rothigen Knaben, dessen Augen wohl nur, weil er das Weinen der Andern sah, — das Verständniß dessen, was um ihn her vorging, lag seiner kindlichen Seele noch zu fern — von Thränen überflüthet. Sein Schmerz hinderte ihn nicht, das holde Gesicht der jungen Frau fort und fort anzuschauen, endlich wagte er die Frage: „Hast Du denn meine Mama auch gekannt, daß Du so sehr um sie weinst?“ Laut aufschluchzend schloß ihn Elisabeth an ihr Herz, ja, sagte sie leise, ich habe sie gekannt und werde halten, was ich ihr gelobt: Dir eine treue Mutter zu sein. —

Reinhold, der mit Elisabeth so zu sagen seine Hochzeitsreise nach Europa angetreten hatte, um ihr seine deutsche Heimath zu zeigen, hatte keine Ruhe mehr, bis er erfahren, wer so unheilbringend in sein Geschick und das des armen geopfer-ten Weibes eingegriffen hatte. Er wollte Marien rächen, er, dem es sonst in seiner Gutmüthigkeit schwer wurde, Jemanden nur ein hartes Wort zu sagen, er gelobte sich, den Genden zu entlarven und keine Schonung zu üben, es treffe auch, wen es wolle. Er ließ das Kind in Elisabeths Schutze zurück, und begab sich mit seltsamen Gefühlen auf die Reise nach jenem Dörfchen, von dem er einst so schweren Herzens geschieden. Mit wunderbaren Gefühlen ging er die bekannten Wege, die Leute,

die ihm begegneten und die er grüßte, kannten ihn kaum und sahen ihm verwundert nach. Entschlossenen Schrittes ging er am Amtshause vorüber, der jetzige Bürgermeister, erst wenige Wochen im Amte, konnte ja von der Sache nichts wissen, er lenkte seine Schritte dem kleinen Hänschen zu, das die Wittve des früheren Ortsvorstehers jetzt bewohnte. Eine alte Frau, der man es ansah, wie viel sie gelitten, öffnete ihm, eine slich-tige Röthe zog über ihr stilles Gesicht, als sie ihn näher ins Auge faßte, sie nannte ihn staunend bei seinem Namen — un-willkürlich, ob er sich gleich den Grund davon nicht sagen konnte — bestärkte ihn dies in dem Argwohn, daß hier und nirgends anders der Knoten seines Verhängnisses geschürzt worden sei. Die Wittve führte ihn in das kleine Zimmer, er erstaunte über die ärmliche Einrichtung, über die in die Augen fallende Dürftigkeit, die sich überall zeigte. Hatte der Verstorbene denn nicht besser für seine hinterbliebene Familie gesorgt und hatte er doch, wenn Reinhold seine Ahnung nicht betrog, sogar seine Hände nach fremdem Gute ausgestreckt? Die alte Frau ergriff zuerst das Wort, sie sprach ihm ihren Dank aus, daß er gekommen und flügte hinzu, sie wisse was ihn hergetrieben. Reinhold horchte hoch auf, sollte es ihm so leicht werden, sollte der Sterbende seiner Frau vielleicht alles erklärt haben — freilich, welche Fol-gen seine That heraufbeschworen, in welche Wirrnis sie ihn ge-stürzt, konnte er ja nie geahnt haben. Er hat die Wittve, so ruhig ihm das bei seiner Erregung möglich war, ihm alles was sie von Marien wisse, alles, was im Zusammenhang mit ihrem verstorbenen Manne stehe, hauptsächlich ob derselbe niemals einen Brief von ihm (Reinhold) erhalten habe, mitzutheilen.

Bei den letzten Worten stürzte ein Thränenstrom aus den Augen der alten Frau. Mit leiser, oft von Schluchzen unter-brochener Stimme erzählte sie dem neben ihr sitzenden, athemlos zuhörenden Manne, wie ein halbes Jahr nach dem Tode ihres Mannes, als sie die Amtswohnung verlassen und den Schreib-tisch des Verstorbenen verkauft, sie in dem geheimen Fache des-selben fest zusammen gewickelt zwei Briefe gefunden habe: den einen von der Hand ihres Sohnes, ein fürchtbares Schuldbekennniß, den anderen von Reinhold Anders der von einer Summe von 300 Thalern gesprochen, die er seinem Weibe zu-weise, damit sie die Reise zu ihm unternehme. — Ihr Mann mußte ein Mittel gefunden haben, dem unglücklichen Sohne zu helfen, das sagte sie sich, indem sie des Sohnes Verhalten am Begräbniß des Vaters sich vergegenwärtigte, nicht Schmerz allein um den Tod des Dahingeshiedenen hatte aus seinen bleichen, verzerrten Zügen gesprochen, nein Neue, tiefe Neue und das unauslöschliche Bewußtsein, daß er selbst den Tod desjenigen verschulde, der ihm allezeit ein gütiger Vater gewesen war. Reinhold unterbrach die Weinende. Und was ist aus ihm ge- worden, ist er umgekehrt von seinem unseligen Wege, war das Opfer, das Ihr Mann ihm brachte, wenigstens nicht umsonst? Nein, sagte sie, ihm voll in die Augen sehend, diesen Trost habe ich, er ist ein Anderer geworden, von seinem jugendlichen Leicht-sinn ist keine Spur mehr. Er hat von seinem knappen Gehalte bereits 100 Thaler gespart und mir übergeben, damit ich nach Kräften Gutes thun soll; er weiß, daß mir bekannt, wem das Unrecht zugefügt wurde. Leider konnte ich es bis jetzt nicht, Marie und ihr Kind waren abgereist, als ich vor wenig Mo-naten krank darnieder lag, ich segne den heutigen Tag, an dem Sie bei mir eintraten. Nehmen Sie vorläufig diesen Theil des Geldes, nehmen Sie alles, was ich habe, aber schonen Sie den Namen meines Gatten, der ein ganzes Leben voller Redlich-keit und Pflichttreue hinter sich hatte und doch einen Augen-blick schwach war, um sein Kind zu retten. „Nein,“ sagte Reinhold, sich erhebend, „behalten Sie Ihr Geld. — Die Schuld Ihres Mannes ist unter den Händen des Schicksals ries- sengroß gewachsen, ich will Sie nicht darnieder drücken, indem ich Ihnen sage, welches Unheil aus seiner Frevelthat entstanden. Sie sind schuldlos, mein Weib ist tod, verwenden sie das Geld, das sie mir boten, so, wie ich für den Fall von Mariens Tod angeordnet: geben Sie es den Armen.“ Er hatte sich oft in den letzten Wochen ausgemalt, wie süß es sein müsse, sich zu rächen, wie wenig hatte er sich selbst gekannt, er war vollstän- dig unfähig dazu! Er reichte ernst der alten Frau die Hand und verließ das Zimmer, um nach kurzem Gange durch den Ort, der seine Kindheit, sein kurzes Glück, sein und der Seinen Leiden gesehen, zurückzukehren zu Weib und Kind.

Ein unglücklicher Thronerbe.

Wer ist nicht schon in seinem Leben von einem tiefen Gefühle des Mitleids für die unglückliche Königin Marie Antoinette er-

griffen worden, die, nach einer grausamen Behandlung im Kerker, in einem zerlumpten Kleide, mit graugewordenen Haaren vor dem Revolutions-Tribunal keinen Augenblick ihre königliche Hoheit verleugnete, voll majestätischer Ruhe das Todesurtheil vernahm und mit sicherem Schritte ihren Kopf unter das vernichtende Beil legte? Wenige Momente in der Geschichte wirken noch heute so ergreifend wie der Königs- und Königsprozeß der französischen Revolution von 1789.

Nach dem Tode der Königin wandten sich Interesse und Theilnahme dem Schicksale ihres unglücklichen Sohnes zu, in dessen Geschichte die elende, brutale Figur des Schusters Simon verhängnißvoll hineinragt.

Von jeher hat die Forderung die Frage beschäftigt: ist der Sohn Ludwig's des XVI. im Kerker gestorben, oder ist er ent- kommen, und an seiner Stelle als Gefangener des Temple ein unbekanntes, unterschobenes Kind zurückgeblieben?

Diese Frage hat in den letzten Tagen wieder ein aktuelles Interesse gewonnen durch die von mehreren Blättern gebrachte Nachricht, „daß Ludwig's XVI. Enkel gestorben wäre, dessen Vater von dem Glauben durchdrungen war, dem Gefängnisse entkommen und der wirkliche Sohn Ludwig's XVI. zu sein.“

Wir unserseits sind überzeugt davon, daß der Sohn Marie Antoinettes als Gefangener des Temple starb, und versuchen im Folgenden hier Einiges über seine letzten Momente, wie über sein sonstiges Schicksal mitzutheilen.

Hätte Marie Antoinette ahnen können, welche Zukunft ihres Sohnes harre, schwerlich würde sie so sehnsuchtsvoll nach der Geburt eines Thronfolgers geseufzt haben, und schwerlich würde Maria Theresia in ihren Briefen an ihre Tochter stets wieder-holt haben: Wir bedürfen eines Dauphins. Der Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette, veröffentlicht von Arneth, gibt über dieses Kapitel reichlichen Aufschluß. End- lich schenkte Marie Antoinette Frankreich einen Kronprinzen; aber nicht dieser — denn er starb vor dem Ausbruch der Re- volution —, sondern der zweitgeborene Sohn sollte als Dauphin der Gefangene des Temple werden.

Alle Hoffnungen auf dieses Kind von Frankreich machte die Revolution zunichte; sie vernichtete ihm nicht allein seine Zukunft, sondern machte ihm früh seine Kindheit zur martervollsten Qual, zu einer Leidens-Epoche, deren Geschichte Niemand ohne tiefe Erregung lesen kann.

Mit den ersten großen Ereignissen der Revolution sollte der Dauphin gleich lernen, was Hunger heiße. Als die königliche Familie nach den Tagen des 5. und 6. Oktober, eskortirt von den Biken der Aufständischen, den Weg nach Paris antreten mußte, und die Königin den jungen Prinzen auf ihren Knien hielt, klagte dieser zum ersten Male in seinem Leben: „Ich habe Hunger.“ Marie Antoinette, die während der ganzen Fahrt von Versailles bis Paris als Königin still gelitten und gedul- det, konnte bei diesen Worten, welche ihr Mutterherz trafen, die Thränen nicht weiter zurückhalten.

Das Gefühl des Hungers bildete nur die Einleitung zu all dem, was der Prinz nun erfahren sollte. Der Dauphin war Zeuge des Angriffes vom 20. Juni auf die Tuilerien, wo man seine Mutter ermorden wollte; er mußte mit der königlichen Familie am 10. August in der engen Journalisten-Loge des Logographen 16 Stunden lang den kühnsten und verwegen- sten Angriffen auf die Krone beimohnen, welche einst sein Haupt hätte zieren sollen. Man kann sich kein bittereres Gefühl als das Marie Antoinettes denken, welche unter solchen Verhält- nissen, selbst von den Aufregungen des Tages erschüttert, auf ihren Knien das Haupt des eingeschlafenen Dauphins liegen sah. Wie mußten sie diese Schläge berühren, sie, die ausgeru- fen hatte: „Mein Blut fließt in den Adern meines Sohnes; ich hoffe, er wird sich eines Tages als würdiger Enkel Marie Theresiens zeigen.“

Niemals sollte ihm hierzu Gelegenheit werden. Er mußte in den Temple wandern, in's Gefängniß, wo es seinem Vater bis zur definitiven Abfertigung verstatet wurde, den kleinen Prin- zen in den Morgenstunden in den Anfangsgründen der lateini- schen Sprache und der Geographie zu unterrichten, während die Mutter ihn Abends beten lehrte.

Die eigentlich traurigen Zeiten begannen erst seit der Abschaf- fung des Königthums, von jenen Tagen, da ein Redner aus- rufen durfte: „Die Geschichte der Könige ist die Leidensgeschichte der Völker“ und unter dem Schutze Robespierre's Männer wie Barère, der „Anakreon der Guillotine“ zu Präsidenten des Re- volutionstribunals erhoben wurden. Nun wurde der König von seiner Familie getrennt, es folgte die Verurtheilung, jener herzzerreißende Abschied von Frau, Kindern und Schwester, wo

man sich zwei Stunden lang in den Armen lag, der König sich endlich losriß mit der Versicherung, daß er morgen wieder kommen wolle, aber nicht wieder kam, sondern, ohne seine Liebsten je wiedergesehen zu haben, das Schaffot bestieg.

Nun war Marie Antoinette Wittve, die Wittve Capet's, wie sie jetzt hieß, allein mit ihren Kindern und ihrer Schwägerin, der Prinzessin Elisabeth. Indem verschiedene Pläne zu ihrer Befreiung scheiterten und verrathen wurden, faßte der „Aussschuß für das öffentliche Wohl“ den Beschluß, den jungen Capet den Händen einer so „gefährlichen“ Frau zu entreißen. Niemals konnte Marie Antoinette die Nacht vom 3. Juli 1793 vergeffen. Mitten in der Nacht kamen die Municipalbeamten, weckten die Königin aus dem Schlafe, theilten ihr den Beschluß mit, daß der Dauphin von ihr getrennt werden müsse. Sie warf sich auf das Bett des Kindes, um dasselbe mit ihrem Leibe zu decken. Mit dem Löwenmütze einer Mutter vertheidigte sie den Prinzen; sie weicht keinen Schritt von der Stelle, trotz Drohungen und Bitten, bis endlich einer der Schändlichen auf den teuflischen Einfallgeräth, mit Ermordung der Tochter zu drohen, wenn Marie Antoinette den Sohn nicht herausgäbe. Wie kann eine Mutter anders handeln, als daß sie zum Schutze der gefährdeten Tochter eilt? Um ein Kind zu retten mußte sie das andere preisgeben.

Nun kam der junge Prinz in die Hände des berüchtigten Sch u s t e r s S i m o n, in die Hände eines Mannes, der niedrig, böshaft, rachsüchtig, gemein war und keinen sehnlischeren Wunsch hatte, als den Dauphin zu seinesgleichen, zu einem schmutzigen Sausculotten zu machen. Der junge Wolf, sagte Simon zu seinen Dienstgebern, ist übermüthig erzogen; ich will ihn meistern, aber ich stehe nicht dafür, daß er darüber berstet. Im Uebrigen, fragte er, was wollt Ihr mit ihm anfangen? Ihn deportiren? Nein, antworteten die Helden der Guillotine. Ihn todtslagen? Wieder: Nein. Ihn verbannen? Nein. Zum Teufel, was wollt Ihr denn mit ihm? Ihn lossein, lautet die bündige Antwort, doch inhaltreich für einen Simon, um zu wissen, daß er seinen Zögling jetzt ungestraft schlagen, stoßen, treten und mit Brandwein vollschütten dürfe. Einmal in der Nacht hörte er das unschuldige Kind in seinem Bette b e t e n. „Ich will dich lehren, rief er voll Wuth, deine Paternoster flennen,“ und goß ihm einen Kübel eiskalten Wassers über den Nacken in das Bett, wo der arme Prinz zitternd und frierend die ganze Nacht zu bringen mußte.

Dieser Simon war es auch, welcher durch Schläge und durch Brandwein den Dauphin zu den schändlichsten Anklagen gegen seine Mutter zwang und ihn nöthigte, diese Angaben zu unterfertigen. Als der Communist Hebert diese häßlichen Beschuldigungen, die wir hier des Anstandes halber nicht wiederholen dürfen, vor dem Revolutions-Tribunal vorbrachte, und die Richter Marie Antoinette aufforderten, sich zu rechtfertigen, schwieg sie zuerst. Nun als die Richter ihre Frage wiederholten, rief sie mit von Thränen erstickter Stimme: „Eine Mutter kann auf solche Dinge nichts entgegenen; ich rufe jede Mutter an, die hier anwesend ist.“ Keiner der Richter wagte eine weitere Frage.

Man sollte glauben, was der Sohn Ludwig's XVI. bisher erlitten, müßte schon die Grenze des Möglichen bezeichnen; es kam noch schlimmer, als Simon im Jahre 1794 den Temple verließ, um Mitglied des Stadtrathes zu werden. Hierauf verfügte Robespierre, es bedürfe keines besonderen Wächters mehr, und der Stadtrath, willig dem Wink des Meisters gehorchend, ließ jetzt den Prinzen in eine kleine Zelle sperren. Sechs volle Monate blieb er da. Niemand durfte zu ihm, um ihm Trost zu spenden. Wie dem gefährlichsten Ungeheuer, reichte man ihm einmal des Tages durch ein Gitter seine Nahrung; etwas Fleisch, Brod und Wasser. Nachts erschienen die Kommissäre an dem Gitter. Mit Schimpfworten riefen sie das Kind an, um sich zu überzeugen, ob das Opfer der Grausamkeit auch nicht entronnen sei. Niemals wurde die Zelle gereinigt; schlechte Luft, Unsauberkeit, kein Wechsel von Wäsche und Kleidung vereinigten sich, um die Gesundheit des armen Kindes zu untergraben.

Es war ein furchtbarer Anblick, der sich nach dem Sturze Robespierre's (9. Thermidor, 27. Juli 1795) Laurent, dem neuen Wächter des Kindes, bot. Auf schmutzigem Lager lag in halberfaule Lumpen gehüllt das Kind von Frankreich, mit einem blassen abgemagerten Gesichte, mit struppigen Haaren, mit einem Ausschlage am Kopfe, mit eiternden Geschwüren am Nacken, mit einem Körper, den Ungeziefer zum willkommenen Aufenthaltsorte gewählt hatte. Dieses Bild des Sammers sehnte sich nach dem Tode. „Ich will sterben,“ das waren die einzigen Worte, die der Prinz als Antwort auf alle Fragen des erschrockenen Laurent hatte. Den nachdrücklichen Vorstellungen

Laurent's gelang es wohl, von der Regierung mildere Maßregeln für die Behandlung des armen Kindes zu erwirken. Es wurde gebadet, gereinigt, in bessere Luft gebracht. Aber die Kraft war für immer gebrochen. Laurent trat im April zurück; und zu Gomin, welcher schon im November zum Wächter bestellt worden, gesellte sich nun Lasne: Beide, ehrsame Männer, die gern das Schicksal des Prinzen verbessert hätten, deren Bemühungen aber im Großen scheiterten, weil die öffentliche Meinung wieder anfing, sich mit dem Dauphin zu beschäftigen, was den Argwohn der Regierungs-Ausschüsse erregte, die nun nicht sagten, wir wollen den Gefangenen lossein, im Stillen aber doch den Wunsch hegten, er möge hinsterven. Die Spaziergänge im Freien wurden streng verboten; und obwohl der leidende Zustand des Knaben bessere Kost erheischt hätte, wurde ihm nichts als das schlechte Essen eines Gefangenen gereicht. Nur während der Mahlzeiten durfte Gomin dem Gefangenen Gesellschaft leisten und erst 8 Uhr Abends durfte die Lampe angezündet werden. Es ist bezeichnend, daß der Sicherheits-Ausschuß, auf die Nachricht einer Pariser Zeitung, die Regierung Sorge für Erziehung des Kindes, sich sofort beeilte, dies entschieden zu dementiren, mit der Erklärung: der Konvent verstehe es wohl, die Tyrannen zu köpfen, aber nicht, die Kinder derselben zu erziehen.

Vergebens mußte unter solchen Verhältnissen die Hoffnung sein, den Zustand des Prinzen sich bessern zu sehen; viel sicherer war die Aussicht, daß er bald sterben werde. In der That meldeten schon im Mai die Wächter, der kleine Capet sei krank. Der Ausschuß rührte sich nicht, erst auf wiederholte Berichte, und daß er in Lebensgefahr sei, entschloß man sich den Chirurgen Depault zur Behandlung des Prinzen zu entsenden. Depault erkannte sofort die ganze Hoffnungslosigkeit; er verordnete milde Landluft. Keine Antwort. Ebenso taub war man gegenüber den Bitten der gleichfalls eingesperrten Schwester des Prinzen, ihren Bruder wiedersehen zu dürfen. Den Höhepunkt der Grausamkeit bezeichnet es, daß der Kranke von 8 Uhr Abends bis 9 Uhr Morgens von Niemanden besucht werden durfte, daß er die ganze Nacht allein seiner Pein und Qual überlassen blieb.

Man vernuthet, daß Depault, der plötzlich starb, vergiftet wurde, weil er eine unbefonnene Aeußerung zu Gunsten des Prinzen that. Der neue Arzt, Dr. Belletan, befahl sofort die Uebertragung des Kindes in ein Zimmer, wo wenigstens die Sonne hineindringen konnte; denn auch das war bisher verweigert worden.

Wahrhaft ergreifend wirkt es, daß dieses arme, leidende Kind noch immer in dem Glauben war, seine Mutter lebe noch. „Ich bin immer allein,“ klagte es mit Thränen in den Augen, „meine Mutter ist ja in dem andern Thurm geblieben.“ Als sein Zustand am 8. Juni immer schlechter wurde, rief er plötzlich: „Ich höre die Stimme meiner Mutter. Hat wohl auch die Schwester die Musik gehört?“ Tiefe Stille. Lasne beugte sich über ihn; er konnte noch die letzten Worte des Sterbenden hören. „Ich will Dir sagen,“ und damit hatte dieses junge Leben ausgerungen.

So endete Ludwig XVII. Die grausame Behandlung, die dem jungen Prinzen zu Theil wurde, wird für immer einer der dunkelsten Flecken der französischen Revolution bleiben.

Aus einem Pariser Briefe.

Unsere Republikaner sind zwar Genüßmenschen, aber doch nur wüßte Schlemmer: wenn sie die Mittel dazu erlangt haben, verstehen es wenige, sich mit Anstand, mit Geist und Geschmack zu unterhalten. G r e v y hat sich zwar einen Kreis zu schaffen vermocht; sein erstes größeres Fest im Präsidentschafts-Palast war glänzend und verlief nach Wunsch. Aber damit sind wir auch zu Ende. Dem Präsidenten der Republik stehen in der diplomatischen Welt, den zahlreichen Fremden, den höheren Officieren Kräfte zu Gebote, welche den sonstigen republikanischen Festgebern unerreichbar sind. Ist es doch unerhört in diesem selbstsüchtigen Lande, daß man Einladungen ausschlägt.

Die Officiere mußten sowohl in Paris als in den Provinzen zu den Festen und Empfangsabenden des Präsidenten, der Minister und Präfecten dienlich befohlen werden. In der Provence haben die Präfecten mehrfach ganz ungewöhnliche Mittel gebrauchen müssen, ihre Festräume zu bevölkern. In Orleans glaubte sich der Präfect am besten dadurch helfen zu können, daß er dem Leiter des Gymnasiums aufgab, eine Anzahl seiner im erforderlichen Alter stehenden Zöglinge auf das Präfecturfest zu schicken. Besonders betont wurde, — die Republikaner haben

oft solche sonderbare Ansprüche — daß die besagten Schüler, um festwürdig erkannt zu werden, den besten Familien angehören müßten. Da jedoch von Präfecturfesten nichts in den, offenbar aus finsternen Zeiten stammenden, Schulprogrammen steht, so glaubte der Leiter der Staatsanstalt vorerst die Befehle seiner fachlichen Obern einholen zu müssen. Nun begreife ich auch, warum die Republikaner so eifrig die Gründung staatlicher Töchterschulen betreiben: wäre es ja dann so leicht, aus denselben bei jeder Gelegenheit einen frischen Damenstolz für die republikanischen Feste zu entnehmen.

Gerade um die sonst so festliche Fastenzeit suchen uns die Republikaner mit der so wenig erquicklichen Ghescheidungsfrage heim. Die Ghescheidung ist dem Volke zuwider, bei welchem sich die kirchliche Ghesetzgebung so tief eingewurzelt, daß die Staatssehe ebenfalls unlöslich gemacht werden mußte. Durch die Ghescheidung wollen die Republikaner die Ghesetzgebung zum Nachtheile der Frauen abändern. Denn mittels derselben würden diese Bürger es fertig bringen, sich ihrer Frauen mit Kindern jedesmal zu entledigen, wenn sie derselben überdrüssig würden, sich nach anderen Abenteuern sehnten. Sie thun dies freilich jetzt auch öfters, aber ein solcher Zustand entbehrt der gesetzlichen Anerkennung, erscheint daher unbequem und anstößig; die Frau behält immer noch ihre Rechte.

War es Schicksals Tücke oder Absicht, daß das antike Blatt gerade in der Fastenzeit die Beförderung einer Anzahl Republikaner reinsten Wassers zu Rittern der Ehrenlegion veröffentlichte. Oder aber sollte dadurch kundgethan werden, daß dieselben sich von ihren Irrthümern bekehrt, während der jetzigen Fastenzeit in Saß und Asche Buße thun werden? Da sind z. B. der Präfect Gerold, der Polizeipräfect Andrieux und der Leiter der städtischen Polizei, Gaubet, zu Rittern geschlagen worden. Beide wegen „außerordentlicher Verdienste“, obwohl selbst republikanische Blätter davon nichts gemerkt haben. Früher waren alle drei große Verächter dieser mittelalterlichen, monarchischen Feste. Gaubet, nebenbei auch Herausgeber einer geheimen Freimaurerzeitung, stand längere Zeit an der Spitze des Blattes, „La morale indépendante“ („Die [von der Religion] unabhängige Moral“). Freilich, dieses Wort schon bekundet einen bedenklichen Zustand der Verfielungskraft dieser Bürger. Die unabhängige Sittlichkeit ist ein Unding, ein Unsinn, denn die Sittlichkeit besteht ja ausdrücklich in der Gebundenheit, in der Unterordnung unter ein Gesetz, in der Anerkennung höherer Grundsätze. Gaubet und Andrieux haben übrigens schon durch Uebernahme ihrer jetzigen Stellung die unabhängige Sittlichkeit und das ganze Freidenkertum verleugnet. Als Leiter der Polizei müssen sie den „Freithätern“ einen Krieg auf Leben und Tod machen, und die „Freithäter“ sind doch weiter nichts, als fruchttragende „Freidenker“. Wozu „frei“ denken, wenn nicht das frei Thun darauf folgen soll? So haben es von jeher alle Umsturz männer verstanden, eben so gut als Diebe, Mörder und sonstige Verbrecher, welche eigentlich nur Umsturz männer im Kleinen sind. Umsturz des Bestehenden ist nur auf dem Wege des „freien Gedankens“ und der entsprechenden That möglich. Soweit es das jetzt Bestehende betrifft, sind Andrieux und Gaubet alles Andere eher als Freidenker; sie sind Reactionäre in des Wortes verwegener Bedeutung.

Ein geistreicher, durchaus nicht „ultramontaner“ Schriftsteller, Albert Second, hat einmal Mazas, „das größte Pariser Gefängniß, als Kloster der „Freidenker“ bezeichnet. Noch schärfer hätte er die Sache ausgedrückt, wenn er Kloster der „Freithäter“ gesagt haben würde. Wenn wir uns entschließen, die Dinge jedesmal bei dem richtigen Namen zu nennen, würde gewiß gar Mancher sehr bald zur Besinnung kommen. Besonders wenn er einmal die Folgen seiner Grundsätze handgreiflich verspürt haben würde.

Es kommt überhaupt Vieles darauf an, wie man eine Sache darzustellen, zu verwerthen weiß. Dieser Tage schlenderten einige ob der richtigen Ankunft des Monatsgelbes recht heitere Studenten über einen der belebtesten Boulevards. Ein Mann mit einem Waarenballen auf den Schultern kommt ihnen in den Weg. „Machen sie kein Aufsehen, sondern gehen Sie gutwillig mit zum Polizei-Commissär“, räumt ihm einer der übermüthigen Gefellen in's Ohr. Im selben Augenblicke wirft der Mann seinen Ballen nieder und giebt Ferkelgeld aus Leibeskräften. Die Menge hinterher mit dem unwillkürlichen Rufe: Dieb, Dieb!“ Der Fliehende ist schnell gefast, und beim Polizei-Commissär gesteht er auch wirklich, daß er den Ballen gestohlen. Die beiden Studenten trauten ihren Augen kaum, es so unverhofft gut getroffen zu haben. Wenn nun ein Victor Tissot

einen solchen Fall, der ja ebensogut in Berlin oder Wien sich hätte ereignen können, in seine Schriften aufgenommen, würde er einfach daraus gefolgert haben: In Wien brauche man nur Jedem, der einen Ballen auf den Schultern trägt in's Ohr zu sagen, er möge mit zur Polizei kommen, so nimmt er Reißaus; denn wer in dieser Stadt einen Waarenballen trägt, ist ein Dieb. Leider werden die gelesensten Bücher nach dieser etwas allzu einfachen Regel verfaßt.

Da sind wir Finsterlinge doch weit menschlicher. Fällt uns doch nicht ein, selbst nach dem Falle Seignobos, alle Beamtenabsetzungen der republikanischen Regierung auf die persönliche Nachsicht republikanischer Abgeordneten zu setzen, trotzdem der Justizminister dies ziemlich unverhohlen eingestanden hat. Wurde doch kürzlich ein Präfecturrath Knall und Fall abgesetzt, trotzdem er ein untadeliger Republikaner ist.

Während sich die Leute ob des Falles die Köpfe zerbrechen, erzählt uns ein Eingeweihter die Sache in der einfachsten Weise. Der Präfect, wo unser Präfecturrath sich befand, ist ein leidenschaftlicher Liebhaber von Rebhühnern, diese sind aber unglücklicherweise sehr selten in dem Departement. Wenn der Präfect solche auf seiner Tafel sehen will, muß er sie zu hohen Preisen sich aus Paris verschreiben. Voll Gram über eine so rebhühnerarme Gegend schüttet er eines Tages, bei heiterer Gesellschaft, sein Herz in Gegenwart des fraglichen Präfecturrathes aus. Dieser ist ebenfalls durch edlen Nebensaß zu offenen Geständnissen vorbereitet. Er erzählt daher ohne alle Umschweife, daß er Rebhühner habe, so viel er wünsche, zu sehr mäßigen Preisen.

Aber wie machen Sie das? — Nun, der Maire (Bürgermeister) N. zu N. liefert mir so viel ich haben will; sein Bezirk bildet eine Ausnahme in unserem Departement, indem dort Rebhühner sehr häufig sind. Der Präfect schreibt sich das hinter die Ohren, sieht in den Acten nach, liest, daß der fragliche Maire ein arger Royalist und der Präfecturrath bei mehreren Anlässen für ihn eingetreten ist. Er berichtet dies nach Paris, und mit umgehender Post langt die Absetzung des Präfecturrathes an, der noch heute sich den Kopf über die Ursache seiner Ungnade zerbricht, während die Erklärung so einfach als möglich ist; der republikanische Präfect verpeißt jetzt die Rebhühner, welche der royalistische Maire sich unterstanden bisher an dessen Rath zu liefern. So lösen sich große Weltfragen durch ein einfaches Sinfengericht! (Wiener „Waterland.“)

Bermischtes.

* Von Adolf Thiers erzählt ein französisches Blatt folgende Anekdote. Als der kleine Thiers acht Jahre zählte, kam seine Mutter mit ihm an einem trübigen Novemberabend vom Lande nach Marseille zurück. Die Mutter hatte den Knaben in eine Kiepe gefest, die von einem Esel getragen wurde. Adolf war in der Kiepe eingeschlafen, und die sorgsame Mutter hüllte ihn in einen dunklen Schawl ein, damit er sich nicht erkälte. In dieser Umhüllung war der Kopf des Bübchens nicht sichtbar und es konnte Niemand unterscheiden, was für ein Gegenstand den Korb füllte. Zu jener Zeit befand sich ein Zollamt vor der Stadt, an welchem der Esel vorüber mußte. Die Frau war etwas hinter dem Thier zurückgeblieben und vergaß ganz, daß vom Zollamt eine Kontrolle ausgeübt wurde. Der Zollbeamte sah im Dunkel einen Esel mit gefüllter Kiepe vorüberkommen, er nahm daher sein Fleuret und schickte sich an, da er Kontrebande vermutete, mit dem spizen Instrument den Tragkorb zu durchstechen. Schon hatte er den Arm erhoben, da bemerkte die Mutter das Vorhaben des Zollners und schrie: „Halt, halt, es liegt ein Kind im Korb!“

So entging Thiers dem Tode und wurde später Präsident der französischen Republik.

* Aus London kam jüngst die Nachricht, daß dort die Herstellung künstlicher Diamanten gelungen sei. Es stellt sich jetzt heraus, daß der künstliche Diamant theurer ist als der natürliche. Die Besitzer von Diamanten können wieder ruhig schlafen, und die Diamantenhändler brauchen ihre Waare noch nicht zu verschenken. Es fandte nämlich der „Entdecker“ oder „Erfinder“ der Kunst, Diamanten aus Kohlenstoff zu verfertigen, einen seiner Diamanten an die königliche Gesellschaft. Aus dem Schreiben, welches die Frucht seiner Experimente begleitete, geht hervor, daß es ungeheure Kosten und eine ganz unglaubliche Anstrengung verursacht, um auch nur den kleinsten Diamanten (etwa 1/100 Karat) herzustellen. Der Hitze grad, bei welchem der Kohlenstoff tropfbar flüssig wird, muß nämlich ein ganz enormer sein, und die Metallröhre, in welcher dieser Prozeß vor sich geht, läßt sich nur schwer konstruiren. Uebrigens hat solche künstliche Diamanten schon Liebig hergestellt.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. G. H. Hüsgen.

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

Düsseldorf'sches Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum

„Düsseldorfer Volksblatt.“

N 11.

Sonntag, den 14. März

1880.

Entlarvt.

In einer größeren norddeutschen Stadt saßen am Fastnachts-Abend des Jahres 18** eine Anzahl junger Herren beisammen und sprachen wacker den vor ihnen aufgestellten Weinflaschen zu. Sie hatten sich aus dem Gemüthe des Maskenballes, der in dem großen Saale des Restaurants abgehalten wurde, in dieses Nebenzimmer geflüchtet, um von den Strapazen des Tanzes einige Augenblicke auszuruhen und die durstigen Lippen mit einem frischen Trunke zu laben. Die Mehrzahl der Herren war kostümir, nur zwei derselben befanden sich in Ballkleidung, über welche sie farbige Dominos geworfen hatten. Die Gesichtsmasken lagen vor ihnen auf dem Tische und ungestört gab sich die kleine Gesellschaft dem Gemüthe des würzigen Rübdesheimer und duftender Havanna's hin. Aus den Mienen der jungen Männer sprach heitere Lebenslust und ungezwungene Fröhlichkeit; nur Einer von ihnen saß still und in sich gefehrt in einer Ecke des Sofa's und schien weder an dem vor ihm stehenden gefüllten Glase, noch an den Witzeln seiner Freunde Gefallen zu finden.

Es war eine kräftige Jünglingsgestalt mit edel geformten Zügen und schwermüthig blickenden Augen. Ein tiefer Gram hatte seine Spuren unverkennbar dem jugendlichen Gesichte aufgeprägt, das teilnahmslos in der auf der Sofalehne gestützten linken Hand ruhte. Der hellblaue Domino, welcher die Schultern des jungen Mannes umgab, contrastierte seltam mit dem traurigen Ausdrucke seines Antlitzes; man sah es ihm an, daß ihm in dieser Umgebung höchst unbehaglich zu Mute war.

„Aber Steinberger, willst Du denn nicht endlich diese Traurigkeit bannen, die Dich noch aufzureiben droht?“ nahm einer der Freunde das Wort. „Du bist es Dir und uns schuldig, den Kummer zu verschleppen, der doch das Dir zugestohene Unglück nicht mehr ungeschehen zu machen im Stande ist!“

Der Angeredete blickte zerstreut und wie aus einem Traume erwachend dem Sprecher in's Gesicht. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er ein Bild verschleppen, das ihm vorgeschwebt zu haben schien. „Laßt mich, meine Freunde,“ sagte er mit trübem Lächeln, „ich kann mich nicht zur Fröhlichkeit zwingen, wo mir der Schmerz um meinen Verlust im Innern tobt!“

„Nein, nein, Klarenbach hat recht,“ rief ein Anderer. „Sei endlich ein Mann, Steinberger, und verbittere Dir durch Deine Traurigkeit nicht ferner das Leben.“

„Du weißt“, warf der Steinberger zunächst Sitzende ein, dem das Kostüm eines Tschertessen, das er angelegt hatte, vortrefflich stand, „welche innige Theilnahme wir an dem Trauerfalle genommen haben; aber Deine Braut ist bereits ein halbes Jahr tot und Dein Schmerz ist noch heute so heftig, wie an dem Tage, da wir ihren Sarg in die Gruft senkten.“

„Weil Steinberger in selbstquälerischer Weise sich darin gefällt, diesen Schmerz zu nähren,“ ergänzte Klarenbach, nicht ohne in seine Worte einen leisen Vorwurf gelegt zu haben.

Der Traurige schüttelte fast heftig das Haupt, dann rief er

mit erhobener Stimme: „Wenn Ihr nur im Entferntesten im Stande wäret, den Wert des geliebten, engelgleichen Wesens, das mir der schreckliche Tod entriß, zu beurtheilen, Ihr würdet anders reden. Ein halbes Jahr! Ist es mir doch, als habe ich erst gestern an ihrer Bahre gestanden, ihr die kalte bleiche Hand gedrückt und den letzten Abschiedskuß auf die farblosen Lippen gepreßt! Und als die schwarzen, ernsten Männer kamen und den Sarg, der mein Teuerstes auf Erden barg, davonführten, da war es mir, als müßte auch ich hinabsinken in die tiefe, finstere Gruft, um mit meiner Johanna auf ewig vereinigt zu sein. Glaubt es mir,“ fuhr er erregt fort, „ich werde um die Geschiedene trauern, bis zum letzten Schlage meines Herzens.“ Alle schwiegen; sie sahen ein, daß weiteres Zureden fruchtlos gewesen wäre.

„Ich habe es Euch vorhergesagt,“ fuhr Steinberger nach kurzer Pause fort, daß ich nicht an diesen Ort und in Eurer fröhlichen Gesellschaft passe. Ich habe den dringenden Bitten, Euch hierher zu begleiten, nachgegeben, fühle aber, daß ich unrecht daran that. Ich brauche Einsamkeit, Ruhe; Ihr aber, Freunde, geht jetzt zurück in den Ballsaal, kümmert Euch nicht weiter um mich, ich möchte um keinen Preis, daß Ihr um meinetwegen Euer Vergnügen stören sollt.“

Niemand machte den Versuch, Steinberger auf andere Gedanken zu bringen, aber die heitere Stimmung war aus dem kleinen Kreise gewichen. Mitleid und Theilnahme spiegelten sich auf den Gesichtern der jungen Männer, die ihren Freund in der Hoffnung, die Zerstreuung werde seinen Gram mildern, veranlaßt hatten, den Maskenball zu besuchen.

Vom Saale her tönte rauschende Musik, und die Stimme des Tanzordners, welcher den tanzenden Paaren ihre Plätze anwies. „Der Kotillon beginnt,“ sagte Klarenbach, „lassen wir unseren Freund auf eine halbe Stunde allein. Nach dem Tanze sehen wir uns wieder.“ Er reichte Steinberger die Hand und entfernte sich, gefolgt von den übrigen Festteilnehmern; der um die Geliebte trauernde Bräutigam war allein im Zimmer, dessen Thür der Letzte der Davoneilenden hinter sich geschlossen hatte.

Tiefe Stille herrschte in dem Gemach, das von einigen brennenden Kerzen nur matt erleuchtet wurde. Vom Ballsaale her war ein dumpfes Geräusch vernehmbar, aus welchem die tiefen Töne des Basses deutlich hervortraten. Steinberger saß wieder in seiner Sofaede, den Kopf in die Hand gestützt und war in tiefes Hinbrüten versunken. Seit dem Tode seiner Braut, welcher einige Wochen vor der bereits festgesetzten Hochzeit erfolgte, war der sonst so heitere, lebenslustige Mann wie umgewandelt; er stieß alle Vergnügungen und durchstreifte tagelang die einsamsten Wälder, oder saß in seinem Zimmer, nur seinem Schmerze hingegeben. Seine Bekannten fürchteten ernstlich, daß sich eine Gemütskrankheit aus der Stimmung Steinbergers entwickeln möchte und boten Alles auf, ihn zu zerstreuen, freilich bis jetzt ohne den geringsten Erfolg.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und eine maskierte Dame überschritt die Schwelle, erschöpft auf einen Sessel sinkend. Sie

rug unter ihrem schwarzen Domino ein Kleid von weißem Atlas, mit zarten blauen Blumen durchwirkt, an den Händen funkelten mehrere Brillantringe und Halschmuck, und Ohrgehänge waren von mattem Golde und mit strahlenden Smaragden besetzt. Ein Perlenreif umschloß das linke Handgelenk. Obgleich das Gesicht von der seidnen Maske verdeckt war, konnte man doch auf den ersten Blick erkennen, das die Dame eine ungewöhnliche Erscheinung sein mußte, wenigstens schien der tadellose Wuchs und die Anmut ihrer Bewegung darauf hinzuweisen. „Trefte ich Sie endlich, schöne Maske?“ rief plötzlich eine Stimme. Es war der Tscherkesse, welcher eiligst in's Zimmer getreten war und nun auf die Dame zuschritt. „Gerade als ich im Begriff war, Sie zu engagieren, sind Sie mir entküpft,“ fuhr Steinbergers Freund scherzend fort, „diesmal kommen Sie mir aber nicht so leichten Kaufs davon.“

„Nur noch ein Viertelstündchen lassen Sie mich ruhen,“ erwiderte die Dame, „für den Augenblick wäre ich wirklich nicht im Stande, Ihnen in den Saal zu folgen.“

Ein leises Stöhnen wurde von der Sofaecke vernehmbar; als der Tscherkesse sich umwandte, sah er Steinberger mit vorgebeugtem Oberkörper und vorgestreckten Armen da sitzen, die weit geöffneten Augen stier auf seine Tänzerin gerichtet. „Um Gotteswillen, was ist Dir?“ schrie der junge Mann, auf das Sofa zuspringend.

„Dort!“ hauchte Steinberger kaum hörbar, mit der Hand auf die Maske deutend.

„Kennst Du diese Dame?“

„Es — es ist Johanna!“ stöhnte der Gefragte.

„Johanna? Du sprichst doch nicht von Deiner Braut!“ fragte der Kostümirte, während ein leichter Schauer seine Glieder durchrieselte. „Gewiß, es ist Johanna! Sie sie Dir doch an! Dasselbe Kleid, das sie im Sarge trug, der Perlenreif, ein Erbstück ihrer Mutter, der Smaragdchmuck, das Brautgeschenk von mir, und die mir wohlbekannten Ringe, welche sie nach und nach geschenkt erhalten hatte. O, sie hatte diese Sachen so lieb, deshalb gab man sie ihr mit in's Grab.“

Er sank zitternd in das Sofa zurück. „Mein Fräulein, verzeihen Sie,“ wandte sich der Tscherkesse an die Maske, „mein Freund ist von einem seltsamen Wahn befangen. Ihr Neuhäuser gleicht sehr dem einer Dame, die ihm sehr nahe stand, seit einem halben Jahre aber leider nicht mehr unter den Lebenden weilt.“

„Johanna!“ rief Steinberger wieder. Die plötzliche Erscheinung der Dame schien ihn furchtbar aufzuregen.

„Man nennt mich Johanna“, sagte die junge Dame, „aber,“ fügte sie sarkastisch hinzu, „dem Grabe bin ich nicht entfliegen.“ „Um meinen Freund ganz zu beruhigen, haben Sie vielleicht die Güte, sich zu demaskieren!“ bat der Kaukasier. „Nach Mitternacht!“ versetzte sie kurz und bestimmt, indem sie ihre Maske fester an's Gesicht drückte.

In diesem Augenblick trat Klarenbach mit den übrigen Bekannten Steinbergers wieder ins Zimmer. Einen Moment blieben sie überrascht an der Thür stehen, dann aber wurde es ihnen klar, daß hier etwas ganz Außergewöhnliches vorgegangen sein müsse. In wenig Worten erzählte der Tscherkesse die eigentümliche Scene, die sich soeben abgespielt hatte. Klarenbach warf einen raschen Blick auf seinen unglücklichen Freund, der noch immer bleich und zitternd auf dem Sopha saß, dann trat er an die Dame und sagte:

„Ich weiß recht wohl, mein Fräulein, daß die Zeit des Demaskierens noch nicht gekommen ist; denn es ist erst halb elf Uhr; Sie könnten aber den sonderbaren Irrtum, in welchem die krankhaft aufgeregte Phantasie den Herrn dort versetzt hat, mit Leichtigkeit berichtigen, wenn sie demselben Ihr Gesicht zeigen wollten. Ich bitte daher, nehmen Sie auf eine Minute die Larve ab.“

„Nach Mitternacht!“ wiederholte die Angeredete, indem sie sich erhob, um in den Saal zurückzukehren.

Klarenbach vertrat ihr den Weg; mit raschem Griff warf er seinen Domino ab und stand nun in schwarzer Civilkleidung vor ihr. „Ich bedauere, daß Sie mich zu ernstern Maßregeln zwingen,“ rief er. „Ich bin der Kriminal-Kommissar Klarenbach, und ersuche Sie hiermit sich sofort zu demaskieren.“

Die Dame sank in den Sessel zurück und legte schweigend ihre Larve ab. Das Gesicht zeigte jugendlich hübsche Züge, auf denen aber ein unverkennbarer Ausdruck von Stolz und Trotz lagerte.

Steinberger war enttäuscht aufgesprungen. „Das ist nicht Johanna's mildes Engelsangeficht!“ rief er, „aber es ist ihr Kleid und ihr Schmuck.“

„Es thut mir leid, Ihnen Unannehmlichkeiten verursachen zu müssen,“ nahm der Kriminalbeamte das Wort, „im Namen des Gesetzes muß ich Sie aber verhaften. Sie werden mir über den Erwerb dieser Kleidung und Wertfachen Aufschluß geben müssen.“

Er verließ das Zimmer, kehrte aber gleich darauf mit zwei Unterbeamten in Civilkleidung zurück. „Diese Dame ist in Gewahrsam zu bringen und mir morgen früh vorzuführen,“ befahl er.

Bald darauf trennten sich die Freunde; der Vorfall hatte ihnen die fernere Lust an Maskenscherz und Tanz benommen.

Die gegen die geheimnisvolle Dame eingeleitete Untersuchung hatte überraschende Resultate. Sie war die Tochter eines Gärtners, dem die Aufsicht über die Anlagen des Friedhofes übertragen war. Sie mußte hierbei ihrem Vater an die Hand gehen und wurde von den Angehörigen Verstorbener vielfach beauftragt die Gräber zu pflegen und in Stand zu erhalten. Dies war auch mit der Ruhestätte Johanna's der Fall und es war ihr bekannt, daß dieselbe noch im Sarge mit werthvollen Pretiosen geschmückt worden war. Eine unbegrenzte Eitelkeit und Puzsucht hatte die Gärtnerstochter von jeher ausgezeichnet und es wahr ihr endlich gelungen, ihren Geliebten zu veranlassen, Johanna's Grab des Nachts zu öffnen und die Leiche zu berauben. Der junge Mann, ein Gärtnergehilfe ihres Vaters, hatte als Entschädigung für seine Mühe Johanna's goldene Uhr an sich behalten. Die Frechheit, mit welcher die Verbrecherin es gewagt hatte, mit den geraubten Effecten an eine öffentlichen Ort sich zu wagen, verschärfte das Urtheil, welches auf eine lange Reihe von Jahren sie in's Zuchthaus verwies.

Der Proceß gegen die Gärtnerstochter hatte insofern auf Steinberger günstigen Einfluß, als er seine Aufmerksamkeit in höchstem Maße in Anspruch nahm und ihn dadurch hinderte, seinen trüben Gedanken mit der früheren Ausdauer nachzuhängen. Er wurde ruhiger und gefaßter und gedachte seiner geschiedenen Braut nicht mehr mit jenem wilden, aufreibenden Schmerz; sondern mit wehmüthiger Pietät.

* * Aus dem Mittelalter.

Professor A. Schulz in Breslau hat kürzlich ein interessantes Werk veröffentlicht, in welchem er an der Hand der Quellen das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger schildert. Wir beabsichtigen, durch einige Auszüge die Leser mit dem schätzenswerten kulturgeschichtlichen Werke bekannt zu machen und geben heute einen Auszug aus dem vierten Abschnitt, der zeigen soll, „was und wie man in der Zeit der Minnesinger aß und trank, und was bei Tische der Anstand erforderte.“

Sobald der Ritter vom Bett aufgestanden und angekleidet war, ging er zur h. Messe, und von da zurückgekehrt, setzte er sich — wie es scheint, um neun Uhr — zum Frühstück. Dasselbe war halb einfacher, halb reichlicher. Weißbrot, ein Schulterstück von einem Wildschwein, kleine Vögel gebraten und in Sauce, dazu Wein und Glühwein — so lautet das Menu eines Frühstücks, das uns der Dichter des *Nol* beschreibt. Nach dem Essen ruhte man eine Weile aus. Die Hauptmahlzeit wurde um drei, hie und da erst um sechs Uhr Abends eingenommen. Man blieb da lange bei Tische, trank nach dem Dessert noch Wein, unterhielt sich ein wenig und ging dann zu Bette. Die Gerichte auf der Tafel vornehmer Leute bestanden meistens aus Fleischspeisen. Des Fleisches von Haustieren geschieht in den Quellen keine Erwähnung. In Wirklichkeit aber wird, zumal im Herbst, wenn das Vieh, das nicht überwintert werden sollte, geschlachtet wurde, ein guter Rinder- oder Schweinebraten auch auf der Herren Tische so wenig gefehlt haben wie andere Gerichte, für welche die bürgerlichen Dichter sich begeistern. Im Winter wurde nur Salzfleisch gegessen. Allein hoffähig scheinen solche Speisen nicht gewesen zu sein; die ritterliche Gesellschaft gab dem Wildpret entschieden den Vorzug und wußte von zahmen Tieren nur das Geflügel zu schätzen, unter dem man den Hühnern besondere Vorliebe zuwandte. Sie wurden am Spieße gebraten und mit einer Pfeffersauce serviert, auch füllte man Pasteten mit ihrem Fleische. Noch geschätzter waren die Kapannen, die mit einer Melkenbrühe aufgetragen wurden, und als ein Leckerbissen ersten Ranges galt der Pfauenbraten. Von Jagdtieren, die auf den Tisch kamen, werden Hirsche, Rehe, Wildschweine und Hasen sowie Kaninchen erwähnt. Von wilden Vögeln, die theils mit Falken gebeizt, theils in Schlingen gefangen wurden, fanden Kraniche, Reiher, Schwäne, Trappen und selbst Rohrdommeln viel Beifall. Ferner wurden wilde Gänse und Enten gegessen,

und auch Fasan, Regenpfeifer, Taucher, Rebhuhn und Gaubenslerche bildeten beliebte Gerichte. Fische kamen nicht bloß als Fastenspeisen vor; man verzehrte sie frisch und gesalzen, wie denn der eingesalzene Hering schon damals ein weithin verbreiteter Handelsartikel war. Häufig wird der Salm genannt, und ebenso kennen die Dichter der Zeit, von der die Rede ist, die Lachsforelle, den Stör und den Aal. Die Fische wurden in einer mit Nelken, Zimmt und Pfeffer gewürzten Sauce, die Nase in einer Art Gallerte serviert. Sonst kamen die Fische meist gebraten auf den Tisch.

Sehr beliebt waren Pasteten, deren man verschiedene Arten hatte, und die man schon damals zu Scherzen zu verwenden verstand. So heißt es in dem französischen Romane von Flore, daß bei einem Festmahle eine mit lebendigen Vögeln gefüllte Pastete aufgetragen wurde, die, sobald man das Gebäck zerbrach, herausflogen und dann von Falken, die in einer anderen Abtheilung der Pastete verborgen gewesen waren, verfolgt und erjagt wurden. Von deutschen Poeten werden noch mancherlei andere Gerichte aufgezählt, von deren Zusammensetzung wir aber meist nichts wissen. Den Namen nach sind sie wohl Erfindungen französischer Kochkünstler. So z. B. das Gramangir und das Flementischir im Titirel. Dagegen weist die Bezeichnung Dhamargariton auf Griechenland hin. Nur zu dem Blumenfisch (blanc manger) giebt uns ein Kochbuch des vierzehnten Jahrhunderts das Recept, wonach dasselbe aus dicker Mandelmilch, Hühnerbrüsten, Reismehl, Schmalz und Zucker bestand.

Außer Salz galt vorzüglich der Pfeffer als zur Zubereitung eines schmackhaften Essens durchaus unerläßlich. Der letztere wuchs, wie man sich erzählt, in einer Ebene am Berge Olympeus wie ein Rohrwald. Sobald die Frucht reif war, kamen giftige Würmer in den Wald, und um den Pfeffer ernten zu können, brannte man jenen nieder und gewann daraus aus der Asche die Körner, wie man Erbsen ausdrückt. Auch der Kümmel wurde zur Würzung der Speisen gebraucht, desgleichen Muskatnüsse und Muskatblüten, Kardamom und, wie bereits erwähnt, Nelken und Zimmt. Joinville berichtet, daß die Aegyptier des Abends im Nil ihre Neze auswerfen und dann am Morgen darin Ingwer, Rhabarber, Moeholz und Zimmt vorfinden. Zu den Braten wurden verschiedene Saucen, die Salze, der Pfeffer und der Agraz genossen; der letztere durfte unter anderen zu Hammelbraten und Hühnern nicht fehlen. Außerdem werden Beigerichte erwähnt, aber nicht näher beschrieben. Wir wissen nur, daß darunter Lattich und Portulak in Essig war, und daß die Franzosen schon zu dieser Zeit die Brumentresse als Salat zu verspeisen liebten.

Zu jedem Gedekte wurde bei Anordnung der Tafel Weißbrod (Simeln, unsere Semmeln) hingelegt. Das feinste Gebäck wird als „Schlüsselbrod“ bezeichnet. Bisquit war ebenfalls bekannt, und die im Lancelot angeführten „Credemicken weiß wie Schnee“ werden ein ähnliches Gebäck gewesen sein. Zum Nachtisch wurden Honigtuchen, Gewürztorten, ja gefüllte Torten, in Deutschland auch in Fett gebakene und mit Zimmt bestreute Krapfen gegeben. Endlich wußte man auch die Pfannkuchen zu schätzen. Als Nachtisch wurde Käse gereicht. Die französischen Dichter nennen verschiedene Sorten desselben, z. B. Fromage de Gayn und de Clermont, auch Schafkäse. Butter dagegen scheint nur selten vorgekommen zu sein.

Das Dessert bestand aus Obst, Süßfrüchten und verschiedenen gewürzreichen Leckereien. Man hatte Äpfel und Birnen, die man sich sorgfältig schälte, Weintrauben, Quitten und Nüsse. Auch Pfirsiche kamen bei Reichen auf die Tafel. Johann ohne Land, der 1216 starb, hatte seinen Tod dadurch beschleunigt, daß er sich in der letzten Nacht den Magen mit Pfirsichen und Eider verlor. Daß man auch geröstete Kastanien verspeiste, wissen wir aus dem Parzival. Schließlich gehörten Mandeln, Feigen, Datteln, Ingwer, große Rosinen und Granatäpfel zum Dessert eines herrschaftlichen Mahles.

Die scharf gewürzten Speisen erregten gewaltigen Durst, und das sollten sie auch. Ihn aber mit Wasser zu löschen, galt schon damals für despectierlich. Nur im Notfall entschloß man sich dazu, gewöhnlich hatte man etwas Besseres zu trinken.

Das Bier freilich wird in jener Zeit nicht viel wert gewesen sein; es wird, wenn es im Wein heißt, ein Becher voll Wein stärker mehr als vier und vierzig Becher Wasser oder Bier, Dünmbier gewesen sein. Indes gab es in Frankreich eine kräftigere Sorte, die Godale — vielleicht das englische good ale. Ferner wurde viel Meth, ein Getränk aus gegohrenem Honigwasser, getrunken, der, wenn ihm Gewürze zugesetzt waren, Bouglerafste oder Borgerafste hieß. Man bereitete daneben Wein aus Birnen und Äpfeln. Das Haupttafelgetränk aber

lieferte die Traube. Rheinwein nimmt sich schon der Siegfried des Niebelungenliedes mit, als er die Fahrt nach Island antritt. Der bairische Wein stand in schlechtem Rufe, er sollte nur jung genießbar sein. Berühmt dagegen waren der Mosel- und der Frankwein, von denen ersterer selbst in Frankreich hoch geschätzt wurde, der Ungar, der Bogener, der Wippacher (aus Krain), der weiße Chiavenna und der Reinfal aus Nivoglio in Istrien, der heutzutage seinen alten Ruf gänzlich eingebüßt hat.

Die französischen Weine waren damals in Deutschland nicht beliebt. Von den südlichen Gewächsen schätzte man in dieser Zeit außer dem cyprischen Weine vorzüglich den von Philippopol und den Malbasier, den die Gegend von Monembasia in der südlichen Peloponnes lieferte. Was für Sorten der Mugler, der Terrant, der Vin de Plant, der Schavernac, der Kraz und der Efte gewesen sind, läßt sich nicht bestimmen. Sie werden aber vermutlich zu den italienischen Weinen gehört haben, die gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts ziemlich viel in Deutschland verbreitet waren.

Ein trinkbarer Wein war damals gewiß nicht leichter zu erlangen als heutzutage. Verstanden die Weinhändler die Kunst des Fälschens auch nicht so gut wie jetzt, so klagt doch schon Berthold von Regensburg über die Betrüger, die Wasser für Wein verkaufen. Schlimmer noch war es, daß auch das unverfälschte Gewächs vieler Gegenden nicht zu genießen war. In ganz Norddeutschland bis nach Thorn hinauf, wurde viel Wein gebaut, er war aber ohne Zweifel entseßlich sauer, und da wir nicht berechtigt sind, unsern Vorfahren eine unempfindliche Zunge zuzuschreiben, vielmehr annehmen müssen, daß unter den vornehmen Leuten des Mittelalters der Geschmack gleichfalls entwickelt gewesen, so muß man damals den schlechten Nebensaft zu verbessern verstanden haben. Und das war in der That der Fall. Man setzte Honig und Gewürze hinzu, ließ den Wein über wohlriechenden Kräutern oder aromatischen Früchten ziehen, kurz man braute sich eine Bowle. Die gewöhnlichste Bowle wurde aus Maulbeeren bereitet und hieß Moraz. Neben ihr machte man sich eine durch Aufgießen von Wein auf Ysop, Salbei, Rosen und Kirschen. Ein anderes wohlgeschmeckendes Getränk war der Würzwein, der besonders mit Nelken versetzt war und auch als Medicin gebraucht wurde. Etwas Ähnliches war der aus Rothwein bereitete Lutertrant oder Claret. Die Gewürze wurden hier zu Pulver zerstoßen und mit Zucker oder Honig in ein leinenes Säckchen gethan, worauf man sie wiederholt mit gutem Weine begoß, der die Kraft der Gewürze auszog und in ein Gefäß unter dem Säckchen allmählich abließ. Verwandt mit dem Claret war der Sinopel, der ebenfalls aus Rothwein gemacht wurde.

Die Dichter schildern uns meist nur die großen Gastereien, welche die zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten stattfindenden Hofstage oder Reichsversammlungen begleiteten, wo der Fürst seine Lehnsleute um sich versammelte, um mit ihnen Gesetze zu beraten und in letzter Instanz schwebende Prozesse zu entscheiden. Dabei wurde, da das fürstliche Schloß die Gäste bei Weitem nicht faßte, außerhalb desselben auf Brettergerüsten gespeist, die mit Teppichen hehungen und belegt waren. Ungeheure Massen von Vieh, Wild und Geflügel, Wein und anderen Getränken wurden dabei angeschafft, wie wir aus der Beschreibung des Hofstages ersehen, den Kaiser Friedrich 1184 zu Mainz abhielt, um seinem Sohne, dem Könige Heinrich, den Ritter Schlag zu erteilen.

Zuerst gab es bei solchen Festlichkeiten ein Frühstück (prandium, Diner), dann eine Hauptmahlzeit (cona, Souper). Ueber jenes berichtet Bartholomäus de Glanvilla: „Erst werden die Gerichte zubereitet, Sitze und Sessel hingestellt, im Speisesaale die Tische aufgeschlagen und die Tischtücher aufgelegt. Die Gäste mit dem Herrn oben an nehmen aber nicht eher Platz, als bis alle sich die Hände gewaschen haben. Abseits setzen sich die Diener der Herrin des Hauses, unten an die Diener. Löffel, Messer und Salzfaßer werden zuerst, dann Brod und Becher auf die Tafel gebracht. Verschiedene Gerichte folgen. Die Gäste werden mit Fiedeln und Zithern erheitert. Die aufgetragenen Speisen zerlegen sie sich gegenseitig und teilen sie unter einander. Nach Beendigung des Diners nimmt man die Tischtücher mit den Ueberbleibseln ab, hebt die Tischplatten von den Schragen, wäscht sich die Hände und trocknet sie ab. Dann werden Danksaugungen gegen Gott und den Gastgeber ausgesprochen und der Heiterkeit wegen immer wider die Becher dargeboten. Nachdem dies beendet ist, legt man sich entweder zur Ruhe aufs Bett oder kann nach Hause gehen.“

Ueber die Trappisten in Bosnien

wird der „Trier'schen Landeszt.“ Folgendes geschrieben: Vor 10 Jahren, also lange bevor österreichische Truppen Bosnien besetzten, und als Bosnien noch fast zu den unentdeckten, wenigstens unbekanntem Ländern von Europa zählte, drangen die Trappisten in diese türkische Provinz ein. Es ist eine sonderbare Sache, daß die ersten Spekulanten, welche dieses unbekanntes Land aufsuchten, um dort Gewinn zu machen, Mönche und Israeliten waren: die erstern spekulierten auf den Gewinn von Seelen, letztere auf Gewinn von Geld. Vor den Trappisten hatten nur einzelne Söhne Israels aus Ungarn es gewagt, über die Save zu gehen und ihr Glück in Bosnien zu versuchen. Meistens machten sie schlechte Geschäfte und machten wieder Reizaus, indem sie ein schönes Defizit dort hinterließen. Deshalb waren die Türken in Bosnien gewöhnt, gegen die Giaux (Ungläubigen) sehr mißtrauisch zu sein. Unter solchen Umständen kamen die Trappisten in's Land; ich, der Schreiber dieser Zeilen, versuchte es zuerst, und zwar in Folge eines Auftrages, welcher mir von den Oberrn meines Klosters in Mariawald in der Gifel (bei Zülpich) geworden war. Ich setzte mich in Altgraditz bei dem letzten Grenzstädtchen in Slavonien, auf einen Leiterwagen und fuhr auf der Straße durch's Verbas-Thal auf Banjaluka, die zweitgrößte Stadt von Bosnien zu.

Den Türken, von welchem ich einen Grundbesitz kaufte, wollten seine Glaubensgenossen in Banjaluka todt schlagen; denn es galt als eine unverzeihliche Sünde, einem Giau (Ungläubigen) Boden verkaufen. Ich machte somit diesen Handel wieder rückgängig, und kaufte von einem schismatischen Kaufmann eine Besitzung.

Ich war der erste Oesterreicher, der in Bosnien Grund gekauft hatte. Deshalb wollten die türkischen Behörden es nicht glauben, daß ich dazu befugt sei; von dem österreichisch-türkischen Staatsvertrage wußten sie noch nichts. So haben also diese Mönche die Bahn gebrochen für alle künftigen Ansiedler.

Noch mehr remonstrirten die bosnischen Mohamedaner gegen unsern Klosterbau. Sobald wir die Grundmauern bis zum Sockel herausgemauert hatten, jagte uns der Pascha alle Arbeiter vom Platze, und ich war genöthigt, in Konstantinopel Recht zu suchen, resp. persönlich dorthin zu reisen. Nach dreimonatlichem Arbeiten erhielt ich vom damaligen Großvezier die Bauerlaubnis.

Nebst der Klosterwohnung waren noch manche andere Bauten notwendig, z. B. eine Bretterfäße, da es damals noch keine Bretter in Bosnien gab; eine Mühle, weil bosnische Mühlen so primitiv sind, daß wir unsere Frucht nicht mahlen lassen konnten. Bei jedem dieser Bauten gab's Prozesse und Widersprüche, meistens nur darum, weil der Pascha ein Trinkgeld heraus schlagen wollte. Es verging keine Woche, daß nicht türkische Gesandten vor der Klosterthüre erschienen und den armen Prior vor den Hohen Rat oder Pascha citirten.

Die Hauptpekulation der Trappisten ging besonders auf die Kinder, die zu jener Zeit oft als elternlos in türkische Häuser aufgenommen wurden, und unvermerkt Mohamedaner wurden. Wir bauten deshalb ein Waisenhaus für sie. Bisher unterrichteten wir in der Schule und in den Handwerken 40 solcher Waisenknaben und geben ihnen volle Verpflegung sammt Kleidern und Betten ganz unentgeltlich. Wer wollte wohl in Bosnien für solche Kinder etwas thun?

Wir wünschten wenigstens 100 dieser Knaben aufnehmen zu können, doch fehlt es an Mitteln, da letztes Jahr eine totale Mißernte eingefallen ist, und wir von den meisten Getreidearten kaum die Aussaat, bei einigen nicht einmal Stroh bekamen; Obst fehlte ganz, Kartoffeln waren fast ungenießbar.

In dieser Zeit hatten wir Gelegenheit, mehreren Tausenden von Kranken ärztlich zu helfen. Da es in Bosnien bis jetzt keine Aerzte gab, so strömte die ganze kranke Welt zu unserm Kloster. Durch alle 10 Jahre bekamen sie Hilfe und Arznei umsonst. In den Jahren des Aufstandes fanden viele Verwundeten bei uns Obdach, Verband und Genesung. Wir legten große Baumhäuser von edlen Obstsorten an, damit das bosniatische Volk auch solche von diesem Kloster beziehen könne; führten auch des Volkes wegen die verbesserte Biene zu h t à la Dzirzon ein. Wir bauten eine mechanische Dampfschneiderei, damit das arme Volk, welches noch kein Spinnrad kennt, bei uns seine Wolle spinnen lassen könne.

Alle Straßen in unserer Umgebung legten wir auf unsere Kosten an.

Schon im 3. Jahre unserer dortigen Ansiedlung führten wir in Banjaluka (1 Stunde von uns) die erste katholische bosnische Schule ein und besetzten sie mit barmherzigen Schwestern.

Und wer hat zu so vielen Bauten, Kloster, Schulen, Waisenhaus, Spital, Arbeiterasyl, Werkstätten u. s. w. beigetragen? Es waren bisher die großmütigen Almosen von unseren Landesleuten, von Deutschland und Oesterreich. Was hätte unser Schweiß allein erreicht, wären diese Almosen nicht geflossen? Beweis dafür, was viele gutgesinnten Herzen zu schaffen vermögen. Gott hat diese Opfer reichlich gesegnet und gedeihen lassen.

Der Prior dieses Trappisten-Klosters wird nun in nächster Zeit nach Süd-Afrika, nach dem Lande der Zulus abreisen, um auch dorthin wahre Kultur und mit ihr das Christentum zu verbreiten. Er möchte aber vor seiner Abreise noch sein Kloster und seine Anstalten in Bosnien der Wohlthätigkeit der Katholiken in Deutschland recht dringend empfehlen.

Da wir in diesen 10 Jahren von 4 Mann auf 100 Mann gewachsen sind, und unsere Klosterkirche für uns allein schon ganz in Anspruch genommen wird, ist jetzt dringend notwendig, daß wir jetzt eine 2. Kirche erbauen, damit wir darin bosnischen und deutschen Gottesdienst für die deutschen Ansiedler abhalten können.

Volkswisheit.*)

Was ist Gewinn?

Was ist Gewinn? Umgang mit Tugendhaften.
Und was ist Leid? Zusammenkunft mit Thoren.
Was ist Verlust? Wenn man die Zeit veräußert.
Und was ist Bildung? Freud' an wahrer Tugend.

Wer ist ein Held?

Wer ist ein Held? Der seinen Sinn bändiget.
Die beste Lieb? Die treuergeb'ne Gattin.
Was Reichthum? Seine Wissenschaft verkeh'n.
Was Glück? In seiner Heimat bleiben dürfen.
Was Königthum? Sich stets gehorchen seh'n.

Genieß die Gegenwart.

Was triffst du vergebens umher, o Herz?
So ruh' doch ein wenig aus!
Wie Alles von selber wird, so wird's,
Und anders wird es doch nimmermehr.
Gedenke des Vergang'n nicht,
Schlag' dir die Zukunft aus dem Sinn,
Und pflück die Freude, die unverhofft
Dir naht und sonst vorübergeht.

Wahre Größe.

Not geht die Sonne auf
Und geht auch unter rot;
Der große Mann bleibt stets sich gleich
Im Glück und in der Not.

*) Aus „Sterne und Blumen“.

Bermischtes.

* Wie die katholische Kirche für ihre Angehörigen sorgt, zeigt sie uns an einem der Araberstämme, die östlich des Jordans als Hirten mit ihren Heerden ihr Leben fristen. Einer dieser Stämme bekennt sich zum katholischen Glauben. Seit Jahren hat er einen eigenen Priester, einen Italiener, der Jahr aus Jahr ein mit dem Stamme zieht und für das Seelenheil sorgt. Ist ein Stück Land abgeweidet, zieht der Stamm weiter. Am neuen Lagerplatze wird das Zelt aufgeschlagen, das zur Kirche dient, der Altar errichtet und am nächsten Morgen die h. Messe gelesen. Während die Heerden weiden, unterrichtet der Priester die Jugend in ihren Pflichten gegen Gott und die Menschen. Jedes Jahr gegen die Charwoche lagert der Stamm an den Ufern des Jordans. Anfangs der heiligen Woche kommt dann der Priester hoch zu Ross im Beduinenanzuge, die Lanze auf der Schulter, nach Jerusalem. Ihn begleiten die Häuptlinge des Stammes. Gewöhnlich steigt er im Ecce homo ab, zieht seinen Beduinenanzug aus, das priesterliche Gewand an, er beichtet, feiert Gründonnerstag und Charfreitag mit den Priestern, empfängt die hl. Dele und zum Ostersonntag zieht er wieder zu seinem Stamme hinaus ans andere Ufer des Jordans, um dort mit seinen Beduinen das h. Osterfest würdig zu begehen. Als Zeichen ihrer Achtung bringen bei der Gelegenheit die Beduinenhäuptlinge ihrem Bischof dem Patriarchen von Jerusalem, zwei prachtvolle Pferde. Pater S. Biewer von Notre-Dame von Sion, schildert die Söhne der Wüste als gute Katholiken und wackre Männer.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. E. b. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 12.

Sonntag, den 21. März

1880.

Die katholische Mission im heiligen Lande!

(Karfreitags-Kollekte und Verein vom heiligen Grabe.)

Die erhabene Feier der Karwoche lenkt wie von selbst den Blick der Christen auf jenes Land, welches der Schauplatz unserer Erlösung gewesen, auf die Heiligthümer jener Stadt, wo das Blut des göttlichen Heilandes geflossen, und namentlich auf das gloriwürdige Denkmal seines Todes und zugleich seines Triumphes, auf das heilige Grab des Erlösers, welches nach den Worten des heiligen Bernardus unter allen frommen Stätten heiliger Sehnsucht gewissermaßen den Vorrang behauptet. Das heilige Grab ist geweiht durch den allerheiligsten Leib des Gottmenschen, welcher drei Tage in demselben ruhte, es ist das lebendige durch alle Jahrhunderte lautredende Zeugnis für jene zwei Thatfachen, auf denen unsere Hoffnung für die ganze Ewigkeit beruht, nämlich für die beiden Glaubensartikel: „Christus ist wahrhaft gestorben, begraben, und am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten.“ Leider ist das gloriwürdige Grab des Herrn, dieses größte Heiligthum der Welt, zu dessen Schutz und Befreiung einst Hunderttausende freudig in den Kreuzzügen ausgezogen, schon seit vielen Jahrhunderten nicht mehr in den Händen der Christen. Noch immer gilt das klagende Wort des Propheten Jesaias: „Die Stadt Deines Heiligthums ist zur Wüste geworden, Sion ist Wüste, Jerusalem ist verödet, das Haus unserer Huldbigung, wo Dich gepriesen haben unsere Väter“ (Is. 64. 10, 11.) Die Türken sind bis zur Stunde im Besitze des heiligen Grabes, die schismatischen Griechen und die übrigen Sekten machen den Katholiken die Teilnahme freitig und entweihen nicht selten schmachvoll die heiligen Stätten.

Dieser Zustand des h. Grabes, so wie der meisten übrigen Sanctuarien im heiligen Lande ist aber zugleich ein treues Bild jenes Zustandes, in welchem sich die katholische Kirche in Palästina überhaupt befindet. Die katholische Kirche im heiligen Lande steht nämlich mit ihren kleinen Gemeinden, ihren Klöstern und Heiligthümern inmitten einer rührigen protestantischen Propaganda, mitten unter den verschiedenen orientalischen Sekten und den fanatischen Anhängern des Islams. Vom katholischen Abendlande muß Hilfe kommen, wenn die heiligen Stätten unserer Erlösung uns nicht ganz verloren gehen, und wenn die katholische Kirche dort, wo ihre Wiege gestanden, wieder einen neuen Aufschwung nehmen soll.

Wie sollen wir aber diese Hilfe leisten?

Eine doppelte Gelegenheit ist hierzu geboten. Zunächst durch ein Almosen bei der Karfreitags-Kollekte für das heilige Grab, welche nach altkirchlicher Einrichtung für die ehrwürdigsten Heiligthümer der Welt und für die katholische Mission im heiligen Lande bestimmt ist. Wer möchte das Herz haben, am Karfreitag dem sterbenden Heiland ein Almosen zu verweigern? Wie hoch aber der Herr gerade ein Almosen für sein Grab aufnimmt und anrechnet, hat er uns selbst ausdrücklich zu erkennen gegeben. Als nämlich wenige Tage vor seinem Leiden Maria Magdalena ein Gefäß mit köstlicher Salbe über sein

Haupt ausgoß und seine Füße salbte, da nahm der Herr sie gegen den murrenden Judas, der gefragt hatte: Wozu diese Verschwendung? sowie gegen die andern Jünger in Schutz mit den Worten: „Warum fallet ihr diesem Weibe beschwerlich? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Denn Arme habet ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit. Denn daß sie diese Salbe über meinen Leib ausgoß, das hat sie zu meinem Begräbniß gethan.“ Und um zu zeigen, welch' hohen Wert er auf diese Handlung legte, ordnete er an, daß für alle Zeiten die Erinnerung an diese Liebesthat aufbewahrt bleiben sollte: „Wahrlich, ich sage euch, wo man immer in der ganzen Welt dieses Evangelium verkündet wird, da wird auch, was sie gethan, gesagt werden zu ihrem Gedächtnis (Matth. XXV. 6 ff.)“

Auf dieses einmalige Almosen sollte sich aber unsere Teilnahme an jenem heiligen Lande, das der Heiland mit seinem Schweiß und seinem kostbaren Blute begossen, nicht beschränken, sondern gleich unsern Vätern im Mittelalter sollten wir für die Freiheit und die Ausbreitung der Kirche im Oriente einen Kreuzzug unternehmen; nicht einen Kreuzzug in Waffen, sondern durch Werke der christlichen Charitas und durch Gebet. Dies geschieht am fruchtreichsten durch Anschluß an einen Verein, der sich eben die Verbreitung des christlichen Glaubens im Morgenlande und speciell in Palästina zum Ziele gesetzt. Ein solcher Verein ist der unter dem Protektorate des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Köln stehende Verein vom heiligen Grabe in Köln, der von Pius IX. hochseligen Andenkens gut geheißt und mit Ablassen begnadigt, von dem glorreich regierenden Papste Leo XIII. jüngst noch gesegnet, bereits in mehreren Diöcesen Deutschlands Eingang gefunden hat. Seine Aufgabe ist zufolge seiner Statuten eine rein und direkt religiöse: Schutz der heiligen Stätten und der katholischen Mission im heiligen Lande überhaupt. Der Verein unterstützt demnach an erster Stelle das von Pius IX. wieder errichtete Patriarchat der katholischen Kirche zu Jerusalem, sowie die ehrwürdigen Wächter an den heiligen Stätten, die Patres Franziskaner im heiligen Lande, dann die kirchlichen Institute, namentlich die so wichtigen Schulen, Seminarien und Waisenhäuser; er stattet die dortigen armen Kirchen aus durch Uebersendung von Paramenten und kirchlichen Gefäßen und trägt Sorge für die Erwerbung, Unterhaltung und Wiederherstellung der alten, ehrwürdigen Sanctuarien im heiligen Lande. Mitglied des Vereins kann jeder katholische Christ werden, der jährlich einen Beitrag von 50 Pfg. für die Vereinskasse entrichtet. Auch das kleinste Almosen wird mit Dank angenommen und der Geber nimmt Teil an den im heiligen Lande für die Wohltäter dargebrachten Hh. Messen zc. Jeder Beitrag von 6 Mark giebt Anspruch auf ein Exemplar des Vereins-Organs, welches alle zwei Monate, zwei Bogen stark, in der Regel mit einer Abbildung, erscheint und über den Stand der katholischen Kirche im h. Lande zc. berichtet. Je zwölf Mitglieder, die den gewöhnlichen Jahresbeitrag zahlen, erhalten somit ebenfalls ein Exemplar der Vereinschrift; an ihrer Spitze steht ein Sammler, der dieselbe zirkulieren läßt. (Der Vorstand vermittelt den

Bereinsgenossen gegen Vergütung seiner Auslagen Andenken aus dem h. Lande: Bilder, Rosenkränze, Kreuze mit eingelegten Reliquiensteinchen von den Orten der 14 Stationen; man wende sich dieserhalb an den Schatzmeister.) — Seine Heiligkeit Pius IX. hat unterm 20. August 1858 den Mitgliedern des Vereins folgende auch den armen Seelen im Fegfeuer zuwendbare Ablässe verliehen, die unter den gewöhnlichen Bedingungen gewonnen werden können: 1. Vollkommenen Ablass a) Tag des Eintritts in den Verein, b) im Augenblicke des Todes, c) an den Festen der Erfindung und der Erhöhung des h. Kreuzes (3. Mai und 14. September). 2. Ablass von sechszig Tagen, so oft sie ein gutes Werk reumütig verrichten.

Geldsendungen richtete man an den Schatzmeister des Vereins, Herrn Karl Joseph Schmitz-Deven in Köln, Landsbergstraße 14; Briefe an den Präsidenten des Vereins, den hochwürdigsten Herrn Weihbischof Dr. Baudri in Köln, oder an den Schriftführer des Vereins, Herrn Dr. Pingsmaun, Subregens im Erzbischöflichen Priester-Seminar in Köln.

Möge der Eifer für die Ehre der heiligen Stätten, sowie für die Blüte und Ausbreitung der Kirche im h. Lande recht lebendig unter uns werden, damit der glückliche Tag sich beschleunige, am welchem sich das Wort des Psalmisten erfüllt; „Du wirst Dich erheben, o Herr, und Dich über Sion erbarmen, denn die Zeit ist gekommen, sich seiner zu erbarmen, gekommen ist die Zeit!“ (Ps. 101, 14.)

Aus dem Mittelalter.

(Kulturgeschichtliches.)

II.

Recht interessant sind in Prof. Schuk's Werk die Angaben über die festlichen Hauptmahlzeiten im Mittelalter. Wir teilen die bezügliche Schilderung im Auszuge hier mit:

Für gewöhnlich speiste man von Zinn, bei Festen an hohen Festtagen von Silber. Doch gilt letzteres nur von den vornehmeren Gästen. Gabeln waren nicht im Gebrauch, man führte die festen Speisen das ganze Mittelalter hindurch mit der Hand zum Munde, und für die Saucen und Suppen hatte man Löffel, die zuweilen von Gold waren. Für die zweifelhafteste Ehrlichkeit der Gäste zeugt, daß beim Abräumen der Tafel die Löffel nachgezählt wurden.

Der Wein wurde in Kannen aufgetragen, aus denen man dann die Becher füllte. Als Trinkgefäße hatte man den Kopf, einen runden Becher mit Deckel, und den Napf, eine Schale ohne Deckel. Gläserne Schalen kamen vor, doch haben sich nur wenige davon erhalten. Dieselben scheinen gegossen zu sein und sind von grünlicher Farbe und mit Figuren geziert. Andere Pokale waren aus Silber oder Gold, oft auch aus Maserholz gefertigt. Letztere kamen auch auf fürstlichen Tafeln vor, wo sie mit Edelmetallen beschlagen und mit Juwelen und Emaille verziert waren. Der Becher Ludwigs des Heiligen z. B. war ein Deckelgefäß aus Maserholz mit einem Fuße aus vergoldetem Silber, auf dessen Grunde sich ein halb erhabenes Email mit goldenen Blüten auf blauem Felde befand. Gewöhnliche Becher waren aus Zinn, besonders kostbare, die aus Kristall geschnitten waren, kamen aus Byzanz. Eine damals nur in Frankreich und England, später auch in Deutschland sehr beliebte Gattung von Trinkgefäßen hatte die Gestalt eines Schiffes. Dasselbe stand auf einem Fuße, der Bauch bildete den eigentlichen Becher, das Deck mit den Masten und Segeln war der Deckel, der beim Trinken abgehoben wurde. „Nur ein einziges Mal,“ bemerkt der Verfasser, „finde ich in den Quellen des Trinthorns gedacht. Es ist aus Gold gebildet und reich mit Edelsteinen besetzt.“

Nachdem die Tafel gedeckt und das Essen in der Küche fertig war, trat der Truchseß oder Seneschal, der die letzten Vorbereitungen überwacht hatte, mit dem Stabe, dem Abzeichen seiner Würde, in den Saal, meldete, vor dem Fürsten niederknieend, daß die Mahlzeit bereit sei und das Waschwasser gereicht werden könne. Darauf ließ der Herr Ruhe gebieten, und Trompetenschall oder lauter Zuruf gab das Signal, nach welchem jeder auf seinen Platz zu gehen und zu warten hatte, bis die Edelknaben unter der Leitung des Kammerers zu ihm kamen, um ihm knieend eine Schlüssel vorzuhalten und ihm Wasser über die Hände zu gießen, welche sich die Herrschaften dann an einer Serviette abtrockneten, die dem Pagen um den Hals hing. Nahmen Damen an dem Mahle teil, so wurde ihnen das Waschwasser zuerst dargereicht. Die Waschkübeln waren oft aus Gold oder Silber getrieben und zuweilen mit Niello-Arbeit geschmückt. Ein solches Geschirr, das die Form

eines Pfanes hatte und mit vielen köstlichen Steinen besetzt war, wurde 1255 von der Königin Margaretha von Frankreich dem Könige von England verehrt. Von diesen wertvollen Geschirren ist fast nichts auf unsere Zeit gekommen. Dagegen blieben Becken aus unedlen Metallen, mit Figuren verziert, weniger selten erhalten. Die Wasserkannen waren mitunter nach Art der Aquamanilla in der Gestalt von Löwen, Drachen und Vögeln gebildet.

Nachdem alle sich die Hände gewaschen, setzte man sich zu Tische, wobei die Gäste vom Truchseß nach ihrem Rang placiert wurden. Die Speisen wurden von Edelknaben hergebracht, und zwar die größeren Vögel an Spießen. Das Geflügel kam unzerhackt auf den Tisch, die übrigen Braten aber schon zerlegt. Fenes wurde von den Pagen, bisweilen auch von Edelknaben zerlegt. Ein besonderer Vorzug war es für den Gast, wenn eine der Damen vom Hause ihm die Wippen vorschnitt. Andere Knaben reichten den Wein herum und füllten die geleerten Becher von neuem. Gewöhnlich tranken mehrere Gäste aus einem und demselben Geschirr, bei Hoffesten dagegen mußte jeder sein besonderes haben.

Sieben bis acht Gänge konnten bei einer Festmahlzeit wohl vorkommen. Bei den gastfreien Slaven aber wurde dem Besuche noch viel mehr zugemutet. Helmold berichtet in seiner Slavischen Chronik: „Nach Beendigung des Gottesdienstes bat uns Tribislans, in seinem Hause, das etwas von dem Orte (Altenburg) entfernt liegt, einzukehren. Und er empfing uns mit großer Fröhllichkeit und bereitete uns eine köstliche Mahlzeit. Zwanzig Gerichte waren auf dem Tische vor uns aufgestellt.“

Daß bei Festlichkeiten auch die Tafelmusik nicht fehlen durfte, wurde oben schon erwähnt. Zuweilen aber wurde dazu von den Gästen selbst mitgewirkt. So wird in der Geschichte vom Chastelain de Couci berichtet, daß bei einem Mahle die Nachbarin des Heiden während des Essens ein Lied zu singen begann. Alle fielen bei dem Refrain ein, und nachdem die Tafel aufgehoben worden, sangen auch die Damen von Fabel und andere hohe Frauen. Sehr beherztenswert mag erscheinen sein, was Robert de Blois im Chastiomont des Dames dem schönen Geschlecht empfiehlt, wenn er sagt: „Habt ihr eine gute Singstimme, so singt laut. Schön zu singen am gebrühten Orte und zu rechter Zeit, ist etwas sehr Angenehmes. Aber wirre, durch zu viel Singen kann man erreichen, daß auch ein schöner Gesang gering geachtet wird. Darum sagen manche Leute, gute Sänger langweilen oft.“

Wenn wir uns die prunkvollen Tafeln, die Masse von kostbaren Geschirren und die aus den teuersten Stoffen geschnittenen Kleider der Gäste bei diesen Gastmählern vergegenwärtigen, so scheint dazu zu gehören, daß die Teilnehmer an denselben sich auch durchweg eines Betragens nach den Geboten des Anstandes befleißigt hätten. Das scheint aber keineswegs der Fall gewesen zu sein. In den Anweisungen zu guter Sitte wird vor Unart en gewarnt, die heute kaum der gemeinste Mann sich zu Schulden kommen läßt. Thomastin von Zirklar im „Welschen Gaste“ spricht offenbar zu Leuten der besseren Klasse, und was legt er ihnen ans Herz? Der Wirt soll sorgen, daß alle Gäste genug haben, und ihnen nicht Gerichte bringen, welche sie nicht essen. Die Gäste aber sollen bescheiden und mit dem Gebotenen zufrieden sein. Man soll nicht vor dem ersten Gerichte das Brot aufessen, nicht mit beiden Händen stoßen, nicht mit vollem Munde trinken oder sprechen. Es schickt sich ferner nicht, seinem Nachbar den Becher zu bieten, während man ihn selbst noch an den Lippen hat. Beim Trinken soll man in den Pokal sehen, beim Essen nicht zu hastig verfahren, dem Schlüsselgenossen nichts wegnehmen, auch, wenn der Nachbar rechts sitzt, mit der linken Hand essen u. s. w. Noch schlimmere Ungebühr rügen „Des Lanhanfers Hofzucht“ und die „Wiener Tischzucht“. Es mag angehen, wenn man die Leute ermahnen mußte, ihre Hände und Fingernägel recht sauber zu halten, damit sie beim Zulangen in die gemeinsame Schüssel ihren Ehgenossen nicht das Mahl verelkten. Schlimmer schon ist es, daß man ihnen einzuschärfen hatte, nicht mit bloßer Hand die Mehle zu tragen, sondern lieber einen Zipfel des Gewandes dazu zu nehmen, während des Essens nicht die Nase zu säubern oder sich in den Augen oder den Ohren zu schaffen zu machen. Ja selbst das mußte gesagt werden, daß es sich nicht schickt, sich bei Tische in die bloße Hand zu schneuzen oder das Taschentuch dazu zu benutzen. Gewiß werden viele von den Wellen bessere Manieren gehabt haben, aber die meisten waren an so häuerliche Sitten gewöhnt, daß sie mit bloßer Hand ins Salzfaß griffen, ihres Nachbarns Löffel ge-

brauchten, direkt aus der Schüssel schlürften oder mit dem Zeigefinger auswischen, sich auf den Tisch aufstülpten, schnauten, schmaukten und andere unpassende Töne ausstießen, sich in den Zähnen stockerten und im Verlaufe der Mahlzeit den Gürtel weiter schnallten. Für Beute der Art waren Anstandsregeln wie die obigen nichts weniger als überflüssig.

Auch die Anweisungen, die der Roman de la Rose den Damen giebt, sind bezeichnend für die Sitten der Zeit. Die Frau vom Hause soll merken lassen, daß sie sich um die Wirtschaft kümmert, und deshalb zu spät zu Tische kommen und sich zuletzt niedersetzen. Dann soll sie dem Tischgenossen, der mit ihr aus einer Schüssel isst, vorschneiden und vorlegen. Hierauf wird sie vom Diener ermahnt, die Finger nicht bis an die Gelenke in die Brühe zu tauchen, die Lippen nicht mit Suppe und fettem Fleische unsauber zu machen und nicht zu viel auf einmal in den Mund zu schieben. Sie soll ferner die Bissen fein mit den Fingerspitzen fassen, sich nicht betropfen, nicht mit vollem Munde und nicht, bevor sie sich die Lippen vom Fett gesäubert, trinken. Endlich soll sie kleine Schlücke thun, statt den Becher auf einen Zug hinunter zu stürzen.

Ein Festgelage, das ein großer Fürst veranstaltete, „währte länger als ein Wintertag zur Weihnachtszeit“. Der Wein floß während des Essens und nach demselben in Strömen. Aber doch galt es nicht für ausländig, sich zu übernehmen, und von dem Kultus der Betrunkenheit, der von den Fürsten und Edelleuten des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts gepflegt wurde, war man noch weit entfernt. Eine Verherrlichung der Trunksucht findet sich in den Dichtungen der Minnesingerperiode nirgends; Compositionen, wie der „Weinischwelm“ und „Der Wiener Meerfahrt“ sind nicht in höfischen, sondern in bürgerlichen Kreisen entstanden.

Die Ueberreste der Mahlzeit wurden an die Armen verteilt. Als König Wenzel von Böhmen 1297 sein Krönungsfest feierte, war so viel übrig geblieben, daß man den Wert auf 200 Mark (etwa 8000 Mark unseres Geldes) veranschlagte; trotzdem wurde alles den Armen gegeben, und ähnlich verfuhr man mit den Ueberbleibseln des Mahles, welches König Albrecht während des Reichstags zu Nürnberg seinen Gästen spendete.

Eine Reise nach Innerafrika.

(Aus dem Briefe eines Missionars.)

Kairo, 22. November.

Von Interesse dürfte es vielleicht den deutschen Katholiken sein, wenn ich Einiges über die Abreise einer Missionskaravane nach Innerafrika berichte.

Die ganze Karavane besteht aus 15 Personen: Den apostolischen Missionären Arthur Bouchard aus Kanada, Viktor Fuchs aus Schlessen und Sebastian Rechenmacher aus Tirol; ferner 6 italienischen Missionsschweftern aus dem vom apostol. Vikar (damals Pro-Vikar) Combont im Jahre 1873 gegründeten Institut in Verona, und 6 Handwerkern, welche ebenfalls Italiener sind, und auch dem von Msgr. Combont in Verona 1872 gegründeten Institute angehören.

Auf diese Reise, welche zwei Monate, für diejenigen, welche auf entferntere Stationen gehen, drei Monate in Anspruch nehmen wird, bereiteten sich die Missionäre durch stündliche geistliche Uebungen vor und vertieften sie gestern nach feierlichem heil. Segen guten Mutes unser Institut, um den Dampfswagen zu besteigen, der sie nach Suez führte. Dort schiffen sie sich heute um 2 Uhr auf einem ägyptischen Dampfer ein, und werden sie nach sechs Tagen in Sra'in anlangen. Von Sra'in machen sie die Wüstenreise nach Berber, von wo sie eine Mißbarke bis Chartum, dem Hauptst. der Mission, führen wird.

Die Abreise sollte schon am 5. November auf einem Dampfer der Genueser-Gesellschaft Rubattino geschehen, aber die Missionsschweftern, welche die hiesigen abließen sollten, langten nicht mehr rechtzeitig aus Italien an.

Das Bedürfnis nach Personal im Vikariate ist groß, zumal am 19. d. Mts. aus Chartum und Dschebel-Nuba erneuerte dringende Bitten eintrafen. Im Vorjahre sind die kräftigsten und thätigsten Arbeiter dem unerbittlichen Tode erlegen und jetzt haben wieder in Chartum Fieber Platz gegriffen, denen zwar Niemand erlegen, aber die doch alle sehr geschwächt haben. — In Dschebel-Nuba, der jüngsten und entferntesten Station, ist der unermüdbare Missionär Don Giovanni Lofi eigentlich allein thätig, da sein Mitarbeiter Don Domenico Noha, ohnehin schon in vorgerückterem Alter, durch Abzehrung

dem Tode entgegen geht, wenn er nicht schon das Zeitliche segnet hat. Denn der Brief, welcher uns diese Nachricht brachte, ist bereits vom 5. September datirt.

Auf diese Vorstellungen hin wartete man nicht mehr den nächsten Rubattino-Dampfer, der in 14 Tagen von Suez abgehen würde und auf dem es viel bequemer zu reisen wäre, ab, sondern es wurde beschlossen, am 21. nach Suez zu gehen und auf dem zufällig zur Verfügung stehenden ägyptischen Dampfer die Reise fortzusetzen, obwohl auf demselben die Verpflegung sehr mangelhaft ist und noch viele andere Wünsche anzubringen wären.

In Chartum angekommen, wird ein Teil der Missionsschweftern dort bleiben und die übrigen bis El-Dobid die Reise fortsetzen, wo Herr Rechenmacher und die übrigen Schweftern stationirt werden, die Handwerker aber so lange bleiben, bis die wichtigsten Arbeiten am dortigen Missionshause und der Kolonie von Malbes¹⁾ vollendet sein werden. — Die beiden Missionäre Fuchs und Bouchard gehen nach Dschebel-Nuba.

Dieser letztere Punkt ist von außerordentlicher Wichtigkeit, und will ich daher über denselben etwas Näheres anführen.

Es wohnen dort nur freie Negerstämme, welche unter Hauptlingen stehen, nicht Mohamebaner noch Schismatiker, (schismatische Kopten). Das Volk ist sehr gut disponirt, leidet aber auf der untersten Stufe der Kultur, wenn man überhaupt von Kultur reden darf. Sie haben eine eigene Sprache, die den Missionären noch unbekannt, da keine Grammatik vorhanden. Don Lofi, aber, welcher schon zwei Jahre dort unverbrossen arbeitet, ist es gelungen, den Katechismus von Cardinal Bellarmin in ihre Sprache zu übertragen, und steht die Uebersetzung ihrer Beendigung entgegen. — Die bisherige Missionsstation besteht aus einigen Lehmschütten, in denen die Missionäre zur Regenzeit und des Nachts bei heftigen Winden Unsägliches zu leiden haben.

Die Kapelle ist zwar auch aus Lehm, aber etwas besser gebaut, da man dazu das vorhandene Holz²⁾ verwendete.

Das ganze Land ist gebirgig, was auch der Name „Dschebel“, d. i. Berg oder Gebirge, schon sagt, und wird in zwei Haupttheile: Dschebel-Nuba und Dschebel-Delen unterschieden. Letztere Gebirgsgruppe umfaßt nach neueren Mittheilungen etwa 150 Berge, auf denen überall im Großen und Ganzen dieselbe Sprache herrscht.

Don Lofi hat dem apostolischen Vikar vor Kurzem den Vorschlag gemacht, die schönsten Punkte dieser Gruppe auszuwählen und mehrere Stationen in Entfernungen je einer Tagereise zu gründen, so daß in Ermangelung von Missionären auch nur ein Missionär auf jeder Station bleiben könnte, was aber bei der großen Entfernung der übrigen Stationen, von denen die nächste (El-Dobid-Dschebel-Nuba) sechs Tagereisen entfernt ist, nicht geschehen kann. Mons. Combont hat den Vorschlag für gut befunden und der Propaganda unterbreitet, wo er ebenfalls Beifall fand. Dschebel-Nuba dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach der Mittelpunkt der Nuba-Mission bleiben, vielleicht nicht so sehr seiner geographischen Lage, als vielmehr der christlichen Gemeinde wegen, welche schon vorhanden. Alle Bemühungen der Missionäre gehen jetzt dahin, dort einen bleibenden St. und vor Allem wenigstens ein dem Zwecke geziemendes Kirchlein zu bauen, wenn sich die Mittel zu einer Kirche nicht finden lassen.

Auf dieser Station war noch nie ein Deutscher³⁾. Ueberhaupt sind die Missionäre Fuchs und Rechenmacher die ersten Deutschen, welche unter Combont's⁴⁾ Fahne nach Inner-

¹⁾ Einige Stunden von El-Dobid entfernt, wo die jungen Christen sich ansiedeln und ihren Seelsorger haben. Dieser Punkt wurde vor nicht langer Zeit hierzu auserwählt und hat das Gute, daß außer der gesunden Luft dort nie Wassermangel eintritt, und somit auch, wenngleich es weit, El-Dobid in Zeiten der Not damit versehen werden kann.

²⁾ Es giebt dort schöne Wälder und sehr festes Holz, aber keine Werkzeuge und praktische Arbeiter, um es hinreichend verwendbar zu machen.

³⁾ Anfangs 1878 war dort auf kurze Zeit der im Juni des Vorjahres zu Chartum verstorbene noch jugendliche Missionär Polycarp Genoud, der in Tirol geboren und erzogen, aber französischer Abkunft war.

⁴⁾ Nach dem Tode Dr. Knobloch's, des Gründers dieser Mission, (gest. 13. April 1878) wurde sie dem um diese Mission hochverdienten Missionär Msgr. Dr. Kirchner, der sie mit Widerstreben annahm, übergeben. Derselbe übertrug sie in Ermangelung von Missionären 1861 dem seraphischen Orden und lehrte mit den noch übrigen Weltgeistlichen Kaufmann, Morlang, Beltrame und Combont (Miss. seit 1857) nach Europa zurück. Nachdem auch der seraphische Orden in

afrika reifen. Gebe ihnen der Herr eine glückliche Reise und dauerhafte Gesundheit, damit die Pläne unseres noch immer kranken Bischofs und Vikars recht bald in Erfüllung gehen mögen.

Wie wir einem weiteren Schreiben entnehmen, ist P. Fuchs (aus Schlesien) auf der Reise verunglückt. In dem Briefe heißt es: „Am 26. traten die Missionäre auf einer Nilbarke die Fahrt nach Chartum an. Am 28. hatten sie widrigen Wind und mußten ankern. Herr Fuchs, der ein ausgezeichnete Schwimmer war, wollte ein Bad nehmen. Die Anderen hielten ihn, sich keiner Gefahr auszusetzen. Allein er glaubte sicher zu sein und wagte es doch; seine Begleiter hielten Alles auf, um ihn zu retten, aber umsonst, er verschwand und wurde auch sein Körper nicht mehr gefunden. Man glaubt, daß ein Krokodil seinem Leben ein Ende bereitet habe. Diese halten sich am Ufer auf, schlagen ihre Beute zuerst zu Boden und erfassen sie erst nachher.“

Schiffbruch.

Der Dampfer „Travancore“ von der englischen Oriental-Peninsular-Company, von Bombay kommend, verließ den Hafen von Alexandria am Freitag den 5. März, früh 7 Uhr. Er beförderte die indische Post, die Depeschen des englischen Gouvernements und etwa 60 Passagiere erster Klasse aus Indien, China und Australien; Passagiere zweiter Klasse waren wegen Ueberladung mit Gütern in den für dieselben bestimmten Räumen nicht aufgenommen worden. Vier Deutsche gingen in Alexandria an Bord. Nach dreitägiger von prachtvollem Wetter begünstigter Reise, wie sie in dieser Saison der Äquinoctialstürme nur selten ausgeführt werden kann, äußerte der Berliner Herr James Saloschin:

„Ne! da ist's ja an jedem Wochentage auf unserer wilden Spree viel gefährlicher!“

„Des is e Meersche, wie der Main am Wäldschestag,“ fügte der Frankfurter Herr Gustavus Manskopf hinzu.

„Zettatura! Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben,“ sprachen wie aus einem Munde die Frankfurter Gustav Dyppeheim und der Ex-Kriegskorrespondent der „Frankf. Ztg.“, Viktor Lorie, deren Erfahrungen durch eine beträchtliche Zahl von Seereisen begründet sind. Am Sonntag Abend den 7. unter sternensimmerndem Himmel und auf einer See ohne Wellenschlag wünschten sich unsere Deutschen eine „Gute Nacht“ und „ein fröhliches Erwachen“ im Hafen von Brindisi.

Um 2¹/₂ Uhr Nachts werden sie durch ein entsetzliches Getöse aus süßem Schlummer geschreckt und aus den Betten geschleudert. Aus den Kabinen herausstürzend, in dem finstern, engen Schiffskorridore taumelnd, stoßen und fallen die Passagiere aufeinander, ein jedes Individuum den Weg zum Verdeck suchend, um das Leben zu retten.

Der „Travancore“ war auf einen Felsen aufgefahren, herfiel eingeklemmt und neigte sich auf die Seite. Ein dichter Nebel lag über dem Meere und nur dieser kann die Katastrophe erklären, aber niemals entschuldigend. Das Schiff sank zusehends immer mehr nach einer Seite; die Passagiere klammerten sich ans Geländer des Verdecks, an die Taus und Ketten und erwarteten in ruhiger Fassung die Verfügungen des Kommandanten. Die Gefahr, daß der Steamer vollends umschlage, muß demselben als bevorstehend erschienen sein, denn die indischen und chinesischen Matrosen machten sich daran, die Rettungsboote herunterzulassen. Diese Arbeit dauerte eine ganze Stunde, gewiß zu lange für die Geschicktesten, deren Leben an einem Faden hing. Unterdessen wurden italienische Stimmen laut. Sie kamen aus Barken, welche sich zum Zwecke des Fischfangs oder auch um Contrebande zu befördern, in diesen Gewässern befanden und die sich auf die Nothsignale und Kanonenschüsse des „Travancore“ demselben näherten. Diese Leute erklärten, daß man sich in der Nähe des Dries Castro auf 20 englische Meilen von Otranto an der Südspitze von Italien befinde. Die völlige Ausschiffung der Passagiere ging bei noch vollständiger Dunkelheit von Statten und mit Tagesanbruch landeten dieselben an zwei verschiedenen, auf 3 Kilometer von einander entfernten Felsenklüften in steiniger, öder Gegend. Die Nothsignale des „Travancore“ waren von den Eingeborenen gehört worden und den ganzen Tag über strömten diese aus näherer und fernerer Umgebung herbei, zum größten Teil offenbar aus Gefindel bestehend, welches das übliche Strandrecht, resp. Plünderung auszuüben bereit war, wären nicht zu gleicher Zeit die italienischen Küstenwächter, sowie später Carabinieri's und Douaniers, geleitet von Offizieren, eingetroffen.

Die ruhige See gestattete die Rettung des größten Teils der Passagiergüter und vor Allem der englisch-indischen Post. Gegen Abend erschienen zwei kleine, von der telegraphisch benachrichtigten Kompanie in Brindisi gemietete Dampfer. Der Eine legte sich zur Aufnahme der den „Travancore“ verlassenden Dienstmansschaften in der Nähe

Folge der vielen Todesfälle sie wieder aufgab, blieb sie auf mehrere Jahre suspendiert, bis Combout 1872 sie wieder aufnahm und mit den Böglingen seiner unterdessen in Cairo gegründeten Negerschule ins Innere vordrang.

des verunglückten Steamers vor Anker, der Andere nahm die Passagiere und geretteten Güter auf. Dies geschah nur unter tausend Gefahren bei bereits hereingebrochener Nacht, denn die See war mittlerweile in Bewegung geraten und gegen 10 Uhr Abends wurde sie vom fürchtbarsten Sturme aufgewühlt. Die Passagiere waren vom Regen in die Traufe gekommen! Der Rettungs Dampfer, welcher die Gestrandeten aufgenommen hatte und ohne jeden Ballast war, wurde wie eine Nußschale hin und her geworfen, die Wogen schlugen über denselben zusammen. Im Innern kugelten und rollten Gentlemen, Hindus und Neger, Tische und Bänke auf und über einander; die eben der Katastrophe des „Travancore“ Entkommenen sahen von Neuem in 11 bangen Stunden dem Untergang entgegen. Bei ruhiger See hätten sie den Hafen von Brindisi in 4 Stunden erreichen müssen, allein sie liefen in denselben erst um 8 Uhr früh ein. In Folge des Sturmes wurde jede Hoffnung auf Rettung der Ladung des „Travancore“ zu nichts. Mit einbrechender Dämmerung war er von der Mannschaft verlassen worden, und von den Wellen zertrümmert, ward er zum Bruch und seine reiche Ladung aus Indien von den Wogen verschlungen.

Bringst du, o Lenz, den Frieden?

Der Sturm hat weggeblasen des Winters ödes Grau,
Und jubelnd steigt die Lerche hinauf ins lichte Blau;
Schon werden grün die Felder, und laue Lüste weh'n,
Und lichte Wäldchen segeln hoch über Thal und Höh'n.

O süßes erstes Regen in Thal und Wald und Flur!
Dem Frühling pocht entgegen der Herzschlag der Natur.
Bald kommt er, glanzumgeben, und Alles preiset laut
Dem königlichen Freier, die Erde, seine Braut.

Er schüttet seine Gaben verschwenderisch umher,
Bringt Freuden, Blumen, Pflaumen, und Keinen läßt er leer.
O Herr, der Du den Frühling in's Land gesendet hast,
Send' auch mit ihm den Frieden herab als lieben Gast!

Den Frieden send' hernieder, das holde Himmelskind,
Der Siegerstirnen krönt und kühlet sanft und lind,
Deß' Antlitz feisch und heiter uns all' entgegenstrahlt,
Wie klarer Frühlingshimmel, vom Morgenrot bemalt!

Gieb Frieden, Herr, daß lieblich sich hehrer Glockenlang
Und Dankelieder mischen mit Frühlingsvögelklang,
Daß Hirten wieder weiden nach langer Winterqual
Die Herden und sie leiten im Friedenssonnenstrahl!

Schon hangen linde Lüfte, bald hier, bald dort im Reich,
Schon hier und dort ein Täublein bringt einen grünen Zweig.
O Lenz, der alle Lande versüßigt, erfreut und schmückt,
Bringst du in's Reich den Frieden? — Dann sind wir all beglückt.
(„Frier'sche Landesztg.“)

Bermischtes.

München. Bei dem bevorstehenden Kalenderabschiede des diesjährigen Winters sind nachfolgende Notizen über einen Vergleich der Kälte in Deutschland und an der äußersten Spitze Norwegens nicht ohne Interesse. Während wir in Deutschland oft unter einer entsetzlichen Kälte von 20 bis 23° und stellenweise wohl noch mehr Grad Reaumur litten, herrschte zur selben Zeit an den Küsten des nördlichen Eismeres Thauwetter. Der bekannte Missionar Msgr. Hagemann schreibt in einem Briefe vom 28. Januar d. J. aus Hammerfest in Norwegen, nahe am Nordkap, an einen Wohlthäter und Freund seines Unternehmens in Bayern: „Wie Sie schreiben und ich in ausländischen Blättern gelesen habe, ist der Winter im Süden hart und fast unerträglich gewesen; hier dagegen war er sehr milde, glaube kaum, daß wir 7—8° Kälte gehabt haben. Vielmehr hat hier Kälte und Thauwetter abgewechselt. Vor und nach Weihnachten hatten wir über 4 Wochen oft 5—6° R. Wärme.“

* Zum Rechtschreibungs-Conflite bringt das „Schw. Blatt“ Folgendes:

Amher: Also der Kultusminister will Rath und Muth um ein Viertel kürzer machen, nämlich zu Rat und Mut.

Bueher. Auch Not, Demut und Armut sollen verkürzt werden. Aber der Reichskanzler will nichts davon wissen.

A.: Vorläufig nicht. Aber er will ja sogar ein Reichsgesetz herbeiführen, in welchem für's ganze Reich bestimmt ist, ob wir künftig Militair und Deficit, oder Militair und Defizit haben.

B.: Und ob wir immer mehr bezahlen oder bezalen müssen.

A.: Ja, selber wird Steuer wohl nach wie vor groß geschrieben werden.

* Kamstein (Rheinpfalz), 18. März. Heute ereignete sich dahier ein gewiß sehr seltener, äußerst interessanter Vorfall. Ein Fremder ließ sich in einer Brauerei Stuppy drei Eier ziemlich hart abkochen. Als er das erste öffnete, bemerkte er im Dotter des Eies drei kleine, etwa zwei Centimeter lange Tierchen, die sich bei genauer Besichtigung mit bloßem Auge als junge Eidechsen erkennen ließen. Auf welche Art und Weise diese Tierchen in den Dotter des Eies gelangten, ist und bleibt allen Zuschauern ein Räthsel. — Diese seltsame Erscheinung könnte eine kleine Warnung sein, rohe Eier aus der Schale auszutrinken.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. E. d. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 13.

Sonntag, den 28. März

1880.

Ostern.

Mit den Worten: „Es ist vollbracht“ war der Gottmensch an dem Schandpfahle des Kreuzes verschieden. Es jubelte darob die Synagoge, welche, vom Hass gehindert, die göttliche Sendung Christi anzuerkennen, die feige Unentschlossenheit des heidnischen römischen Landpflegers gezwungen hatte, das Kreuzesurteil über den Erlöser auszusprechen. Doch nur von kurzer Dauer war die dämonische Freude. Beim Beginn des dritten Tages sprengte der Herr die Fesseln des Todes, in welche er sich aus unendlicher Erbarmung gegen die an den Folgen der Erbschuld leidende Menschheit hatte schlagen lassen, und stieg als Sieger über alle seine Feinde glorreich aus dem Grabe hervor.

Ein reiche Fülle nicht bloß religiöser, sondern auch politischer Gedanken liegt in diesem größten und erhabensten Geheimnis unseres Glaubens eingeschlossen. Ähnlich, wie damals gegen Christus selbst, ist in unseren Tagen wider die von Christus gestiftete Kirche ein gewaltiger Sturm losgebrochen. Eine mächtige Partei will die Menschheit dem heilsamen Einflusse des Christentums entziehen und sie die Früchte der Erlösung, welche einst in Staat und Gesellschaft eine so herrliche und feste Ordnung geschaffen, nicht mehr genießen lassen. Die Thorheit der vermeintlichen Aufklärung und der Fortschritt zum Verderben lästern die Religion des Welterlösers vor der unwissenden Menge und haben diese glauben gemacht, daß dasjenige, was der Menschheit ihre Würde, ihr Recht und ihre Freiheit sicherte, Willkür und Unterdrückung gewesen sei. Das einst durch das Christentum geheiligte öffentliche Leben ist entweiht worden, hat sich losgesagt von Gott und seinem durch die Kirche verkündeten Sittengesetz, und diese Profanation, welche die Entwürdigung der Menschheit bedeutet, wird als eine Befreiung der Völker gepriesen. An der Stelle des herrlichen Domes der alten, christlichen politisch-sozialen Ordnung ist ein Tempel aufgerichtet worden, worin die Götzen der Staatsallmacht, der Staat ohne Gott und gegen Gott und der schrankenlose Eigennutz, als alleinmächtiges politisches, soziales und wirtschaftliches Gesetz, verehrt und angebetet werden.

Indes nur Mut! Derjenige, welcher im Schooße der Erde ruhend die Fesseln des Todes zu sprengen vermochte, hat auch Kraft genug, die Bande zu zerreißen, womit man die so wohlthätige Wirksamkeit seiner Braut, der Kirche, zu hindern bestrebt ist. Christus kann das nämliche Wunder, das er einst an seinem wirklichen Leibe verrichtet, an seinem mythischen Leibe wiederholen; er kann der seinem Geiste erforderlichen Menschheit neues Leben mitteilen und die todtkranken Staaten, die der Dienst falscher Götzen dem sicheren Verderben weicht, wieder heilen. Schon ist in einigen Ländern ein leitner Umschwung zum Besseren eingetreten. Soll derselbe die gewünschten Früchte bringen, so ist vor allem notwendig, daß man die Lehre des Gekreuzigten, des von den Toten Auf-

erstandenen frei und offen als einziges Heilmittel proklamirt.

Vertiefen wir uns mit Ernst und Liebe in die heilwirkende Kraft, die der Lehre Christi, der Lehre der Kirche innewohnt; suchen wir aber auch ebenso mit Ernst und Liebe die Leiden der Zeit zu erkennen, damit wir das einzig Rettung bringende Heilmittel auch richtig anwenden. Dann wird die Zeit kommen, wo sich die Menschen dazu angetrieben fühlen werden, von Neuem einen herrlichen auf christlicher Grundlage ruhenden sozialpolitischen Dom aufzubauen, Gott zur Ehre, sich selbst aber zum Heile.

CP. Das Trappistenkloster Marienwald in der Eifel und der Eifeler Notstand.

(Eine zeitgemäße volkswirtschaftliche Skizze.)

„Des Lebens Schlüssel warfst du weg,
Des Mundes traute Sprache,
Und hältst auf düsterm Todesweg
Vor deinem Sarg die Wache.“

In einer sehr rauhen und unfruchtbaren Gegend der Eifel, im Kreise Schleiden, unweit des Städtchens Gemünd, liegt das Kloster Marienwald bei Heimbach, worin bis zum Jahre 1874 die Trappisten ihrem frommen Berufe oblagen.

Trappisten heißen die Mönche jenes strengen Bäußerordens, welche aus der Cisterzienserabtei De la Grande Trappe an den Grenzen der Normandie hervorgingen. La Trappe hieß das Thal an der Grenze von Perche und der Normandie, welches Eigentum des Grafen von Perche war, der sich in den Kämpfen in Palästina an der Seite Gottfried von Bouillon einen Namen erworben hatte. Man erzählt — um einige Daten aus der Geschichte des Trappistenordens hier einzufügen — der Graf von Perche habe bei Gelegenheit eines Schiffbruches, in welchem er dem Untergange nahe gewesen, das Gelübde gemacht, wenn er mit dem Leben davon käme, zur Ehre der h. Jungfrau eine Kirche zu bauen. Nachdem er glücklich dem Unglücke entgangen war, baute er in dem erwähnten Thale eine Kirche nebst Kloster, dem der Name „Unserer Lieben Frau von La Trappe“ gegeben wurde, den es bis heute noch führt. In dem Jahre 1140 unter dem Pontifikate des Papstes Innozenz II. siedelten sich Ordensleute der Kongregation von Savigny hier an und 1148 führte Papst Eugenius III. bei dem Generalkapitel des Ordens, dessen Profess-Religiöse er war, den Vorst. Der vierte Abt von La Trappe war Serlon, ein Freund des h. Bernhard. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lag die Leitung des Klosters in Händen des berühmten Abtes de Rancé. Dieser brachte den Orden zu seiner Blüte; er kämpfte mit Mut und Ausdauer und mit dem besten Erfolge gegen die Erschlaffung, die damals allgemein den Orden bedrohte. Er reformirte das Benediktiner Cisterzienser-Kloster La Trappe und nahm die strengen Regeln von früher wieder auf, die nun mit aller Gewissenhaftigkeit befolgt wurden. Dieser Reform unterzogen sich in der Folge auch andere Klöster,

Aus jener Zeit nun stammt der Name Trappisten und die Berühmtheit des Klosters La Trappe. Trappisten nannte man nunmehr die Ordensmänner, welche sich den Regeln der Abtei La Trappe unterwarfen; demnach sind dieselben reformierte Benediktiner-Cisterzienser. Das Reglement des Abtes de Rancé, zur Ausführung der Regel des h. Benedikt wurde noch zu seinen Lebzeiten von Papst Innozenz XI. im Jahre 1678 approbiert. Papst Gregor XVI. ordnete am 3. Oktober 1834 in seinem Organisationsdekrete der Cisterziensermönche Unserer Lieben Frau von La Trappe in Frankreich an, daß die ganze Kongregation die Regel des h. Benedikt und die Konstitutionen des Abtes de Rancé beobachten sollte. Endlich hat sich Papst Pius IX. in einem Dekrete vom 25. Februar 1847 mit großer Anerkennung über den Abt de Rancé ausgesprochen. Er sagt: Dieser habe die Mönchsdisziplin wieder gehoben, sie zu einer Blüte gebracht, wie sie zu Clairvaux in den schönsten Tagen des h. Bernhard bestanden und durch seine weisen Konstitutionen, seine vom h. Stuhle belobte Reform befestigt.

Nach diesem Dekrete vom 25. Febr. 1847 umfaßt der Trappisten-Orden zwei Kongregationen, zu der ersten zählen die meisten Klöster in Frankreich, an deren Spitze das Kloster Unserer Lieben Frau von La Trappe steht. Die zweite Kongregation umfaßt fast alle Klöster außerhalb Frankreichs. Hierunter sind die deutschen Klöster: a) Abtei Delenberg bei Lauterbach (Oberrhein) Diözese Straßburg, b) das Trappistenkloster baselbst (notre Dame de la misericorde), c) das Trappistenkloster Marienwald bei Heimbach in Preußen, Erzdiözese Köln (Silva Beate Mariae Virginis). Diese zweite Kongregation ist der Abtei Septfont bei Dampierre im Departement Allier, im nordwestlichen Frankreich als Mutterhaus unterstellt.

Was nun die Geschichte des Klosters Marienwald speziell betrifft, so sagt das Nekrologium des Klosters darüber Folgendes:

Der Pfarrer zu Heimbach Johann Duhmne von Bröning, ein frommer Mann und besonderer Verehrer der Mutter Gottes ließ um das Jahr 1477 mit Erlaubnis des Herzogs Gerhard von Jülich Cleve und Berg aus seinem Vermögen und aus den Beiträgen frommer Gläubiger in dem Walde Kermeter auf dem bei Heimbach gelegenen Berge „Verscheid“ eine Kapelle zu Ehren der schmerzhaften Gottesmutter errichten und dotierte dieselbe. Herzog Wilhelm von Jülich übergab am 14. Oktober 1489 auf Bitten des Pfarrers zu Heimbach die Kapelle dem Kloster Bottenbruch (gestiftet 1231 von Gottfried, Propst des Kollegiatstiftes zu Münsterfels, anfangs für Nonnen, seit 1448 Mönchskloster) in der Herrschaft Hemmersbach, und erlaubte an der besagten Kapelle ein Kloster zu bauen mit der Befugnis, für dasselbe in seinen Ländern Güter und Renten bis zu einem jährlichen Reinertrage von 200 rheinischen Gulden zu erwerben. Der Papst Alexander VI. (1492—1503) bestätigte am 23. Januar 1497 diese Stiftung. Nicht lange nach der Erbauung der Kapelle und der Stiftung des Klosters fanden sich auch schon Wohlthäter, die mit Renten und Gütern, namentlich aber durch viele hochgestiftete Anniversarien das Kloster dotierten und manche Schenkung vermehrte in der Folge diese Dotation. Hierdurch gelangte das Kloster bald zu einem auskömmlichen Vermögen und blühte drei Jahrhunderte hindurch unter 15 Prioren bis am 20. April 1795 unter dem Priorate von Eduard Belm, der von 1781 regiert hatte, das sämtliche Vermögen von den Franzosen eingezogen wurde. Die französische Domainenverwaltung veräußerte das Kloster und seine Besitzungen. Letztere wurden von Privaten angesteigert. Doch die Güter ließen sich wegen des schlechten sterilen Bodens nicht rentieren und man sah sich genötigt dieselben wieder zu verkaufen. Später kamen sie an einen gewissen Herrn Monheim aus Köln. Von diesem erwarb das Kloster Delenberg das Kloster Marienwald mit seinem gesammten Güterkomplex wieder zurück und gab das ehemalige Benediktiner-Cisterzienser Kloster seiner ursprünglichen Bestimmung wieder.

Die Franzosen hatten das Kloster bei ihrem Einzuge vollständig demolirt. Ein Altarbild (Gnadenbild der schmerzhaften Mutter Gottes) wurde gerettet und in die Kirche zu Heimbach gebracht. Seitdem ist Heimbach ein Wallfahrtsort geworden, der fleißig aus Nah und Fern besucht und wo die Fürbitte der schmerzhaften Gottesmutter in den Nöten der Christenheit angerufen wird. Viele Andächtige aus der Gifel pilgern zu diesem Gnadenbilde. Vor der Zerstörung befanden sich im Kloster 12 Altäre, viele Gemälde, eine über 1000 Bände starke Bibliothek (darunter viele schätzbare Werke) und

ein reichliches Mobiliar. Dieses Alles wurde von den Franzosen zerstückt und fortgeschleppt.

Vom Kloster Delenberg wurde sodann im Jahre 1861 das Kloster Marienwald neu kolonisiert. Mit unermüdlichem Fleiße machten die Mönche sich wieder an die Arbeit, das Kloster schien aufzublühen und die Ackerwirtschaft hob sich, so daß es ein Segen für die ganze Umgegend war. Interessant dürfte es wohl sein, hier einen kurzen Blick in die Verhältnisse des Klosters nach dem Jahre 1861 zu werfen. Das Kloster besaß neben einem Felberkomplex von mehreren hundert Morgen Ackerland einige Wäldungen, einen großen Viehbestand, eine Bierbrauerei, eine eigene Mühle zu Heimbach, überhaupt Alles, was zu seiner selbständigen Existenz erforderlich war. Das Kloster ist im Bired aufgeführt (mittelalterl. Klosterbauart). Im vorderen Flügel unten war der abgeschlossene Raum für die Fremden, und der übrige Teil mit Chorstühlen besetzt. Im obern Stockwerke befanden sich Bibliothek, die Wohnung des Priors und Speise- und Wohnzimmer für die Fremden. Im Speisezimmer hing eine Tafel, welche den Gästen ihre Verhaltensmaßregeln für die Zeit ihres Aufenthalts im Kloster vorschreibt; dieselbe lautete:

Jesus, Maria, Joseph, Bernardus.

Die so die Fürsorgung Gottes ins Kloster führt, werden demütig gebeten, sich berücken zu lassen, man beobachte allda ein ewiges Stillschweigen; man hüte sich allda, zu den Religiosen zu gehen und verlange sie nicht bei der Arbeit zu sehen, was sie zu reden oder zu begehren haben, möchten sie dem Pfortner oder Gastwarten andeuten, massen den übrigen Religiosen wegen des Befehles des ewigen Stillschweigens ihnen zu antworten nicht erlaubt ist. Die Gäste sollen in ihrem Zimmer bleiben, sie wollten dann, um frische Luft zu schöpfen, ausgehen; die so in die Kirche zu beten verlangen, sollen auf die Fremdentribüne geführt werden. Es werden auch die Herren Gäste nicht läsel deuten, wenn die Religiosen, so zu ihrem Empfange und Dienste bestellt sind, sich nicht in die Länge bei ihnen aufhalten, wenn sie, wie billig, bedenken, es könne einer geistlichen Ordensperson nichts anständiger sein, als das Stillschweigen, so die Professions-Regel ihr vorschreibt, weil der hl. Geist ja alle und jeden warnt und erinnert, die so sich in vielen unnützen und unnützlichen Neben vergessen, werden niemals den rechten Weg wandeln.

Vir linguosus non dirigitur in terra.

Avot!

(Aus den Satzungen des ehrw. de Rancé, Reformators von La Trappe.)

Der gegenüberliegende Flügel enthielt unten den Speise- und Kapitelsaal, in welchem der Katheder stand; von diesem aus wurden während der Mahlzeit Bibelsprüche vorgelesen. Im rechten Flügel waren die Wohnung des Pfortners, die Küche und die Werkstätten der Brüder; im obern Stocke befanden sich die Schlafzellen. Ueber einer jeden dieser Zellen, welche ein hölzerner Verschlag mit grünem Vorhang bildeten, stand der Klostername des Inhabers. Die übrigen Klosterräume enthielten die Werkstätten der Schmiede, Schlosser, Schreiner etc. Im Innern des Hofraumes war der Brunnen, um diesen ein hübsches Gärtchen mit Blumen bepflanzt. Im Kreuzgange des Hofraumes befanden sich die vierzehn Stationen des Kreuzweges. Der Kirchhof lag vor dem Haupteingange zur Kirche.

(Schluß folgt.)

Wie man in früheren Jahrhunderten Krieg führte.

Wenn ein geistreicher Mann den Militarismus eine Krankheit genannt hat, von der die Menschheit einmal genesen wird, so hat er dabei wohl an die großen Volkskrankheiten gedacht, welche in früheren Zeiten mitunter Jahrzehnte lang die Welt verheerend durchzogen. Kaum hatte sich die Menschheit von einer erholt, so kam eine andere, die Symptome waren verschieden, aber die Folgen blieben dieselben. Schwarzer Tod, Pest, Blattern u. s. w. lösten einander ab; und so scheint es auch mit den verschiedenen Formen des Krieges der Fall zu sein. Ob Einem das Volk in Waffen der Hunnen oder die Freiwilligen des dreißigjährigen Krieges besser gefallen, das ist Geschmacksache; aber es hat auch Zeiten gegeben, in denen das Kriegsführen eine ziemlich gemüthliche Sache war, die zwar viel Geld, aber wenig Blut kostete. Wir meinen die Zeit der Mietstruppen, der Kondottieri. Da brauchte man im Frieden keine anderen Vorbereitungen für den Krieg zu machen, als recht viel Geld zu sammeln; man hatte nicht nötig,

mit Parlamenten über Rekruten-Bewilligung zu verhandeln. Brach ein Krieg aus, so mietete man schnell eine Armee, wie sie gewöhnlich fertig ausgerüstet zu haben war, der Gegner mietete eine andere Armee oder Kompagnie, wie sie damals genannt wurde, und man ließ miteinander kämpfen. Der Kriegsminister oder Kriegsrat, die „Nacht des Krieges“, wie man sie in Florenz hieß, und der magistrato degli ufficiali di condotta hatten nur die Kontrakte mit dem Chef der Mietstruppen abzuschließen und deren genaue Ausführung zu überwachen, wobei es dann freilich oft genug zu Ärger und Streitigkeiten kam. Da zwischen der Regierung und den gemieteten Soldaten kein anderes Band als das des Mietkontrakts bestand, so konnten die Verletzungen des Vertrags, Nachlässigkeit der Soldaten und Offiziere, Mängel der Ausrüstung, Insubordination u. dgl. fast nur mit Geldbußen bestraft werden. Ebenso wurden die Soldaten, welche während des Krieges Verluste an Waffen oder Pferden erlitten, mit Geld entschädigt. Die gemachten Gefangenen wurden ihnen von der Regierung abgekauft und ausgezeichnete Leistungen nicht mit Orden oder Avancement, sondern mit Solberhöhungen und Geldgeschenken belohnt. Alles nach Vertrag und festgesetztem Tarif.

Die ersten Mietstruppen, welche in Italien am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts auftraten, waren die Catalanen und Aragonesen, auch Almogavaren genannt, welche von den aragonesischen Königen in dem Kriege, welcher in Folge der sicilianischen Vesper geführt wurde, benützt wurden. Mit Lanze, Schwert und Bogen bewaffnet, ohne schwere Eisenrüstung, im kleinen Kriege mit den Mauren trefflich geübt, gewohnt, Entbehrungen zu ertragen, waren sie eine vorzügliche leichte Truppe. Nachdem der Krieg in Sicilien aufgehört, trat der größte Theil der Catalanen unter Roger de Flor in die Dienste der griechischen Kaiser, gegen die ungläubigen kämpfend, wie sie in der Heimat gegen die Ungläubigen Mauren gekämpft hatten. Ihr wunderbaren Thaten und Abenteuer hat der ritterliche Chronist Don Ramon el Muntaner in lebhafter Weise erzählt. Ein Teil der Catalanen blieb jedoch in Italien, von den kleinen Republiken und Fürsten Sold nehmend, so daß man in der ersten Zeit unter dem Namen Catalanen alle Mietkrieger begriff. Schon waren aber darunter viele Deutsche, welche dem Kaiser Heinrich VII. auf seinem Römerzuge gedient hatten und es dann vorzogen, anstatt ihrem deutschen Kaiser, den gutzahlenden italienischen Staaten zu dienen. Denn in diesen, besonders in den reichen Stadtrepubliken verlor sich die Lust am Waffenhandwerk immer mehr. Die reichen Bürger, die wohlhabenden Handwerker zogen es vor, Wechselgeschäfte zu treiben, fremden Fürsten Geld gegen hohe Zinsen zu leihen, Tuch zu weben u. s. w., während sie ihre Kriege von fremden Söldlingen ausfechten ließen. Mit Ludwig dem Bayer, Johann von Böhmen und Karl IV. kamen frische deutsche Truppen nach Italien, und bald hatten die Deutschen die Catalanen verdrängt und in Vergessenheit gebracht.

Unter den deutschen Bandenführern zeichnete sich zuerst der Herzog Werner von Urslingen aus, dessen Burg im Schwabenlande unweit Rotweil stand. Von ihm kann man sagen, daß er die erste große regelmäßige Soldarmee, „die große Kompagnie“, wie sie die Italiener nannten, bildete. Was durch Plünderung und Brandschakungen einging, Lösegelder der Gefangenen, der Erlös für geraubtes Vieh, das man nicht schlachten wollte, wurde in eine gemeinsame Kasse gelegt. Die geraubten Kostbarkeiten, reiche Stoffe u. s. w. wurden an sicheren Orten aufbewahrt, um dann verteilt oder verkauft zu werden. Jeder Mann hatte nach seinem Rang einen bestimmten Anteil der Beute zu bekommen, der Herzog natürlich den größten. Die Hauptleute bildeten eine Art Finanzkomité, zählten die einfließenden Gelder, ordneten und teilten die Beute nach dem festgesetzten Modus. Werner diente zuerst verschiedenen kleinen italienischen Staaten, trat dann in die Dienste des Königs Ludwig von Ungarn im Kriege gegen die Königin Johanna von Neapel, verließ den König und diente der Königin, verriet dann wieder diese und trat zum zweitenmale in die Dienste des Ungar Königs. In diesen neapolitanischen Kriegen war die große Kompagnie nicht die einzige Söldnerschar; da waren Konrad Wolf mit seinen Ungarn, der Graf Landau, auch ein Schwabenkind — Konrad Wirtinger von Landau bei Wiblingen unweit Ulm — mit seinen Deutschen u. A. Als diese Kompagnieen im Jahre 1350 die Beute teilten, hatten sie eine halbe Million Goldgulden in barem Gelde, nebst einer enormen Menge geraubter reicher Waffen, kostbarer

Kirchengeräthe, Juwelen u. dergl. Auch schleppten sie viele geraubte Frauen und Mädchen aus dem Königreiche fort. Ein Teil von ihnen, darunter Wolf mit den Ungarn, blieb noch im Neapolitanischen zurück; eine Bande unter dem Johanniter Ritter Montreal, von den Italienern Fra Mortale genannt, hatte sich in Aversa festgesetzt und konnte erst durch andere, von der Königin Johanna gemietete Truppen im Jahre 1352 zum Abzuge gezwungen werden, wobei ihr ein Teil des Raubes abgenommen wurde. Mortale zog dann nach Rom, wo er auf Befehl Cola Rienzi's gefangen gesetzt und 1354 hingerichtet wurde.

Herzog Werner zog mit seiner Schar nach Oberitalien und diente den kleinen Tyrannen der Romagna in ihrem Kriege gegen den päpstlichen Legaten, welcher im Auftrage Papst Clemens IV. die Romagna wieder an die Kirche zu bringen suchte. Werner trat dann in die Dienste des Herrn von Verona, der auch den Grafen Landau mit seiner Kompagnie gemietet hatte. Werner sah sich aber bald veranlaßt, den Dienst zu verlassen und, seinen Bruder Reinhold mit einem Teil der Truppen in Italien zurücklassend, kehrte er in seine deutsche Heimat zurück, wo er sich zur Ruhe setzte, seine zusammengeräubten Schätze genießend. Werner pflegte auf seiner Brust eine Platte von Silber zu tragen, auf der die Worte: „Feind Gottes und des Mitleids“, graviert waren.

Graf Landau hatte, nachdem er Neapel verlassen, sich mit seinen Banden im nördlichen Italien herumgetrieben, gelangte zu immer größerem Ansehen und hatte bald ein Heer von 2500 Bewaffneten unter sich. Mit diesen machte er sich im Jahre 1354 zu einem Rauszug gegen Bernardino Poletta, den Beherrscher von Ravenna, auf. Dieser hatte nämlich vier Jahre vorher eine deutsche Gräfin, welche zum Jubläum nach Rom pilgerte, überfallen und auf sein Schloß geschleppt, wo sie starb. Jetzt waren zwei Brüder der Gräfin nach Italien gekommen und auf ihre Bitten zog Landau in das Gebiet von Ravenna, plündernd, sengend und mordend. So wurde an den armen Untertanen die Unthat ihres Gebieters gerächt. Von Ravenna zog Landau mit seiner Kompagnie nach dem Neapolitanischen, da er hörte, daß es dort wieder Unruhe gebe und man ihm angeblich früher versprochene 40,000 Ducaten nicht gezahlt hatte. Mit seinem Söldnerheer, das einen Troß von 6000 Stück des ärgsten Gefindels mitschleppte, zog er 1355 durch das ganze Königreich bis nach Otranto. Durch Bezahlung von 105,000 Goldgulden wurde er endlich bewogen, das Land zu verlassen. Im Jahre 1359 finden wir ihn wieder in Toscana, wo er unter seinen Fahnen 5000 schwere Reiter, 1000 Ungarn und 2000 schlechtbewaffnete Infanteristen außer dem Troß hatte. Er bedrohte mit dieser Armee das reiche Florenz. Aber die Florentiner ermannten sich endlich zu einer kühnen That, brachten eine gleich starke Armee, teils aus Mietstruppen, teils aus Freiwilligen bestehend, zusammen und zwangen die raubgierigen Scharen, welche seit dreizehn Jahren Italien ungesüßelt brandschakten, zum Rückzuge. Nach dieser Niederlage verließ sich der größte Teil der Bande, Graf Landau behielt nur einen kleinen Teil unter seinen Fahnen, mit denen er in die Dienste des Marquis von Montferrat trat. Später diente er den Herren von Mailand und fiel 1363, von den Söldnern im Stiche gelassen, in einem Gefecht mit englischen Söldnern.

Die entsetzlichen Leiden, die sie von den Söldnern zu erdulden hatten, konnten die Italiener noch immer nicht zur Bildung geordneter, von den Fürsten oder Republiken abhängender Armeen oder Milizen bewegen. Doch traten bald auch italienische Söldnerheere auf. Albertich von Barbiano war der erste, welcher ein größeres italienisches Söldnerheer zusammenbrachte, und um 1379 bestand seine „St. Georgs-Kompagnie“ schon aus 800 Lanzen (2400 Reitern), durchweg Italiener. In seiner Schule bildeten sich die großen ital. Kondottieri (Söldnerführer) des 15. Jahrhunderts, Braccio Montone aus Perugia und Sforza Attendola, welche bald nach dem Tode Barbiano's als selbständige Heerführer berüchtigt, aber den Staaten, welche sie in Sold nahmen, um so gefährlicher wurden. Hatte sich der Bandenführer des vierzehnten Jahrhunderts mit dem Zusammenrauben eines großen Vermögens begnügt, so hatte der des fünfzehnten mitunter schon den Gargelz, sich eine unabhängige Herrschaft zu gründen. Die Versuchung war ja so groß und der Widerstand so gering. Kaum war Gian Colleazzo Visconti (1402) gestorben, als seine eigenen Kondottieri die Erben verrieten und sich der lombardischen Städte bemächtigten. Kurze Zeit herrschten Pandolf Malatesta in Monza und Brescia, Ottobuon Terzo in Parma und Reggio-Emilia

in Crema, Giovanni da Bignole in Lodi, Gabrino Fondolo in Cremona. Vierzig Jahre später nahm die Republik Mailand den Francesco-Sforzo mit seiner Armee in Sold, um sich gegen ihre Feinde zu verteidigen. Er schlug die Venezianer, aber bald verständigte er sich mit ihnen auf Kosten der Mailänder und machte sich zum Herrn von Mailand. Der Bauer *John* von Catignola ward der Herrscher einer der schönsten Provinzen Italiens. Aber nicht bloß durch offenen Verrat konnten die gemieteten Heere gefährlich werden; auch sonst vernachlässigten sie oft das Interesse des Staates, der sie bezahlte, vergaßen nicht, daß sie nicht für sich selbst, für Haus und Vaterstadt kämpften. Man schonte seine Mannschaft, ja sogar seine Waffen und Pferde, und manchmal auch die Missetruppen des Gegners, die ja vielleicht morgen Allirte werden konnten. Es mag wohl sehr übertrieben sein, wenn Machiavelli, der große Gegner der Missetruppen, erzählt, daß in einer Schlacht zwischen zwei solchen Armeen, welche einen halben Tag dauerte, kein einziger Mann getödtet und nur einige Pferde verwundet wurden. Aber daß ein Kern von Wahrheit darin war, zeigte sich bei der französischen Invasion im Jahre 1494.

Die Franzosen, welche die Uebel der Söldnerheere nicht schwerer als die Italiener gefühlt hatten, wußten aus ihrer Erfahrung besseren Nutzen zu ziehen. Schon Karl VII. hatte fünf Ordonnanz-Kompagnien von je 600 Reitern errichtet und Ludwig XI. fügte ein stehendes Heer von 10,000 französischen Infanteristen und 6000 Schweizern hinzu. Mit diesem ersten regelmäßigen Nationalheer zog Karl VIII. über die Alpen und warf die gemieteten italienischen Truppen, die an so ernste blutige Kriegführung nicht gewohnt waren, über den Haufen. Er zog mit seinem Heer fast ungehindert durch ganz Italien bis Neapel, so daß man sagte, er habe Italien mit der Kreide seiner Quartiermacher erobert.

Machiavelli, der im Jahre 1506 die Einführung einer nationalen Bauernarmee in Florenz durchgesetzt hatte, schrieb um diese Zeit sein Buch von der Kriegskunst, in welchem er zeigte, wie alles Unglück Italiens und der Verlust der Unabhängigkeit nur eine Folge der Vernachlässigung der nationalen Wehrkraft, des Gebrauches der gemieteten Truppen, denen der Krieg zum gewinnbringenden Handwerk geworden wäre. An dem Beispiele der Griechen, Römer und Schweizer zeigte er seinen Landsleuten, wie eine nationale Armee, deren belebende Elemente Patriotismus und Ehre sind, zu organisieren und zu führen wäre. Aber seine Lehren wurden nicht befolgt oder kamen vielleicht zu spät, als die begangenen Fehler nicht mehr gut zu machen waren; und so blieb das schöne Land, dessen Bewohnern es weder an Tapferkeit, noch an militärischem Genie fehlt, durch drei Jahrhunderte der Siegespreis der Fremden, das Schachbrett, auf dem Deutsche, Spanier und Franzosen ihre weltgeschichtlichen Partien spielten.

Deutsche Eigennamen.

(Nach einem Vortrage.)

Die Aussprache wie die Bedeutung vieler Wörter hat im Deutschen große Veränderungen erfahren, so daß die Abstammung und ursprüngliche Bedeutung oft nur schwer zu erkennen sind. Scheut man aber nicht die Mühe und macht sich mit dem Ursprung und der Entwicklung der Wörter bekannt, so gewinnt die Sprache für uns an Leben und Interesse. Von einer deutschen Literatur läßt sich erst seit Karl dem Großen sprechen, die früheren Sprachdenkmäler sind bis auf wenige verloren gegangen. Dieser Verlust wird aber zum Teil durch die erhaltenen Eigennamen ersetzt; sie sind das älteste sprachliche Besitzthum unseres Volkes. Da bei unseren Vorfahren die Namensgebung eine wichtige Angelegenheit war, so geben die Eigennamen uns vielfach Aufschluß über die Denkart, den Charakter und das Leben derselben. Wie arm und platt dagegen z. B. die Namen der Römer sind, läßt sich leicht erkennen, wenn man sich die Bedeutung derselben vergegenwärtigt. So ist Porcius von porcus (das Schwein) Fabius von faba (die Bohne) abzuleiten. Niger heißt der Schwarze, Brutus der Dumme. Zwar gab es auch für die Römer eine Zeit, in welcher schönere Namen bei ihnen zu finden sind, aber dieselben bezeichneten dann meist nur das, was sie nicht besaßen. Niemals hießen bei ihnen so Viele Justus (der Gerechte), als zur Zeit der schwächsten Kaiser, da es mit der Gerechtigkeit übel aussah, und zu keiner anderen Zeit fand man den Namen „Victoria“ so häufig, als da sie keine Siege mehr erfochten.

Anderwärts war es bei den Deutschen; ihr Wesen stimmte mit ihren Namen überein. Die deutschen Eigennamen lassen sich nach ihrer Bedeutung in bestimmte Gruppen zerlegen. Mit der Religion in Beziehung stehen Namen wie Thorwaldsen = Sohn Thors (Donnergottes), Anselm = Helm der Ansen oder Ansen (der Götter), Oscar, althochdeutsch Asgar = Ger oder Speer der Ansen oder Gotteskämpfer, Alfred = Jemand, der Rat erteilt wie ein Alf oder Elfe. Nach der Volksetymologie trennt man Alfred und versteht darunter einen Alfredlichen, wie man Glaubrecht abteilt in Glaub und recht, während es aus glau und brecht besteht und soviel heißt als der durch Klugheit Glänzende. Humbald, woraus Humboldt entstanden ist, ist der, welcher kühn wie ein Hüne oder Niese ist. Von Tiernamen sind abgeleitet: Bernhard = fest oder stark wie ein Bär, Gerhard = stark wie ein Eber, Arnold (aus Ar und walden) = mächtig wie ein Adler, Wulfilas = Wolf, Wolfgang = kühn wie ein Wolf Gehender, Wolfram = Wolfrabe, Arnulf = Adlerwolf, Rudolf = Ruhmewolf, Adolf = Edelwolf, Wolfhart = der Wolfstarke zc. Viele Eigennamen stehen mit Kampf und Sieg in Verbindung. Wenn sich hierunter auch weibliche Namen finden, so zeugen sie für die hohe Stellung der Frauen; sie waren Kampfgenossinnen des Mannes. Gudrun (aus Gund = Kampf und Rune = Buchstabe; Letzteres deutet auf das Weissagen aus den Runen) heißt die Kriegswissende, Gunther = Kriegsherr, Kunigunde = Stammeshelbin, Hadubrand und Hildebrand (Hadu und Hilt = Kampf oder Krieg) = Kriegsbbrand, Wilhelm = kampfbegierig, Hildegard (Gart = Schutz) = kühne Beschützerin, Mathilde aus Mechtild = mächtige Kriegerin, Krimhild (Grima = Helm) = die behelmte Kämpferin, Brunhild (Brun oder Brünne = glänzender Panzer) = die gepanzerte Kämpferin, Clothilde = Ruhmeskämpferin, Thuznelde, ursprünglich Turfinhilda (Turse = Niese) = Niesenbekämpferin, Wigand (wigan = kämpfen) = Kämpfer, Hartwig von Haduwig (Hedwig) = Kriegskämpfer, Gerhard (Ger, d. i. Speer) = der Speerfeste, Gerbert = der Speerglänzende, Gerold = der Speerwaltende, Gertrud = die Speerjungfrau zc. Aber auch auf andere Lebensverhältnisse beziehen sich die Eigennamen: Reinhard aus Reginhart = stark an Rat, Reinwald, Reinold, niederdeutsch Reinecke = der mit Rat Waltende, Reimund (Mund = Schutz) = der, welcher durch Rat schützt, Baldwin = kühner Freund, Theobald oder Teubald = der Volkstapfere, Willibald = der Willenskühne, Leopold (Luit = Leute) = ein unter den Leuten kühner Mann. So heißt auch Wibold = stark im Witz, Trunkenbold = stark im Trunk, Heinrich (Heim = Haus, rich = mächtig) ist der im Hause Mächtige, Friedrich = der im Frieden Mächtige, Ulrich (Uodal = Erbgut) = Erbgut = der durch Erbgüter Mächtige, Dietrich (Dint = Volk) = der Volksherrscher, Lothar (Lut = laut, glänzend und Hari = Heer) = Ruhmesheer, Irmingard (Irmin ein Gott der alten Deutschen, Gart = Schutz) = Bewahrerin des Göttlichen, Siegesmund = der durch Sieg Schützende, Mund = Schutz findet sich auch noch in Vormund), Winfried = Freund des Friedens, Bertha = die Glänzende, Robert und Ruprecht = der an Ruhm Glänzende. Aus den deutschen Personennamen läßt sich also leicht die Liebe unserer Vorfahren zu Haus, Volk, Kampf, Sieg, Ruhm, Ehre und Freundschaft erkennen. Die Ortsnamen dagegen geben uns Aufschluß über mancherlei Kulturverhältnisse derselben. Aus den frühesten Zeiten finden wir keine Namen, die von Straße, Weg, Steg, Garten, Brücke zc. abgeleitet sind, wohl aber später. Mit „Wasser“ (in der alten Sprache „Wao“, der Ach) sind gebildet Namen wie Aachen, Kreuznach, Biberach, mit „Brunnen“ Baderborn, mit „Spring“ (= Quell) Pippspringe, mit „Furt“ Erfurt, Steinfurt zc. Von Witu = Holz stammen ab: Wittenberg, Wittstock, sowie der Personennamen Witekind = Sohn des Waldes, von den Namen der Bäume: Eichsfeld, Birkenfeld, Gschwege; auf das Ausroden der Waldungen beziehen sich die zahlreichen Ortsnamen auf rode, wie Wernigerode und Osterode, auf Feld Elberfeld, Mühlfeld, auf Tiere Bern, Wolfenbüttel, auf Straße Straßburg zc. Noch später finden sich Namen, die mit Brücke, Mühle, Kirche, Münster, Burg und Stadt zusammengesetzt sind.

Verantwortlicher
Redacteur
(S. B.) W. B. d.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 14.

Sonntag, den 4. April

1880.

CP. Das Trappistenkloster Marienwald in der Gifel und der Gifeler Notstand.

(Eine zeitgemäße volkswirtschaftliche Skizze.)

(Schluß.)

Die Kleidung der Trappisten ist wohl allenthalben bekannt. Sie diente für den Winter und Sommer, nur zweimal wurde sie gewechselt. Die Lebensregel der Mönche war dem Geiste der Buße angemessen: harte Lagerstätte, magere Kost, ewiges Stillschweigen, drückende Kälte und ermattende Hitze. Ihr Leben war eine stete Predigt gegen die Genußsucht der Welt; ihre Tagesordnung geteilt zwischen Gebet und strenger Arbeit. Morgens 2 Uhr wurde aufgestanden, dann die Matutin vom Offizium de Beata gesungen und Betrachtung bis 3 Uhr gehalten. Von 3—4 Uhr Offizium; 4—5 Uhr heil. Messen; 5—6 Uhr tempus liberum (freie Zeit für geistige Beschäftigung). Von 6 bis 9 Uhr Arbeit, 10 Uhr Sept, 11 Uhr Mittagessen. Dies bestand aus einem halben Liter Bier, Suppe und Gemüse für Jeden. Nach dem Essen bis 12 Uhr tempus liberum. 12 Uhr Angelus. Dann begann bis 4 Uhr die Arbeit, 5 Uhr Abendessen, das von September bis Ostern ausfiel; bis 7 Uhr freie Zeit, geistliche Lesung im Kapitelsaal und Komplet. Um 8 Uhr begaben sich die Mönche zur Ruhe. Aus dieser Ordnung sieht man, daß das Leben der Mönche ein überaus thätiges und strenges war. Alle früheren Beziehungen zur Welt waren ausgeklügelt; die Mönche hatten ihre frühern Tauf- und Familiennamen abgelegt, nie wurden sie genannt. Die Besuche wurden nur dann zugelassen, wenn weitenfernte Eltern kamen, und dann nur im Beisein eines Obern. Starben Eltern oder Geschwister eines Trappisten und dies wurde dem Prior angezeigt, so forderte dieser in der ersten Kapitelsversammlung den ganzen Konvent zum Gebete auf für den Verstorbenen, ohne daß Jemand gewahr wurde, in wessen Familie der Tod eingeleitet war. Starb ein Trappist, so galt dies als ein fremdliches Ereignis, da man ja die ganze Zeit hindurch im Kloster sich auf den Tod vorbereitete und dieser dann nicht gefürchtet war. Sobald die Seele abgeschieden, wurde die Leiche unter Absingung des Libera zur Kirche getragen, allwo sie von besteuerten Mönchen bewacht, bis zur Stunde der Beerdigung liegen blieb. In einer alten abgetragenen Kutte ohne Sarg wurde die Leiche begraben. Auf dem Kirchhofe sah es ärmlich aus; selbst die Gräber trugen das Gepräge der Entsagung. Ein kleiner mit Gras spärlich bewachsener Grabhügel und ein einfaches schwarzes hölzernes Kreuz mit dem Datum des Sterbetages und dem Klostersnamen des Verstorbenen, das ist alles. Wenn der Trappist so auch in unbedeutenden Dingen Verzicht leistet auf sich und die Bequemlichkeit seines Lebens — (er darf sich selbst bei dem Sitzen und Knien nicht anlehnen, sich nicht aus Bequemlichkeit setzen und muß sich jede Woche über seine Fehler öffentlich anklagen) — so hat er gewiß Anspruch auf die Ruhe und den ewigen Frieden und auf die Grabchrift: R. I. P., die noch auf

jedem Kreuzchen sich befindet. Die Toten, die dort ruhen, sind vergessen hienteden, nicht einmal ihre Namen sind der Nachwelt übergeben, aber sicher werden sie im Buche des Lebens verzeichnet sein. Die Gefühle, die das Herz eines Fremden ergriffen, der im Kloster einkehrte und in stiller Nacht auf diesen Ruhestätten weckte in Betrachtung der Entsagung und Weltverachtung, welche aus diesen Hügeln sprach, sind nicht zu beschreiben; dazu lönte noch der Chorgesang der Männerstimmen in die dunkle Nacht hinein, die wie aus einer überirdischen Welt aus Ohr klangen. Jetzt kflüfter der Wind über diese Gräber, am Tage zirpt das Heimgchen, aus den Mauerwinkeln des Klosters krächzt die Gale, klagend stödet die Nachtigall durch den Grund und wie bleiche Geister Abgeschiedener rufen die Klofertürme uns aus dem dunkeln Grün warnend herüber: „Der Menschen Leben ist nur ein Traum.“

Als der Kulturkampf an die Pforten des ruhigen Klosters Marienwald anknöpfte, stand der Prior P. Franz dem Kloster vor. Er sollte mit seinen Brüdern den deutschen Boden verlassen, aber wohin? Da hat er bei den Türken für sich und seine ausgewiesenen Brüder ein neues Heim gefunden und gegründet. Die Trappisten aus Marienwald siedelten sich in Bosnien an und nannten den Ort ihrer Niederlassung „Maria-stern“.

Aus Marienwald und der Umgebung sind mit den Trappisten aber auch die Wohlthäter der Gegend ausgewiesen worden. Die Mönche sorgten neben ihrem beständigen Gebete selber für ihren Lebensunterhalt, und waren im Stande trotz des schlechten Bodens ihrer doch so hoch besteuerten Ländereien, noch eine große Anzahl von Armen zu ernähren. Die Armen und Nothleidenden der Umgegend wissen von dem Umschwung zu erzählen, der seit dem Fortgang der Trappisten entstanden. Die Mönche in Marienwald hatten den schönsten Ackerbau weit und breit in der uns doch wohl als unfruchtbar bekannten Gegend des Kreises Schleiden. Wie viele kleine Bauersleute (denn in dieser Gegend ist nur kleiner Ackerbau vertreten) ernteten nicht das nötige Korn für ihren Bedarf. Im Frühjahr mußte man ausschließlich Brodkorn kaufen, und wo holte man dieses her? In Marienwald ward es ihnen geliefert. Wenn auch die Ländereien der Ackerwirte der Gegend nicht besonders bestellt waren, ja selbst wenn Mißwachs entstand, hatten die Mönche, Dank ihrem unermüdbaren Fleiße, ihre Felder immerhin noch mit reichlich guter Ernte versehen. Alle Produkte der Landwirtschaft konnten in Marienwald zu geringen Preisen gekauft werden. Die Armen bekamen im Kloster einen bestimmten Anteil der Früchte. Befand sich Jemand in Geldesnot, wie dies in der Gifel leider nur zu häufig der Fall ist, so war es der Vater Prior, der mit besonderer Herzengüte die notwendigen Summen vorstreckte und so manchen Landmann vor dem Untergange rettete. Heute ist es ganz anders: Wer Korn kaufen und Geld leihen muß, nimmt seine Zuflucht zu den bekannten Handelsleuten; diese helfen denn wirklich dem armen Bauer mit Gelbvorschüssen aus der Not, aber sie machen ein gutes Händelchen damit und handeln so lange mit

dem Manne, den sie nun einmal an sich gefesselt haben, daß der Arme sich nicht mehr losmachen kann, bis sie Haus und Hof in ihren Besitz gebracht haben und der Mann mit seiner Familie Betteln gehen kann. Solche Vorgänge wiederholen sich zu häufig hier in der Gegend. Trifft eine Missernte ein, so ist gleich der Jude bei der Hand und offeriert seinen Säckel; denn dabei weiß er sehr gut, daß über Jahr und Tag das Vermögen des Mannes sein Eigentum sein wird. Demnach kann es kaum Wunder nehmen, wenn man jetzt so viele Subhastationen in den Blättern angekündigt sieht, die sonst hier auf dem Lande kaum bekannt waren.

Das Kloster Marienwald war eben eine wahre Wohlthat für unsere Gegend, ein Muster des Fleißes und ein Sporn für Verbesserung des Ackerbaues; eine Quelle des Segens für den Hilfsbedürftigen und den in Not besitzlichen Landmann. Kein Armer ging unbefriedigt von dem Kloster fort. Es sagt uns die Geschichte, daß bei einer schrecklichen Hungersnot das Kloster von Hilfsbedürftigen der Art heimgesucht worden sei, daß dessen Räume zu klein gewesen, und man sich gewaltsam hineingebrängt habe. Es set an einem Tage über 500 Menschen Speise gereicht worden. Gewiß ein Beweis von mildthätiger Frömmigkeit. Wer die Gifel kennt, oder wenigstens die Verhältnisse des Kreises Schleiden zu beurteilen vermag, der wird wissen, wie oft hier die Not an den Mann herantritt, und da ist kein Zufluchtsort den Leuten geblieben. Vor 20 Jahren, als mehrere hochangesehene Herren aus dem Kreise Schleiden, denen und deren Familie der Kreis sehr viel zu verdanken hat, bei Düsseldorf (Oberbill) ihre Fabriken etablierten, siedelten mehrere hundert Leute aus dem Kreise mit über und diese Ansiedelung hat sich noch jährlich vermehrt, so daß man nicht zu viel sagt, wenn man behauptet, daß die Hälfte der Bewohner Oberbills aus der Gifel (Gemünd, Schleiden etc.) stammen, diese Leute haben ihren Grund und Boden verlassen und den Tagelohn auf der Fabrik vorgezogen. Es geht hieraus genügend hervor, daß eben in diesen Teilen der Gifel der Boden sehr unfruchtbar ist und nicht das einträgt, was die Arbeit auf denselben kostet; auf diesem Landstriche aber haben die Trappisten die schönsten Ackerfelder hergestellt, die prächtigsten Wiesen angelegt, kurzum denjenigen Teil, den sie bearbeiteten, den Grundstücken der dem Niederrhein zugelegenen Kreise gleichgestellt.

In Marienwald hatten die Mönche eine wahre Kulturschule, die meisten Mönche gehörten der höhern Gesellschaft an und stammten aus hochgestellter Familie. Kurz vor der Ausweisung derselben besuchte eine Dame aus Westfalen (aus den höchsten Ständen) ihren einzigen Sohn im Trappistenkloster zu Marienwald. Als sie von der Bahn aus einige Stunden zu Fuß reisen mußte und die Gifel hier mit ihren bewaldeten Höhen, nackten Bergen und tiefen Thalschluchten vor sich sah, soll sie bei diesem wilden Anblick unter lautem Weinen ausgerufen haben: „Ach mein lieber Sohn, in eine solche Wüste hast Du Dich von mir zurückgezogen!“ Ja es ist wirklich eine traurige und unwirkliche Gegend. Wer nicht gerade durchaus notwendig zu Hause ist, geht auf die Bleibergwerke nach Mechelnich und Commen. Sonst ist der einzige Verdienst ein geringer Tagelohn für Arbeit in den Waldungen. Die Trappisten hatten aus den vielen Morgen Halde, die schönsten Roggenfelder hergestellt, mancher fleißige Landmann ahnte ihrem Beispiele nach, erwarb sich ein Vermögen, wurde ein guter Bürger und frommer Christ, ja man konnte das Kloster eine Segensquelle für Leib und Seele der Nachbarbevölkerung nennen. Das Kloster ist nunmehr in Händen von Privaten. Ob diese die Besitzungen in ihrem Schwünge, wie sie sie antraten, erhalten werden, mag die Zukunft uns lehren.

Und die Trappisten von Marienwald? Gottes Segen war mit Ihnen auf ihren gefährvollen mühsamen Wegen. Hören wir hierüber und über ihr Wirken die Aussage des hochwürdigen P. Prior Franz selbst, der als armer Mönch aus dem fernen Bosnien in diesen Tagen den Rhein passierte und mit dem mich der glückliche Zufall auf der Eisenbahnstation N. zusammenführte. Wie freute ich mich den ehrwürdigen Herrn wiederzusehen, bei dem ich vor 8 Jahren mit aller Gastfreundschaft in Marienwald empfangen und aufgenommen worden war. Wie ein Andenken aus dieser alten Zeit stand der Pater in seinem Habit vor mir. Auf unserer gemeinschaftlichen Fahrt nach N. erzählte der Lebensmann, wie er mit 5 Trappisten nach Bosnien gezogen und sich in Borbasthal unweit Banjaluka, niedergelassen hätte. Ein Stall war ihre erste Wohnung; unter einer Eiche wurde drei Monate hindurch Messe gelesen und jetzt steht auf dieser Stelle,

wo früher die Wölfe ihrem Handwerk nachgingen, das prächtige Kloster Mariafern mit einer Bevölkerung von 100 Brüdern. Mancher Schweißtropfen liebt an diesem Werke. An Hindernissen seitens der Türken fehlte es auch nicht, diese wurden jedoch auf Verwendung der österreichischen Gesandtschaft beseitigt. Interessant ist es, wie der P. Franz erzählt, daß einst, als man mit dem Bau begonnen, ein türkischer Pascha mit Gensdarmen angelangt sei und Verbot gegen den Bau eingelegt habe, weil er nicht duibe, daß man auf türkischem Gebiete eine Festung baue. Die Klostergänge hatte der Pascha für Pulverminen und die Kellerlöcher für Schießarten gehalten. Der Bau mußte trotz aller friedlichen Versicherungen sistiert werden und der österreichische Botschafter in Konstantinopel konnte erst später die Erlaubnis zum Weiterbau erwirken. Dem eifrigen Fleiße der Brüder ist es zu verdanken, daß in den wenigen Jahren eine Kirche, ein Waisenhaus, große Oekonomiegebäude, Brauerei, Tuchfabrik und Wäscherei erbaut worden sind. Gleichfalls ist ein Arbeiterahnl daselbst errichtet worden. Viele deutsche Familien haben sich dort angesiedelt; ja ich kenne Familien hier aus der Gifel, die alles verkauft und sich dort niedergelassen haben.

Nach der Mitteilung des P. Franz ist die Kirche zu klein für die Katholiken, die sich angesiedelt, man muß eine neue, eine größere Kirche dort haben, doch fehlen z. B. noch die Mittel. Der Mildthätigkeit unserer rheinischen Katholiken ist hier ein schönes Feld eröffnet, der Samen, der hier gesät wird, dürfte sicherlich hundertsältige Frucht bringen. P. Prior Franz gedenkt nach Südafrika zu gehen, um dort unter den Kaffern dasselbe Werk der Civilisation zu beginnen. Möge der Segen Gottes den edlen Mann auch dorthin begleiten und über ihm walten.

Das Andenken an die Trappisten aber wird hier weiter fortleben, insbesondere in den Tagen der Not werden wir uns ihrer erinnern und sie mitunter recht schmerzlich vermissen. Daß in diesem Jahre eine allgemeine Not die Gifel heimgesucht hat, ist wohl bekannt, und die Provinzialverwaltung in Düsseldorf hat eine ansehnliche Summe für verschiedene Kreise hergegeben, teils zum Wegebau, und teils zur Anschaffung von Saatfrucht und Kartoffeln. Allein der Kreis Aidenau, der ärmste der ganzen preussischen Monarchie, (der Grenzachbar des Kreises Schleiden), hat auf sein Gesuch bei dem Verwaltungsrate, durch Vermittelung Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Wied allein 30,000 Mark erhalten. Vielen ist dadurch geholfen worden und allseitig gebührt der Provinzialverwaltung hierfür Dank!

Reifferscheid, im März 1880.

G. B. . . .

Ein Bild aus dem Leben in Texas.

(Aus Amerika.)

Als unser Städtchen „Boerne“ aus nur einigen unansehnlichen Hütten bestand und ich noch rastlos durch die Wälder und Gebirge der nächsten Umgebung streifte, war die obere Gegend von Texas nur wenig erforscht, und ein Jagdweg nach der „San Saba“ oder dem „Concho“ galt für ein Wagstück, oder doch wenigstens für ein beschwerliches und gefährvolles Unternehmen. Was aber gab ich zu jener Zeit darum, drei bis vier Monate in der Wildnis zubringen! Ich besaß — und ich war nicht wenig stolz darauf — eine gute Büchse, ein kleines erzbauerndes Gebirgspferd und einen wohlhabend gerichteten Hund. Da es Hirsche und anderes Wild überall im Ueberflusse gab und ich mein Rohr ziemlich sicher handhabte, — wer wird sich da noch wundern, wenn ich mit Jubel eine Gelegenheit begrüßte, die mich einmal 2—300 Meilen in denjenigen Teil von Texas versetzte, welcher der beständige Aufenthalt der Rothhäute, Büffel und Antilopen war?!

Herr W. F. . . ., ein Landmesser, hatte Auftrag erhalten, am Concho Ländereien zu vermessen. Zu diesem Zwecke brauchte er Leute, teils zum Schutz gegen die Indianer, teils um die Expedition mit Wild zu versehen und beim Vermessen die „Kette“ zu ziehen. Mit Freuden nahm ich das Anerbieten dieses Herrn, ihn zu begleiten, an, und rüstete meine Jagd- und Fischgerätschaften, um zur rechten Zeit am Sammelplatze unseres Abmarsches eintreffen zu können.

Der Tag des Aufbruchs erschien endlich. Unsere Provisionsen und „Camp“-Geräte wurden auf Maultiere gepackt, und Jeder von uns war gut beritten, in Hirschleder gekleidet und bis an die Zähne bewaffnet. Der „Store“ der Ansiedelung vereinigte uns noch ein Mal mit den zurückbleibenden

Fremden, und nachdem so mancher Schind zum Abschiede genommen worden war und der Wirt unsere Feldflaschen mit „Feuerwasser“ gefüllt hatte, setzte sich der Zug in Bewegung. Als Führer mußten uns Karte und Kompaß dienen, da uns keine gebahnten Wege nach unserm Ziele führten, während Indianerpfade und Wildwechsel die einzigen Spuren waren, welche wir öfter durchkreuzten.

Unsere Expedition bestand aus zehn Personen, — alte Jäger und Hinterwälder. Ich und ein junger Mann, der ebenfalls die Expedition begleitete, kamen uns vor, wie Kinder gegen diese Veteranen des texanischen Pionierlebens, und wir ließen deshalb auch gern diesen erfahrenen Leuten das Vorrecht, Alles nach ihrem Ermessen zu ordnen. Wir zwei jüngsten Jäger hatten daher auch immer das Vergnügen, die Packesel zu treiben, — was übrigens nicht unangenehmer war, als an der Spitze des Zuges zu reiten, da die alten, wortkargen Lederjacker schließlich gerade so schweigsam waren, wie unsere, vor uns hertrabenden, gemüthlichen Langohren.

Nachdem wir in Friedrichsburg die letzten Annehmlichkeiten der Zivilisation genossen hatten, überschritten wir bald diejenige Region, welche die Uebergangsformation zwischen den Kalk- und Granitgebirgen bildet. Die Gegend ist hier, und zwar am Blancofluß, wild-romantisch. Die Felsen nehmen eigenthümliche Formen an, — so z. B. der „Hansberg“ und der „verzauberte Felsen“, — überall schroffe Bergwände, Fegel und Felsen spitzen. Weiter nach der San Saba zu flacht sich das Land mehr und mehr ab, und die Gebirgshänge machen allmählig der Prairie Platz, welche mit saftigem Gras bewachsen ist. Ihr einziger Holzstand aber bildet der Mosquitobaum, dessen nahrhafte Bohnen die Hirsche, Antilopen und Büffel sehr lieben, wir indessen als Pferdefutter benutzten, wobei unsere Thiere die größten Tagemärsche ausstielten. An der San Saba liegt auch das alte spanische Fort gleichen Namens. Es ist eine schöne Ruine, und wir benutzten die Gelegenheit, dasselbe genau zu besichtigen. Das Fort selbst ist einst von den Spaniern angelegt worden, — jedenfalls zu dem Zweck, die hier gelegenen Silberminen auszubeuten. Zu jener Zeit müssen hier sehr reiche Minen im Betrieb gewesen sein, denn die Festungswerke haben einen ziemlich Umfang. Wir fanden sogar noch Silbererzklümpchen, welche an einem zerfallenen Teile der Ringmauer reichlich vorhanden waren und die Annahme rechtfertigen, daß hier ein Schmelzwerk gestanden habe. Ganz nahe am Fort fließt die San Saba, und man sieht hier deutlich die Spuren der Bewässerung, welche einige hundert Jahre Landes mit Wasser versehen haben mag. Das Fort ist im achtzehnten Jahrhundert angelegt worden, — wahrscheinlich zur gleichen Zeit, wie die alten Missionen bei San Antonio.

Wild, welches wir bisher in Fülle gehabt hatten, wurde jetzt etwas spärlicher, — wenigstens die Hirsche, — an dem Fluße aber konnte man die wilden Truthühner noch zu Tausenden antreffen. Von jetzt ab mußten wir etwas vorsichtiger reisen, denn wir befanden uns in dem Gebirge, welches häufig die Indianer besuchen. Es wurden daher des Nachts auch die Feuer ausgelöscht und Wachtposten aufgestellt. Ohne jedoch beunruhigt zu werden, langten wir bald in dem Flußgebiet des Concho an. Hier kamen Hirsche fast gar nicht mehr vor, aber zum Ersatz dafür gab es Antilopen und auch einzelne Büffelherden.

Der Concho durchfließt die ganze Hochebene des nordwestlichen Texas, und so weit das Auge reicht, gewahrt man nichts als Himmel und mit Mosquitobüschen bewachsene Prairien. Der Concho windet sich, einer großen Schlange gleich, durch die Ebene und bezeichnet seinen Lauf durch die höheren Baumwipfel seines Ufers. Die Gegend ist sehr einsam, die Szenerie entschieden subtropisch. Da stehen die Yucca-Palmen mit ihren dunkelgrünen Blätterkronen und ihrem hohen, mit weißen Blüten überdeckten Blütenstängel, — sie gleichen großen Armleuchtern, mit weißer Dekoration überhangen. Dann die verschiedenen Cacteen, in allen Formen und wohl zwanzig verschiedene Arten zählend. Selbst der Mosquitobaum ist ja nur der Subtropen eigen. Am Fluße steht ein herrlicher Uferwald: Bekannußbäume von gewaltiger Größe, Ulmen, Sykomoren und schwarze Wallnußbäume, — alle überrankt von wilden Weinreben und oft undurchdringlich. Hier giebt es Flußzenerien, die einzig und allein nur ein texanischer Fluß bietet, und die auf den Beschauer geradezu bezaubernd wirken. Der Fluß wimmelt buchstäblich von Karpfen, und ehe bei einem schnell angezündeten Feuer das Wasser zum Kochen gebracht werden

konnte, fing ich mit meiner Angel oft mehr Fische, als unsere Gesellschaft aufzuzehren im Stande war.

Und wie reizend waren die Nachtwachen am Fluß! Man steht, die Büchse im Arm, gelehnt an einem Niesenbaum. Der Mond scheint so hell, daß man die Zeitung lesen könnte. Murrend fließt der Strom zu unseren Füßen. Sie und da schlägt ein mächtiger Fisch das Wasser auf und unzählige Silberlinge verbreiten sich auf der Wasseroberfläche. Langsam den Kopf erhebend, schwimmt die schwarze Mottasch-Schlange über die Flut, und die Fledermäuse haschen nach den großen Nachfallern und den fliegenden Mosquito's. Die Scaben machen einen Lärm, welcher oft die Froeschstimme im Fluße überdönt. Dazu das Konzert der Uhu's und Gulen und das ferne Geknurre der Wölfe und der Larietto's! . . . In der mit weißem Moos behangenen Lebenszeit erlöbt der melancholische Ruf des Whip-poor-will. Tausende von Benschkäfern durchschwirren die Luft, und über uns, ganz nahe, erlöbt der zarte Schlag der amerikanischen Nachtigall, des Mockingbirds. Da auf einmal Stille, wie mit einem Schlag! Was war die Ursache? Man spitzt die Ohren. Sollte wohl ein Indianer in der Nähe sein? Nein, — jetzt hört man ganz deutlich, — ein knurrendes Miau'n auf der andern Seite des Flußes. Dort bewegt sich das Schilf am Ufer, und hervor tritt — der amerikanische Silberlöwe, der Buma. Man erhebt ganz leise die Büchse, aber im Nu ist die große Kage verschwunden.

Schon an der San Saba fliegen wir auf die Kolonie der Prairiehunde, hier aber, am Concho, ritten wir oft halbe Tagemärsche durch die Quartiere dieser Tiere. Der Prairiehund wird wohl manchem Leser durch die Naturgeschichte bekannt sein. Die größte Ähnlichkeit hat er wohl mit dem Alpenmurmeltier Europa's. Diese munteren Tierchen leben zu Tausenden in den Erdbhöhlen, die sie sich graben, und die aufgeworfenen Erdbügel bedecken Quadratmeilen von Land. Diese Hügel sind die Wachtürme der ausgestellten Posten. Nähert man sich einer Kolonie, so machen die Vorposten sofort Lärm durch ein eigenthümliches Bellen, wobei sie das kleine Schwänzchen in die Höhe heben, wie es wohl ein kleines Hündchen zu thun pflegt, was wohl auch die Veranlassung zu ihrem Namen gegeben haben mag. Ihre Hauptfeinde sind die Klapperschlangen, die sich in den Höhlen der Tiere anstellen und dafür sorgen, daß der Nachwuchs nicht allzu stark werde, auch stellt eine sehr kleine Gule, welche nicht größer, wie eine Lachtaube ist, denselben nach. Wo man auch auf eine solche Hundeanstehelung stößt, kann man sicher darauf rechnen, die Klapperschlangen in großer Anzahl anzutreffen. Wir haben oft in einem Tage nicht weniger als 20 Stück geschossen, mußten es aber zuletzt aufgeben, da unsere Munition nicht ausgereicht haben würde, jede uns zu Gesicht kommende Schlange zu töten. Unsere Pferde machten bei dem Raffeln der im Grase liegenden Schlangen gewaltige Seltenfälle, wir hatten beständig geschlossen im Sattel zu sitzen, um nicht herunter geworfen zu werden. Am unangenehmsten war es, wenn wir mit Kettenziehen beschäftigt, unsere Aufmerksamkeit auf das Zählen der Kettenlängen richteten; da geschah es dann sehr oft, daß die Schlangen uns in die Franzen unserer indianischen Lederkamaschen bissen, welche sich beim Ausschreiten bewegten. Es wurde mir nun klar, warum alle Indianer ihre Lederkleider mit Franzen verzieren. Die Erfahrung zeigte mir hier recht bald, daß die Lederfranzen zum Schutze gegen die Klapperschlangen, und keine Pferde oder Mose waren, denn die Schlangen bissen immer in die das Bein bis an den Schenkel schützenden Franzen.

Um unsere Tafel hätte uns wohl mancher Feinschmecker beneiden können. Am Kohlenfeuer schmorten die saftigsten Rippen eines Büffelkalbes, oder eine junge Antilope, oder auch ein feister Truthahn. Die Fische hatten wir bald zum Ueberdruß gegessen, höchstens ein großer Aal oder eine Forelle wurde noch gewürdigt; auch hatten wir ein Mal einen saftigen Bärenbraten, und selten fehlte eine, aus der hier sehr häufig vorkommenden weichschaligen Schildkröte, bereitete, ausgezeichnete Suppe.

Trotzdem wir immer des Nachts unbelästigt geschlafen hatten, ausgenommen, wenn die Wölfe und Uhu's Serenaden brachten, oder eine leichtfüßige Rothhaut unter Lager umschlich, so sollten wir doch einmal in Schrecken gesetzt werden, was eigentlich bei uns, an alle Gefahren des wilden texanischen Grenzlebens gewohnten Jäger, selten vorkam.

Wir hatten uns einen etwas erhöhten Kämperplatz ausgesucht, denn es stand im Nordwesten ein schweres Gewitter — die Gewitter sind in südlichen Zonen immer mit Sturm be-

Gelegenheit gehabt hat, ein Gewitter zu beobachten, und Vergleiche mit denjenigen nördlicher Himmelsstriche anzustellen, wird meine Angabe bestätigen. Das Gewitter brach auch bald mit aller Macht über uns los. Unsere Säffel, Decken und Wasser, nebst Munition und Proviant, hatten wir unter Wachstücher geborgen, wir selbst aber suchten Schutz, so gut uns die offene Prairie derselben gewähren konnte. Blitz auf Blitz durchzuckte die Nacht, und der Donner trachte Schlag auf Schlag; der Regen floß in Strömen, und wir waren so naß, wie gebadet. Das Gewitter war nach Verlauf einiger Stunden vorüber, und kaum hatten wir uns dicht beisammen in unsere Decken gehüllt, um nach diesem unfreiwilligen Bade einzuschlafen, als sich in unserer Mitte das Rauseln zweier Klapperschlangen vernehmen ließ. Es war so finster, daß man die Hand vor den Augen nicht erkennen konnte; das Feuer war ausgeregnet, und so kann sich wohl ein Jeder in unsere peinliche Lage versetzen. Wir hatten keine Ider, wen zunächst unsere umgebenen Gäste heimlich würden, nur ließen sie uns von Zeit zu Zeit ihr Rauseln vernehmen, um uns ihre unangenehme Nachbarschaft wissen zu lassen. In unserem Kamp ging es sonst gewöhnlich lebhaft zu, Jeder wußte etwas zu erzählen; heute aber war es still wie im Grabe. Wir lagen regungslos unter unseren Decken und wagten kaum zu atmen. Ich kann mich noch lebhaft erinnern, daß mir der kalte Schweiß in großen Tropfen auf der Stirne stand, und daß mein Herz wie ein Schmiedehammer klopfte. Wir waren ohne ärztliche Hilfe und Medikamente, und da die Liebe zum Leben immer am stärksten, wenn man dem Tode am nächsten ist, so wird gewiß Jeder unsere Angst begreifen und verzeihlich finden. Unsere gefährvolle Lage währte volle zwei Stunden. Endlich gieng der Mond auf und mit seinem hellen Lichte strahlte uns auch wieder neue Hoffnung. Als derselbe etwas höher gestiegen war, und wir alle Gegenstände deutlich von einander unterscheiden konnten, wagten wir langsam aufzuschauen, um unsere mißliebigen Schlafkameraden zu entdecken. Bald verrieten sich dieselben selbst durch ein abermaliges Rauseln; es waren zwei riesige Tiere. Die eine lag auf der wollenen Decke meines Nachbarn, die andere auf dem Lederrock des Bandmessers, der denselben als Kopfstützen benutzt hatte. Vorständig wurden nun die umgebenen Gäste, die wahrscheinlich durch den Regen aus ihren Schlupfwinkeln getrieben, bei uns ein trockenes Nachquartier gesucht hatten, unschädlich gemacht.

Eine neue naturwissenschaftliche Entdeckung.

Wir belächeln gar oft die Unwissenheit der Wilden in den afrikanischen Steppen, welche für eine Schnur hübscher Glasperlen eine Hand voll Goldstaub oder einen Arm voll Eisenbeinzähne hingeben. Werden aber unsere Enkel nicht ebenso über unsere Zeit lächeln, in welcher man einen Kohlenkristall, einen Diamanten, gleichfalls mit Gold aufwiegt? Voransichtlich naht jetzt schon die Zeit, in welcher man ernstlich Bedenken haben wird, Staatschätze in Diamanten anzulegen und in den Krondiamanten einen beneidenswerten Schatz zu erblicken. Das Flimmern eines Diamantschmuckes, der die Augen unserer Ortensbüchtligen oft genug blendet, wird wohl, wenn die Kunst, Diamanten zu fabricieren, erst entwickelter und allgemeiner geworden sein wird, nicht minder wie die Vorliebe der Wilden für farbige Glasperlen ein Gegenstand des Spottes und des Bedauerns unserer noch jetzt herrschenden Unwissenheit sein.

Vergessen wir nur nicht, daß die Seltenheit prachtvoller Natur-Produkte der einzige Maßstab ihrer Werthschätzung ist. Da war z. B. die Purpurschnecke im Strandgebiet der Phönizier und der Glanz des Glases in den Grenzdistrikten des Stammes Sabelon eine große Quelle des Reichthums der Phönizier und ihrer Nachbarn. Das Glas ist freilich nicht gar zu lange ein seltener Schatz geblieben; aber die Purpurfarbe wäre noch heutigen Tages eine unschätzbare Rarität, wenn nicht die Wissenschaft in Anilin-Rot und Anilin-Blau einen mächtigen Konkurrenten jener Prachtfarbe geschaffen hätte.

Dem Perlen- und Diamanten-Schmuck droht gegenwärtig ein gleiches Schicksal, das sie von der Höhe ihrer Schatz-Eigenschaft hernieder zu stürzen droht. Man weiß es jetzt, daß ein Sandkörnchen, gewaltsam in die Auster der Perlenmuschel hinein expediert, das Tierchen reizt und es nötigt, den Eindringling mit seinem kalkartigen Schleim zu überziehen und nach und nach eine schöne Perle daraus zu machen. Perlen bedeuten nicht mehr „Thränen“, sondern Schleim-Absonderungen des Muschel-Tierchens, das den Schmuck, wonach so viele Augen schmachten, auf Kommando fabriciert.

Aber der Diamant? — Wissenschaftlich ist sein Zauberlangst längst von ihm gewichen. Er ist Kohle, wirkliche, richtige, schwarze Kohle! Das ist seit den Ermittlungen der Forscher im Beginn unseres Jahrhunderts ganz zweifellos. Man kann ihn auch wie ein Stück Kohle in Sauerstoffgas verbrennen und erhält dann richtige Kohlensäure,

welche man zur Verstellung von Selterwasser verwenden kann. Aber das Gegenteil, die Kunst, ein Stück Kohle in einen Kristall, einen Diamanten zu verwandeln, das hat bisher den Herren Chemikern noch nicht gelingen wollen.

Ein Kristall nämlich entsteht entweder durch Schmelzen eines Stoffes in großer Hitze und in langsamem ungehindertem Erkalten derselben, oder durch Auflösung dieses Stoffes in einer Flüssigkeit, welche man dann sorgsam verdampft. Die Kohle indessen widerstand bisher beiden Künsten. Man kann sie nicht schmelzen, weil ihr Schmelzpunkt höher ist als der aller anderen Stoffe und man kein Gefäß ausfindig machen kann, das der Hitze widersteht, wenn man Kohle darin schmelzen will. Wenn das Gefäß schneller schmilzt als die Kohle, so hört natürlich der ganze Prozeß auf.

Aber auch mit dem Prozeß der Auflösung wollte es bisher nicht gelingen. Wir lösen Gold in Königswasser, Silber in Salpetersäure, Kupfer in kochender Schwefelsäure auf; für Kohlenstoff jedoch hat man bisher noch keine Flüssigkeit ausfindig gemacht, welche die Auflösung vollzieht. Der Kohlenstoff bildet offenbar das feste Gerüst der lebenden Natur in der Pflanzen- und Tierwelt, das in seinem Gefüge von keiner Flüssigkeit anastbar ist. So sägsam dieser Stoff in der Verbrennung bei Zutritt des Sauerstoffs ist, so widerstandsfähig bleibt er in Hitze und Auflösungsversuchen.

Zwar hat man vor zwei Jahrzehnten die Bemerkung gemacht, daß die Kohlenstäubchen, welche sich im flammenden Bogen des elektrischen Lichtes von dem negativen zum positiven Pol heben, sich daselbst in äußerst feinen Kriställchen ablagern, die man als Diamantenstaub annehmen könnte; allein die Erscheinung blieb dennoch zweifelhaft und führte zu keinen weiteren Ergebnissen, so sehr man sich heimlich und öffentlich abmühte, den Schätzen der Diamanten-Inhaber einen gefährlichen Nebenbuhler zu schaffen.

Gegenwärtig indessen scheint man diesem Natur-Rätsel endlich auf die Spur gekommen zu sein. In der Sitzung der Royal-Society in London am 26. Februar d. J. berichtete [wie bereits kurz gemeldet] der berühmte Physiker Stokes, daß es dem englischen Chemiker J. B. Hannay wirklich gelungen sei, auf künstlichem Wege Kohlen-Kristalle herzustellen, welche der bedeutende Naturforscher Maskelyne geprüft und als wirkliche kleine Diamanten anerkannt hat.

Die Art und Weise, wie Herr Hannay hierbei verfuhr, läßt sich in Folgendem kurz andeuten. Eine genaue Darstellung des Prozesses ist bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

Herr Hannay bringt in ein Stahlrohr, ungefähr wie ein starkwandiger Flintenlauf gestaltet, einen Kohlenwasserstoff, den er nicht näher angiebt. Wir mögen uns vorläufig Benzol darunter denken. In dasselbe Rohr bringt er auch ein Metall an, welches bei hoher Temperatur und starker Kompression eine große Neigung hat, sich mit Wasserstoff zu verbinden. Dies mag wohl Palladium sein oder Magnesium, wie Herr Hannay angiebt. Das völlig geschlossene Rohr wird sehr stark erhitzt, wodurch ein gewaltiger Druck des gasförmigen Wasserstoffs entsteht, welcher sich mit dem Metall verbindet und den Kohlenstoff frei läßt. Nun aber befindet sich in dem Rohr noch eine nicht näher angegebene Stickstoff-Verbindung, vielleicht Ammoniak, der aus Stickstoff und Wasserstoff besteht. Wenn nun das Metall auch diesen Wasserstoff aufnimmt, so bleibt der frei gewordene Kohlenstoff im stark komprimierten Stickstoff übrig und in diesem Gas löst sich der Kohlenstoff unter dem hohen Druck auf. Nach dem Erkalten entweicht der Stickstoff als Gas und der Kohlenstoff nimmt Kristallform an.

Wie Herr Hannay berichtet, besteht die große Schwierigkeit des Prozesses darin, daß die Röhren, wenn sie auch sehr dickwandig sind, durch den Druck der Gase nicht plagen. Unter 10 Experimenten gelingt kaum eins. Aber gleichviel, der Diamant kann hiernach künstlich dargestellt werden. Männer wie Maskelyne und Stokes sind gute Vürge dieser Erfindung.

Nun gehört zwar unsrerer weder zu denen, welche die Inhaber von Orden mit Brillanten beneiden, noch zu denjenigen, welche mit starkem Gram auf die Entwertung der Staats- und Krondiamanten blicken. Uns interessiert der Fortschritt der Wissenschaft mehr als der Besitz von Prachtgeschmücken. Wir würden denselben auch keine Thräne nachweinen, wenn sie bereinst nicht höher geschätzt würden als die Glasperlen, für welche wilde Völkerschaften schwärmen.

Was uns aber hierbei besonders interessiert, das ist die starke lichtbrechende Kraft des Diamants, der ihn für optische Zwecke sehr wertvoll macht. Wenn erst die Zeit gekommen sein wird, in welcher man künstliche Diamanten für Mikroskope, für Teleskope und für Spektroskope mit großem Vorteil verwenden können, dann wird die Welt Utsache haben sich über den Wertverlust der Schatzkammern zu trüben und wir oder unsere Kinder und Kindeskinder werden sich freuen, wenn man damit das Weltall im Großen und die Welt des Kleinen besser als bisher wird durchforschen können.

(Berliner „Volksztg.“)

Verantwortlicher
Redacteur
F. W. B. 3. d.

Verantwortlicher
Redacteur
F. W. B. 3. d.



Düsseldorf

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 15.

Sonntag, den 11. April

1880.

Weiteres zur Charakteristik des Darwinismus.

Professor Pfaff in Erlangen fertigt in einer populär gehaltenen Schrift die Darwinianer meisterhaft ab, speziell erfährt dabei Darwins Lehre von dem Kampfe ums Dasein und der dadurch gesteigerten Veredelung der Rassen eine drastische Kritik. Als Probe entnehmen wir dem interessantesten Schriftchen folgende Ausführungen aus dem Kapitel über den Kampf ums Dasein.

In einer Gegend leben Wölfe und Hasen; zufällig bekommen einige der letzteren ein klein wenig längere Beine, mit denen sie den Wölfen leichter davonlaufen, und so werden die kurzbeinigen weggefressen. Das nächste Hasengeschlecht hat dann schon etwas längere Beine, unter diesem sind wieder einige mit noch längeren. Auch diese werden nun den Raubtieren eher entgehen und so häuft sich allmählig durch diesen Kampf um's Dasein diese Beinveränderung, wird erblich, und es entsteht eine neue Hasenart mit längeren Beinen. — Dazu gehört aber, daß nur Hasen, und nicht auch Wölfe längere Beine bekommen haben; denn sonst wäre das Verhältnis dasselbe geblieben: kurz- und langbeinige Hasen und kurz- und langbeinige Wölfe. Der „Zufall“ müßte weiter nicht nur die Hasen begünstigt und die Wölfe unterdrückt, sondern auch in diesem von Darwin als Beispiel gewählten Falle ganz genau die Zahlenverhältnisse ausgerechnet haben. Es müssen nämlich gerade so viel langbeinige und so viel kurzbeinige Hasen vorhanden gewesen sein, daß die etwas längerbeinigen allein übrig bleiben konnten. Denn hätten die Wölfe an den kurzbeinigen Hasen nicht genug gehabt — viele Hunde schon sind bekanntlich des Hasen Tod — so wären auch die langbeinigen zuletzt mitverspeist worden. Andererseits durften aber auch nicht zu wenig hungerrige Wölfe da sein: sonst wären ja auch kurzbeinige Hasen übrig geblieben und es gäbe neben den langbeinigen auch noch kurzbeinige. Also so regiert angeblich der blinde Zufall die Welt!

Noch dümmeres Zeug wird im folgenden, auch von Darwin selbst gewählten Beispiele geglaubt. Nach ihm hätten die Stammeltern der Giraffen kurze Hälse gehabt, und die jetzt 7 Fuß langen Hälse der Giraffen wären durch fortgesetzte Hungersnot folgendermaßen entstanden. Die diesen Thieren zur Nahrung dienenden niedrigeren Gewächse waren aufgezehrt oder zerstört. Einige Giraffen aber hatten glücklicherweise etwas längere Hälse; diese konnten noch Blätter an den Bäumen fassen, welche die mit kürzeren Hälse nicht mehr erreichen konnten. So starben die Kurzhälse Hungers, die Langhälse aber blieben am Leben und ihre Kinder bekamen auch alle einen um 1 Zoll längeren Hals. Damit die Hälse nun um einen zweiten Zoll länger wurden, mußte für die Giraffen eine zweite ärgere Hungersnot herbeibringen und so fort, bis die Hälse, wie sie jetzt sind, sieben Fuß lang waren. Wahrscheinlich aber wußten die längerhaltigen Giraffen diese gesteigerten Hungersnöte auch vorans und fraßen in kalter Selbstsucht bei diesem Kampfe ums Dasein immer zuerst

das niedrige Laub weg, damit ihre kurzhalsigen Vettern dann um so kürzer wegtamen. Als endlich der Brodforb für die Giraffen so hoch hing, daß ihre Hälse durch 84 auf einander folgende immer ärgere Hungersnöte zollweise zuletzt sieben Fuß lang geworden waren, da sagte der „Zufall“: „Nun ist's genug, längere Hälse mag ich nicht, die Hungersnöte sollen jetzt aufhören, ich will ihnen den Brodforb nicht mehr höher hängen!“ Und so kam es, daß die Hälse über Giraffen nicht türmhoch wurden und die angebliche unbeschränkte Veränderlichkeit ihre Grenze fand.

Ist das nicht toll? Ist das nicht eine wahre Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes? Und das glauben die Menschen, die nicht glauben wollen, daß Gott den Himmel und die Erde aus Nichts gemacht hat.

Darwin selbst sah ein, daß er dem „Kampf um's Dasein“ mehr zugemutet habe, als er leisten könne. Nun ersann er in seiner Verzweiflung die sogenannte Zuchtwahl. Hiernach giebt nur der Geschmack der Weibchen an irgend einer zufälligen Veränderung eines Männchens den Ausschlag. Denn auch die Tiere haben Geschmack und die Weibchen der Tiere Wohlgefallen an neuen Moden, lehrt Darwin. So waren die Reiher zuerst dunkel, dann wurde es Mode bei diesen Vögeln, weißes Gefieder zu haben, dann wieder dunkel, und diese auf einander folgenden Veränderungen (von denen Niemand etwas weiß) wurden ihrer Neuheit wegen von diesen Tieren selbst bewundert. Die unvernünftigen Tiere wären also am Ende vernünftiger, als die vernünftigen Menschen. (Nach Darwin haben ferner, weil die Zahl der Halswirbel bei der Giraffe mit ihrem sieben Fuß langen Halse nicht größer ist, als bei dem Maulwurf — Maulwurf und Giraffe und Fledermaus und Löwe, alle einen gemeinsamen Stammvater gehabt.)

Nachdem Professor Pfaff diese Aufstellung durch Thatsachen aus der lebenden Natur und Versteinerungen widerlegt hat, sagt er mit Recht: „Und ganz dieselben Menschen, welche bis zum Erscheinen von Darwins Buch die Abstammung aller Menschen von einem Menschenpaare als unmöglich bezeichneten, weil sie der Bibel damit widersprachen, erklärten nun auf einmal, daß nicht nur alle Menschen, sondern alle Affen und Menschen von einem Paare abstammen, und warum? weil dies der Bibel noch mehr widersprach.“

Thatsächlich hat schon das neugeborene Kind des Menschen ein fast doppelt so großes Gehirn als der entwickelteste Affe, ist das Gehirnvolumen bei einer der niedersten Menschenrassen, den Papuas, noch größer als bei den Franzosen, und sind die ältesten, in Höhlen gefundenen Menschenschädel nicht anders als die heutigen. —

Eingehend wird von Prof. Pfaff auch die Frage: „Wie ist die Welt entstanden?“ behandelt; er kommt zu folgendem Resultate: „Der Anfang alles Daseins kann unmöglich allen physikalischen und chemischen Gesetzen entgegen nur durch blinde Zufälle entstanden sein, sondern: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde.“

* * Der Nutzen der Klöster und die materielle Schädigung des Volkes durch den „Kulturkampf“.

Den Katholiken ist in der katholischen Presse wiederholt empfohlen worden, den Aufstiftern des „Kulturkampfes“ ihr Unrecht zu vergeben, aber nicht zu vergessen. Die Erinnerung an die Leiden des „Kulturkampfes“ sollen die preussischen Katholiken in ihrem Gedächtnis bewahren, damit ihre Wachsamkeit sich nicht vermindere. Mag der Liberalismus zeitweilig auch aus seiner dominierenden Stellung im Staate zurücktreten müssen, seine Gesinnung und sein Ziel, die Befehdung der katholischen Kirche, wird er nie verleugnen und aus dem Auge verlieren. Es liegt also alle Veranlassung vor, daß die Katholiken sich das Bild der Zerstörung, welche der Liberalismus als Haupturheber auf kirchlichem und sozialem Gebiet angerichtet zu haben sich rühmen kann, stets vor Augen halten und zu dem Zweck recht oft die Früchte sich vergegenwärtigen, welche aus all den Ruinen hervorgegangen, und sich für Kirche und Staat gleich verberlich erwiesen. Die Früchte des „Kulturkampfes“ sind aber, um es in Kürze zu sagen, auf dem sittlichen Gebiete: gesellschaftliche Zwietracht und Verbitterung, Abnahme der Vaterlandsliebe, des Vertrauens zu der Regierung und der Achtung vor den Gesetzen, Entchristlichung und Entfittlichung in breiten Volksschichten und als Folge davon Entsetzen erregende Beschaffenheit und Vermehrung der Verbrechen; auf dem materiellen Gebiete eine alle bisherige Erfahrung übersteigende Ueberbürdung mit Steuern und Lasten, Verminderung des privaten und Nationalwohlstandes, zunehmende Massenverarmung und Verschmierung des Lebensunterhaltes für den größeren Teil der Staatsbürger.

Wir Katholiken insbesondere müssen uns als die nächsten und am meisten geschädigten Opfer des „Kulturkampfes“ betrachten, wenn wir, abgesehen von den andern allgemeinen Verlusten und Lasten, den Verlust der sittlichen und materiellen Vorteile in Betracht ziehen, welche die Klöster uns verschafften und die durch den „Kulturkampf“ größtenteils vernichtet worden sind.

Aus einer Gesamtübersicht über die durch die Klostergesetze veranlaßten Verluste in Preußen*) ergibt sich, daß in 379 Gemeinden von 1872 bis 1879, also in einem siebenjährigen Kampfe gegen die Orden und Kongregationen 481 Niederlassungen derselben in ihrer segensreichen Thätigkeit teilweise oder ganz gelähmt wurden. 296 dieser Niederlassungen mit 1181 männlichen und 2776 weiblichen Ordenspersonen wurden aufgehoben und zum größten Teil ins Ausland verlegt. Von 407 Klöstern wurden geleitet a. 134 Kinder-Bewahranstalten mit 10,000 zwei- bis sechsjährigen Kindern, b. 150 Waisenhäuser und Rettungshäuser mit 7260 Pflinglingen, c. 730 Klassen von Elementarschulen mit 54,100 Schülern und Schülerinnen, d. 63 Industrieschulen mit 2200 Schülerinnen, e. 75 Töchter Schulen mit 6800 Schülerinnen, f. 61 Pensionate mit 3250 Böglingen und g. 15 Präparandenschulen für angehende Lehrerinnen mit 540 Aspirantinnen. In Summa wurden also von 407 Klöstern gepflegt, unterrichtet und erzogen 84,150 Kinder und Jungfrauen.

Kein Ersatz fand sich für folgende Anstalten: a. 91 Bewahranstalten mit 6160 Kindern, b. 72 Waisen- und Rettungshäuser mit 3240 Pflinglingen, c. 40 Industrieschulen mit 1470 Schülerinnen, d. 27 Töchter Schulen mit 1970 Schülerinnen, e. 47 Pensionate mit 2450 Böglingen, in Summa also für 277 Anstalten mit 15,000 Kindern.

Die Ausführung der Klostergesetze verursachte in 228 Gemeinden 968,070 Mark jährliche Mehrkosten und 71 Gemeinden einen jährlichen Verlust an Geschäftskapital von 2,695,600 Mark, von denen 1,993,500 Mark pro Jahr jetzt dem Auslande zufließen.

Bekanntlich bezogen Schulbrüder und Schulschwesterinnen weder Alterszulagen, noch Vertretungskosten, noch Pension bei Invalidität. Die Klöster verpflegten ihre kranken und abgearbeiteten Mitglieder und sorgten für Stellvertretung umsonst. Veranschlagen wir die Zahl der an Stelle der geistlichen Bekehrkräfte in Waisen-, Elementar-, Töchter- und Präparandenschulen getretenen weltlichen Personen auf 1200, so ergeben sich im Laufe der Jahre für den Staat und die Gemeinde neue und gewiß nicht unbeträchtliche Mehrkosten, die in der oben angegebenen Summe von 968,070 Mark nicht einmal einbegriffen sind. Ebenso wenig enthält diese Summe die Ausgaben des Staates

*) „Die Klöster in Preußen und ihre Zerstörung.“ Von Arn. Bongarz.

zur Errichtung und Unterhaltung neuer Lehrerseminarien, welche die Unterdrückung der entsprechenden Klosteranstalten nötig machte. Weiter beziehen die an Stelle der unbesoldeten geistlichen Schulinpektoren angestellten 177 Kreis- und Provinzialinspektoren an Gehalt 875,000 Mark und 333,471 Mark für Remuneration, in Summa 1,209,221 Mark. Als eine Folge des Kulturkampfes muß man auch die kolossale Vergrößerung des Etats für das Kultusministerium ansehen. Im Jahre 1871 erforderte der Etat dieses Ministeriums 447,750 Mark, der neue Etat pro 1880 verlangt 852,235 Mark, also eine Erhöhung der Steuern gegen 1871 um 404,455 Mark.

Nach genauer Berechnung fällt den sämtlichen Steuerzahlern als Kulturkampfsteuer pro Jahr zur Last die Summe von 2,210,616 Mark.

Für die katholischen Steuerzahler kommen nun noch einige Extrasteuern hinzu. Man muß nämlich hinzurechnen die großen Prozeßkosten und Strafsummen der katholischen Presse, der maigeschwidrig amtierenden Geistlichen, der gegen Staatskommissare rentirenden Kirchenvorstände, (in Posen allein betrugen die Strafgebühren für letztere bis 1876 nicht weniger als 117,415 M.), die Unkosten zur Errichtung neuer Gotteshäuser und Beschaffung neuer Paramente und Kirchengefäße für die an die Handvoll „Alt-katholiken“ gezwungener Weise abgetretenen Kirchen, ferner die durch das Gesetz betreffend die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die katholischen Bischöfe und Geistlichen, den Katholiken erwachsenen Lasten. Im Ganzen werden diese Steuern und Lasten eine Summe von 4,772,686 Mark ausmachen, die also nun die nachweislich jährlich vom Volke aufzubringende Kulturkampfsteuer repräsentieren. In diesen Betrag sind eingeschlossen, außer den bereits angeführten Ausgaben, das Gehalt für die durch Einführung der Zivilehe neugeschaffenen Beamtenstellen u. s. w. mit 500,000 Mark, die Kosten des künftl. Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten mit 36,000 Mark und die Dotation für einen „altkatholischen“ Bischof mit 48,000 Mark.

Die staatlichen Verpflichtungen gegen die katholische Kirche und katholischen Geistlichen betrugen 1878/79 3,276,741 Mark. Davon wurden nur 554,559 Mark, meist für Kultuskosten ausgezahlt.

Um das Bild von der materiellen Schädigung des Volkswohles möglichst zu vervollständigen, verdienen noch die Verluste angeführt zu werden, von denen besonders hervorragend zwei Städte, nämlich die Bischofsstühle Münster und Baderborn, durch den „Kulturkampf“ betroffen worden sind. Bei Münster berechnen sich in Folge der staatlichen „Absetzung“ des Bischofs, durch die Einziehung der Gehälter der Geistlichen, der Zerstörung des Seminars und vieler blühender Klöster, Unterrichts- und Erziehungsanstalten und durch Abnahme des Fremdenverkehrs, die direkten jährlichen Ausfälle in der Einnahme der Stadt auf die ungeheure Summe von 588,000 Mark, die indirekten Ausfälle lassen sich gar nicht berechnen. Bei Baderborn, einer an Handel und Industrie armen Stadt, veranschlagt man die ersteren Ausfälle auf mindestens 450,000 Mark, und wenn die bevorstehende Verlegung des Militärs und des Appellationsgerichts angeführt sein wird, nimmt man an, daß Baderborn fast eine Million Mark jährlich weniger Einnahme haben wird, als es vor dem Jahre 1874 hatte.

Wer vermag nun noch gegenüber solchen absolut schädlichen und beklagenswerten Wirkungen von Siegen und Errungenschaften im „Kulturkampf“ zu sprechen? Werden die Urheber derselben noch den Mut haben, angesichts der Ruinen und Verluste in Kirche, Staat und Gemeinde, und der Wunden, die dem geistigen und materiellen Volkswohl auf Jahrzehnte geschlagen sind, ihres Werkes sich zu rühmen?

Kann der Liberalismus mit seiner absonderlichen nationalen Bildung in Simultanschulen und seiner gepriesenen vom Christenium sich abwendenden Humanität, Ersatz für die fortgeschrittene Gottesentfremdung und Entfittlichung ganzer Volksschichten bieten? Geschichte und Erfahrung sagen: Nein!

Eine Missions-Reise in den Nordpolar-Regionen.

(Von Missionar Hagemann.)

Hammerfest (Norwegen), 31. März.

Am 29. Februar reiste ich von hier mit einem kleinen Küstendampfer nach Borekop und von dort mit einem Schneeschlitten nach Etuebakk zu unserem Missionshause. Die Schwierigkeiten einer solchen Reise zur Winterzeit übergehe ich, weil sie kaum zu beschreiben sind, man kann sie sich kaum vor-

stellen. Unseren eifrigen und guten Missionär, Herrn Rektor Hartmann, sowie die Lehrerin Fräulein Geisler mit 7 Kindern der kleinen Kommunitanten-Anstalt daselbst, fand ich gesund und überglücklich, obgleich sie fast im Schnee begraben waren. Tages darauf besorgte ich meine Inspektionen, um an den folgenden Tagen zwischen Finnen und Lappen in Borekop sein zu können, wo ein sogen. Fahrmarkt gehalten wurde. Daselbst angekommen, war ich in meinem eigentlichen Wirkungskreise und suchte ich mich zwischen den Lappen und Finnen nützlich zu machen. Dieselben kommen zu Hunderten, die sogenannten Berglappen mit Renttierfleisch, und die Finnen mit Butter und Hüpern, eine Art Feldhuhn zum besetzten Markte. Der Transport dieser Waren geschieht durch Renttiere und zwar 25–35 Meilen weit; Interessant ist es, eine solche Karavane kommen zu sehen, aber auch schmerzlich, wenn man weiß, unter welchen traurigen Umständen die Armen mit den wilden Tieren die Schneewüsten durchreisen. Eablich unter vielfachen Gefahren, Hunger und riesiger Kälte am Bestimmungsorte angekommen, lagern sich die Halbfrorenen unter freiem Himmel, schlagen ärmliche Zelte auf und beginnen zu kochen etc. — Die Renttiere dagegen werden freigelassen und einige Hirten mit einer Anzahl Hunden anvertraut. Dieses Alles muß man an Stelle sehen, um sich einen Begriff davon machen zu können. Gefrorenes Renttierfleisch, Hüper, Renttier-Häute etc. werden nun wie Steinhäufen auf Schnee und Eis ausgepackt; zwischen diesem lange, schmale Butterfässer aufgestellt, und so beginnt der Handel, zumeist Tausch-Handel, gegen Mehl, Kaffee, Zucker und Anderes. Von dem bedeutenden Umsatze wird man sich einen Begriff machen können, wenn ich sage, daß mehr als 8000 Hüper an Stelle waren und an 500 Renttiere zum Transporte benutzt wurden.

Der Zweck meiner Reise war, mich mit den Lappen etc. in Verbindung zu setzen, das that ich denn auch, und wie gerne hätte ich gleich eine Tour mit ihnen nach Karasjok und Lantoleino gemacht, wo sich der größte Teil der Berglappen im Winter aufhält; allein ich hatte kein Geld, um das Notwendige zur Reise besorgen zu können. Wäre ich zwischen Euch, meine lieben Landsleute, gewesen, so hätte ich mir das Notwendige gebettelt, nun aber mußte ich darauf verzichten und die ersehnte Reise zu den Armen so lange aussetzen, bis das Notwendige dazu besorgt. Uebrigens ist diese Missionsreise, kurz gesagt, vielfach von Gott gesegnet. Im Bewußtsein dessen bin ich glücklich von meiner Eisreise nach Hammerfest zurückgekehrt. Dankend für die uns vielfach bewiesene Teilnahme und Hilfe, erlaube ich mir namentlich die neu begonnene Kommunitanten-Anstalt in Allen Euren geschätzten Wohlwollen zu empfehlen.

Ein Kriegsabenteuer.

Was ich hier erzählen werde, habe ich von einem Freunde gehört, der sich einige Zeit bei einem Gutsbesitzer in Hinterpommern zum Besuch aufgehalten hatte. Derselbe bemerkte eines Tages unter den Gutsarbeitern einen strammen Burschen mit dem eisernen Kreuz auf der Brust und nahm ihn aufs Korn, um auch einmal Kriegsgeschichte aus dem Volksmunde zu studieren. Weil aber die Pommern nicht von vielem Reden sind, wartete er eine günstige Gelegenheit ab und sorgte für Tabak und ein gutes Glas Bier, so daß es ihm richtig gelang, die schweigsame Zunge zu lösen.

„Ja, Herr,“ sagte der Pommer, „das ist ein wunderlich Ding mit dem Kreuze da, und wenn Ihnen die Geschichte nicht zu lang wird, will ich sie gern erzählen. Für tüchtiges Einhalten habe ich es gekriegt, und zwar von keinem Geringeren als vom König Wilhelm selber; aber was für ein Einhalten das war, sollen Sie gewiß nicht raten.“

Am 2. Dezember 1870 war es, ich werde es mein Lebtag nicht vergessen, denn auf den Tag vorher fällt gerade mein Geburtstag. Unser Regiment hatte die Richtung auf Champigny vor Paris. Meine Kompanie mußte auschwärmen und ich kam in einen kleinen Graben zu liegen, hatte gute Deckung und feuerte gelassen auf den Feind vor mir los.

„Jetzt gilt's, Jungen!“ sagte mir einmal unser Hauptmann, als die Rothosen vor uns immer dichter herausquollen. „Wir müssen sie aufhalten, bis die Kameraden hinter uns heran sind. Schießt, was das Zeug halten will!“

Damit mir die Sache besser zur Hand ist, schützte ich meine Patronentasche aus und packte meinen ganzen Vorrat von Patronen rechts neben mich hin, daß ich nur immer zugreifen brauche, wenn ich lade. Des Franzosenvolks war unterdessen immer mehr geworden; ich habe aber nichts Urgeß und denke

bei mir: wenn das so geht, dann muß jeder Schuß seinen Mann treffen, ohne daß die Kugeln Dir etwas anhaben können. Da läßt unser Oberst, dem die Dinge vor ihm selbst doch zu bedenklich werden mochten, zum Zurückgehen blasen. Ich denke: Aber was, deine Patronen wieder einpacken, ist zu umständlich, und liegen lassen kannst Du das liebe Gut doch hier auch nicht; aufhalten sollt ihr den Feind. Du hast ja ausgeruhete Beine und kannst also besser laufen als die Franzosen. Mag kommen, was will! Du verschießt erst deine Patronen da, dann hast du immer noch Zeit zum Zurückgehen. Als ich im besten Schießen bin, kommt unser Adjutant angesprengt und schreit aus vollem Halse: „Zurück! Zurück! Kerls, habt Ihr denn keine Ohren mehr?“

In dem Augenblicke, da ich den Kopf wende, ist auch der Adjutant schon wieder weit weg, und ich sehe, daß ich ganz allein noch in der Linie bin, vor mir ist aber Alles rot von Franzosen. Der Tausend denke ich, nun wird's Zeit, daß du dich b'ran hältst: Und so feure ich, was gibst du, was hast du, b'rauf los, bis meine letzte Patrone aus dem Lauf ist, und die Franzosen keine zwanzig Schritt mehr vor mir stehen. Jetzt springe ich auf und nehme meine Haken hoch, immer, hast du nicht gesehen, hinter meinem Regimente her. Die Franzosen erheben ein Wutgeschrei, und wie Hagelwetter sausten ihre Kugeln mir über den Kopf: alle gingen zu hoch, und ich komme richtig zu meinen Beuten zurück, ohne daß mich auch nur eine von ihren verwünschten blauen Bohnen geschrammt hätte.

Als ich in meinen Zug eintreten will, sehe ich, daß der Adjutant immer auf unseren Obersten losredet und mit der Hand umherfuchelt. Halt! denke ich, der kann's nicht verbinden, daß du nicht Ordre pariert und gerufen hast: Ich verschieße erst meine Patronen. Aber ich denke weiter: Dange machen gilt nicht! und übrigens sind wir hier doch nicht auf dem Exerzierplatze.

Richtig, unser Oberst war ein kruzbraver Mann, für den wir Alle durchs Feuer gingen — er läßt den Adjutanten stehen, kommt an mich herangeritten, lacht übers ganze Gesicht und sagt: „Sind denn wirklich Deine Knochen noch heil?“ „Zu Befehl, Herr Oberst!“ sagte ich. Dann lachte er wieder und sagte: „Dann kannst Du mehr als Brod essen.“ Damit war die Sache abgemacht.

So dachte ich wenigstens, denn viel Zeit zum Ueberlegen blieb uns nicht. Es war ein wilder Tag, Herr, und wenn ich Alles erzählen sollte, was unser Regiment bis zum späten Abend noch durchgemacht hat, so würde ich heute nicht fertig. Unser einer vergißt das wieder, und ich hätte die Geschichte mit den Patronen auch längst vergessen, wenn der Adjutant nicht gewesen wäre. Den möchte es ja wohl verdrießen, daß ich ohne Verweis davongekommen war, und er hätte ja auch meinetwegen mir hinterdrein eins anbrummen können, ich hätte den Mund gehalten und meinen Wischer in die Tasche gesteckt. Aber daß er die Sache so weit treiben würde, hätte ich nimmermehr gedacht.

Daß ich es kurz erzähle: Am folgenden Nachmittage hieß es mit einem Mal, der König sei da, um das Schlachtfeld von gestern zu besehen. Wir mußten antreten, und als der alte Herr an uns vorüberfuhr und uns freundlich grüßte, da schrien wir nicht schlecht Hurrah! Eablich war auch das vorüber; wir warteten nur noch auf den Befehl zum Auseinandertreten, und ich freute mich im Stillen auf mein Mittagessen, denn ich hatte ein Gericht Kartoffeln bei Seite gebracht und einen heidenmässigen Hunger.

Da kommt plötzlich unser Adjutant auf mich los, lacht mich an und sagt, ich solle auf der Stelle da- und dahin kommen, Se. Majestät wolle mich sprechen. Ich denke, der Schlag soll mich rühren; aber ich wollte mir nichts merken lassen und antwortete: „Zu Befehl! Ich habe nichts Böses begangen!“

Da grinst mich der Adjutant wieder an und dreht an seinem Schnurrbart, als wolle er sagen: „Wirft schon sehen, was aus der Geschichte mit den Patronen wird! Morgen werden wir uns weiter sprechen.“

Was soll ich's leugnen? Mir schlotterten meine Knie, als ich hinging, solch ein Schreck war mir in die Glieder gefahren; aber ich tröstete mich unterwegs und dachte bei mir: Du hast nichts Böses begangen und wolltest doch die Patronen nicht unkommen lassen.

So fährt man mich denn vor ein Haus, wohl das einzige, das in Champigny noch einigermaßen heil war. Als ich eintrete, komme ich zuerst in einen Saal; da stand eine große Tafel gedeckt und das roch um mich her so lieblich, daß mir ordentlich das Wasser im Munde zusammenlief. Im Zimmer

daneben, dessen Thür halb offen stand, waren lauter Prinzen und Generäle und mitten darunter König Wilhelm selber. Ich sehe mir so mit meinem hungrigen Magen die Tafel an und denke eben: Wer doch hier mitessen könnte, der brauchte sich in seinem Quartier nicht erst Kartoffeln zu schälen! Da hatte man mich auch schon beim König gemeldet und ich muß ins Nebenzimmer hinein.

Jetzt kommt der König auf mich los und steht mich so freundlich an, daß mir gleich das ganze Herz aufgeht und sagt zu mir: „Mein Sohn, wie war die Geschichte gestern mit Deinen Patronen? Erzähle mir einmal Alles ganz genau, was Du davon noch weißt!“

„Zu Befehl, Ew. Majestät,“ sagte ich, „das will ich thun.“ Und nun fange ich an, Alles haarklein zu erzählen, wie ich im Graben gelegen hätte und alle meine Patronen neben mir, und wie ich das Signal zum Zurückgehen wohl gehört, aber das liebe Gut doch nicht hätte umkommen lassen wollen, und wie der Herr Adjutant angesprengt gekommen wäre und geschrien hätte: „Zurück! Zurück! Kerls, habt Ihr denn keine Ohren mehr?“

Ueber dem Erzählen aber war mir alle Angst vergangen, und ich sprach, wie mir der Mund gewachsen war und sagte: „Herr König, zum Komplimentenmachen war keine Zeit, und man konnte auch vor dem Geknalle sein eigenes Wort nicht hören, da habe ich mich umgedreht und gerufen: „Ach was! Ich verschleße erst meine Patronen hier!“ Das ist das Ganze gewesen, Ew. Majestät, weiter habe ich nichts verbroschen.“

Da lachte der König über sein ganzes Gesicht und hat mich auf die Schulter geklopft und gesagt: „Das hast Du brav gemacht, mein Sohn!“

Halt, denke ich, jetzt hast du Oberwasser! Nun soll dir der Adjutant nur kommen! Damit, meinte ich, sei es genug und ich könnte „Rechts um kehrt“ machen. Da sagt der König noch zu mir: „Hast Du schon zu Mittag gegessen, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Ew. Majestät!“ antwortete ich, „ich bin noch mundnüchtern.“ „Und hast wohl tüchtig Hunger?“ fragte der König weiter.

„Zu Befehl!“ sage ich, „aber der Durst ist auch nicht schlecht.“

Da lachte der König wieder und sagte, dann solle ich bei ihm mitessen. Nun mußte ich mich mit an die große Tafel setzen, und ehe ich mir's versah, hatte ich einen Teller mit Erbsuppe vor mir. Siehe da! denke ich, wie ich den ersten Löffel voll koste, die ist nicht von Berliner Erbswurst gemacht! Schade nur, daß der Teller nur halb voll ist!

Ich möchte wohl auch mit den paar Löffeln zu halb fertig geworden sein, denn der König rief über den Tisch: „Möchtest Du auch noch etwas Suppe haben, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Ew. Majestät!“ sage ich, „wenn noch ein Bißchen da ist?“

Da lachten die Herrschaften alle, und der König winkte einem Feldjäger oder so einem Leibkammerdiener, was weiß ich, was für einen Titel die Kerle haben, und der bringt mir nun auch noch einen tüchtigen Teller voll Erbsuppe. Ich bin denn nicht schlecht darüber her und lasse es mir gut schmecken.

Wie ich im besten Essen bin, geht die Thür auf, und es bringt einer auf einer großen Schüssel einen mächtigen Braten herein und setzt ihn auf einen Tisch, der rechts von der Wand ganz in meiner Nähe stand, und ein anderer Herr tritt an die Schüssel und säbelt mit einem großen Vorlegemesser Stück auf Stück von dem Braten herunter. Sie da, denke ich, der ist gar nicht schlecht! Mit dem Verhungern hat's heute hier keine Not! Ist das eine Kalbskeule oder ein Rinderviertel?

Ich hatte aber nicht viel Zeit zum Nachdenken, denn die Andern waren mit ihrer Suppe schon fertig, und ich mußte mich daran machen, daß ich es auch wurde. Sowie ich aber den letzten Löffel in den Mund gebracht hatte, war auch im Nu mein Suppenteller fort, und ehe ich mich recht besinnen kann, da reicht mir wieder so ein Feldjäger, oder was er war, eine Schüssel hin, die der Herr am Nebentische eben wieder bis an den Rand voll von dem großen Braten heruntergefäbelt hatte.

Ich nehme die Schüssel in meine beiden Hände und setze sie vor mich hin. Sieh da, denke ich, der hat's dir bequem gemacht; das sind ja lauter Appetitshäppchen, da brauchst du nicht lange zu kauen! Ein Bißchen viel ist's freilich, aber

der Mann meint es gut mit dir und wird's dir wohl angesehen haben, daß du einen rechtschaffenen Hunger hast. Vielleicht hat er auch gedacht, er will dir gleich genug geben, damit er nicht wie bei der Suppe zweimal zu kommen braucht.

Dann fange ich an, tüchtig auf die Schüssel los zu essen und nehme dem Feldjäger auch noch so ein Assiettagen mit Kartoffeln ab und stelle es neben meine Schüssel.

Da sehen mich Alle am ganzen Tische mit großen Augen an, denn sie möchten wohl denken: „Die Schüssel voll zwingt er nimmermehr!“ Aber der König möchte seine Pommeren besser kennen, denn er lachte laut und sagte bloß: „Brav, mein Sohn, laß es Dir gut schmecken, und vergiß auch das Trinken nicht!“

Ich aber sah da, und die hellen Schweißtropfen standen mir auf der Stirne; denn die Augen waren diesmal doch größer gewesen als der Magen; aber ich dachte: „Hier darfst du dich nicht lumpen lassen, sonst wirst du vor der ganzen Gesellschaft zum Spottel!“ Und so aß ich, daß mir der Schweiß über die Stirne und an den Schläfen herunterlief, bis ich die Schüssel rein abgeputzt hatte.

Da lachte der König recht herzlich, sah mich an und rief über den Tisch: „Brav, mein Sohn, möchtest Du auch noch ein Stück Braten haben?“

Mir aber war so wohl um's Herz und so wunderbar im Kopf geworden; denn mein Nachbar hatte mir immer brav eingeschenkt, und ich lachte den König wieder an, und es fuhr mir so heraus: „Zu Befehl, Ew. Majestät, wenn noch ein Bißchen da ist!“

Da pläzte die ganze Tischgesellschaft laut los vor Lachen, und unser lieber König lachte auch, daß er sich die Seiten hielt und sagte: „Nein, nein, laß gut sein, mein Sohn! Für heute ist's genug! Ich bin mit Dir zufrieden! Jetzt kommt ein anderes Gericht zum Nachtsch.“

Dabei winkte er einem Herrn, der neben ihm saß. Der stand auf, kam auf mich zu und hing mir das Ding an die Brust.

So habe ich mir mein eisernes Kreuz ehrlich verdient mit Einhalten, lieber Herr, denn sauer ist es mir bei meiner Schüssel geworden, das können Sie mir glauben. Wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht mehr; aber so ein Königswort macht Alles gut, denn am anderen Morgen hat mir der Adjutant die Hand geschüttelt und keine Silbe wieder von den Patronen erwähnt, und wir sind den ganzen Feldzug hindurch die besten Freunde gewesen.

Vermischtes.

* Alte Inschriften erfreuen uns nicht selten durch ihre kernige Kürze, durch ihren tiefen Gehalt an praktischer christlicher Moral und Lebensweisheit. So auch die nachstehenden, welche sich auf dem gräflich Fürstenbergischen Schlosse Adolfsburg im oberen Sauerlande vorfinden. Die Originale sind in lateinischer Sprache abgefaßt, wir geben sie verdeutscht wieder. Die Worte der Inschriften am Thorhause lauten: „Wahren Freunden steht offen das Thor, es schließt sich den Falschen.“ — Am Kamin des großen Rittersaales finden wir auf der linken Seite vermerkt:

Sieben gute Angewohnheiten.

Im Privatleben Nüchternheit.
Im öffentlichen Leben Aufräumtheit.
Unter Genossen Gutthätigkeit.
Unter Fremden Zuverlässigkeit.
Bei Günstigem und Widrigem Gleichmütigkeit.
In schwerem Unglück Wohlstandigkeit.
Unter Wohlthunern Charakterfestigkeit.

Rechts finden wir:

Sieben schlechte Angewohnheiten.

Geschwätzigkeit bei der Mahlzeit.
Der empfangenen Wohlthat Vergessenheit.
Unter Unbekannten Unmaßlichkeit.
Gegen den Armen Verächtlichkeit.
Hochmut gegenüber der Freundlichkeit.
Bei fremder Not Hartherzigkeit.
Gegen besseren Rat Hartnäckigkeit.

Verantwortlicher
Redacteur
S. B.) W. 3 e d.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 16.

Sonntag, den 18. April

1880.

** Kulturgeschichtliches.

In der Urzeit lebten es die in Barbaree gesunkenen Menschen, sich gegenseitig zu verspeisen. Später fragten sie sich nur mehr symbolisch. Der ägyptischen Sage nach entzündete Osiris die Menschen ihrer selbst dadurch, daß er sie die von Isis gefundene bisher unbeachtet unter den Gräsern wuchernde Kornpflanze verarbeiten, d. h. die Körner zerreiben, das Mehl rösten und zu Brot backen lehrte. Der Brotlaib erhielt aber die Form des menschlichen Leibes, den er nunmehr bei Opferungen symbolisch vertrat. Man braucht indes nicht gerade alle symbolischen Speise-Namen auf verdächtigen Ursprung zurückzuführen. Wenn die Dresdener „arme Ritter“ in „Glücksfett“ backen, oder die Oesterreicher „Bubenschenkel“, „Matrosenbraten“ und „Jungfernbraten“ verzehren, so hat das wohl kaum eine urgeschichtliche Bedeutung. Das Wort „Brezel“ kommt wohl weniger von brachia = Arme her, als von „precuncula“, den kleinen „Sebetuchen“, welche die Geistlichen früher den Kindern für gut gesprochene Gebete zu geben pflegten. Sie hatten die Form eines Ringes mit einem Kreuz darin und sollten nur in der Zeit vom Advent bis zu Ostern gebacken werden, daher der Name „Fastenbrezel“ noch jetzt üblich ist.

Ein außerordentlich interessantes Buch von Euphemia v. Rudriaffsky: „Die historische Küche“ (Harleben's Verlag), gibt mit bewundernswerter Fachgelehrsamkeit und feinstem Sachverstande über die unabsehbare Skala von Genußmitteln Kunde, auf welche die verschiedenen Völker seit Anbeginn verfallen sind.

„Staub soll er fressen wie meine Nahrung, die berühmte Schlange“, sagt Mephisto, und noch jetzt findet man bei dem südamerikanischen Volke der Otomaken eine merkwürdige Vorliebe für kleine Thonkugeln, die sie in der Regenzeit, wo die starken Ueberschwemmungen ihnen die Fischezeit behindern, in Masse verzehren, aber auch sonst gern als Dessert nachspelsen, wie wir unser Würfelchen Käse. Lebendig pflegt der civilisierte Europäer die armen Austern zu verschlucken. Die Chinesen haben ein anderes lebendiges Gericht, das höchst tragikomisch ist. Die Frau des englischen Geistlichen Mr. Gray in Kanton berichtet darüber in einem unlängst erschienenen Buche. Topsy shrimps (betrunkene Krabben) nennt Frau Gray das verrückte Gericht. Die Krabben werden einige Stunden vor Tisch lebendig in eine porzellanene, mit Wein gefüllte Schale gethan. Bei der Tafel wird der Deckel von der Schale abgenommen, und die Krabben springen heraus und auf dem Tisch umher. Mit den statt Messer und Gabel gebrauchten Gabeln fängt der gewandte Chinese sie schnell ein und — ißt sie lebendig. Merkwürdig ist auch, daß die Chinesen kein Rindfleisch mögen, und zwar aus Hochachtung vor den Ochsen, die Confucius für den Ackerbau so nützlich fand, daß er sie zu schlachten verbot. Entgegengesetzte Gründe hatte wohl das Verbot des fetten Schweinefleisches bei verschiedenen südlichen und orientalischen Völkern. Die praktische Erfahrung hatte eben den Genuß des-

selben im heißen Klima mit und ohne Trichinen als oftmals schädlich erscheinen lassen. Indes die Geschmäcker der Menschen sind verschieden, und während im Orient der Genuß von Schweinefleisch vielfach verboten war, galt den alten Germanen das Schwein geradezu als himmlisches Gericht, als spezielle Speise der Seligen. In der „Edda“ wird den Helben versprochen, daß Odin sie in Walhalla mit Fleisch von wilden Schweinen bewirten werde, die, jeden Tag frisch geschlachtet, jeden Morgen wieder auferstehen. Arme Schweine! Dieselbe Vorliebe für das Schweinefleisch findet man im Mittelalter bei Rittern und Bauern wieder. Keine ritterliche Festtafel ohne den schön geschmückten Eberkopf als Prachtstück. Die Bauern aber sagten: „Wenn eine Sau Federn hätte und könnte über einen Baum fliegen, übertrüge sie alles Gevögels und Federspiel.“

Den vollsten Gegensatz zu den Chinesen mit ihrer Verachtung des Rindfleisches bilden die Engländer. Die Hochachtung dieser für die Familie Ochse war schon in frühern Zeiten so groß, daß ein Prinz einmal feierlich ein schönes Rinderlebensstück, englisch loin, mittels dreier Schwertstreich zum Sir Loin, zum Ritter zu schlagen sich bewogen fühlte. Noch jetzt findet man bisweilen auf englischen Speisezetteln Abkürzungen dieses edlen Bratens als „Baron Beef“ bezeichnet. Aber was ist so ein englisches Roastbeef auch für eine Pracht! In Europa waren nur bei den Bozoniern, als diese noch auf dem Kriegspfade wandelten, ähnlich delikate am offenen Feuer mittels des Spießes geröstete Hammelstecken anzutreffen, die dem englischen Ham Konkurrenz machen durften. Steak und Ham sind glückliche Erbschaften der Zeiten Homer's. O Homer, du Götterkinder, wer mag es dir gleich thun! Diese Art zu braten beruht auf dem Kunstvorteile, wie uns Euphemia v. Rudriaffsky belehrt, dem Fleisch gleich anfangs durch eine schnell einbringende Hitze einen Ueberzug zu geben, welcher die Verdunstung der edlern im Fleisch enthaltenen Säfte und Salze während der nachfolgenden langamen Erhitzung hindert. Den Gipfel des Raffinements hat nach der Meinung von Euphemia v. Rudriaffsky die Kochkunst in Rom unter den Kaisern etwa zur Zeit des berühmten Kochs Apicius erreicht. Professor L. Friedländer verifiziert dagegen in einem interessanten Aufsatz der „Deutschen Rundschau“: „Zur Geschichte des Tafel-Luxus“, dies sei keineswegs der Fall, und in der That erhellt die Fortentwicklung der Kunst des Genießens aus dem eigenen Werke unserer Autorin.

Nach Friedländer beruhen die Aeußerungen römischer Schriftsteller wie Varro, Seneca und Plinius über den Luxus der Tafel, durchwegs übertreibend und rhetorisch gefärbt, vielfach auf überstrenge oder geradezu törichte Auffassungen, nach welchen zum Beispiel der Gebrauch ausländischer Nahrungsmittel überhaupt als verwerflich, das Köhlen von Getränken mit Schnee als naturwidrig und die künstliche Spargelzucht als Beweis einer monströsen Schlemmererei erschien. Wenn diese und andere Autoren gegen das „Durchsuchen aller Länder und Meere nach Leckerbissen“ eifern, so sei ihre sittliche Entrüstung einerseits durch vereinzelte Extravaganzen, andererseits und hauptsächlich durch nichts Anderes veranlaßt, als daß in Rom außer

den übrigen Produkten aller Länder auch deren Nahrungsmittel und Leckerbissen auf den Markt kamen und einen guten Absatz fanden. Die ungeheuren Summen, die einzelne Gastmähler kosteten, wurden nicht sowohl für die Bewirtung als für die gesamte prächtige Ausstattung solcher Feste ausgegeben. Diese Pracht ist in neuern Zeiten oft genug überboten worden, und das Gleiche gilt auch von den im alten Rom für einzelne Leckerbissen gezahlten hohen Preisen. Wenn unter Kaiser Liberius ein ungewöhnlich großes Exemplar eines feinen Seefisches mit mehr als 1000 Mark nach heutigem Gelde bezahlt wurde (beiläufig gesagt, von einem Manne, der entweder Vice-König von Aegypten oder der Sohn eines solchen war), so erregte eine derartige Extravaganz auch damals das größte Aufsehen. Uebrigens erschien bei den von Potemkin im Jahre 1791 in Petersburg gegebenen Ballen (deren jeder 14,000 Rubel gekostet haben soll) auf der Tafel stets eine Fischsuppe im Wert von 1000 Rubel in einem 300 Pfund schweren Silbergefäß, und die Kosten einer von der Stadt Genf dem Erzkanzler Camoaceres gesandten Niesen-Forelle nebst Sauce sollen vom Rechnungshof auf 6000 Francs veranschlagt worden sein. Ueberhaupt ergibt eine Vergleichung des römischen Tafel-Luxus mit den späteren Zeiten, daß der erstere auf die für ihn obligat gewordenen Bewörter „fabelhaft“ und „beispiellos“ durchaus keinen Anspruch hat.

Im fünfzehnten Jahrhundert galten die Nürnberger und die Wiener Küche als die besten. In Nürnberg achtete man die Küche so hoch, daß es in reichen Häusern Brunt-Küchen gab, in denen gar nicht gekocht, sondern nur das kostbare Küchengeräth zur Schau gestellt, das Brennholz durch schön behobelte und hurt gebeitzte, an den Enden mit blankem Messing beschlagene Scheiter dargestellt war. Im Schloßchen Tiefurt bei Weimar ist noch jetzt eine solche Schanküche zu sehen. Eines der interessantesten Kochbücher des Mittelalters ist wohl das von Philippine Welser eigenhändig geschriebene in der Wiener Hof-Bibliothek. Besonders bemerkenswert ist das von Desterreich der berühmte schlesische Schöpfer gewesen zu sein, von dem die Verse bekannt sind: „O Scheps, Scheps! te libenter bibit omnis plebs.“ Zuckersachen wurden früher in den Küchen selbst oder bei den Apothekern gemacht. Zuckerbäcker bestanden im Mittelalter nicht. Kaiser Max I. brachte im Jahre 1514 seine Zuckerbäcker, Ferdinand I. 1522 seine Kompottreier (Zuckerbäcker) aus den Niederlanden. Von dort verbreiteten sie sich nach Italien und Deutschland und kamen gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach Wien.

Die Jesuiten haben sich auch ein Verdienst um die moderne Kochkunst erworben. Durch sie hielt nämlich der Truthahn seinen Einzug in Europa. Er ist der Geburt nach ein Amerikaner, seine Heimat sind die Prairien Mexikos. Zuerst führten sie ihn in Spanien, später in Frankreich ein, wo er das erste Mal beim Hochzeitsmahle Karls IX. als Braten erschien. Auf einer dem Jesuiten-Orden gehörenden Meierei bei Bourges wurde eine Truthahn-Züchterei eingerichtet, und von dort aus fand er Eingang in Deutschland.

Im sechszehnten Jahrhundert nahm Italien in der Kochkunst ebenso unbestritten die erste Stelle unter den Ländern Europas ein, wie in allen übrigen Künsten. Unter Ludwig XIV. übernahm Frankreich die Führung, namentlich aber war das achtzehnte Jahrhundert die Zeit der großen Küche und der großen Köche. Die höhere Gesellschaft in Deutschland folgte den französischen Vorbildern. Lady Montague wurde bei ihrem Aufenthalt in Wien 1716 bei Gastmählern des hohen Adels wiederholt mit mehr als fünfzig in Silber angerichteten Schüsseln und einem entsprechenden Nachtisch auf dem feinsten Porzellan bewirtet, wozu öfter bis achtzehn feine Weinsorten gereicht wurden, von welchen Verzeichnisse neben den Bedecken lagen.

Die Küche hat ihre Helden und ihre beklagenswerten Opfer. Heinrich I. von England aß sich an Lampreten (Fischen) zu Tode. Vasco v. Verulam befaßte sich auch mit kulinarischen Forschungen. Mittelfst des Schneez wollte er die Verwesung aufhalten und er machte an einem Huhn Experimente im strengen Winter, wobei er sich so erkältete, daß er nach einer Woche starb. Zuvor jedoch hatte er der Nachwelt seine Entdeckung mitgeteilt. Der Leibkoch Batel tötete sich aus Kränkung über ein etwas verunglücktes Diner, welches er dem großen Conté 1671 für Ludwig XIV. zu Chantilly anrichten sollte. Das Hauptunglück war, daß die aus allen Häfen verschriebenen Seefische nicht eintrafen. „Der große Batel,“ so berichtet Frau von Sévigné, „dieser Mann von einer so hervorragenden Begabung, dessen Kopf alle Sorgen einer Staatsver-

fassung in sich zu fassen hingereicht hätte, konnte die Schmach, die ihm, wie er glaubte, bevorstand, nicht ertragen: er hat sich erstochen.“

Daß der gesteigerte Weltverkehr im neunzehnten Jahrhundert auch den Tafel-Luxus im Allgemeinen noch weiter gehoben hat, dafür bringt Friedländer den Speisezettel des Festessens bei Gelegenheit der Kochkunst-Ausstellung in Berlin im Jahre 1877 als Beweismittel bei. Es gehörten zu den aufgetragenen Gerichten unter Andern: Perigord-Trüffel, Austern von Kocher de Cancale, Caviar von der Wolga, Forellen aus dem Garbafsee, Sterlets aus dem Schwarzen Meere, Genölemer aus dem Blalowicz Forst, indische Vogelnester aus Bombay, Langusten aus Ostende, Schnepfen aus den Pyrenäen, schottische Rebhühner, Wachteln aus Florenz, italienische Birnen, Tiroler Aepfel, spanische Weintrauben. Ein Lakullus hätte im alten Rom eine solche Speisekarte in der That nicht zusammengebracht und dem Kaiser Joseph wäre sie gewiß ein Gräuel gewesen, denn dieser war ebenso entschriebener Feind alles Aufwandes, daß er ein Lustspiel von Großmann: „Nicht mehr als sechs Schüsseln“, welches die Verschwendung des Adels scharf geißelte, demonstrativ aufführen und sich selbst nie mehr als sechs Schüsseln zum Mittagmahl auftragen ließ. In der That genügen einfache Ingredienzien zu den schmackhaftesten Gerichten und wenige nahrhafte Gerichte zu gesunder Mahlzeit. Mancher wäre schon mit Einer Schüssel zufrieden, der hungern muß, schöne hungern, weil der grausame Arzt ihn mit Diät-Vorschriften zu peinigen sich bewegen findet.

Aus Palästina.

Gaza, 19. März.

Während der ersten Hälfte dieses Monats ging es in Palästina sehr stürmisch her. Anfangs war es der sogenannte Bischlik, welcher wohl nicht bloß die Bewohner von Palästina, sondern alle Inhaber von Bischlikten im ganzen ottomanischen Reiche in nicht geringe Aufregung versetzte. Der Bischlik ist eine türkische Silbermünze, welche bisher einen Nennwert von einem halben Gulden hatte, obwohl sie in Wirklichkeit kaum einen Viertelgulden wert ist. Einige Tage vor dem 1. März der Griechen, mit welchem in der Türkei das politische Jahr beginnt, scheinen die Geldmänner der Türkei in Erfahrung gebracht zu haben, daß es mit den Bischlikten nicht mehr recht geheuer sei. Darum wollte in Gaza am 8. März kein Mensch mehr den Bischlik an Zahlungsstatt annehmen. Der Kaimakan (das Stadtoberhaupt) schickte nun einen Anrufer auf den Bazar und ließ bekannt machen: „Wer den Bischlik nicht wie bisher an Zahlungsstatt annimmt, wird eingesperrt und muß noch Strafe bezahlen.“ Der Bischlik erhielt nun an demselben Tage einen erzwungenen Kurs. Dies dauerte jedoch nicht lange, und seit dem 10. März konnte man keinen Bischlik mehr anbringen. Die meisten Händler machten ihre Buden gar nicht mehr auf, die übrigen verkauften nur auf spätere Rechnung. Dabei war bisher in Gaza eine Menge ägyptischer Kupfermünzen in Umlauf, welche an einem Tage ihren vollen Wert verloren haben. Da hätte man nun das Geld der armen Leute sehen sollen. Dieselben begaben sich scharenweise auf das Serail, zerrissen ihre Kleider, rauchten ihre Haare aus, weinten und jammerten: „Selbst um das Geld bekommen wir nichts mehr.“ Sie erreichten weiter nichts, als daß den Kupfermünzen der fünfte Teil ihres bisherigen Wertes belassen wurde. Dazu stellte sich noch am 12. März ein gewaltiger Sturmwind ein, welcher ein lange andauerndes Regen- und Hagelwetter zur Folge hatte.

Endlich kam der erste März der Griechen, an welchem der Bischlik die Hälfte seines Wertes verlor. Gar Mancher hat an diesem Tage die Hälfte seiner Barschaft verloren, war jedoch froh, wenigstens die andere Hälfte noch gerettet zu haben. Handel und Verkehr kam nun wieder in Gang. Den unbeholfenen Bischlikten weinte Niemand eine Thräne nach. Jene, welche der Bischlik um einen Teil ihrer Habe gebracht, haben nur den Trost, daß die Regierung dabei am meisten verloren hat. Unterdessen heulten die Winde fort und fort, ein Regenguß folgte dem andern, das Meer toste, daß man es stundenweit hören konnte und am 15. März hagelte es wenigstens acht Mal, ohne jedoch einen Schaden zu verursachen. Endlich am 17. März heiterte sich der Himmel so weit auf, daß man wieder ins Freie gehen konnte. Wir schauten auf das Gebirge Juda hinauf und sahen es mit Schnee bedeckt. In der Umgebung von Gaza sieht man jetzt nichts als wogende Getreidefelder und auf dem Bazar verkauft man

schon reife Gerste. Erstaunlich ist es, was die Natur mitunter hier zu leisten im Stande ist. Aus einem Korne Gerste wachsen mitunter 10 bis 20, ja sogar 25 bis 30 Stengel heraus; rechnet man die vollkommen ausgereifte Aehre zu 72 Körnern, so erzielt man dabei unter günstigen Umständen einen 1000- bis 2000fältigen Ertrag.

Die Beduinen des südlichen Palästina wurden vor einigen Monaten durch eine außerordentliche Naturerscheinung erschreckt. Sie sahen nämlich bei heiterem Himmel eine Wolke aus der Erde emporsteigen und sich allmählig vergrößernd gegen Himmel sich erheben, wie eine Säule. Darauf sah man Feuerflammen am Rande derselben und hörte zugleich ein donnerartiges Getöse, welches man anderthalb Tagreisen weit vernahm. Dabei verbreitete sich ein unansprechlicher Gestank, womit die ganze Erscheinung endete. Die Leute näherten sich nun dem Schauplatz der Erscheinung und fanden eine runde Oeffnung im Boden, mit einem Durchmesser von 20 Ellen und einer ungeheuren Tiefe. Die erschrockenen Beduinen schlachteten nun 100 Schafe. Eine ähnliche Naturerscheinung mag wohl auch beim Untergange von Sodom und Gomorrha mitgewirkt haben, welche Städte nicht ferne vom Orte der Erscheinung lagen. Ein Beduine erschoss vor einigen Wochen einen Soldaten, worauf die Regierung die Verwandten des Mörders und einen Scheik von jedem Stamme einsperren ließ, um auf diese Weise des Mörders leichter habhaft zu werden. Zugleich verlangte sie eine Besatzung von 400 Mann. Bisher fand sie den Mörder nicht und auch die Besatzung läßt noch immer auf sich warten. In der Türkei geht eben alles langsam.

Neulich hätte es in Gaza in der Moschee des Scheik Haschem beinahe einen Aufruhr gegen die Christen gegeben, weil ein Protestant daselbst sich das Rauchen nicht wehren lassen wollte. Kürzlich war eine Karawane von 13 jungen Engländern aus London hier; gestern langten wieder 10 Engländer hier an. Der Superior des griechisch-schismatischen Klosters von Gaza, hat sich, wie man sagt, in Jerusalem über die Auferstehungsstiche hinabgestürzt. Sein Posten ist bisher noch nicht besetzt worden. Der protestantische Pastor hat neulich auf dem Bazar einen Polizeisoldaten geprügelt und einen Sklaven aus den Händen seines Herrn errettet, zum großen Verger der Türken. Uebrigens hat er bisher meines Wissens keine Prose-lyten gemacht, wohl aber viel Schulden, wie man sich hier erzählt. Mit den Aivalen der katholischen Mission Gaza steht es demnach nicht am Besten. Dieser Tage starb ein Katholik hier in Gaza, was uns einige Verlegenheit bereitete, da wir keinen Friedhof haben; die Griechen gestatteten indessen bereitwillig die Beerdigung der Leiche auf ihrem Gottesacker und stellten uns alles dazu Erforderliche zur Verfügung. Bei Gelegenheit des kommenden Ostersfestes werden wir Einige von den Griechen, welche katholisch zu werden verlangen, in die Kirche aufnehmen. Es sind einige Männer mit Familie.

Der Balk von Damascus und der Pascha vom Libanon arbeiten wieder an der Herstellung fahrbarer Straßen zur großen Freude der Bevölkerung. Die Straße von Tripoli nach Batafia ist schon fertig, und nun soll von Tripoli bis Beirut und von Beirut bis Saïda eine Straße hergestellt werden. Vielleicht denkt man auch in Palästina bald an die Herstellung fahrbarer Straßen. Die Straßen erfordern aber auch Wagen; sonst werden sie bald wieder eingehen, wie die Straße von Sictora nach Daalbet, die mit Gras überwachsen ist, weil Niemand darauf fährt.

Deutschland und Rußland.

Ueber die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland erscheint, wie wir aus der „N. freien Presse“ ersehen, im Verlag von Duncker und Humblot in Leipzig ein Buch, welches Aufsehen erregen dürfte. Der Verfasser sucht die veränderte Lage zu erklären, welche namentlich seit vorigem Herbst zwischen Deutschland und Rußland eingetreten ist und geht zu diesem Zwecke auf die Vergangenheit zurück. Er sucht dabei den Beweis zu führen, daß die alte preussisch-russische Freundschaft das Glend der deutschen Kleinstaaterie und des preussisch-österreichischen Antagonismus zur Voraussetzung hatte, daß die Wetterfristung dieser Allianz bis in unsere Tage das Werk einer vorübergehenden Interessengemeinschaft gewesen ist, daß diese Gemeinschaft aber zusammenbrechen mußte, sobald die wahren und dauernden Interessen beider beteiligten Staaten zum Ausdruck kamen.

Der Verfasser fährt aus, wie man sich in Preußen immer Rußland gegenüber von dem Gefühl der Dankbarkeit, der Was-

fengenoffenheit in trübigen Tagen und der verwandtschaftlichen Beziehungen leiten ließ, wie man dagegen in Petersburg diese Gefühle nicht erwiderte, sich vielmehr durch den unerbittlichen Eigennutz leiten ließ. Es wird eine Denkschrift des Kaisers Nikolaus aus dem Jahre 1848 mitgeteilt, in der es beklagt wird, daß König Friedrich Wilhelm IV. erklärt hatte, daß Preußen von nun an in Deutschland aufgehen solle. Um diesen Schritt zu verhüten, spricht Kaiser Nikolaus die Meinung aus, daß der damalige Prinz von Preußen (Kaiser Wilhelm) sich diesen Absichten des Königs nicht unterwerfen dürfe; er müsse vielmehr seine unveräußerlichen Rechte zurückfordern, und zwar mit den Waffen in der Hand. An der Spitze der ihm ergebenen Truppen könnte der Prinz nach Berlin marschieren, den König befreien, zum Herrn der Hauptstadt werden und „mit den Glenden, welche daselbst herrschen, kurzen Prozeß machen.“ Hat der Prinz von Preußen dagegen die Schwäche, jetzt nach Berlin zurückzukehren, wo der öffentliche Geist sich ihm gegenüber in so infamer Weise gezeigt hat, so wäre das meiner Meinung nach ein unverzeihlicher Fehler.“ — Bekanntlich ging aber der Prinz doch nach Berlin. Noch während seines freiwilligen Exils in London sei ihm von dem russischen Botschafter Baron Brunhoff ein Plan vorgelegt worden, der sich der Hauptsache nach mit dem Inhalte des erwähnten Memorials deckte und nebenbei darauf abzielte, Preußen zur Brücke zu machen, welche Rußland in den Orient führen sollte. Ob es Herrn v. Brunhoff gelang, seinen Plan vollständig zu entwickeln, sei nicht bekannt geworden. Thatsache sei, daß dem Botschafter der Ausdruck „pont“ (Brücke) in der Kehle stecken blieb, und zwar aus Gründen, die annehmen lassen, daß es einer förmlichen Antwort auf die unerhörten russischen Zumutungen nicht erst bedurft hatte.

Es wird dann erzählt, wie der Zar im Herbst 1848 zu dem preussischen Feldmarschall Dohna bei den russischen Mandern, als Dohna seine Bewunderung über die Haltung der Truppen aussprach, sagte:

„Ihnen gefallen meine Truppen? Nun wohl — diese Truppen stehen zu Ihrer Verfügung, wenn Sie an der Spitze derselben gegen das meuterische Berlin marschieren wollen!“ Der Graf gab die einzige, für einen Edelmann und Offizier mögliche Antwort — die Antwort, „daß ein preussischer General nie anders als auf Befehl seines Königs marschiere. . .“

Es wird dann die Zeit der Tage von Dmütz geschildert, wo Friedrich Wilhelm IV. von der seinem Gesandten angethanen Schmach (Graf Brandenburg) erregt ausrief: „Er werde dem Kaiser zeigen, was ein König von Preußen vermöge und daß Deutschland noch im Stande sei, sich selbst zu ordnen. Es wird erzählt, wie Kaiser Nikolaus die preussischen Minister „Banditen“ genannt, wie man sich in Petersburg in den rückwärtslosesten Witz und Späßen über den preussischen Hof ergangen sei, von den „sarcours de Berlin“ gesprochen, Preußen das russische Paschalik Berlin genannt habe u. s. w. Weiter wird die Periode der Abhängigkeit Preußens von Rußland besprochen. Ein charakteristisches Beispiel aus dieser Zeit erzählt unser Verfasser aus dem Jahre 1854. Im Februar dieses Jahres wurde ein preussisches Staatsgeheimnis, der eben neu ausgearbeitete Mobilisationsplan, dem Petersburger Hofe mitgeteilt und diese beispiellose That damit entschuldigt, daß die betreffende Persönlichkeit in gutem Glauben gehandelt und sich zu der Meinung bekannt habe, daß „zwischen uns (den Preußen) und den Russen ja keine Geheimnisse mehr beständen“. Nicht diese unqualifizierbare Aufstellung, sondern die Klage, die ein preussischer Patriot und bedeutender deutscher Dichter — Gustav Freytag — über diesen Vorgang in einer zu Berlin erscheinenden lithographierten Korrespondenz erhoben hatte (oder erhoben haben sollte), wurde als Hochverrat behandelt und der angeblüchte „Hochverräter“ geübt, bei Nacht und Nebel aus der preussischen Machtsphäre in einen kleinen Staat zu flüchten. In dieselben Tage fiel ein anderer, nicht minder schmähtlicher Verrat, ein Verrat, dessen Gehetanus bis heute nicht gelüftet worden ist: an dem Abend desselben Tages, an welchem Duinsen's (des damaligen preussischen Gesandten in London) gegen die russische Politik gerichtete geheime Denkschrift vom 1. März 1854 in Berlin eintraf und dem Könige zur Kenntnis gebracht wurde, gelangte eine Abschrift dieses wichtigen Aktenstückes in die Hände des russischen Gesandten, der das interessante Memorial selbstverständlich sofort nach Petersburg sandte. Natürlich betrachtete die russische Regierung das Preußen, in dem dergleichen Dinge geschehen konnten, für innerlich bankrott und bergestalt isoliert, daß

es die russische Allianz auf Gnade und Ungnade hinnehmen mußte.

Es wird dann auch nachzuweisen gesucht, wie das russische Volk nie einen Hohl aus seinem Haffe gegen Deutschland gemacht habe. Es wird dabei auf die Zeitung und auf Schriftsteller wie Fabejoff hingewiesen. Die russische Politik habe stets ein einheitliches Deutschland wie ein starkes Oesterreich zu verhindern gesucht. Aus einer 1864 abgefaßten geheimen Deutschrift Gorischakoff's wird angeführt, dieselbe sei kühl gegen Preußen bis ans Herz hinan, und in Bezug auf Oesterreich heiße es dann, „es sei notwendig, dasselbe bis auf Weiteres zu erhalten, so antipathisch auch diese Notwendigkeit uns sein möge“. In dieser Schrift zeigten sich schon die Spuren des Planes eines russisch-französischen Bündnisses. Bismarck habe aber alle Pläne Rußlands durchschaut. Nach dem Krieg von 1870 habe er den Frieden zu sichern gesucht. Deshalb habe er das Dreikaiserbündnis ins Leben gerufen. Er habe eine Brücke nach Wien schlagen wollen, ohne diejenige nach Petersburg abzubrechen. Gorischakoff habe aber durch das Bündnis Oesterreich bis zur Stunde der orientalischen Entscheidung hinhalten wollen. Bismarck sei es aber nicht in den Sinn gekommen, mit den Russen durch Dick und Dünn zu gehen. Dies habe aber den Widerwillen der Russen erregt und zu der jetzigen Lage geführt, der nur Weniges zu einem vollen Bruche zwischen Berlin und Petersburg fehle.

Unerwartete Hilfe.

Es war im Jahre 1872. Der Winter war bereits eingezogen und hatte gar manchen Leuten schwere Sorgen mitgebracht. Auch der schwarzgekleidete geistliche Herr, der durch die Straßen Wiens dahinging, der Hofburg, der kaiserlichen Residenz zu, schien damit bescheert worden zu sein. Sein edles Angesicht war voll Sorgen und sein Mut niedergedrückt von schweren Gedanken. Und es war auch kein Wunder. Zwar hatte er für sich keine Schulden gemacht, aber jemand anders, welcher ihm gar sehr am Herzen gelegen war, hatte dieselben, 12,900 österreichische Gulden und er war gut als Bürge dafür und nun sollten sie bezahlt werden. Sein guter Ruf, seine Ehre und Reputation, sein Standesansehn hing an der glücklichen und pünktlichen Abtragung der Schuld. Aber woher auf einmal solch eine Summe nehmen? Er wußte nicht und so hatte er keinen anderen Ausweg gefunden, als zur Mutter Gottes in aller Demut und kindlichem Vertrauen seine Zuflucht zu nehmen. „Die Gottesmutter muß mir helfen“, flüsterte er vor sich hin, während er durch die wirbelnden Schneeflocken hinüber zur ehrwürdigen kaiserlichen Hofburg ging, und durch den wohlbekannten Eingang schreitend, die Treppe langsam und gedankenvoll hinaufstieg. Er hatte nicht bemerkt, wie zwei Männer mit den Fingern auf ihn deuteten und lachend und Wiße machend nochmals nach ihm zurückschauten, während er unbemerkt an ihnen vorübergegangen war.

Oben wurde der Geistliche von einer Dame empfangen, welche ihn in ein schönes hohes Gemach geleitete. Hier saß eine alte Dame in der Mitte an ihrem Schreibtisch, vor welchem Stöße von Briefen lagen. Majestätlicher Adel war auf diesem Gesichte, gepaart mit inniger, tiefconcommer Schönheit zu lesen. Der Eintretende machte eine tiefe Verbeugung, welche die Dame mit einem Wink auf den ihr gegenüberstehenden Sessel beantwortete, und der Geistliche nahm Platz.

Ohne etwas Weiteres zu sagen, nahm die Dame den nächsten besten Bogen Papier vom Schreibtisch und reichte ihn dem Angekommenen hin. Dieser wollte denselben aus der Hand der Dame entgegennehmen; allein dieselbe hielt ihn so fest, daß er ihn wieder fahren ließ. Sachend sagte die Dame: „Nehmen Sie ihn nur in die Hand!“

Und der Geistliche, der nicht recht wußte, was er davon denken sollte, nahm ihn wieder in die Hand, aber die Dame ließ das Papier eben wieder nicht los.

Verlegen blickte der Geistliche die Dame an. „Majestät“, sagte er — doch er brachte es nicht weiter.

„Halten Sie das Papier nur fest in der Hand,“ war die sofortig auffallende Antwort — „so ist's Recht,“ und damit zog die Dame mit einem raschen Ruck an dem gegenseitig festgehaltenen poplerenen Corpus belicci, und richtig, der Bogen riß mitten von einander, und die Majestät hatte das eine Ende, und der Geistliche das andere in der Hand.

„Und nun,“ fuhr sie lächelnd fort, indem sie ihm auch den übrigen Teil hingab, „lesen Sie das Schriftstück.“

Was stand darin? Nichts anderes als die Schuldver-

schreibung des sorgenvollen Geistlichen von 12,900 Gulden, sie war richtig zerrissen!

„Und nun geben Sie rasch her,“ endete die Dame das Schauspiel, nahm ihm die beiden Stücke des Schuldscheins aus der Hand, riß sie in lauter kleine Fettschen, warf sie in's Feuer des Kamins, klatschte fröhlich wie ein Kind in die Hände und sagte zu dem Geistlichen mit strahlendem Lächeln: „So Hochwürden, jetzt sind Sie Ihrer Sorgen los! Schon lange habe ich es Ihnen angesehen, da hab ich's nimmer länger ansehen können, da habe ich erfahren, wie viel Sie schuldig sind, und so habe ich halt heute Nachmittag die beiden Schuldner kommen lassen, bezahlt und ihre Daitung erhalten — sie müssen Ihnen begegnet sein — und jetzt sind Sie frei von Sorgen und Schulden, freuen Sie sich und halten Sie gute Weihnachten!“

„Majestät, welche Gnade!“ brachte der Geistliche nur heraus, aber die Dame unterbrach ihn und sagte mit ernster Stimme: „Ich wollte Ihnen diese Freude erst auf Weihnachten machen, allein, ich weiß nicht, ob ich bis dahin noch lebe.“ — „Ja, ja,“ unterbrach sie den Geistlichen, der dazwischen reden wollte, „mein Alter ist hoch, meine Tage sind gezählt und ich muß jede Minute noch benutzen zu guten Werken, der Tod ist unsicher; beten Sie für mich und lassen Sie Ihre Gefellen für mich beten!“

Damit war der Geistliche entlassen. Wie er heimging, das brauchen wir wohl nicht zu schildern. Aber wer waren die Beiden? Und ist die Geschichte wirklich wahr? Ja, lieber Leser, die Geschichte ist wahr. Die Dame war die Kaiserin Karoline Augusta von Oesterreich, der Geistliche war der Wiener Gesellenpräses, Gruscha, damals Domkapitular, jetzt F. Abbt'schhof, die Schulden von 12,000 Gulden galten seinem neuen Gesellenhause und die vorstehende Tilgung dieser Schuld ging vor sich an einem Samstag Abend im November 1872. (Ach, wird da mancher Gesellenpräses tief aufseufzen: Wer doch auch so glücklich wäre wie Gruscha und sorgenlos sein Haupt hinlegen könnte!) Am 6. Februar 1873, vor 7 Jahren ist die edle Kaiserin gestorben, 81 Jahr und 1 Tag alt, Gott gebe ihr die ewige Ruhe. (N. H. Volksbl.)

* Ein Lied von der neuen Orthographie. Gar mancher spät, gar mancher nie, — Begriff die deutsche Orthographie. — Ein Jeder schrieb so seinen Stil, — Bald groß, bald klein, wie's ihm gefiel. — Mit dem th und dem s — War die Verwirrung wirklich nett. — Ja, in den allgemeinen Wirren — Konnt selber ein Gelehrter irren. — Gottlob, daß endlich sich der Staat — Der großen Not erbarmet hat. — Vor Freuden will ich die Beier schwingen — Und die preuss'sche Orthographie bestingen. — Von jetzt an ist es streng verpönt, — Daß man ein t mit h verschönt. — Der Logus war auch viel zu groß. — Am Anfang schreibt man th bloß — In „Thal, Thor, Thranen, Thüre Thron, — Thun, Unterthan, That, Thran und Thon“. — Wer Bertha heißt, mag ruhig bleiben, — Darf fernher mit th sich schreiben; — Auch ändert nicht Mathilde, Marthe — Und Günther die Visitenkarte. — Ausländ'schen Worten ist's unverwehrt, — Führen ihr th unversehrt. — Am Ende schreib' nur kühn ein t; — Das ist fortan das Nichtigte. — „Herr Kat“ ohn' h klingt auch nicht übel, — Schon lehr't's demnächst die Kinderfibel, — Auch „Köte, Käffel, Miete, Flut, — Wirt, Atem, Rute, Wert und Gut“ — Machen sich, so geschrieben, ganz gut. — Schreib' künftighin nach meinem Kate — Nur ganz getrost: „Mein teurer Pate!“ — Man denkt auch nicht, Du seist im Sturm, — Schreibst Du ganz fed, „der rote Turm“, — Nicht ganz so sparsam sei mit een — Und schreibe munter „Seeen, Feeen“, — Auch in „Armeen, Theorien“ — Laß scharweh' e's vorübertreiben. — Da der Tod des Schlafes Bruder ist, — Schreib' man ihn weich zu jeder Frist, — Doch Jemand „töten“, das thut weh, — Wird stark bestraft, d'r'm hartes t. — Zahuloien droht die größte Not, — Denn fortan gib't's nur hartes Brot. — Zmt, Samt ha'a fortan nur ein m; — Ob sie d'r'm wen'ger kosten, hem? — Deine Bildung kommt nicht in Gefahren, — Bagst Du bei „Drennessel, Schtffahrt“ einen Consonanten zu sparen. — Schreib' Schluß's bei „inbes, bezwegen, wezhalb“, — Fragt einer nach dem Grund, so jag' ihm wezhalb, — „Allmählich“ lerne das, mein Sohn! — O mit der Zeit da macht sich's schon.

Logogryph.

Mit der Schule tritt's heran,
Sieht mit ernstem Blick Dich an,
Stille mahnend fort und fort,
Folgt's Dir nun von Ort zu Ort.
Wenn dann wutentbrannt, ergrimmt
Kopf und Hals Dein Zorn ihm nimmt,
O, wie ändert da so schnelle,
Deine Meinung sich zur Stelle —
Klarheit spendet Deinem Pfad
Was Dein Zorn verstimmt hat.

Verantwortlicher
Redacteur
J. B. W. Zed.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 17.

Sonntag, den 25. April

1880.

Heidnische Gräuel in Indien.*)

Nichts hat in früherer Zeit im Abendlande so allgemeines Entsetzen hervorgerufen, als die fanatische Lust, mit der sich indische Wittwen in die prasselnden Flammen stürzten, die die sterblichen Reste ihrer Gatten verzehrten. Ganz abgesehen von der Nutzlosigkeit eines solchen Selbstopfers, war es eine Konsequenz dieses barbarischen Fanatismus, daß mit jebezmaltigem Ableben eines Familienvaters die Bande der Familie selbst vollständig gelöst wurden. Heute denkt man in den meisten unter der englischen Herrschaft stehenden Gebieten entschieden anders über die Sattis oder Wittwen-Verbrennungen. Dann und wann kommt es freilich vor, daß eine Frau darauf besteht, sich mit dem Leichnam ihres Mannes zu verbrennen, dann aber verübt sie ihre Barbarei im Geheimen, so daß dieselbe von den Behörden nicht verhindert werden kann. Dem bis in die neuere Zeit hinein befolgten Systeme der Hindus gemäß, wurden Wittwen, welche nicht den Willen (oder Willen) zur Selbstaufopferung hatten, mit der größten Verachtung behandelt; sie durften sich nicht wieder verheiraten und keinerlei Schmuck tragen, namentlich keine Ringe mit Nasenthorpel, an den Zehen, an den Armlöcheln oder in den Ohren; sie durften keine Schnürleibchen tragen und wurden in ihrer eigenen Familie wie eine Paria und gleichsam als unreines Geschöpf behandelt. Auch kam es vor, daß man an dem Tage, an welchem der Mann verbrannt wurde, solch eine widerspenstige Wittwe bei den Weinen aufhing und dann von dem herabbaumelnden Kopfe das Haar abschchnitt.

Das für einen Europäer gewiß seltene Schauspiel der Selbstaufopferung einer Wittwe schildert uns der Sagländer Sleeman als Augenzeuge wie folgt. . . Er ritt zu einer alten Wittwe, welche fest entschlossen war, sich zu verbrennen. Sie saß mit verhülltem Haupte vor einer kupfernen Schüssel, die mit Reis und Blumen angefüllt war; in jeder Hand hielt sie eine Kokosnuß. . . „Ich will,“ sprach sie, „meine Asche mit der meines Mannes vereinigen; Du wirst mir hierzu die Erlaubnis geben. Bis diese erfolgt, wird mir Gott das Leben fristen, obwohl ich nichts esse oder trinke. . .“ Sie blickte in die Sonne, welche eben aufging, und sprach in ruhigem Tone weiter: „Selt fünf Tagen ist meine Seele bei jener Sonne mit der meines Mannes vereinigt. Ich weiß, Du wirst mir erlauben, daß ich auch meine Asche mit ihm vereinige. Du wirst mein Glend nicht verlängern wollen. Ich will mit meinem Gatten Omed Singh Oppadia vereinigt werden. . .“

Zum ersten Male in ihrem Leben sprach sie den Namen ihres Mannes aus. Die Frauen aller Stände, Kasten und Rangklassen thun das sonst nie; es würde gegen die Achtung verstoßen, welche das Weib dem Manne schuldig ist, wenn sie seinen Namen über die Lippen bringen wollte. Vor Gericht

zum Beispiel antworten sie nicht auf die Frage, wie ihr Mann heiße; dafür bringen sie ein Kind oder einen Verwandten mit, welcher statt ihrer die Antwort giebt. Jene Alte aber hatte die drei Wörter mit einem so resoluten Tone gesprochen, daß an ihren festen Entschluß gar nicht mehr zu zweifeln war. Sleeman ließ nun die Auserwählten kommen und erklärte, daß, wenn diese sich felerlich verpflichten wollten, fernerhin niemals eine Satti in der Familie zu veranstalten, die Alte Erlaubnis zur Selbstaufopferung erhalten solle. Sie gaben das Versprechen und nun war die Wittwe voll inneren Jubels; ihre Freude stieg noch, als der Scheiterhaufen höher und höher wurde. Sie nahm ein Betelblatt, kaute es und ging dann festen Schrittes aus Werk. Sleeman hatte den Scheiterhaufen mit Soldaten umstellen lassen, um die Menge abzuwehren. Als die Wittwe noch etwa anderthalb hundert Schritte vom Holzstoße entfernt war, wurde Feuer an denselben gelegt, und sofort loderten die Flammen hoch empor. . . Ihr Antlitz strahlte vor Entzücken (man begreife die Menschen!) nur einmal blieb sie unterwegs stehen, schlug die Augen gegen den Himmel und rief: „Weßhalb habe ich fünf Tage warten müssen, ehe ich mich mit Dir vereinigen konnte?“ . . . Bei den Soldaten angelangt, schritt sie um den Holzstoß herum, stand dann einen Augenblick stille, um zu beten und Blumen in's Feuer zu werfen. Dann schritt sie mitten in dasselbe hinein und legte sich hin, als ob sie auf einem Bette ruhen wollte. Sie starb, ohne einen Schmerzenslaut vernahmen zu lassen. Inzwischen wurde von den Spielteuten eine lärmende Musik erkütert, nicht etwa, um die Klagen des Opfers unhörbar zu machen, sondern um zu verhindern, daß die letzten Worte, welche die Wittwe spricht, verstanden werden. Dem Volksglauben zufolge, haben Wittwen, welche sich verbrennen, die Gabe, Zukünftiges zu prophezeien, und da fürchtet man, daß solche Vorhersagungen den Überlebenden möglicherweise Kummer bereiten können. . .

Wir kommen nun auf eine zweite brahmanische Einrichtung zu sprechen, welche, als die gesellschaftlichen Zustände zerfallend, seitens der englischen Regierung in Indien einer besonderen Aufmerksamkeit sich zu erfreuen hat. Es ist dies die Polygamie, die in der Gestalt, wie sie unter den Hindus im Schwange ist, noch verwerflicher erscheint als die moslimische. Für den Hindu existiert eigentlich gar kein eheliches Verhältnis; er nimmt sich der Frauen so viele, als ihm beliebt, und nicht selten verbindet man einen lukrativen Handel damit, wenn nämlich ein Mann der höheren Kaste sich eine Frau aus einer wohlhabenden, aber einer niederen Kaste angehörenden Familie nimmt. Solche Ehen werden allemal teuer bezahlt, und bei Wiederholung dieses Vorganges erwirbt sich der Mann leicht ein bedeutendes Vermögen, da diesfalls die Sorge für das leibliche Wohlbefinden der betreffenden Gattinnen nur gering ist. Der Gatte ist nämlich häufig gar nicht gezwungen, die ihm frisch „angefegelte“ Frau in sein Heim einzuführen, sondern er läßt sie bei ihren Eltern. Aus statistischen Berichten geht hervor, daß verarmte Brahmanen (also Leute aus der

*) Aus dem Werke: „Das Frauenleben der Erde“ von A. von Schweiger-Berchensfeld und zum Abdruck überlassen. (Wien. A. Hartleben's Verlag.)

bevorzugten Kaste) dieses Heiratsgeschäfts am schwunghaftesten betreiben. Einige von ihnen haben es bis zu 120 Frauen gebracht. Die Eltern sehen ein Glück darin, wenn ihre Töchter eine Verbindung mit so vornehmen Männern schließen. Auch kommt es vor, daß ein solcher heiratslustiger Brahmane alle weiblichen Mitglieder einer Familie ehelicht, Alte und Junge, Töchter, Tanten Schwestern und Basen.

Vor etwa fünfzehn Jahren hat die erste nachdrückliche Agitation gegen solchen Unfug Platz gegriffen, und die Regierung fand, unerwartet genug, gerade von Seite der Hindu-Bevölkerung werthtätige Unterstützung. Gelehrte (Panditen), reiche Landesherren und selbst viele reiche Brahmanen hatten sich derselben angeschlossen. Nicht weniger als 21,000 derselben unterzeichneten eine Eingabe an die Regierung, in welcher sie um Einleitung energischer Maßregeln ersuchten. Uebrigens sollte bereits im Jahre 1856, kurz nachdem das Gesetz über die Wiederverheiratung der Witwen erlassen worden war, auch eine gesetzliche Verfügung gegen die Polygamie erscheinen, als der Sipahi-Aufstand dazwischen kam und die Absicht annullierte. Erst mit Beginn der Sechziger-Jahre kam die Angelegenheit wieder in Fink; ein angesehenes Mann in Benares, Radscha Deo Naram Singh, legte dem damaligen Statthalter, Lord Elgin, einen Gesetzentwurf in dieser Angelegenheit vor. Zwar nahm man damals Anstand, dieses heiße Eisen anzugreifen, wenige Jahre später aber, als eine große Zahl intelligenter Hindus sich mit der Maßnahme einverstanden erklärte, war mit derselben Ernst gemacht. Heute ist die Polygamie überall dort, wo die englischen Behörden sitzen, erheblich beschränkt. Jedenfalls zählen ähnliche Mißbräuche, wie wir sie oben geschildert, nunmehr zu den Seltenheiten.

Ein noch viel ärgerer Mißbrauch als die Witwen-Verbrennung war bislang der Kindermord. Wir stoßen auf eine ähnliche Erscheinung auch in China; aber in dem Umfange, wie sie sich bis in die Neuzeit hinein in indischen Gebieten, namentlich in solchen, die nicht unmittelbar unter englischer Herrschaft standen, ausbildete, stößt dieselbe grausiges Entsetzen ein. Die Hauptursache dieser Barbarei ist darin zu suchen, daß in manchen Gebieten und bei gewissen Klassen die Heiraten ganz unerschwingliche Kosten hervorrufen. So verlangt es beispielsweise bei den oberen Klassen der Radschputen die Ehre, daß man seine Töchter recht vornehm verheirathe, sonst würdigt man sich und die Familie herab. Die Ehre verlornt es auch, daß man hierbei einen geradezu unsinnigen Luxus entfalte, der oft das gesamte Hab und Gut einer Familie verschlingt. Das aber will der Radschpute — und mit ihm so mancher andere Hindu — vermeiden, und darum bringt er seine Töchter gleich nach der Geburt um; dann braucht er nach fünfzehn Jahren keine Ausstattungs-kosten zu zahlen. Außerdem fällt das Herkommen schwer ins Gewicht, denn dies gilt gleichsam als ein Gebot der Gottheit. Die Väter haben ihre Mädchen getödtet, also thuen es auch die Söhne und halten das für wohlgethan. . . . Die Mädchen von Kaste werden übrigens so früh als möglich verheiratet, sie bleiben aber bis zur Reife bei den Eltern. Ein Mädchen, das nicht in frühen Kinderjahren verheiratet ist, gilt als ein Schimpf und eine Schmach für die Familie, und man opfert vordem ein solch armes Kind der blutdürstigen Göttin Kali. Wenn gleich heute die englische Regierung in der Lage ist, dem Kindermord allenthalben zu steuern, so kostet es gleichwohl noch viele Mühe, um die starrköpfigen Hindus von der Ansicht abzubringen, daß ein im zwölften Jahre noch nicht verheiratetes Mädchen nicht würdig sei, der Kaste und Familie fürder anzugehören. . . .

Es dürfte von besonderem Interesse sein, die in diese Frage einschlagenden Daten aus den früheren Jahrzehnten an diese Stelle zu setzen. Sie ergänzen in haarsträubender Weise das ohnedies genug düstere Bild, das wir bei Berührung obiger Thatsachen gewonnen haben. . . . Als im Jahre 1836 in dieser Angelegenheit die erste Untersuchung seitens der indischen Behörden angestellt wurde, zeigte es sich, daß beispielsweise im westlichen Radschputana unter einer Bevölkerungsgruppe von 10,000 Seelen kein einziges Mädchen vorhanden war! Andernorts wurde constatirt, daß im Volke, mehr noch aber an den Höfen der Radschas, die Geburt eines Knaben allemal mit großem Jubel begrüßt wurde, während die Mädchen sofort ins Jenseits befördert wurden. In Manipur gaben die radschputischen Edelleute selbst zu, daß seit mehr als hundert Jahren in ihrem Gebiete kein neugeborenes Mädchen über ein Jahr gelebt habe. . . . Dam't sind aber diese Ungehenerlichkeiten noch lange nicht alle erschöpft. Vor etwa 20 Jahren, also kurz nach dem großen Sipahi-Aufstande, wurden neuer-

dings Nachforschungen gepflogen. Ein Beamter der Regierung konstatierte zunächst die Existenz der Mordprovis in 308 Dörfern, die er besucht hatte; in 26 fand er kein einziges Mädchen unter sechs Jahren, in 28 kein einziges unter dem heiratsfähigen Alter. In einigen Dörfern war seit Menschengedenken keine Hochzeit vorgekommen, und in einer anderen datierte man die letzte derselben die Kleinigkeit von achtzig Jahren zurück. Die größte Merkwürdigkeit aber traf er in einer Dörferhaft in der Provinz Benares, denn dort erklärten die Bewohner, daß seit zweihundert Jahren keine Ehe mehr geschlossen worden sei. . . . Andere statistische Daten lassen sich im Nachfolgenden kurz zusammenfassen. Im Jahre 1869 konstatierte der Gouverneur der Nordwestprovinzen, daß in sieben Dörfern auf durchschnittlich hundert Knaben ein Mädchen entfiel; zehn Jahre vorher war die letzte Ehe geschlossen worden. In einer Gruppe von 22 Dörfern zählte er 284 Knaben und nur 23 Mädchen; in zehn Dörfern hatte keine Hochzeit seit hundert Jahren stattgefunden; in 16 anderen Dörfern wußte man nichts von einer solchen. . . . Daß übrigens die Maßnahmen der Regierung von Erfolg begleitet waren, geht aus der Thatsache hervor, daß in einem Radschputen-Distrikt, in welchem sich 1842 erwiesenermaßen nur ein einziges Mädchen vorfand, 1851 bereits 88 und 1860 schon 250 derselben sich des Lebens erfreuten. Auch im Bezirke von Agra hatte sich die Zahl der Mädchen binnen wenigen Jahren verdoppelt. . . .

Russisches.

Ueber den unglücklichen Feldzug, den die Russen im vorigen Jahre gegen die Turkomanen geführt haben, ist kürzlich ein Werkchen erschienen, das sich als „Bericht von Augenzeugen“ präsentiert. Aus diesem Buche erfahren wir gar wunderbare Dinge, erstens über die Unbeholfenheit des russischen Kolosses bei der Ausführung einer Expedition, indem es sich herausstellt, daß man Tausende von Soldaten zum Marsche durch eine der schrecklichsten Wüsteneien der Erde Mitte August, bei einer Temperatur von 150 Grad Fahrenheit, kommandirt, ohne an Wasserproviand, an Mundvorrat und — was noch das Schrecklichste — an Hospitäler, Medicamente und sonstige sanitäre Vorkehrungen gedacht zu haben — eine Nachlässigkeit, der selbstverständlich Hunderte von Kriegern zum Opfer fielen —, ohne gar den Feind zu Gesicht bekommen zu haben. Zweitens erzählt uns das auf russische Daten basirte Buch von dem frevelhaften Eigenbündel und Leichtsinne, mit welchem russische Armeekommandanten in unbekanntem Regionen gegen einen stark überlegenen Feind sich stürzen, und mit dem Blute des braven und ehrlichen russischen Mannes ein Spiel treiben, wie dies in den Annalen der Kriegführung unerhört ist. Wie bekannt, mußten die Russen, um die geplante Strafexpedition gegen die Turkomanen auszuführen, zwischen dem 37. und 38. Breitengrade von Tschetschlar aus in einem förmlichen rechten Winkel von Girel und Sumbar (Wüstenflüsse) entlang erst nordöstlich nach Bami und von hier südöstlich, an den Ausläufern des Kubbeh-dag sich haltend, vorzudringen, um in die Kalkudase der Aghal-Tekes zu gelangen. Dieser Weg, bei dessen Beschreibung einem die Haare zu Berge stehen, neben dessen Einzelheiten die Schrecknisse der Sierra-Deone einen paradiesischen Anflug haben, hat fast ungefähr 80 geographische Meilen und bildet eine Strecke, bei deren Zurücklegung kaum ein Achtel des ganzen Expeditionskorps auf dem eigentlichen Kampfplatze erscheinen konnte. Dennoch hielt es General Lomakin, der nach dem Tode Bazaroff's, des eigentlichen Kommandanten, den Oberbefehl übernahm, für ratsam, mit nur 1400 Mann den vor ihm immer retirirenden Feind, der sich aber bei der Festung Dingiltepe auf 15,000 Mann verstärkt hatte, anzugreifen. Dies that Lomakin, der schon seit sieben Jahren die Turkomanen kennt, während sieben Jahre sich schon unzählige Male von ihnen Schlappen geholt, und dem es doch bekannt sein mußte, daß die Turkomanen nicht anderen verlotterten und verwechsellichten Zentral-Asiaten gleichen, sondern sich von jeher durch kaltblütige Tapferkeit hervorthaten. So erzählt Herr Arski, der Korrespondent der „Moskauer Ztg.“, Folgendes: „Auf dem Wege von Arschman nach Durun verlaute es, daß der Feind einen auf der Wiese isoliert stehenden Turm besetzt und Widerstand leisten wolle. Ein Detachement wurde sofort gegen das Gebäude geschickt, von dessen Schießlöchern ein ziemlich gut unterhaltenes Flintenfeuer hervordrang. Die Russen näherten sich allmählich erst bedächtig, schritten dann zum Sturm, und nachdem sie das Objekt genommen, finden sie zu ihrer großen Verwunderung am Boden

die Letzte eines einzelnen achtzigjährigen Greises, der sich hier aus Fanatismus eingeschlossen und den Heldentod gefunden." Rißt der Turkoman sich in den Kampf ein, schreibt der Korrespondent der "Nowoje Wremja", so wirkt er zuerst als Zeichen seiner Kampfeswut die große Pelzmütze zu Boden. Da gewahrt man nun die hohe schlanke Figur eines großen kräftigen Mannes mit sonnegebräuntem Gesichte und kohlschwarzem Bart, mit dunklen, zottigen Augenbrauen und kleinen, wildrollenden Feueräugen; das bluttriefende [?] Schwert hält er krampfhaft zwischen den Zähnen, und in jeder Hand eine Pistole, und so taucht er, auf flüchtigem Kasse sitzend, gleich einem Wirbelwinde vor der Schlachtreihe auf. Wir staunen in der Geschichte den Heldenstun des Schweizer Winkelried an; solche Winkelriede giebt es auch auf der Turkomanen-Steppe. So erzählt der erwähnte Korrespondent, wie gelegentlich des Sturmes auf Dingiltepe die sich zurückziehenden Russen, um die ihnen nachsetzenden Turkomanen abzuwehren, mit gefüllten Bajonetten enge Ketten bildeten. Als die wütenden Turkomanen diese eiserne Wand gewahrten, da stürzten zwei aus ihrer Mitte mit ausgestreckten Armen auf die Russen los, nahmen die Spitzen der Bajonnette und bohrten sie in ihre Brust, um durch ihren Fall den Nachstürmenden eine Gasse zu öffnen und die feste Reihe zu durchbrechen, eine Heldenthat, die auch von Erfolg gekrönt war.

Selbst von Frauen, ja von jungen Mädchen werden ähnliche Thaten erzählt und gegen diese mit wilder Verzweiflung für Familie und Freiheit kämpfenden Kinder der Steppe haben die Russen solche Akte der Grausamkeit begangen, die Einm das Blut in den Adern erstarren machen. Da General Logareff gleich in vorhinein in einer Proklamation an die Letzte beklagt gegeben, daß er ihr Land erobern und sie dem Zar unterwerfen will, so ist es höchst natürlich, daß diese in ein fremdes Joch noch nie gebeugten Nomaden den Kampf auf Leben und Tod aufnahmen und da sie mit leerer Hand dem mit allen Vorteilen europäischer Kriegskunst ausgerüsteten Feinde gegenüberstanden, so traten sie gleich beim Einfall der Russen ins eigentliche Ahal-Tekke-Gebiet von Kizil-Arbat den Rückzug an und konzentrierten sich in der für am stärksten gehaltenen Festung Dingiltepe, in deren Innerem unter einer Umfassung von Filzzelten die Familien der Flüchtenden Schutz gesucht hatten. Tausend Frauen und Kinder, nebst Greisen und Kranken waren hier dicht aneinander zusammengedrängt, während ihre Männer auf und um die Wälle herum für das Leben ihrer Leuten in den Kampf traten. In diese Festung von Dingiltepe nun begannen die Russen am 9. September 1879 mit 12 Kanonen und 8 Raketen hineinzufeuern und warfen die Projektille ununterbrochen von 4 Uhr morgens bis spät abends fort. Die Verwüstung muß eine ungeheure gewesen sein; die Raketen schlugen in die Reihen der gedrängten Masse ein, töteten und verstümmelten Hunderte von Weibern und Kindern, während die von den nahen Anhöhen feuernden Kartätschen die in wilder Panik hin- und herrennenden Hilf- und Wehrlosen zu Hunderten auf den Boden streckten. Es war ein wilder, greulicher Knäuel von Toten und Sterbenden und von Schwerverwundeten, die sich in Blut und Staub wälzten. Ins Fischen der Raketen, ins Blasen der Projektille mischte sich das wilde Angstgeschrei, die Allah-Allah-Rufe der unglücklichen Menge und als diese aufs Aeußerste getrieben gegen vier Uhr nachmittags diesen schrecklichen Ort zu verlassen sich anschickten, da erteilte General Domatin den Befehl, keinen Einzigen der Fliehenden passieren zu lassen und sie alle gewaltsam in die Festung zurückzutreiben. „Die lange Reihe der Packthiere“, schreibt der Korrespondent der "Nowoje Wremja" vom 31. Oktober 1879, „umgeben von Frauen in bunten Kleidern und halbnaekten, weinenden und klagenden Kindern, drängte sich in die Richtung gegen die Berge hin. In den Fischen der russischen Soldaten warfen sich die Letzterinnen auf die Erde nieder, hielten ihre Säuglinge in die Höhe und baten in einer den Russen ganz fremden Sprache flehentlich um Gnade. Ins laute Weinen der Kinder und in das Geschrei der Greise mischte sich das Wiehern der Pferde, der Donner der Kanonen und das Geknatter der Flinten zu einem schrecklichen Gewirre. Mitunter sah man, wie eine oder die andere Turkomanin auf die Kniee fiel und im Glauben an die Humanität der Russen anzief: „Wollt Ihr gleich uns Alle umbringen, so habt doch Mitleid mit diesen Kleinen unschuldigen Wirmchen hier,“ indem sie auf ihre Kinder zeigte, „um des Propheten willen, tretet uns nicht in die Festung zurück, um dort von Euren Kanonen erschossen und verstümmelt zu werden.“ Doch es half nichts.

Der Befehl zu dieser niederträchtigen Menschenflächerei, zu diesem Würgen von Hunderten unschuldiger Kinder war vom obersten Kommando angegangen und die an Subordination gewöhnten russischen Soldaten mußten, wenn auch mit Widerwillen, Folge leisten.

Doch die Vergeltung, die wohlverdiente Vergeltung ließ nicht lange auf sich warten. Der Steppendwöhner, wenn noch so rauh und wild, ist von den zärtlichsten Gefühlen für Weib und Kind besetzt; das Blut der unschuldigen Säuglinge erfüllte die Turkomanen mit Wut, und als die Russen gegen Abend den Ort im Sturm zu nahen sich anschickten, wurden sie trotz Glutlader und trotz aller übermenschlichen Anstrengungen von den Verteidigern sozusagen mit leerer Hand aufs schmälteste zurückgeschlagen. Hunderte von Toten auf dem Plage lassend und noch mehr Verwundete mit sich nehmend, mußten sie noch denselben Abend den Rückzug antreten. Und welcher ein schrecklicher Rückzug war dies! In Folge der ungenügenden sanitären Vorrichtungen wurden die meisten Verwundeten auf die harten Sättel der Kammele gebunden, und so bewegten die unschuldigen Opfer russischer Kriegsführung mit zerbrochenen Beinen und Händen, Todesblässe auf den Gesichtern, im nächtlichen Zuge sich einher. Zu mehr als 400 Soldaten waren nur 46 Sanitätswagen vorhanden und wie diese gestopft und überfüllt waren, davon erzählt der Berichterstatter der "St. Petersburgs Wjedo Moskije" folgendermaßen: „Ich bemerkte unter Anderem einen Wagen, der langsam dahinfuhr und von dessen Seitenöffnung ein Fuß bis zum Knie hervorragte und sich fortwährend an die Seitenwand anschlug. Ich ritt dahin und bemerkte einem Soldaten: „er möge doch das unglückliche Bein in den Wagen hineingeben.“ „Ich kann nicht, mein Herr, es ist kein Platz mehr dafür“, war die Antwort. Ich schaute nun in den Wagen hinein und, o barmherziger Gott, welche ein Anblick bot sich meinem Auge da! Körper, Arme, Beine und Köpfe, Alles war in einem schrecklichen Runterbunt durcheinander gewürfelt und trotzdem ich einige Minuten hineingestarrt, konnte ich dennoch nicht unterscheiden, wem dieser Fuß oder jene Hand gehörte. Der Soldat hatte also Recht, es war kein Platz mehr für die hervorragenden Glieder. Man bedenke hierzu, daß diese unglücklichen Verwundeten auf holperigen Wegen, unter einer sengenden Sonne, durch wasserlose Strecken, unverbunden und ungepflegt, standen, ja tagelang fahren mußten, und man wird sich von der abscheulichen Grausamkeit des europäischen „Kultur-Mandatars“ einen Begriff machen können. Und was litten erst die Tausende unschuldigen Opfer der in der Festung von Dingiltepe verwundeten turkomanischen Weiber und Kinder!

Wir wollen dieses Schreckenbild nicht weiter ausmalen. Es sei aufs neue bemerkt, daß diese Thaten nicht der Feder russenfeindlicher Berichterstatter entstammen, sondern von Russen selber referiert werden, die ebenso wie der europäische Leser ihren vollen Abdruck ausdrücken und den General Domatin samt den Fürsten Wigenstein, Dolguroloff und Borch öffentlich anklagen. — Dies war die Art und Weise, wie der erste russische Feldzug gegen die Letzte-Turkomanen geführt wurde. Das Fiasko kostet den bankrotten russischen Staatsschatz zehn Millionen Rubel und zudem eine moralische Schlappe von immenser Tragweite. Während wir dies schreiben, schickt sich Rußland an, durch einen zweiten Feldzug sein gejuntes Ansehen zu rehabilitieren; hoffentlich wird General Skobeloff, der Leiter der Expedition, nicht vergessen, daß Schandthaten, selbst wenn im Innern Asiens begangen, dem Verdammungsurteil der europäischen gebildeten Welt nicht entgehen.

Aus Frankreich.

Paris, 22. April.

Der Zeitgeist, oder Zug der Zeit, drängt nach dem Kloster, entweder um darin Trost und Ruhe, eine gottgefällige und den Menschen erspriechliche Thätigkeit zu finden, oder um seinem Hass gegen Gott und die Menschen freien Lauf zu lassen. Vor hundert Jahren hatte der letztere Zug die Oberhand. Alle Klöster in Frankreich wurden geplündert, zerstört, die Insassen eingekerkert, verbannt, ertränkt, gehangen, mit Säbeln, Hakenbeilen, Raitteln, Gewehren und Geschützen zu Tode gepeinigt. Man glaubte für alle Zeiten mit den Klöstern umsomehr aufgeräumt zu haben, als gleichzeitig der Weltgeistlichkeit in derselben Weise den Garauß gemacht, jegliches Christentum und selbst Gott, offiziell abgeschafft wurde. Heute ertönt dasselbe Wutgeschrei gegen die Klöster, deren Zahl und Mitglieder trotz aller Hindernisse jetzt größer ist, als damals und

noch viel, viel größer wäre, wenn man alle Diefenigen aufneh-
men wollte, die sich um die Aufnahme bewerben.

Im Jahre 1878 wurden 158,040 Ordensleute, davon 30,287
männliche, gezählt, trotzdem sicher noch einige übergangen sein
dürften. Die gesellig nicht anerkannten Orden zählen indessen
nur 14,003 weibliche und 7444 männliche Mitglieder. Reich
sind aber alle nur an Tugenden und Arbeitsamkeit. Denn 1868
besaßen die anerkannten Orden nur für 158 Millionen Elegen-
schaften und Gebäude und ebenso viel etwa an beweglichem
Eigentum. Macht also höchstens 100 Franks Einkom-
men auf den Kopf, während die künftige Statistik jedem
französischen Kopfe 5- bis 600 Franks Einkommen zuschreibt.
Rechnet man dazu, daß die Kongregantisten noch eine sehr be-
trächtliche Anzahl Waisenkinder, Gebrechliche und
Greise (100- bis 200,000) ernähren, für welche sie entweder
gar keine oder nur ungenügende Entschädigung (100 bis 250
Franks) erhalten, so muß man wirklich staunen über die Lö-
sung dieses wirtschaftlichen Rätsels. Freilich, die Ordens-
leute erhalten manche Geschenke, verdienen auch etwas durch
ihre Arbeit, besonders den Unterricht. Aber daneben geben sie
auch unzählige Almosen. Hier in Paris fallen die Klöster, die
ja meistens in gewöhnlichen Wohnhäusern untergebracht sind,
äußerlich nicht auf. Das beste Mittel, sie zu finden, ist daher,
Morgens früh um 5 Uhr aufzustehen und die Straßen zu
durchwandern. Die Straßen sind dann ganz wagen- und
ziemlich menschenleer, daher fallen die Menschenmengen umso mehr
auf, welche sich hier und da an die Häuser drängen, wo ganz
sicher die Pforte eines Klosters sich öffnet, um Jedem seine
Suppe, sein Stück Brot u. s. w. zu spenden. Die künftigen
Volksbeglückter und Helben des Fortschrittes haben dergleichen
noch nie gesehen. Morgens um 5 oder 6 Uhr müssen sie ihre
kostbare Gesundheit im Bette pflegen, da sie ja die Nacht dem
Blechhaute, dem Klub, den öffentlichen Versammlungen widmen
mußten, um das Volk durch Belehrung aus der „pfäffischen
Verdummung“ zu retten. Das tägliche Brot, nun dafür muß
ein Jeder selbst sorgen.

Unter den nichtanerkannten Orden stehen die Jesuiten mit
1480 Mitgliedern in 58 Niederlassungen, wovon 27 blühende
Schulen, obenan. Ihnen zunächst stehen die Trappisten
mit 23 Abteien und 1455 Mitgliedern in Frankreich und Al-
gier. Eigentlich dürften sie die zahlreichsten sein, denn zur
Zeit der Zählung waren eben eilf 30 Trappisten nach Neu-
Kaledonien gegangen, um eine neue Abtei zu gründen. Außer-
dem leben etwa 30 französische Trappisten in Tre Fontane bei
Rom, wo sie die totbringende Sumpfgegend durch Anbau und
besonders durch Anpflanzung des blauen Gummibaumes (Euca-
lyptus) schon fast ganz bewaldet und bewohnbar gemacht ha-
ben. Freilich sind dort ebenfalls mehrere Trappisten an dem
Sumpfsieber gestorben, ehe das Ziel erreicht wurde. In Frank-
reich hat eine größere Zahl Trappisten die Urbarmachung des
Thales der Dombes und anderer Fieberherde mit dem Leben bezahlt.
Ueberhaupt sind alle Trappistenklöster in Gegenden angelegt,
deren Unfruchtbarkeit und Unwirtlichkeit alle anderen Anbauer
abgeschreckt hatte. Und überall haben die Trappisten durch
Fleiß, Ausdauer, verständige Einrichtungen es dahin gebracht,
das Land wohnlich und ertragsfähig zu machen. Die Trappi-
sten schaffen hierdurch nicht bloß ganz neue Werte — wohl
mehr als jemals alle Männer des wirtschaftlichen Aufschwun-
ges zusammengenommen — sondern sie erhöhen auch den Wert
der umliegenden Ländereien. In Algier ist ihre Hauptnieder-
lassung Stanel im ganzen Lande berühmt wegen der trefflichen
Ackerwirtschaft. Diese speist unzählige Einwohner, während der
Hungersnot 1868 über 600 täglich, und ist allen Soldaten und
Offizieren in dem gütlichen unwirtlichen Lande eine beson-
ders liebe Kraft. Die Trappisten haben für ihre Gäste stets
gutes Fleisch, Wein und alle trefflichen Früchte des Landes be-
reitet; sie selbst leben von Gemüse und Brot, werden gesund,
kräftig und alt dabei.

Außer ihnen giebt es noch andere ackerbaureibende Orden,
deren Regel jedoch etwas milder streng ist: Die 239 Benedik-
tiner in 14 Niederlassungen, 18 Bernhardiner in einer Nieder-
lassung, 393 Karthäuser in 12 Niederlassungen, 75 Cistercienser
in drei Klöstern, die Kongregation von St. Bertin mit 91
Mitgliedern in zwei Anstalten, die Prämonstratenser mit fünf
Niederlassungen und 133 Mitgliedern, die 20 Brüder der Zu-
fluchtstätte des heil. Joseph. Mehrfach beschäftigen sich diese
Klöster mit der Erziehung der Jugend zum landwirtschaftlichen
Berufe, der in unseren Tagen so vernachlässigt wird, daß es
fast überall auf dem Lande an Arbeitskräften fehlt, während
dieselben oft zu Hunderttausenden in den Städten und Fabrik-

orten brach liegen. Der in Schuldknechtschaft schmachtende Grund-
besitzer, auf den übrigens die Steuern gewöhnlich am härtesten
treffen, vermag es nicht, dem Arbeiter einen genügenden Lohn
zu zahlen, ihn das ganze Jahr hindurch zu beschäftigen, des-
halb wandert der Arbeiter in die Städte, wo ohnedies leichtere
Arbeit und allerlei Sonstiges verführerisch auf ihn wirken.

Obwohl die ackerbaureibenden Orden heute wie vor 1500
Jahren fast ohne das in unserer Zeit so hochgehaltene Kapital
ankommen, werden sie alle sehr bald wohlhabend. Ja oft wer-
den sie reich auf einem Boden, den alle anderen Anbauer schmä-
hen. Sie liefern den Beweis, daß in Europa, selbst unter den
ungünstigsten Umständen, der Ackerbau noch lohnend werden
kann. Freilich darf der Boden nicht in Schuldknechtschaft ver-
fallen sein und darf die Jugend nicht durch unnützige
Anstrengung in der Schule zur Landarbeit unfähig gemacht
werden. Wollten die Regierungen, anstatt sie zu vertreiben,
an diesen Orden eine Lehre nehmen, dann würde die europäi-
sche Landwirtschaft für das heimische Bedürfnis mehr als ge-
nügen. Anstatt das Geld der Steuerzahler für Mehrung des
Beamtenums zu verwenden, oder es auf hundertlei Weise den
Bürokratischen in die Kassen zu führen, wo es nicht nur brach
liegt, sondern zur weiteren Ausbeutung des Volkes dient, müßte
dasselbe dann zu wirklich nützlichen Zwecken verwendet werden;
z. B. Bau von Landwegen, Bewaldung der Höhen, Benützung
der Flüsse zur Bewässerung der Felder und zur Verwertung
von Wasserkraft, Entwässerung u. s. w.

Da ich nun einmal auf politische Dinge gekommen bin, will
ich auch gleich hinzufügen, daß wir — meiner Ansicht nach —
der Lösung der sozialen und politischen Fragen Europas nur
durch eine Reihe neuer Kreuzzüge näher gebracht werden kön-
nen. Dies klingt verwegen in unserem Jahrhundert der reinen
Bolschwirtschaftler, d. h. der platten Kraftstofferei. Die frucht-
baren Küstländer des Mittelmeeres, welche die Kornkammer
der alten Welt gewesen, aber unter der Herrschaft der Moha-
medaner zu Wüsten geworden sind, müssen naheinander
diesen Barbaren entrissen werden. Der Bevölkerungs-
überschuß unserer Staaten findet dort noch für Jahrtau-
sende Raum, während außer dem Mitterlichkeit, Mut, kriegerische
und sonstige Unternehmungslust dort ein verlockendes, ungehe-
res Gebiet vor sich haben.

Vermischtes.

* In der Gegend von Gmunden (Oesterreich) wurde am 17. d. M.,
ein unerhörter Raubmord begangen; der Mörder und sein Opfer
sind Kinder, das Ziel des Raubes wertlose Geware. Der Sohn
des Bahnwärters in Laafrichen, ein dreizehnjähriger Knabe
führte am Sonnabend zwischen 12 und 1 Uhr diese Blutthat an
einem elfjährigen Knaben aus, indem er denselben mit mehreren
Messerstichen in der erbarungslosesten Weise ums Leben brachte. Dem
Bürgermeister von Laafrichen war es schon am Nachmittage gelungen,
den jungen Mörders habhaft zu werden und denselben nach kurzem
Verhör zu einem ausführlichen Geständnisse zu bringen.

Es geht daraus hervor, daß der entmenschte Knabe seinem Opfer
mit einem spitzen, 9 Zentimeter langen und 1 1/2 Zentimeter breiten
Messer, welches dem Ermordeten gehörte und ihm entrissen worden
war, zuerst von rückwärts einen so kräftigen Stich versetzte, wie man
es von einem Burschen in diesem Alter kaum für möglich halten
würde.

Der Angegriffene hat sich von der Stelle, wo ihm die erste Wunde
beigebracht wurde, wie die Wundspuren zeigen, noch 60 Schritte weiter
entfernt, um seinem Mörder zu entziehen, der ihn jedoch noch mit
mehreren tödlichen Stichen bebedete. Die Gegenstände, deren Raub be-
absichtigt war, sind Zucker im Werte von etwa 20 Kr., welchen der
Mörder auf dem Felde versteckt hatte, dann ein Korb mit Kaffee und
Mehl. Der verwahrloste Junge schreit die Größe seines Verbrechens
nicht zu fassen, denn er verbrachte die erste Nacht im besten Schlafe
und ließ sich am Tage nach seiner Ergreifung das ihm in den Ge-
meindearrest gebrachte Essen sehr gut schmecken, ja er war sogar zu
Erzessen geneigt.

Literarisches.

* Von der trefflichen populären Kirchengeschichte, die Dr.
Hermann Volkus im Herder'schen Verlage unter dem Titel „Geschichte
des Reiches Gottes auf Erden“ erscheinen läßt, liegt uns jetzt die
16. Lieferung vor, welche auf 110 Seiten die kirchengeschichtlichen Er-
eignisse von Beginn des 9. bis zum 13. Jahrhundert erzählt. Die
Lieferung enthält zahlreiche vorzügliche Holzschnitte.

Verantwortlicher
Redacteur
J. B.) W. 3 c d.

Düsseldorfer Sonntagsblatt
Belletristische Beilage
zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
G. Becker & Co.

N 18.

Sonntag, den 2. Mai

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.*)

(Nachdruck verboten.)

Zur Einleitung.

„Unser Jahrhundert ist das Jahrhundert der Ausstellungen“ — mit dieser Phrase hat schon manche Eröffnungsrede einer Ausstellung begonnen, und mit Recht, denn die Ausstellungen sind eine Errungenschaft der Neuzeit. Wir wollen hier aber keine Eröffnungsrede halten, lieber Leser (das kommt uns nicht zu, und wir überlassen sie auch gern demjenigen, der dazu berufen ist); wir schicken jene Worte nur voraus, um daran einige allgemeine Bemerkungen zu knüpfen, als Einleitung zu unseren beabsichtigten Schilderungen der hier in Düsseldorf bevorstehenden Ausstellung, deren Eröffnungstag immer näher herandrückt.

Schon hier wäre sofort Gelegenheit zu einer kleinen Kontroverse, und noch dazu zu einer doppelten, die in den beiden Fragen enthalten ist: Wird sie wirklich, wie verheißen, am 9. Mai eröffnet werden, und wird sie dann fertig sein? Die Bestimmten, deren es, nach der Behauptung mancher Statistiker, in Deutschland mehr geben soll, als in anderen Ländern, haben schon voreilig mit Nein darauf geantwortet, aber sie dürften nur zur Hälfte Recht bekommen, und das kaum. Eröffnet wird nämlich an jenem Tage die Düsseldorfer Ausstellung bestimmt werden, ob sie aber dann ganz fertig sein wird, ist etwas Anderes. Noch nie ist übrigens eine Ausstellung, von der größten internationalen Weltausstellung an, bis zur kleinsten irgend eines Landes, oder auch nur einer einzelnen Provinz oder Stadt — noch nie ist eine Ausstellung bei ihrer Eröffnung ganz fertig gewesen, und das ist Gottlob auch gar nicht nötig. Wer von den ungeheueren Vorarbeiten und der riesenhaften Aufgabe der Ausführung nur einen annähernden Begriff hat, wird das so natürlich finden, daß er, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, kein Wort weiter darüber verliert. Das große Ganze wird auch hier in Düsseldorf vollendet sein und, was wir nur gleich hinzufügen wollen, es wird ebenso schön wie großartig sein, und was im Einzelnen noch fehlte, wird dann leicht und fast unbemerkt ergänzt werden. Doch dies nur nebenbei und zur Erlebung der obigen Kontroversen.

Eine andere Streitfrage, und diese gehört ganz in unseren heutigen Artikel, ist die: welcher Nation die eigentliche Initiative der Ausstellungen gebührt. England nimmt insofern diesen Ruhm für sich in Anspruch, als man wirklich schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1756) eine Art von Gewerbe- und Industrieausstellung in London veranstaltet hatte,

*) Autor des obigen Artikels ist Hr. Professor Ebeling, als Verfasser der Schriften: „Lebende Bilder aus dem modernen Paris“, „Wunder der Pariser Weltausstellung“, „Bilder aus Kairo“ u. s. w. in weiten Kreisen rühmlichst bekannt. Wir freuen uns, mittelsten zu können, daß es uns gelungen ist, den geistvollen Feuilletonisten für die Abfassung eines Teils der von uns in Aussicht genommenen Ausstellungsberichte zu gewinnen.
Die Red.

deren Bedeutung indes kaum über die Stadt selbst hinausging. Frankreich macht aber England den Vorrang streitig, denn es hatte seine erste wirkliche Ausstellung unter dem Direktorium i. J. 1798 und zwei weitere Ausstellungen in den folgenden Jahren 1801 und 1802 unter dem Konulat, wo von einer eingesezten Jury Medaillen, Prämien und Belobungen verteilt wurden. Napoleon erkannte mit richtigem Blick die hohe Bedeutung solcher Ausstellungen für die Entwicklung der Industrien und Gewerbe, wenn auch zunächst nur für Frankreich selbst, und trug sich sogar, wie wir aus Las Cases' Memoiren von Sankt Helena erfahren, mit dem Gedanken einer Weltausstellung in Paris, welche die große „Friedens-Aera“, die er, natürlich unter französischer Suprematie, anstrebte, krönen sollte.

Interessant ist noch, daß zu Ende des vorigen Jahrhunderts, i. J. 1791, eine öffentliche Ausstellung in Prag stattfand, freilich ganz en miniature, denn sie umfaßte nur 49 Warenartungen und wurde von nur 150 Ausstellern besücht. Ein Kommerzienrat Schreyer stand an der Spitze des bescheidnen, aber doch verdienstlichen Unternehmens, das indes keine Jury hatte und auch keine Preise verteilte.*)

Jene kleine Prager Ausstellung und die Wiener Weltausstellung im Jahre 1873, die in runder Summe von 53,000 Ausstellern besücht und von mehr als 7 Millionen Menschen besucht wurde! Freilich lag fast ein Jahrhundert zwischen beiden, aber dennoch, welche gigantischer Aufschwung und Fortschritt auf allen Gebieten der materiellen und geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts! Wenn irgendwo, so wäre hier der höchste Superlativ des Staunens und der Bewunderung an seinem Platz.

Mit dem wiedererlangten Frieden nach der schlimmen napoleonischen Zeit entfaltete sich in ganz Europa und speziell in Deutschland ein unermesslich reiches Leben auf allen Gebieten der Industrie und Gewerbtätigkeit, von dem größten und gewaltigsten Faktor unseres Jahrhunderts, dem Dampf, wunderbar unterstützt, zu dem sich später noch die Elektrizität gesellte. Schon in den 20er und 30er Jahren finden wir überall in den europäischen Hauptstädten Ausstellungen; für Deutschland speziell und vielfach wiederholt in München, Dresden, Berlin, Breslau, Hannover, Triest, Wien u. s. w., desgleichen in außerdeutschen Residenzen, wie Stockholm, Brüssel, Madrid, St. Petersburg, sogar Moskau u. a., die Liste ist viel zu lang, um hier auch nur die bloßen Namen aller Städte zu nennen. Jenen Ausstellungen nun, wovon freilich die meisten im Vergleich zu denen der letzten drei Dezennien überaus geringfügig und unbedeutend erscheinen, lag stets als Hauptmotiv die große Drei zu Grunde: Vergleich, Studium und Nachahmung. Das gesammte politische und soziale Leben der Völker drängte damals zur Deffentlichkeit nach allen Richtungen; es war mithin natür-

*) Diese und verschiedene andere statistische Notizen sind aus dem vorzüglichen Werke „Der Weltverkehr und seine Mittel“ (Leipzig bei D. Spamer, 3. Aufl.) und einigen ähnlichen Schriften,

lich, daß man auch die bedeutendsten Elemente des Volkslebens, die Industrie und die Gewerbe, in ihren hervorragenden Produkten an die Öffentlichkeit zog. Auch die bildenden Künste, die nach dem Worte des Dichters „das Menschenleben verschönern und erheben,“ wurden dabei nicht vergessen.

Die Stadt Mainz hat das Verdienst, im Jahre 1842 die erste allgemeine deutsche Industrieausstellung veranstaltet zu haben, die damals großes Aufsehen machte und ungetheilten Anklang fand. Zwei Jahre später folgte Berlin nach; die Ausstellung wurde im Zeughaus am 15. August 1842 eröffnet und ist die erste, die für Deutschland größere Proportionen annahm und weitergehende Erfolge aufzuweisen hat. Sie wurde von mehr als 3000 Ausstellern besichtigt und die Jury verteilte über 1000 Prämien und Belohnungen. Bemerkenswert ist noch, daß bei jener Gelegenheit zuerst die Stellung der Arbeiter zu ihren Arbeitgebern und die Aufbesserung ihrer Lage zur Sprache kam, eine Frage, die damals noch mild und rücksichtsvoll auftrat und die seitdem zu einer der brennendsten unserer Zeit geworden ist, und noch immer ihrer Lösung harret.

England hatte sich während jener ganzen Zeit auffallend still verhalten und eigentlich nur periodische Ausstellungen inländischer Gewerbs-Erzeugnisse in London veranstaltet, und von Frankreich, speziell von Paris, ist gleichfalls aus jenen Jahrzehnten nichts besonders Epochenmachendes zu verzeichnen.

Da kam auf einmal, und gerade am Wendepunkt der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, über den Kanal die Kunde von einer großen Welt-Ausstellung in London, an welcher alle Nationen der Erde zur Teilnahme eingeladen wurden. Dadurch traten die Ausstellungen in eine neue und zwar in die unübersichtliche Phase, und was bis dahin immer nur einzelne Städte, Provinzen und höchstens Länder veranstaltet hatten, wurde jetzt zu einem allgemeinen weltumfassenden Böllerkmarkt. Man erzählte sich Wunderdinge von dem „Glaspalast“ im Hyde Park bei London, der ganz aus Eisen und Glas und in riesigen, nie dagewesenen Dimensionen erbaut wurde, und der Name Porton ging von Mund zu Mund. Unter der Hauptkuppel (um nur eines charakteristischen Merkmals zu erwähnen) hatte man die gegen 100 Fuß hohen prächtigen Bäume des Platzes stehen gelassen und einfach überwölbt, so kolossal war der ganze Bau. Dem Schreiber dieses ist aus seinen Jugendjahren der Anblick dieses schimmernden Wunderbaues unvergeßlich geblieben, und er möchte hier gern anfangen, davon allerlei zu erzählen. . . . interessant könnte die Erzählung schon werden, wenn er die alten Erinnerungen wieder aufwühlte, zumal sie längst (wir leben ja so schnell!) der ferneren Vergangenheit angehören; aber, aber was würde der Redakteur d. Bl. dazu sagen? Nur noch des edlen deutschen Fürsten, den jetzt auch schon lange die Erde deckt, sei hier mit ehrender Anerkennung gedacht, des Prinzen Albert, von dem der großartige Gedanke des Unternehmens ausgegangen war und der demselben mit außerordentlicher Energie und Umsicht als Protektor vorstand.

Der Erfolg dieser Weltausstellung, der Ersten, welche die Kulturgeschichte der Menschheit zu verzeichnen hat, übertraf alle Erwartungen: die Zahl der Aussteller betrug gegen 18,000, die der Besucher über 6 Millionen, und der bedeckte Ausstellungsraum umfaßte allein gegen 100,000 Quadratmeter. Die Totaleinnahme bezifferte sich auf mehr als eine halbe Million Pfd. Stl., die Totalausgabe auf kaum 350,000 Pfd. Stl., so daß ein Ueberschuß von weit über 3 Millionen Mark nach unserem Gelde erzielt wurde. Die Jury verteilte über 5000 Prämien in Medaillen, Diplomen und Belohnungen.*) Bemerkenswert ist noch der Umstand, daß die Londoner Weltausstellung an Sonn- und Feiertagen geschlossen war und trotzdem so glänzende Resultate erzielte, was die Gegner der Sonntagsfeier wohl zu einigem Nachdenken veranlassen könnte.

Diese erste Weltausstellung rief nun sofort die Rivalität der anderen Nationen wach, in erster Reihe natürlich Frankreichs. Bayern hatte freilich schon etwas Ähnliches geplant, wenigstens für das gesammte Deutschland, und eröffnete auch i. J. 1854 eine allgemeine deutsche Industrieausstellung in München, die leider durch die Ungunst der Zeitverhältnisse (auch die Cholera kam hinzu), nicht den gewünschten Erfolg hatte, und ähnlich war es im Jahre vorher in Newyork gewesen, dessen Aus-

*) Das Bauwerk, da der Platz, auf welchem es stand, kontraktlich dem Staate zurückgegeben werden mußte, blieb glücklicherweise erhalten; es wurde abgebrochen, aber in Sydenham neu aufgeführt, und ist noch heute als „Kristallpalast“ weltberühmt und eine der größten Sehenswürdigkeiten Londons.

stellung auch lange nicht auf die beabsichtigte Höhe einer internationalen gelangte, hauptsächlich wohl, weil sich bereits die Augen aller Welt auf die Zweite Weltausstellung in Paris richteten, die auch unter Napoleon III., trotz des Krimkrieges, als ein „Friedensfest aller Nationen“ i. J. 1855 stattfand.

Paris suchte London zu überbieten und errichtete in den Elyseischen Feldern den großen Industriepalast, mithin kein bloß provisorisches Gebäude, das allein über 100,000 Quadratmeter Raum umfaßte. Hierzu kam der sogen. Anneybau am Seinequai, von einem Kilometer Länge, wodurch allerdings die Themsestadt weit überflügelt wurde. Auch die Zahl der Aussteller (gegen 24,000) war bedeutender, die Besucher indes blieben fast um eine Million hinter denen der Londoner zurück. Prämien aller Art wurden doppelt soviel verteilt, wie in London, hingegen war das finanzielle Resultat bei weitem nicht so günstig, worüber sich jedoch das reiche Frankreich, das für seine „gloire“ immer Geld genug hatte (und noch hat), leicht hinwegsetzte.

Mit diesem zweiten so überaus glücklichen Versuch einer Weltausstellung waren die Ausstellungen einzelner Länder und Städte (sehr interessant soll diejenige von Rom auf dem Kapitol im Jahre 1857 gewesen sein) beinahe ganz in den Hintergrund gedrängt worden, so viel Sehenswertes, Schreißches und Neues auch manche von ihnen boten, denn schon rückte sich London zur Dritten Weltausstellung im Jahre 1862, und zwar mit einem riesigen Projekt, das sowohl seine eigene Erste, als auch die Zweite Frankreichs überflügeln sollte und auch wirklich überflügelt hat, obwohl nicht in dem Maße wie man anfangs hoffte. Die Raumverhältnisse des Kensingtonpalastes waren allerdings größer, ebenso die Zahl der Aussteller und (obwohl nicht bedeutend) auch die der Besucher, unermeßlich war ferner die Menge der angebotenen Erzeugnisse der Industrie, des Gewerblüthes und der Künste, aber eine kleine Reaktion machte sich dennoch geltend, vielleicht nur, weil die ungeheuere Masse des Gebotenen geradezu überwältigend, vielleicht auch, weil die Sache an sich nicht mehr neu war. Der, man möchte fast sagen, märchenhafte Zauber des „Glaspalastes“ war es nicht, und die englische Nation trauerte außerdem noch um den im Jahre vorher gestorbenen hohen Protektor der Ersten Weltausstellung. Viele fanden auch den Zeitraum zwischen dieser dritten und der zweiten in Paris zu kurz, um die Aufgabe ganz nach Wunsch zu lösen.

Dies hielt aber Frankreich nicht ab, schon 5 Jahre später, einen neuen, nun schon den Vierten Böllerkmarkt zu berufen, und obendrein — denn damals hatte Frankreich noch Glück in allem, was es unternahm — mit einem phänomenalen Erfolge. Die „Wunder des Marsfeldes von 1867“ bildeten zugleich die letzte Glanzepoche des Zweiten Kaiserreiches, das von da an unaufhaltsam seinem düsteren Verhängnisse entgegenlief. Auf dieser vierten Exposition universelle zählte man den gesammten Ausstellungsraum nur noch nach hunderttausenden von Quadratmetern, von denen der eigentliche Ausstellungspalast allein 150,000 umfaßte, und die Zahl der Besucher betrug über 12 Millionen. Fast alle Monarchen Europas fanden sich ein, sogar der türkische Sultan kam nach Paris, was die Ulemas in Stambul anfangs nicht erlauben wollten, denn der Herrscher der Gläubigen darf nach einem wahren Gesetz sein Reich nicht anders als zu einem Eroberungszuge verlassen. Man legte ihm aber Erde von Mekka in alle seine Schuhe und Pantoffeln, so daß er immer den heiligen Boden seines Vaterlandes unter den Füßen hatte. Da ging es. Es war derselbe Sultan, der neun Jahre später mit der ominösen Schere „selbstgemordet“ wurde. Der schönste Empfang und das glänzendste Fest wurden aber damals dem Könige von Preußen, unserem jetzigen Kaiser, zuteil, der durch seine Leutseligkeit so schnell die Herzen der Pariser gewonnen hatte. Das waren noch Zeiten! . . . aber tempora mutantur. —

Von da an folgten die Weltausstellungen in noch rascherer Reihenfolge aufeinander: die Fünfte zu Wien im Jahre 1873, also zu einer Zeit, „wo es noch Geld wie Heu gab“ (auch hier paßt das obige lateinische Zitat) und die im Prater stattfand. Der Prater, so sagen wenigstens die Wiener, ist der schönste Park der Welt, und deshalb nannten sie ihre Ausstellung gleichfalls die schönste der Welt, und nicht die Wiener allein. An Umfang übertraf sie wenigstens alle früheren, denn mit allen Nebenbauten umfaßte das Terrain zwei und eine halbe Million Quadratmeter, mithin den Flächeninhalt einer kleinen Stadt.

Dann ging es über den Ozean hinaus, nach Philadelphia, zur Sechsten Weltausstellung im Jahre 1876, als Feier des

100jährigen Jahrestages der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Und kaum hatte man sich von den dortigen Strapazen erholt und seine „Siebenfachen“ wieder eingepackt, als schon Paris für das Jahr 1878 eine neue, die Siebente W.-A. (ich brauche wohl nur mehr die Anfangsbuchstaben des so oft genannten Wortes zu schreiben) in's Leben rief. Das Erstaunen ob dieser augenschinlichen Ueberstärkung war allgemein, und in vielen Staaten gab sich sogar eine Mißstimmung darüber kund, vorzüglich in denen, die durch die ausgebrochene Finanzkrise schwer zu leiden hatten. Aber das republikanische Frankreich ließ sich dadurch nicht abschrecken, schon weil im Hintergrunde des Planes eine politische Demonstration lag. Die Franzosen wollten nämlich zeigen, daß sie trotz der harten Schicksalschläge der Unglücksjahre 70 und 71, trotz der fünfjährigen Militärdienstschuld, nach wie vor die „große Nation“ geblieben, und wollten zugleich von ihrer Regeneration ein glänzendes Zeugnis ablegen. Und man muß es zugestehen: es ist ihnen gelungen. Der „Monumentalbau des Trophäens“ gehört zu den schönsten und großartigsten Gebäuden seiner Art in Europa, dessen mittlerer Festsaal mit seinen 6000 Sitzplätzen noch bei den späten Entwürfen Bewunderung hervorrufen wird. Das Ausstellungsgebäude selbst stand wieder auf dem Marsfelde und war wieder ein Glaspalast, aber fast noch einmal so groß als der vom Jahre 1867, und (wie die französischen Zeitungen, vielleicht etwas pathetisch, jedoch im Grunde mit Recht sagten) „es enthält die Erzeugnisse des Erdballs.“ Deutschland war nur durch eine Kunstgalerie vertreten, ernüdete aber, und zunächst von den Franzosen selbst, allgemeine und ehrende Anerkennung. Im Ganzen war die Ausstellung von nahezu 16 1/2 Millionen Menschen besucht worden, also gleichfalls ein Resultat, das alles bis dahin Erreichte weit hinter sich läßt.

Mit dieser wenigstens für Europa letzten Welt-Ausstellung schließen wir unsere Skizze, die, obwohl wir nur andeutend verfahren, doch überlang geworden ist. Der Vollständigkeit wegen müssen wir aber noch die Welt-Ausstellung des vorigen Jahres in Sidney, der Hauptstadt des fernen Australiens, nennen, und zwar schon deshalb, weil die deutsche Industrie, die in Philadelphia durch das bekannte häßliche geflügelte Wort, das ich hier lieber gar nicht wiederholen will, einen so harten Stoß erlitten, in Sidney wieder zu Ehren gekommen ist.

Man spricht auch von einer für das Jahr 1883 in Berlin projektierten Welt-Ausstellung, welche die Neunte sein würde, aber bis jetzt ist offiziell nichts Näheres darüber bekannt geworden.

Das Interesse für die Welt-Ausstellungen ist übrigens unlerngbar im Abnehmen begriffen, wenn auch vielleicht weniger bei dem großen Publikum, als bei der Geschäfts- und Handelswelt und bei den Industriellen und Gewerbetreibenden, die aber doch schließlich den Ausschlag geben. Man hat längst eingesehen, daß jene Welt-Ausstellungen im Grunde mehr Schaustellungen geworden waren, sehenswerth allerdings und auch belehrend in hohem Grade, aber doch nur von zweifelhaftem praktischen und dauernden Nutzen. Jedenfalls hat die allzu häufige Wiederholung dieser kolossalen Wüstenmärkte schon vielfach Bedenken erweckt und die ernste Frage angeregt, ob dieselben für die ungeheuren Kosten, die sowohl den Staaten als auch den einzelnen Ausstellern dadurch entstehen, ein genügendes Äquivalent bieten. Ueberproduktion, maßlose Konkurrenz, ja sogar ein fieberhaftes Jagen nach Medaillen und Auszeichnungen sind bei den letzten Welt-Ausstellungen sehr oft zu Tage getreten, und die nützlichen Produkte der ernstesten Gewerbtätigkeit und des redlichen Kunstfleißes wurden von dem Schaugepränge kostspieliger Karitäten und tausend anderer Wunderdinge, deren der eigentliche Handel und Verkehr nicht bedürfen, nur allzuhäufig in den Hintergrund gedrängt. Vielleicht — wir brauchen hier absichtlich ein Bedingungswort, weil wir nur eine unmaßgebliche Ansicht aussprechen — vielleicht steht auch hier, wie auf so vielen anderen Gebieten unseres sozialen und geistigen Lebens, eine Umkehr bevor, und das große Dichterwort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“ dürfte dann auch für die Ausstellungen zur Geltung kommen.

Eine Provinzial-Ausstellung mithin, natürlich nur eine solche, die den außerordentlichen Fortschritten unserer Zeit und den durch dieselben gerechtfertigten Anforderungen möglichst allseitig entspreche, würde nach unserer Meinung nicht allein ein sehr verdienstliches, sondern auch ein sehr nutzbringendes Unternehmen sein . . . und so sind wir, lieber Leser, freilich auf einem

ziemlich langen Umwege, wieder zu dem Ausgangspunkte unseres heutigen einleitenden Artikels zurückgekommen, denn gerade eine solche Ausstellung ist hier in Düsseldorf ins Leben gerufen und zwar unter den oben ausgesprochenen günstigen Bedingungen, die, das glauben wir schon jetzt versprechen zu können, vollständig erfüllt werden.

Und somit genug für heute und Auf Wiedersehen! zumal der Eröffnungstag nahe bevorsteht.

Die Wallfahrts-Kapelle zum h. Kreuz und zu den heiligen vierzehn Nothelfern zu Stoffeln bei Düsseldorf. *)

Von Wilhelm Herchenbach.

Nicht weit von Düsseldorf in der Richtung von der Friedrichstraße nach der Scheidlingsmühle, liegt auf beiden Seiten eines Rheindammes das Dörfchen Stoffeln. Dort befindet sich eine, dem heiligen Kreuze und den heiligen vierzehn Nothelfern gewidmete Kapelle, die in früheren Zeiten sehr stark von Bedrängten und Nothleidenden aus der Nähe und Ferne besucht wurde, und wo die Gläubigen Trost und Hilfe in ihren Leiden suchten und vielfach erhört von Damm wanderten.

Auch jetzt erscheinen daselbst Pilgergruppen aus Bolmerswerth, Bilt, Eller, Neviges und vielen anderen Orten, sowohl aus dem Bergischen als von der linken Rheinseite. An Einzelgruppen fehlt es im ganzen Jahre nicht.

Die Bewohner von Düsseldorf und dessen Umgebung halten die Kapelle sehr hoch in Ehren und pilgern sehr häufig und in allen Jahreszeiten, besonders an den Freitagen zu dem still und freundlich gelegenen Wallfahrtskirchlein. Es ist nicht selten, daß man die Kapelle schon am frühesten Morgen voll von Betern findet.

Jedem, welcher sich mit der Vergangenheit beschäftigt, liegt, besonders bei einem Wallfahrtsorte, die Frage nahe, wann derselbe entstanden sei. Diese Frage stellen wir natürlich auch in Bezug auf Stoffeln.

Die Kapelle selbst giebt uns, soweit es ihren Ban angeht, eine Antwort, denn über der Eingangstüre befindet sich das Wappen des frommen und christlichen Werken sehr geneigten Kurfürsten Karl Philipp**), so wie die Jahreszahl 1734 und die Buchstaben C. Ph.

Dennoch dürfte es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß dieser Fürst der Erbauer der jetzigen Kapelle war; doch stützten auch Andere ihre Gaben bei, wie aus den im Jahre 1744 und im Jahre 1801 gedruckten Andachtsbüchern hervorgeht, denn es wurde in der Kapelle gebetet: „Für unseren gnädigsten Kurfürsten und Landesherren“; „Für alle Wohlthäter, welche diesen neuen Ban haben helfen befördern und darzu Gutes gethan haben.“ — Also steht fest, daß die jetzige Kapelle im Jahre 1734 durch den Kurfürsten Karl Philipp und andere Wohlthäter erbaut wurde.

Das Gebäude giebt uns noch einen ferneren Aufschluß. Bei genauerer Betrachtung findet man nämlich an der Vorderseite oben eine Bogengewölbung, die später durch Ausmauerung bis auf den Boden gefüllt worden ist. Aus diesem Umstande ergiebt sich ganz klar und deutlich, daß sich früher hier eine offene Halle befand, wie es bei fast allen Schweizerkapellen noch heute der Fall ist. Diese Halle diente den Pilgern bei geschlossener Kapelle zum Schutze gegen das Wetter. Dieser Außenraum wurde später zum Innern gezogen und befindet sich unter der jetzigen Orgelbühne, ein Beweis, daß nach der Erbauung dieses Wallfahrtskirchleins der innere Raum für die Zahl der Andächtigen beim öffentlichen Gottesdienste zu klein geworden war, woraus sich mit ziemlicher Gewißheit auf die Zunahme der Pilgerschleichen läßt. [Es sind mir zwar keine Nachrichten über Gebetserhörungen bekannt, aber in den bezeichneten Andachtsbüchern wird Stoffeln ausdrücklich ein Gnadenort genannt.]

Im Jahre 1744 erhielt die Kapelle von seiner hoher Hand***)

*) Nachdruck verboten.

**) Der prächtliebende Kurfürst Johann Wilhelm, dessen Reiterstatue auf dem Gemüsemarkte zu Düsseldorf steht, starb am 8. Juni 1716, ohne Erben zu hinterlassen; ihm folgte in der Regierung aller seiner Länder, so wie in der Kurfürstenwürde sein, am 1. November 1661 geborener Bruder Karl Philipp. Er war eben so sparsam, wie sein Bruder verschwenderisch gewesen. Um den am Hofe zu Düsseldorf üblichen Prunk zu vermeiden, verließ er die Stadt und wählte eine andere Residenz. Gleichwohl blieb er den Düsseldorfern gemogen, wie aus manchen Schenkungen an die Pfarrkirche zu Bilt, die Kapelle zu Stoffeln u. c. hervorgeht.

Er war zweimal verheiratet: 1. mit Louise Charlotte, einer Tochter des Fürsten Bogislaw Rastwil, Wittwe des Markgrafen Ludwig von Brandenburg. Als sie im Jahre 1695 starb, heiratete er 2. Theresia Catharina, Tochter des Fürsten Carl von Babomösk. Nur aus der ersten Ehe hatte der Kurfürst eine Tochter Elisabeth-Auguste, welche den Erbprinzen Joseph Karl zu Salzburg zum Gatten bekam. Männliche Nachkommen waren weder der ersten, noch der zweiten Ehe entsprossen.

***) Hülf in der Not, das ist: Uralte freitägige Andacht, so in der auf den sogenannten Stoffeln in der Pfarre Bilt vor Düsseldorf gelegenen Heil-, Kreuz- und 14-Nothelfer-Kapelle gehalten wird. Seite 6.

ein kostbares Geschenk, welches nicht wenig dazu bestrug, die Andacht zu erhöhen und den frommen Besuch in Stoffeln zu vermehren, nämlich eine Partikel vom wahren h. Kreuze. Das Reliquarium, in welchem dieselbe verschlossen war, bestand aus vergoldetem Silber und war mit echten Steinen verziert. Diese wertvolle Reliquie wurde den Gläubigen zum Küssen hingereicht.

Nirgendwo finde ich eine Notiz, in welcher der Geschenkgeber, die sich ere hohe Hand, näher bezeichnet ist, aber das Reliquarium selbst giebt einen genügenden Aufschluß, denn auf demselben befindet sich das kaiserliche Siegel mit der Ueberschrift C. Ph. und der Jahreszahl 1744. Es kann also wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Kurfürst Karl Philipp der Geschenkgeber war.

Am 8. August desselben Jahres erteilte der Erzbischof Clemens August I. von Köln die Erlaubnis, oder wie das Andachtsbuch „Hilf in der Not“, Seite 6 sagt, befehl die hohe geistliche Obrigkeit, daß die Partikel zur öffentlichen Verehrung ausgestellt werde.

Die betreffende Urkunde, welche sich im Pfarrarchive zu Bilk befindet, lautet in der Uebersetzung, wie folgt:

Johannes Andreas de Francken-Sierstorff, apostolischer Pronotarius des Erlauchtigsten und Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs und Kurfürsten von Köln für Stadt und Erzbischof in geistlichen Angelegenheiten, Synodalvikar, Kanonikus der Kölner Metropolitan Kirche, Kapitular, Vikar, Allen und Jedem, denen Gegenwärtiges zu Gesicht kommt, machen wir bekannt, daß die umstehend erwähnte Partikel vom heiligen Holze des Kreuzes unseres Herrn Jesu Christi uns vorgelegt worden ist, daß wir dieselbe als die in der Urkunde beschriebene authentisch anerkennen, und daß wir befehlen, daß diese Partikel vom heiligen Kreuze unseres Herrn den Gläubigen zur öffentlichen Verehrung auszustellen sei, wie wir im Namen Gottes durch Gegenwärtiges verfügen und befehlen.

Zur Beglaubigung Köln, 5. August 1744.

Auf Befehl des Hochwürdigsten zc. Johannes Andreas de Francken-Sierstorff.

Das Original dieser Urkunde steht auf dem zweiten Blatte einer römischen Pergament-Urkunde, welche die Echtheit dieser Reliquie bescheinigt. Sie lautet in der Uebersetzung wie folgt:

Heinrich Basso de la Vega, durch Gottes und des apostolischen Stuhles Gnade Bischof von Taumacensis.

Allen und Jedem, die dieses lesen, bezeugen und bekräftigen wir, daß es uns obliegt, für die heiligen Reliquien Gewähr zu leisten, daß dieselben aus authentischen Orten genommen und mit authentischen Dokumenten versehen und unterschrieben seien, demgemäß bestätigten wir, daß die hierbei folgende Partikel vom heiligen Holze des Kreuzes unseres Herrn Jesu Christi genommen ist. Wir haben dieselbe ehrfurchtsvoll in eine silberne Kapsel verschlossen, und diese selbst haben wir mit unserm Siegel versehen, dieses mit einem Seidensaden von roter Farbe durchzogen; dasselbe Siegel haben wir rotem spanischen Wachs aufgedrückt, zum Beweise der Echtheit und Identität unter dieser Urkunde angebracht zur größten Ehre Gottes und zur Verehrung seiner Heiligen. — Alles dieses zum Zwecke, die genannte Reliquie zu behalten, Anderen zu schenken oder in irgend einer Kirche, Dratorium oder Kapelle zur öffentlichen Verehrung der Gläubigen auszustellen.

Zur Beglaubigung dieses haben wir Gegenwärtiges eigenhändig unterschrieben und mit unserm Siegel versehen.

Gegeben Rom vor dem spanischen Thore, am 10. April des Jahres 1730.

Heinrich, Bischof von Taumacensis.*)

Wenn es in dieser Urkunde auch nicht ausdrücklich gesagt ist, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß diese Reliquie vom heiligen Kreuze in den Besitz des Kurfürsten Karl Philipp kam und daß dieser dieselbe im Jahre 1744 an die Kapelle zu Stoffeln schenkte. Eine Verwechslung ist schon deshalb nicht möglich, weil die römische und die kölnische Urkunde auf demselben Pergamente stehen. Leider waren beide in Vergessenheit geraten, so daß man für die Echtheit der Reliquie keine Garantie mehr hatte. Sie sind aber nach dem Tode des Herrn Pastor Palm zu Bilk wieder aufgefunden worden; ich selbst habe sie gesehen und mich von ihrer Echtheit und Zusammengehörigkeit überzeugt. Somit ist allen bisher bestandenen Zweifeln ein Ende gemacht.

Im Jahre 1747 erhielt die Kapelle noch einen neuen Gnadenschatz durch die Bewilligung eines Ablasses. Der betreffende päpstliche Erlass, welcher sich ebenfalls im Pfarrarchive zu Bilk befindet, lautet in der Uebersetzung wie folgt:

Benedikt XIV., Papst. Zum ewigen Gedächtnis.

„Indem Wir mit väterlicher Liebe für das Heil Aller besorgt sind, schmücken Wir einzelne geweihte Stätten mit besondern Ablassen, damit daselbst durch die Verdienste unseres Herrn Jesu Christi und die Fürbitte seiner Heiligen den Seelen der verstorbenen Gläubigen Hilfe werde, und sie durch Gottes Barmherzigkeit zum ewigen Heile gelangen mögen. Es ist deshalb Unser Wille, daß die Kirche oder öffentliche Kapelle zu St. Christophorus, Pfarre Bilk, Diözese Köln, und in derselben der Altar der Bruderschaft zu den 14 Nothhelfern unter Anrufung der Heiligen Christophorus, Chriacus, Dionysius und der andern heiligen 14 Nothhelfer durch Gegenwärtiges, ge-

*) Es ist bekannt, daß die hl. Helena nach der Wiederanfindung des hl. Kreuzes dasselbe nach Rom schickte und in der von ihr erbauten Kirche Santa Croce verwahrte. Näheres darüber finden die Leser in meinem Buche: „Die heiligen katholischen Gnaden- und Wallfahrtsorte zc.“

mäß der Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes und im Vertrauen auf die Fürbitte der heiligen Apostel Petrus und Paulus, mit diesem ganz besondern Privilegium geschmückt und ausgestattet werde, daß, so oft ein Welt- oder Ordenspriester am Tage Allerseelen und den einzelnen Tagen innerhalb dieser Octave, sowie an einem von dem zuständigen Bischöfe näher zu bezeichnenden Tage jeder Woche für die Seelenruhe eines Mitbruders oder einer Mitschwester der gedachten Bruderschaft, welche in der Gnade aus diesem Leben geschieden, am genannten Altare die h. Messe feiert, diese Seele fürbitweise aus dem Schatze der Kirche des Ablasses teilhaftig werde, so daß sie durch die Verdienste Jesu Christi, der allerheiligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen durch deren Fürbitte von den Strafen des Fegefeuers befreit werde. Auf sieben Jahre gültig.

Gegeben Rom unter dem Fischerringe bei Santa Maria Maggiore den 20. November 1747 im 18. Jahre unseres Pontifikates.

Frei von Stempel und Gebühren.“

Aus diesem päpstlichen Erlasse ersehen wir, daß zu jener Zeit bei der Stoffeler Kapelle eine aus männlichen und weiblichen Mitgliedern bestehende Bruderschaft zu den h. 14 Nothhelfern bestand, von der man jetzt nichts mehr weiß. Wann dieselbe aufgehört und aus welchen Gründen, läßt sich aus den bis jetzt zugänglichen historischen Nachrichten nicht ermitteln; aber aus einem im Pfarrarchive zu Bilk befindlichen Dokumente geht hervor, daß die erzbischöfliche Behörde zu Köln dem päpstlichen Erlasse weitere Folge gab und den offen gelassenen Tag festsetzte. Sie wählte den schon von uralter Zeit her bestehenden Freitag.

Die Urkunde heißt:

„Wir verordnen hiermit den Freitag jeder Woche gemäß Vorstehendem und gestatten die öffentliche Publikation des Gegenwärtigen.

Köln, den 7. Dezember 1747.

Der Generalvikar.

Im Auftrage und auf Befehl des Erlauchtigsten und Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs und Kurfürsten.

von Francken-Sierstorff.“

Es ist nicht zu übersehen, daß die Christophorus-Kapelle in dem päpstlichen Breve mit zu den geweihten, also hervorragenden Stätten gezählt wird, woraus ihre damalige Bedeutung hervorgeht.

(Fortf. folgt.)

* Paris. (Eine interessante Wette.) Herr Boudry-d'Asson, legitimischer Abg. der Vendee, der im Ruhe steht, der heute Reiter Frankreichs zu sein, hatte um die Summe von 10,000 Fr. gewettet, daß er binnen 10 Minuten mit seinem Pferde über 100 Hindernisse weglegen werde, welche aus Stangen bestehen sollten, die in einer Höhe von 80 Zentimeter und in Zwischenräumen von je drei Meter befestigt würden; er behielt sich das Recht vor, 20 Stangen umzuführen zu dürfen, dagegen verpflichtete er sich, keinen Anlauf nehmen zu wollen und sein Pferd nach jedem Sprunge nur einige Sekunden ausruhen zu lassen. Die zurückzuliegende Strecke betrug also 300 Meter. Diese Wette wurde am Sonntage in neun Minuten und einigen Sekunden ausgeführt und gewonnen, ohne daß eine einzige Stange niedergeworfen wurde. Das Pferd, eine Stute aus der Vendee, rührt aus einem Hofgut des Herrn Baybernean her und heißt Poire Tapee. Die alte Jagdhunte hat schon verschiedene Hallali's mitgemacht und war in dem Felzuge von 1870-71 in der Schützen-Éskadron des Generals de Charette immer in erster Linie. Der „Figaro“ meldet noch, daß Herr de Boudry-d'Asson nach seinem Reitertriumph sich direkt nach dem Instimt der Christlichen Schulbrüder in der Dubinot-Strasse begeben habe, um dort den ganzen Erlös seiner Wette im Betrage von 10,000 Franks niederzulegen. — Dieser Kavallerist stimmt gewiß nicht für die Vertreibung der Kongregationen.

An die Maienkönigin.

Maria, Maienkönigin!
Wir huld'gen dir mit frommem Sinn
Und bringen zum Geschenke dir
Viel Blüten von dem jungen Jahr.
Dir ziemet wohl der schönste Strauß;
Denn Gott erkor dich selber aus
Zur Königin in seinem Reich,
Weil Niemand dir, o Jungfrau, gleich.

Dich hat als engelreine Braut
Der heilige Geist sich angetraut,
Du herrschest mit dem ew'gen Sohn
Auf lichumstrahltem Gnadenthron.

Der Blütenmond, der holde Mai,
Verfüngt die Fluren wieder neu
Und giebt des reichsten Segens Born
Aus nie erschöpfter Fülle Horn.

So sähest, milde Jungfrau, du
Der süß'gen Welt die Gnade zu,
Und giebest Wärme, Leben, Licht
In unsrer Erde Angesicht.

Von deiner Güte und Huld erfrent,
Singt laut die ganze Christenheit
Und preiset dich mit frommem Sinn
Als hehre Himmelkönigin.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüfgen.

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum

„Düsseldorfer Volksblatt.“

N 19.

Sonntag, den 9. Mai

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

II.

Wer jemals in Düsseldorf gewesen, wird auch den Grafenberg besucht haben, jenen herrlich bewaldeten Höhenzug, der im Nordosten in sanftgeschwungenen Linien das Düsseldorfthal begrenzt. Der Blick von dort auf die in der Ebene liegende Stadt ist, wenn auch nicht hochromantisch und pittoresk, so doch überaus lieblich und anziehend. Die volkreiche Stadt mit ihren Thürmen und Häusermassen, überall von größeren und kleineren Baumgruppen untermischt, und im Hintergrunde im weiten Bogen der blühende Rhein mit den leichten Rauchwolken seiner hin- und herziehenden Dampfschiffe, dazu die Eisenbahnhänge, welche das Thal nach allen Richtungen hin durchkreuzen, und schließlich zur Linken im Vordergrunde die schlanke aufsteigende Spornsteine der unzähligen Fabriken, die Zeugnis ablegen von der Gewerthätigkeit der Bewohner.

Jetzt ist aber zu diesem Panorama ein neues großartiges Bild hinzugekommen: das Ausstellungsgebäude, das sich gerade von der Grafenberger Höhe am imposantesten ausnimmt. Die hohen gewölbten Kuppeln der beiden Hauptportale überragen die lang gestreckte Fassade, deren Galerien an den Seiten durch kleinere Kuppeln einen sehr glücklichen Abschluß gewinnen, und die dem Ganzen, wenigstens aus dieser Ferne gesehen, einen orientalischen Aufstrich geben. Geht dann vollends die Sonne hinter dem schönen Gebäude unter, dessen luftige und feine Umrisse sich am roten, goldglühenden Himmel phantastisch abzeichnen, so hat man wirklich ein Stückchen Orient vor sich, das man nicht leicht wieder vergißt.

So heiter und ruhig vollendet nun der Bau im Bilde vor uns liegt, so bunt und bewegt sah es in der letzten Woche vor der Eröffnung noch im Innern desselben aus, wo eigentlich noch nichts ganz fertig war und wo auch in mehr als einer Beziehung keine sonderliche Heiterkeit herrschte, weil eben die hundert und tausend Aussteller noch alle Hände voll zu thun hatten und mit den Arbeitern grollten, die bei allem Fleiß doch immer nicht schnell genug vorrückten.

In jenen letzten acht Tagen ist indes noch unendlich viel beschafft worden, denn keiner hat den Mut sinken lassen; im Gegenteil, alle rivalisirten unter einander in Emsigkeit und Ausdauer.

Nicht umsonst steht über dem Hauptportal der schöne Wahlspruch: Viribus unitis, und derselbe hat sich auch hier glänzend bewährt.

Interessant war aber der Anblick im letzten Stadium vor der Eröffnung in hohem Grade, und wir wollen gern dem Leser in flüchtiger Skizze ein Bild davon geben, obwohl auch dies noch um einige Tage zurückdatirt werden muß, weil ganz zuletzt, eben wegen der ungeheuren Schlussarbeit, der Zugang sehr erschwert war.

Bekanntlich ist der zoologische Garten in den Ausstellungsraum mit hineingezogen und zwar so, daß das eigentliche Gebäude den Garten von der einen Längsseite, der östlichen, begrenzt.

Das war ein sehr glücklicher Gedanke, von dem wir, nebenbei bemerkt, nicht begreifen, daß er anfangs irgend welche Opposition gefunden, wenn nicht vielleicht aus dem Grunde, daß es überall Menschen gibt, die eben nur aus Opposition opponieren. Der zoologische Garten ist eine großartige und prächtige Anlage — von der Thiersammlung ganz abgesehen, die übrigens auch, obwohl noch nicht sehr bedeutend, recht interessant ist — und der Garten kam wie gerufen zur Ergänzung des eigentlichen Ausstellungsgebäudes. Was bei anderen Ausstellungen, z. B. in Paris und London und auch vielfach anderswo erst mit Mühe und Kosten geschaffen werden mußte, das fand sich hier bereits in sehr günstigen Verhältnissen vor: schattige Spaziergänge, große Teiche, angenehme Ruheplätze im Freien, Rasenplätze und Blumenbeete, und das alles mit einem herrlichen Fernblick auf die bewaldeten Höhen. . . . Kurz, es gab jedenfalls kein vorteilhafteres Terrain als dieses, in ganz Düsseldorf. Die Entfernung von der Stadt ist verhältnismäßig gering bei den vielen Fahrgelegenheiten der Eisenbahnen und Tramways, welche die Besucher bis dicht an das Portal führen werden.

In jener letzten Woche nun sah der schöne Garten noch böss aus, denn der von den unzähligen großen und kleinen Annehmlichkeiten beanspruchte Raum gliedert einem Chaos, aber nur noch auf kurze Zeit. Dann waren wie durch Zaubererschlag, die unschönen Gerüste, die Bretterverschläge mit ihren unzähligen Leitern und Stangen verschwunden, die Wege waren wieder gereinigt und geebnet, die Rasenplätze und sonstigen Anpflanzungen wieder hergestellt, so daß wir jetzt ein Ensemble vor uns haben werden, das unbedingt den schönsten Teil der Ausstellung bildet. Sogar das an sich schon so große Restaurationsgebäude ist vergipst worden, und trotzdem haben einige Unternehmungslustige sich nicht abhalten lassen, noch besondere Getränke- und Erfrischungshallen zu erbauen, und es ist charakteristisch, ober, um ein geflügeltes Wort zu gebrauchen, „es läßt tief blicken“, daß gerade diese Räume zuerst vollendet waren. So namentlich ein überaus zierlicher und eleganter Bau, in so schönen und reinen architektonischen Verhältnissen, daß er recht gut als Modell dienen könnte, und für den uns der Name „Bierhalle“ wirklich gar zu prosaisch vorkommt. Auch die Krupp'sche Maschinenhalle steht bereits stolz und sicher auf ihrer Lafette: Die durfte natürlich bei dem „Friedensfeste“ nicht fehlen! Obertäubend war das Klopfen und Hämmern, das Sägen und Stampfen ringsumher, und auf den ersten Blick schante sich das Gewühl wie ein wirres Durcheinander, und war doch ein geregelter, maßvolles Schaffen, emsig und ununterbrochen. . . . „tausend fleißige Hände regen, heifen sich in muntrem Bund“ . . . und jede verrinnende Stunde brachte die raslos Schaffenden dem Ziele näher.

Im Ausstellungsgebäude selbst herrschte ein ähnliches Leben und Treiben, denn die unabsehbar langen Hallen wimmelten gleichfalls von Arbeitern in jeder nur denkbaren Art von Thätigkeit, aber gar viele legten doch schon die letzte Hand an das fast vollendete Werk. In der Maschinengalerie fand sich diese Thätigkeit natürlich im erhöhten und zugleich im großartigsten Maße: Der

dampfgetriebene „Dampftrah“ zog auf den hoch oben an beiden Längsseiten angebrachten Schienengeleisen unermüdet hin und her und beförderte wie spielend die schwersten und kolossalsten Maschinenteile, die Hunderte von Zentnern wiegen, an Ort und Stelle; einzelne Maschinen standen auch hier schon fix und fertig da und ihr metallischer Glanz leuchtete weithin. An dieser, der nördlichen Seite des Gebäudes erheben sich draußen die turmhohen Schornsteine mit ihren Dampfkefeln, um später den einzelnen Maschinen die bewegende Kraft mitzuteilen, und für die Fachleute und Kenner der Großindustrie wird diese Halle wohl die interessanteste werden.

Der Plan des ganzen Ausstellungsgebäudes scheint uns ein sehr glücklicher zu sein, denn er ist ein sehr praktischer und wird den schnellen Ueberblick und die leichte Orientierung im Einzelnen sehr erleichtern. Der Gesamtbau stellt ein gewaltiges längliches Viereck dar, von fast 900 Fuß Länge bei einer Breite von ca. 400 Fuß; der ungeheure Kölner Dom könnte also bequem in den innern Raum hineingestellt werden und würde den Platz noch kaum zu einem Drittel ausfüllen. Die drei Langhallen werden von vier Querstraßen durchschnitten, von denen die zwei größeren über 120 Fuß und die zwei kleineren gegen 80 Fuß breit sind. Dadurch entstehen 6 große lange Binnenhöfe, deren zahlreiche Fenster das nötige Licht nach Innen in reichlicher Fülle auf das Beste verteilen. Das ist mit „zwei Worten“ der Grundplan des Ganzen, mithin, wie der Leser sieht, von außerordentlicher Einfachheit und Zweckmäßigkeit, den zwei Hauptbedingungen eines solchen Baues. Wenn wir noch hinzufügen, daß sein Flächenraum 30,000 Quadratmeter umfaßt, so thun wir es eigentlich nur deshalb (denn man kann sich so unter dem Lesen doch nur schwer einen Begriff von einer solchen Ausdehnung machen), um hinzuzusetzen, daß derselbe den der vorjährigen Berliner Ausstellung um mehr als 9000 Quadratmeter übersteigt. Wer weiß, ob nicht am Ende die Düsseldorf, wie räumlich, so auch anderweitig, die Berliner überflügelt; hinter ihr zurückbleiben wird sie jedenfalls nicht . . . , und ein bißchen Lokalpatriotismus scheint uns, bei allem hohen Respekt vor der Reichshauptstadt, die ja in anderen Beziehungen so Vieles vor uns Provinzialstädten voraus hat, schon erlaubt zu sein. Jedenfalls wird die mit der eigentlichen Gewerbe-Ausstellung verbundene große Kunstausstellung dem Unternehmen einen wenn auch nicht internationalen, so doch allgemein deutschen Charakter verleihen, denn sie verspricht großartig zu werden als alle bisherigen, mit alleiniger Ausnahme der letzten in München, die aber auch eine internationale war. Weit über 1000 Kunstwerke aller Art werden auf dem 3000 Quadratmeter umfassenden Räume ausgestellt werden; die Anordnung und Einteilung der einzelnen Säle, sämtlich mit Oberlicht, soll eine vorzügliche sein, und wir wiederholen deshalb eine Aeußerung von kompetenter Seite gern, die uns versichert, „man würde das Beste, was in neuerer Zeit Malerei, Plastik, Architektur und graphische Künste im deutschen Vaterlande geschaffen, zu sehen und zu bewundern bekommen.“

Auch von der Ausstellung kunstgewerblicher Altertümer, für die ein besonderes Gebäude am großen Teiche des zoologischen Gartens errichtet ist, verspricht man sich viel Schönes und Lehrreiches; wir können indes heute noch nichts davon berichten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dasselbe bei unserem letzten Besuche mit den meisten der 57 übrigen (so viel betragen nämlich die sämtlichen Annehmlichkeiten des Gartens) noch sehr im Werden begriffen war. Aber die „tausend fleißigen Hände“ werden auch ihn schon zur rechten Zeit fertig gestellt haben.

Im Ganzen umfaßt die Düsseldorf Ausstellung 22 Hauptgruppen, von denen eine jede wieder in verschiedene Neben- und Unterabteilungen zerfällt und wo kein Industriezweig, auch der anscheinend geringfügigste nicht, unvertreten bleibt; und da Rheinland und Westfalen mit den angrenzenden Bezirken so gut wie die gesamte industrielle und gewerbliche Thätigkeit Deutschlands, und jedenfalls ihre hervorragendsten und wichtigsten Zweige umfassen, so ist schon dadurch, und von der Kunstausstellung ganz abgesehen, die universelle Bedeutung genügend dokumentiert.

Die einzelnen Gruppen hier aufzuzählen, erscheint uns unnötig; es wäre doch nur eine tote Nomenklatur, die erst dann Leben und Interesse gewinnt, wenn wir uns mitten in dieser mit Sachkunde und Verständnis geordneten Welt bewegen und das Einzelne schauen und besprechen. Hier nur noch die Bemerkung, daß für die Erste Gruppe der Land- und Forstwirtschaft, mit ihren Unterabteilungen des Obst-, Gemüse- und Gartenbaues, ein besonderes, großes Gebäude neben dem Zoologischen Garten er-

richtet ist, und daß mit derselben, je nach der Jahreszeit, auch Blumenausstellungen verbunden sein werden.

Somit wäre für alles gesorgt, um Düsseldorf in diesem Sommer zu einem großen Magnet für ganz Deutschland zu machen, vorzüglich wenn der Sommer so schön wird wie der diesjährige Frühling. Ist doch Düsseldorf schon an sich, wenn auch nicht die erste — diesen Titel müssen wir der altehrwürdigen Metropole Colonia nach Jug und Recht überlassen — so doch die schönste Stadt des gesegneten Rheinlandes und zumal im Mai eine blühende Gartenstadt im wahren Sinne des Worts . . . bekannte, laubläufige Ausbrücke, eben weil sie so zutreffend sind. Der Hofgarten gehört zu den herrlichsten Parkanlagen Deutschlands, und wer je an einem schönen Sommerabend unter den wehenden Ulmen des Ananassberges gefessen, wird gewiß mit Freude daran zurückdenken. Die stattlichen Alleen, die breiten Straßen des neuen Stadtteils mit ihren schmucken Häusern und den bequemen Trottoirs, die Tonhalle mit ihren Konzertsälen und ihren lieblichen Gärten, der Malkasten mit seiner berühmten Künstlergenossenschaft „auf klassischem Grund und Boden“, das neue Akademiegebäude mit seiner Malerschule und den würdigen Vertretern der Kunst, auch das neue Theater, wo sogar im Juni die Meininger ein vierwöchentliches Gastspiel eröffnen werden . . . das sind, mit so manchem Andern wohl Dinge, auf welche die Düsseldorfer stolz sein dürfen und die auch bekanntlich in jedem Jahre eine Menge Besucher von nah und fern herbeiziehen. Wir dürfen dabei auch die zahlreichen und anerkannt guten Gasthöfe, die Restaurationen und sonstigen Wirth- und Bierhäuser nicht vergessen . . . zu den letzteren ist sogar ganz neuerdings ein Stadlfestiment hinzugekommen: „Zur alten Zeit,“ wo das vielgeschmähte und vielverkannte Mittelalter, wenigstens in vortrefflichem Bier, wieder zu Ehren gebracht wird, und auch sonst haben die freundlichen Bewohner Düsseldorfs für gastliche Aufnahme bestens gesorgt, so daß das Prognostikon für die Ausstellung ein in jeder Beziehung günstiges ist. Und sich gewiß auf das schönste erfüllen wird.

Schon schmückt sich das stolze Gebäude und der blühende Garten mit Fahnen und Flaggen, und auch die Häuser der Stadt werden nicht zurückbleiben; morgen, wenn der Leser dies liest, ist der feierliche Tag der Eröffnung, und in unserm nächsten Artikel können wir dann schon unseren „beschaulichen und erbaulichen“ Rundgang beginnen.

Die Wallfahrts-Kapelle zum h. Kreuz und zu den heiligen vierzehn Nothelfern zu Stoffeln bei Düsseldorf. *)

Von Wilhelm Herchenbach.
(Fortsetzung.)

Wir werden später auf das h. Kreuz und die 14 Nothelfer wieder zurückkommen, bemerken hier aber, daß sich zur Zeit, als die 14 Nothelfer und das h. Kreuz eine gemeinsame und gleichzeitige Verehrung in Stoffeln fanden, ein schicklicher Anlaß vorhanden war, mit der Wallfahrt 14 Stationen zu verbinden. Bei jeder dieser Stationen brachten die Pilger besondere Anliegen vor, denn jede war einem der Heiligen aus der 14 Nothelfer-Gruppe gewidmet. Der sogenannte Bittweg, an welchem sie lagen, kam noch heute in einer ziemlichen Strecke verfolgt werden. Die erste Station war die Kapelle selbst, die zweite das jetzt in Trümmern liegende Steinkreuz unweit des Laboratoriums der Bloem'schen Zündhütchenfabrik. Die Stelle heißt jetzt, wenn ich nicht irre, „im Strauch“, wahrscheinlich wegen des kleinen G. büschels, in welchem die Stücke liegen. Die Pietät der Bewohner hält das Plättchen bis auf die heutige Stunde heilig. Die Stücke des Kreuzes bleiben unangestastet liegen, und der kleine Fleck wird niemals vom Pfluge oder vom Grabscheit berührt.

Wie ältere Leute von ihren Eltern vernommen haben, lag das Kreuz während der französischen Revolution den auf die Stadt feuernden Republikanern in der Schußlinie, ihre Kugeln rasierten es weg. Es mag ihnen wohl Freude gemacht haben, denn alle Zeichen von Religiosität waren ihnen ein Gruel, und wir könnten einen dicken Band mit historisch nachweisbaren Schandthaten füllen, die sie absichtlich an Goiteshäusern und öffentlichen Denkmälern religiöser Bestimmung mit wahrhaft cynischem Frevelmuth begingen.

Von hier führt der Pilgerweg zum Steller-Hofe am Oberbiller Kommunalwege. Hier und zwar in der am Pilgerwege liegenden Ecke, wo die beiden Gartenhecken zusammenstoßen, stand als Station eine der h. Barbara gewidmete Kapelle. In der Reihe der 14 Nothelfer

*) In einer im letzten Sonntagsblatt abgedruckten Anmerkung zu diesem Aufsatze sind einige Worte weggeblieben. Es muß heißen: Es ist bekannt, daß die h. Helena nach der Wiederauffindung des h. Kreuzes einen Teil desselben in Jerusalem heilig, einen andern Teil nach Konstantinopel und einen dritten nach Rom schickte und in der von ihr erbauten Kirche Santa Croce verwahrte.

wurde sie um die Gnade eines guten Todes nach Empfang der heil. Sacramente angefleht, aber die Mütter hatten noch einen andern Grund, warum sie ihre Kapelle besuchten. Diejenigen unter ihnen, deren Kinder häufig weinten, gingen zur Kapelle der h. Barbara, damit durch ihre Fürbitte diesem Uebel gesteuert werde. Das Volk gab der Heiligen deshalb den Namen „Kriesehärbel“.

Wie der Gebrauch entstanden, ist nicht bekannt, aber er hängt mit der kirchlichen Verehrung der h. Barbara nicht zusammen; die Mütter schufen diesen Bittgang und frommen Gebrauch aus sich selbst. Es muß indessen bemerkt werden, daß es auch auf der linken Rheinseite eine Kapelle giebt, wohin man zur „Kriesehärbel“ beten geht. (Wer mehr von derartigen Gebetsstätten weiß, möge es mir freundlich berichten.)

Von der genannten Kapelle am Eikelerhose wird erzählt — und diese Legende soll durch das Kirchenarchiv zu Bilk Bestätigung erhalten — daß, als ein Protestant in den Besitz des Hofes gelangt sei, es ihn unangenehm berührt habe, daß die Kapelle dort stand und daß so oft betende Pilger einer andern Konfession dicht an seinem Gehörte auf den Knien lagen. Er soll der Kirche zu Bilk mit sechs Morgen Ackerland die Erlaubnis zum Abbruch der Kapelle abgekauft haben. Steintrümmer dieser Kapelle sollen noch in den jüngsten Tagen im dortigen Garten gefunden worden sein.

Es scheint, daß der Pilgerweg von hier aus an die Rückseite des Köblin-Mündener- und Bergisch-Märkischen Bahnhofes führte, wo ebenfalls ein Kreuz stand, dessen Teile ich selbst oft genug gesehen habe.

Durch die Ausdehnung der Stadt ist der Pilgerweg verbaut worden, und bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, denselben genauer festzustellen. Wahrscheinlich haben auch das bekannte blaue Kreuz im Oberbillerfelde, das Kreuz in Oberbilk und die Kreuzkapelle auf dem Hammer Kirchhofe zu den Stationen gehört.

Ein Weg im Oberbillerfelde heißt noch bis heute der Stoffeler Weg. Mit der französischen Revolution nahm die Andacht in Stoffeln ab, doch wurde sie niemals gänzlich unterbrochen, wie schon im Eingange dargethan.

In unsern Tagen hat man der Kapelle wieder ein größeres Interesse zugewandt, und dieses ist auch nicht erkalte, nachdem ein frecher Dieb im vorigen Jahre wertvolle Kirchengefäße daselbst gestohlen.

Aus freiwilligen Gaben beschaffte die Kapelle seit zwei Jahren einen prachtvollen Messias, ein Ciborium, ein vergoldetes Weihrauchfaß, bemalte Fenster mit Kathedral-Glas und eine neue Altarmensa. Der Kapellenvorstand schenkte einen doppelt gepanzerten Schrank. Ein neuer, sehr schöner Altar nach der Zeichnung der Architekten Minlake und Pöckel ist fertig, aber es fehlen noch die 5000 Mark, welche zur Bezahlung erforderlich sind.

Dem Stadtverordneten Tillmann Berger zu Stoffeln, von welchem ich einzelne Notizen und den Wortlaut der mitgetheilten Urkunden erhalten, ist die Ausräumung und Betreibung der Restauration und der Anschaffungen hauptsächlich zu danken.

Geben wir der Hoffnung Raum, daß die verschönernte Kapelle zur Vermehrung der Wallfahrten beitragen und dem Orte wieder seinen alten Glanz verleihen wird. Wohlwollenden Bemittelten sei die ehrwürdige Stätte empfohlen.

Bisher sind wir in unserer Untersuchung vom Jahre 1734 an bis heute abwärts gestiegen und haben uns unsern Tagen immer mehr genähert; jetzt aber wollen wir aufwärts steigen und die Frage zu beantworten suchen, ob nicht schon vor 1734 hier ein Wallfahrtsort bestand.

Auf diese Frage giebt die Lokalität der Kapelle selbst eine vorläufige Antwort. Der Weg, welcher an der Kapelle vorüber nach dem Brüderrhof führt, geht bis zu dem Wallfahrtskirchlein in gerader Richtung fort, bei demselben aber macht er plötzlich eine Ausbiegung nach rechts und nimmt später wieder die gerade Richtung ein, ein Beweis, daß er durch den Kapellenbau aus seiner ursprünglichen Lage verdrängt wurde. Das muß aber früher als 1734 geschehen sein, denn die Linde, welche an der Krümmung steht und unter welcher früher die Predigt gehalten wurde, ist viel älter. Es hat also schon vor 1734 hier ein Gotteshaus gestanden, welches an räumlicher Ausdehnung nicht hinter dem jetzigen zurückblieb. Das frühere Vorhandensein einer Kapelle geht auch aus dem Wallfahrtsbüchlein von 1744 hervor, denn dasselbe nennt die Andacht auf seinem Titelblatte eine uralte. Es sprechen aber auch schriftliche Zeugnisse dafür, denn aus dem Pfarrarchiv zu Bilk ergibt sich, daß im Jahre 1729 eine gewisse Jehnspennig, geborene Drauns für 50 bergische Reichsthaler zwei heilige Messen stiftete, von denen eine in der Pfarrkirche zu Bilk und eine in der Christophor-Kapelle zu Stoffeln gehalten werden sollte.

Im Jahre 1707 stellte der damalige Pfarrer von Bilk, Herr Johann Jakob Witten eine Specificatio der Balker Custorey auf, in welcher es im § 5 heißt: „daß ein zeitlicher Custos mit seinem Herrn Pastor alle Freitags, wenn es dem Herrn Pastor glegen, nach der Kreuzkapelle auf den Stoffeln geht, Wein und Hostias anschaffet, darob bekommt er jährlich 1 Reichsthaler.“

Wir sehen also, daß ein Kirchlein schon im Jahre 1707 vorhanden war, und daß dasselbe den Namen Kreuzkapelle führte. Es drängt sich uns naturgemäß die Frage auf, welche Berechtigung dieser Name hatte und ob vielleicht schon damals eine Partikel des h. Kreuzes vorhanden gewesen.

Wir nehmen hier eine unter dem Volke kursierende Legende zu Hilfe, welche folgenderweise erzählt wird: Die Kapelle von Stoffeln wurde einst von einem Diebe heimlich gesucht und ihrer wertvollsten heiligen Gefäße beraubt. Später wurde dieser Dieb wegen anderer Verbrechen festgenommen und an den Galgen gehängt. Vor der Hinrichtung gestand er auch den Diebstahl zu Stoffeln und gab an, daß sich unter den geraubten Gegenständen auch das Gefäß mit der Partikel des h. Kreuzes befunden. Diefershalb habe ihn Gott gestraft, und er habe die Kapelle kaum im Rücken gehabt, so sei er an allen Gliedern steif geworden und habe keinen Schritt weiter gekonnt. Voller Angst habe er das Gefäß mit der Kreuzpartikel weggeworfen, und nun sei es ihm möglich gewesen, zu fliehen. Man suchte an der bezeichneten Stelle und fand wirklich das Reliquarium mit der Partikel des h. Kreuzes im Kornfelde.

In der That sind lange Jahre zwei Partikel vom h. Kreuz in der Stoffeler Kapelle zu gleicher Zeit vorhanden gewesen; die des Churfürsten war in schöner reicher Fassung, die wieder gefundene, welche viel kleiner, als die vorige war, befand sich in einer wertlosen Fassung.

Herr Adolph Berger, ein hochbejahrter Mann, welcher lange Kirchenvorstandsmitglied zu Bilk war, behauptet, daß der Herr Pastor Winterim diejenige mit der wertlosen Fassung eines Tages aus der Kapelle genommen und in die Balker Pfarrkirche gebracht habe, weil die Kapelle doch an einer genug habe. Diese Partikel, also die ältere, befindet sich noch heute in Bilk.

Jetzt wird uns auch der Grund klar, warum der Nachfolger oder Testamentsvollstrecker des Churfürsten Carl Philipp das Geschenk gerade um diese Zeit nach Stoffeln schickte. Er wollte die Kapelle für den schweren Verlust sofort entschädigen. Obgleich in der Volkserzählung kein Jahr und kein Tag angegeben wird, so ist es doch wahrscheinlich, daß der Diebstahl entweder im Herbst 1743 oder im Frühlinge 1744 stattfand, denn nur so lassen die Umstände sich erklären. Vor dem Besäen des Grundstückes konnte das Reliquarium nicht hingeworfen sein, sonst würden es die Ackerleute beim Umarbeiten des Bodens gefunden haben; auch war der Kornschnitt noch nicht vorüber, weil es im Korne gefunden wurde.

Ein noch älteres Zeugnis für das Vorhandensein einer Kapelle findet sich auf einem Quartblatte in der Winterim'schen Bibliothek und ist von der Hand dieses Gelehrten geschrieben. Es lautet wie folgt:

„1655 hatten die Eheleute Heistermanns das Opfer der Kapelle zu Stoffeln propria auctoritate verwendet, und dem Pastor Heistermann den Schlüssel verweigert, weshalb dieser dem Dechant solches angezeigt, welcher zwei Schlüssel zu machen verordnete; nachher aber auch brach, saecul. angerufen, wo solches Decret approbiret. W. Illgen, anverwandt Heistermann, meldet, daß auf ihrem Erbe die Kapelle sich befindet.“

In dieser Notiz wird die Kapelle zwar nicht Kreuzkapelle genannt, aber ich vermute, daß sie damals doch schon so hieß und die Partikel besaß. Das h. Kreuz heftet überhaupt sehr fest an Stoffeln.

Der alten Düsseldorfern bekannte Kaplan Hemmerling schenkte noch eine dritte Partikel, welche in ein eigentümliches wertvolles silbernes Kreuz eingefast ist. An dem Hinterkopfe des Heilandes befindet sich eine verschlossene Kapsel; als dieselbe im Jahre 1879 geöffnet wurde, fanden sich in derselben Iose Siegelstückchen und ein mit einem roten Faden umwickeltes Lederchen mit der Aufschrift „verae reliquiae sanctae crucis“: „Wahre Reliquien des h. Kreuzes“; ferner sechs kleine Stückchen Holz, die in Farbe und Faser ganz genau mit der römischen, mit der Balker und mit der Hemmerling'schen Partikel übereinstimmen, was vielleicht für die Echtheit Alles spricht.

Schluß folgt.

Ein Muster chinesischer Arbeit.

(Nach dem Französischen.)

Einer meiner Freunde, ein kluger tüchtiger Schiffskapitän, der schon, ich weiß nicht, wie viel Mal die Reise um die Welt gemacht hat, kommt eben von China wieder zurück und erzählt mir eine prächtige Geschichte, die zwar nicht von dem Mutterwerke, wohl aber von der Geduld und dem Nachahmungstalenten der bezopften Kinder des himmlischen Reiches das beste Zeugnis abgelegt.

Unter den verschiedenen Hosen, die sich der Kapitän vor seiner Abreise von Paris hatte machen lassen, war eine, die für

*) In Bayerles Buch „Die kath. Kirchen Düsseldorf's“ wird der Name Heistermann auf Seite 128 und 142 erwähnt. Als die Jesuiten im Jahre 1619 in Düsseldorf ankamen, fanden sie ihre Wohnung noch in einem so unsaubern Zustande, daß sie dort nicht übernachten konnten; sie suchten deshalb den alten Gastfreund ihrer Gesellschaft, den Theodor Heistermann auf und blieben bei ihm, bis ihre Wohnung in Ordnung war. — Eine Wittve Margarethe Heistermanns, geborene Steinhäuser, war es, welche im Jahre 1627, als in Düsseldorf die Pest herrschte, mit zehn andern ihres Geschlechtes den Grund zu St. Ursula-Bruderschaft legte und die Versorgung der Armen und die Verpflegung der Pestkranken übernahm.

ein kleines Meisterwerk gelten konnte. Es war eine von den Weltwundern, wie sie zuweilen aus den Werkstätten der Bekleidungskünstler von Auf hervorgehen. Wegen der Vorliebe, die ihr Herr für sie hegte, mußte sie zu allen Festen an Bord, am Kap der guten Hoffnung und auf der Insel Bourbon erhalten, so daß die arme Hose fast verbraucht war, als man glücklich im Hafen von Kanton landete. Inbes Dank ihrem schönen Schnitt, den nichts ersetzt, nicht einmal die Neuheit, sah sie noch ziemlich statlich aus, als der Matrose, der dem Kapitän als Kammerdiener aufwartete, auf das schöne Schenkelteil des armen Bekleidbes die Hälfte von dem Del einer Lampe goß, mit deren Reinigung er beschäftigt war.

So kaltblütig der Kapitän auch sonst war, das war ein Schlag, von dem er sich schwer erholen konnte. Als einer seiner Kameraden, der in Kanton wohnte, nach seiner Gewohnheit auf das Schiff kam, um eine Pflanze Opium mit ihm zu rauchen, fand er unsern Kapitän so verstimmt, daß er fürchtete, diesem sei ein Unglück passiert. „Wie kommt es, alter Freund, daß Du Deinen Humor verloren hast?“ fragte er.

Schweigend zeigte der Kapitän auf das unglückliche Beinkleid, das er in den Winkel geworfen hatte.

„Halt!“ rief der Freund, „das ist ja dasselbe Beinkleid, in dem Du mich gestern begrüßt hast.“ Der Freund nahm das Beinkleid, wandte es bedächtig hin und her und sagte dann, als er die U-berzeugung gewonnen hatte, daß der Schaden nicht mehr auszubessern sei: „Nun wohl, Du mußt Dir eine andere Hose machen lassen.“

„Eine andere?“ entgegnete der Kapitän. „Und von wem?“ „Ohne Zweifel von einem Chinesen,“ antwortete ruhig der Freund.

„Davit sie mir eine Art Saft wie für sich machen,“ entgegnete achselzuckend der Kapitän, indem er mit dem Finger auf ein Bild zeigte.

„Sie werden Dir keinen Saft machen, und wenn Du ihnen das Modell gibst, nach dem sie Dir die neue zuschneiden können, so werden sie Dir eine Hose machen, die Du von der feinsten Pariser Hose nicht wirst unterscheiden können.“

„Wahrhaftig?“

„Auf Ehrenwort.“

„Ich habe in der That schon mehr als tausend Male von ihrem Nachbildungsseifer gehört.“

„Nun wohl. Alles, was man Dir erzählt hat, kommt der Wahrheit noch nicht nahe.“

„So habe ich nicht übel Lust, einen Versuch zu machen.“

„Versuch's und um so mehr, als Dir das nicht viel kosten wird. Wie viel hast Du für das Beinkleid bezahlt?“

„55 oder 60 Franken, ich erinnere mich nicht genau.“

„Nun sieh' einmal, hier kannst Du den Spaß für 15 Franken haben.“

„Zu welchem Schneider soll ich aber gehen?“

„Zu dem meinigen, er wohnt dicht am Thore.“

Der Kapitän wollte seine Hose zusammen, nahm sie unter den Arm und folgte seinem Freund zu dessen Schneider. Bei diesem angekommen, sagte der Freund: „Nun setze dem Meister die Geschichte aneinander: ich werde den Dolmetscher spielen.“

Der Kapitän läßt sich das nicht zweimal sagen: er breitet die Hose auseinander, macht auf den Schnitt derselben aufmerksam und schließt mit den Worten, er wünsche eine ganz ebensolche Hose zu haben. Der Freund überreicht wirklich den Auftrag. „Was sagt er?“ fragte der ungeduldige Kapitän.

„Er verspricht, Dir in drei Tagen die Hose zu liefern.“

„Drei Tage sind eine lange Frist,“ versetzte der Kapitän.

Der Freund übersetzt auch diese Worte dem Chinesen, der von Neuem das Beinkleid betrachtet, den Kopf schüttelt und einige Worte zu dem Dolmetscher sagt. „Nun?“ fragte der Kapitän.

„Er sagt, die Sache macht viel Mühe, und drei Tage seien für eine solche Arbeit nicht zu viel.“

„Nun gut. Es sei; in drei Tagen; aber daß nur der Meister auch Wort hält.“

„Was das betrifft, so brauchst Du keine Angst zu haben; in drei Tagen pünktlich um diese Stunde wird der Mann mit der Hose auf dem Schiff erscheinen.“ Die beiden Freunde verabschiedeten sich, indem sie dem Chinesen die größte Genauigkeit und Pünktlichkeit auf die Seele gebunden.

Drei Tage darauf saß der Kapitän mit seinem Freunde rathend in der Kajüte, als ein Matrose die Thür öffnete und den Schneider anmeldete. „Hurrah!“ rief der Kapitän, „nun

können wir ja gleich sehen, ob die neue Hose auch so elegant gearbeitet ist, wie die alte. Wo ist die Hose?“

„Hier,“ entgegnete der Schneider.

„Ich will sie gleich einmal ausprobieren,“ rief der Kapitän. Er nahm die Hose aus den Händen des Schneiders und ließ vom Matrosen die Falousten öffnen, um das neue Kleidungsstück erst einmal bei Lichte zu besehen.“

„Das ist ja wunderbar,“ hauchte der Freund.

„Ich glaube,“ bemerkte der Kapitän, „er hat mir eine alte Hose gegeben. Die nicht, Dummkopf, die andere.“

Der Freund übersetzt dies Verlangen dem Schneider, der mit triumphierender Miene das andere Beinkleid hinreicht.

Der Kapitän nimmt dies, beseht es und ruft: „Bin ich denn verrückt geworden? Das ist ja wieder die alte Hose, wo ist denn die neue?“

Der Freund übersetzt diese Worte dem Chinesen, der seinerseits als Antwort auf die Hose zeigt, die der Kapitän in der Hand hält.

„Das ist also die neue?“ fragte der Freund.

„Warum nicht gar? Siehst Du denn nicht, daß das die alte ist? Donnerwetter ka ist ja der Deifled.“

„Aber an der anderen Hose ist er ja auch!“

„Teufel, das ist ein schlechter Spaß!“

Der Freund wendet sich zu dem Chinesen, richtet eine Frage an ihn und bricht auf dessen Antwort in lautes Lachen aus.

„Was ist los?“ fragte der Kapitän.

„Was ist los? Sag einmal, was hast Du von dem braven Mann verlangt?“

„Nichts wie eine Hose.“

„Die Deiner alten ganz gleich sein soll.“

„Eine ganz ebensolche.“

„Da hast Du's. Er hat nun eine so ähnliche gemacht, daß Du sie nicht einmal von der alten unterscheiden kannst. Er sagt indes, daß es ihm sehr viele Mühe gekostet hat, die neue Hose gerade so zu beschmuken, wie es die alte war. Er hat es sich zwei Franken müssen kosten lassen, ehe er zu einem befriedigenden Ergebnis gekommen ist und darum hält er eine Erhöhung des Macherlohns um 5 Franken für angezeigt. Es ist ihm gelungen, ein getreues Abbild der alten Hose herzustellen und Du wirst begreifen, daß zwanzig Franken für das Kunststück nicht zu viel sind.“

„Meiner Frau, nein,“ erwiderte der Kapitän, indem er in seine Tasche griff und dem Chinesen einen Napoleon gab.

Dieser dankte und hat den Kapitän, ihm auch ferner seine Kundschafft zu schenken. Aber, sagte er hinzu, er hoffe, daß er nicht immer einen solchen verwickelten Auftrag bekommen werde, sonst würde er bald nicht mehr Wasser und Brod zum Leben haben.

Der Kapitän hat niemals eine der beiden Hosens von der andern unterscheiden können, so ähnlich sehen sich beide. Aber er hat sie als Muster chinesischer Arbeit mit nach Frankreich gebracht und sie nehmen in seiner Kuriositätenammlung nicht den letzten Platz ein.

Bermischtes.

* Der Schmuggel von Gebetbüchern nach Litthauen. Im Jahre 1863 verbot Murawiew (der brutale russische Satrap), litthauische Bücher mit lateinischen Lettern zu drucken und ordnete an, daß sie von nun an lediglich mit russischen Typen gedruckt werden sollten. Der Wilnaer Buchdrucker Syrlin richtete sich hierauf ein, steckte ein bedeutendes Kapital in russische Typen und druckte Unmengen litthauischer Bücher, ramentlich Gebetbücher, mit solchen. Bücher und Typen liegen bis heute noch vorrätig, da Syrlin auch nicht ein einziges litthauisches Buch dieser Art verkauft hat. Vor zwei Jahren wurde es der alten Verlagsfirma Zawadzki in Wilna gestattet, ein litthauisches Gebetbuch mit lateinischen Lettern zu drucken, und wenige Tage nach Herausgabe des Buches war die ganze über 10,000 Exemplare betragende Auflage vergriffen. Zawadzki druckte sofort eine zweite Auflage (man sagt gegen 30,000 Exemplare), doch wurde ihm, trotzdem er bereits seit einem Jahre um die Erlaubnis zum Verlaufe nachgesucht hat, der Erlaubnischein nicht ausgehändigt und die Bücher liegen im Magazin. Die Litthauer kommen aber trotzdem nicht zu Syrlin nach Gebetbüchern, sondern verschaffen sich dieselben im Wege der Kontrebande aus Preußen, wo sie mit lateinischen Lettern gedruckt werden; es hat sich an der Grenze eine Klasse von Schmugglern gebildet, die lediglich litthauische Gebetbücher über die Grenze schaffen. Daß das Murawiew'sche Verbot den Tilsiter und Memelern Buchhändlern sehr zu statten kommt, ist hiernach selbstverständlich.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 20.

Sonntag, den 16. Mai

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

III.

Allgemeiner Ueberblick.

So ist denn am letzten Sonntag, den 9. Mai, die Ausstellung programmäßig eröffnet worden, und zwar glücklich und glänzend. Auch das Wetter war der Feierlichkeit günstig; es drohte wohl mit Regenwolken, und manche der anwesenden Damen zitterte für ihre schöne Toilette, aber immer behauptete die Sonne siegreich das Himmelsfeld und kein böses Tröpfchen fiel. Der große mit Blumen und Laubwerk festlich geschmückte Platz vor dem süblichen Portal bot um die Mittagstunde einen stattlichen Anblick: im weiten Halbkreise saßen die Ehrengäste und die übrigen Notabilitäten, mit den ersten Vertretern der rheinischen Industrie und der Gewerbe, mit vielen Künstlern und was sonst noch alles an bedeutenden Männern sich eingefunden . . . „und rings auf hohem Balkone die Damen in schönem Kranz“ . . . für diese hatte man nämlich die offenen Galerien des Portals und die angrenzenden Fenster reserviert; als Rahmen dienten im hohen Bogen der bewimpelten Kuppel die Wappenschilder der verschiedenen rheinischen und westfälischen Städte über der Kaiserkrone mit Balдахin und Krone, und aus diesem Rahmen lächelten ringsum freundliche Mienen herab auf die zahlreiche Versammlung.

Es war ein feierlicher Moment, als nach den süblichen Einweihungsreden (die dem Leser bereits von anderer Seite mitgeteilt sind) und nach einem Hoch auf den Kaiser und das kaiserliche Haus der erste Vorstehende des Hauptcomitês dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz den Schlüssel zum Gebäude überreichte, mit dem Sr. Excellenz nach wenigen Worten des Dankes und der Anerkennung das kleine schimmernde Löwenbild am Portal berührte, worauf sich die verhüllenden Barrieren senkten und somit die Ausstellung eröffnete. Die rauschenden Klänge des Taunhänsemarsches begleiteten diesen ersten Einzug, freilich zu keinem Sängerstreit, aber zu dem ebenso schönen und jedenfalls großartigeren Streit menschlicher Thätigkeit auf allen Gebieten der Werke des Friedens.

Manchem kam wohl in diesem Moment und trotz der tausendfältigen Eindrücke, die den Beschauer auf dem Rundgange von allen Seiten bestürmten, ein flüchtiges Erinnerung an jene Vorversammlung der rheinischen Industriellen in der Düsseldorfer Tonhalle, am 28. August 1878, also vor bald zwei Jahren, wo der erste Gedanke an diese Ausstellung auftauchte und der Plan zur Ausführung gefaßt wurde. Was damals den Gründern und Förderern nur in allgemeinen und unbestimmten Umriffen vorschwebte, fast wie ein phantastisches Luftbild, welches sogar mehrfach Bedenken und Zweifel hervorrief — das stand jetzt in Wirklichkeit und vollendet da (das wenige noch Unfertige ist von diesem Gesichtspunkte aus nicht der Rede wert) und legte ein glänzendes und ruhmvolles Zeugnis ab von Dem, was vereinte patriotische Kraft und Hingabe, treues und festes Zusammenhalten zu einem großen und ge-

meinnützigen Zwecke vermögen, und das ist der eigentliche leuchtende Kranz, der über dem ganzen Ausstellungsraume schwebt, und von dem Jeder, der dafür gestrebt und geschafft, ob groß ob klein, vom Ersten bis zum Letzten, sich ein Blatt pflücken darf, um es wie ein wohlverdientes Ordensband zu tragen.

Diese aufrichtig gemeinten Worte wollten wir doch unserm heutigen Artikel vorausschicken, denn

„So will es die Ordnung, so will es das Recht.“

Wie bereits erwähnt, hat das Ausstellungsgebäude zwei große dreieckige Eingangsportale, das eine an der nördlichen Langseite und das andere an der westlichen Breitseite*); vor dem letzteren, das dem Eingange des ganzen Ausstellungsraumes, der zugleich das Entrée in den Zoologischen Garten bildet, am nächsten liegt, fand die ebenerwähnte Eröffnungsfestlichkeit statt. Wir bitten den Leser, da unsere Schilderungen, wenn auch keinen erschöpfenden, so doch einen möglichst genügenden „Führer“ abgeben sollen, diese kleine Bemerkung nicht zu vergessen, weil wir später der Deutlichkeit wegen beim Betreten und Verlassen des eigentlichen Ausstellungsgebäudes oft darauf zurückkommen werden.

Bei unserem heutigen allgemeinen Ueberblick, der nur zur Orientierung der verschiedenen Räumlichkeiten dienen soll, machen wir es wie die geladenen Festgenossen und gehen gleichfalls durch das westliche Portal hinein. Das über 60 Fuß hohe Vestibül macht mit der oben gleich einem zweiten Stockwerk nach allen vier Seiten umlaufenden offenen und reichdrappierten Galerie und dem Springbrunnen in der Mitte einen imposanten Eindruck; die unteren Räume rechts und links sind, außer einem Empfangssaal für hohe Gäste, dem eigentlichen Dienst des Hauses bestimmt, und enthalten verschiedene Bureaus des Aufsichtspersonals, ferner die Polizeiwache, die Feuerwehr, die Garderobe, Verkauf der Kataloge u. s. w.

Von diesem Vestibül aus gelangt man direkt in die mittlere Langhalle und wird überrascht durch eine man möchte wirklich sagen sich ins Unendliche ausdehnende Perspektive, die freilich von vielen hundert, ja vielen tausend Gegenständen unterbrochen wird.

Dieser Teil der Ausstellung, fast bis zur zweiten Querhalle mit dem Vestibül der nördlichen Langseite, wird für das große Publikum jedenfalls der anziehendste sein, weil er der vielseitigste und zugleich der schönste und eleganteste ist; der andere Teil mit seinen Gruppen für Berg-, Salinen- und Hüttenwesen, für die gesamte Metallindustrie und endlich mit seinen Dampfmaschinen und Allen, was in diese Kategorie gehört, ist mehr ernster Natur und wird von Fachleuten und Kennern gewiß vorzugsweise besucht werden. Um aber das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, hat man, wie ein heiteres Zwischenpiel, in diesen zweiten Teil die Gruppe der Nahrungs-

*) Strenggenommen liegt übrigens das Gebäude in der Diagonale der vier Haupthimmelsgegenden: von Südwest nach Nordost.

und Genussmittel gelegt, mit Schokoladenfabrikation, Weinen, Likören, Tabak, Zuckerwaren und unzähligen anderen ähnlichen Dingen. Man könnte daher in einem etwas freien Gedankengange sagen, daß man sich in dem ersten Teile der Ausstellung mehr unterhält und in dem zweiten mehr unterrichtet, wobei es sich von selbst versteht, daß man den Ausdruck nicht buchstäblich nehmen darf. Auf alle Fälle wird uns die gesamte Frauenwelt Recht geben.

kehren wir jetzt zu unserem Ausgangspunkte zurück, nachdem wir das westliche Vestibül verlassen haben. Vor uns in der Mittelhalle finden wir die Produkte der höchsten Kunstgewerbe, speziell der Juwelier- und Edel-Metallarbeiten, in der linken, also nach dem Garten liegenden Seitenhalle dehnen sich die weiten Räume der Kunstausstellung, oder richtiger (denn der Bildhauerarbeiten sind nur wenige) der Gemäldegalerie, die, wie wir bereits wissen, ein allgemeines deutsches ist. Ein stolzes monumentales Portal bezeichnet den Eingang zu den schönen, ruhigen Sälen, die wir später noch oft zu unserer Erholung und Freude besuchen werden. Gegenüber in der Seitenhalle zur Rechten hat die Industrie der Glas-, Kristall- und Porzellanwaren ihren blühenden, prächtigen Markt aufgeschlagen, an diesen reißen sich in derselben Halle in einem langem Sektor die Erzeugnisse der Holzindustrie mit ihren Luxusmöbeln und vollständig eingerichteten Salons, Speise- und Schlafzimmern, die man nur gleich beziehen möchte, so einladend und wohllich sind sie. Dann kommt die wohl noch ausgedehntere Gruppe der Bekleidungsgegenstände und zwar im weitesten Sinne des Wortes: Wäsche und Herren- und Damenkleider, unter den letzteren ganze Magazine von kostbaren Roben, auch Fillet- und Trikotonen, künstliche Blumen und Stickerien, Uniformen, Posamentierarbeiten, sogar Chignons und Perücken, endlich Schuhwaren, vom groben Holzpantoffel bis zum atlasgestickten Brautschuh Diese Gruppe allein würde schon an sich eine sehr ansehnliche Ausstellung bilden und wir versprechen uns davon bei näherer Beschäftigung viel interessante Dinge. In derselben Richtung, aber in der Mittelhalle finden wir alsdann die Gruppe der wissenschaftlichen Instrumente und der Apparate zur Gesundheitspflege; zu den ersteren gehören auch die mannigfachen elektrischen Apparate, vom großen Telegraphenlabel bis zum kleinen Handtelegraphen, und neben den gewöhnlichen Uhren die elektrischen und Turmuhren u. s. w., zu den letzteren die chirurgischen Instrumente, die orthopädischen Maschinen, die Arbeiten der Zahntechniker und die Apparate zur Krankenpflege. Zwischen dieser und der vorhergehenden Gruppe liegt der Musiksaal mit den musikalischen Instrumenten mit Orgeln, Flügeln und Pianinos, mit Streich- und Blasinstrumenten aller und jeder Art. Gegenüber in der Mittel- und der linken Seitenhalle kommen dann die Produkte der Textilindustrie, mit ihren Gespinnsten und Geweben aus Baumwolle, Wolle, Flachs und Hanf, wodurch Rheinsland und Westfalen weltbekannt sind und vielfach (man denke nur an das Bielefelder Leinen) unübertroffen dastehen. Hieran reiht sich in einem Doppelpavillon nach der Gartenseite und mit einem monumentalen Aufbau nach Innen die wichtige und interessante Gruppe des Schulwesens, wo namentlich die polytechnische Hochschule in Aachen einen hervorragenden Platz einnimmt. Alsdann folgt in derselben linken Seitenhalle die Ausstellung der polygraphischen Gewerbe, zunächst die Produkte der Schriftgießereien und Buchdruckereien, ferner Kupferstiche und Lithographien, Grabenarbeiten und dahin Gehörendes, bis zu den Photographien. Die darauf folgende Gruppe der Papierindustrie bildet einen passenden Uebergang zu der Gruppe der Leder- und Gummiwaren, die sich bis an das Vestibül des nördlichen Portals erstreckt und somit diese Hälfte der Seitenhalle abschließt. In der rechten Seitenhalle bildet die Gruppe der Kurzwaren-Industrie mit ihren Drechler- und Schnitarbeiten, mit ihren Spielwaren, Stöcken, Schirmen und übrigen unzähligen Galanteriewaren in Holz, Leder, Bronze u. s. w. einen ähnlichen Abschluß. Nur in die mittlere Haupthalle erstreckt sich bereits die große Gruppe des Berg- und Salinenwesens, die sich dann, wie wir es oben angedeutet, durch die ganze zweite Hälfte des Ausstellungsgebäudes, mit ihren verwandten Gruppen und zwar in allen drei Hallen, bis ans Ende fortzieht.

Der freundliche Leser wird uns diese etwas trockene Aufzählung zu gute halten; sie schießen uns nötig, um den Besucher (und gar mancher kommt vielleicht nur ein oder zwei Mal und

wird jedenfalls durch das westliche Portal eintreten) wenigstens einigermaßen zu orientieren.

Für unsere heutige Uebersicht genügt aber das Vorhergehende, soweit dieselbe das eigentliche Ausstellungsgebäude betrifft; wir wenden uns nun noch kurz zum Garten und seinen Nebengebäuden.

Wir stehen bereits im Vestibül der nördlichen Gartenseite, dessen Portal in den Garten führt. Das Vestibül selbst ist, wenn auch weniger reich als das südliche, so doch in gleichen Verhältnissen erbaut und mit demselben Geschmack decoriert. Am Ausgange zu beiden Seiten befindet sich rechts eine altdeutsche Wein- und links eine altdeutsche Bierstube, von denen man viel Anknüpfendes erzählt und die wir natürlich auch und gewiß mehr als einmal besuchen werden.

Der zoologische Garten hat, wie wir wissen, eine großartige Umwandlung erfahren, und seine frühere Bedeutung ist ganz in den Hintergrund gedrängt worden; dafür ist gewissermaßen eine kleine Stadt an seine Stelle getreten.*) Der Besucher erinnert sich, wie wild und böse es in den letzten Tagen vor der Eröffnung darin aussah, so daß man es geradezu für unmöglich hielt, daß alles bis dahin geordnet, gesäubert und fertig gestellt werden könne, und doch ist dies geschehen, wenigstens äußerlich und für den Gesamteindruck, und das war schon eine ungeheure Aufgabe. Manches ist noch im Rückstand, so ist namentlich das Innere des Gebäudes für die kunstgewerblichen Altertümer, von denen man sich so Bedeutendes und Interessantes verspricht, kaum zur Hälfte vollendet, aber das müssen wir nachsichtig mit in den Kauf nehmen.

Für den Garten gilt nun entschieden als Devise das utile dulci, das Nützliche mit dem Angenehmen, und wir müßten nicht im Rheinslande sein, wo ein guter Trunk mit guter Küche vielleicht mehr als in vielen anderen „Gauen“ unseres schönen Vaterlandes zu den Vorbedingungen einer glücklichen Existenz gehört, um dies nicht gebührend zu würdigen. Wer weiß, manche werden am Ende das dulci allzu sehr würdigen und das utile darüber ganz vergessen, wenigstens erging es uns gleich an einem der ersten Tage so, wo die Kölner und Neuzer Freunde durchaus erst die „Bierprobe“ machen mußten und von einem Pavillon zum anderen zogen, um die große Frage, wo der beste „Stoff“ verzapft werde, nach eigenem Geschmack zu lösen. Die Meinungen waren geteilt, aber im Grunde fiel das Urteil günstig für alle aus.

Das große und noch dazu vergrößerte eigentliche Restaurationsgebäude wäre auch unmöglich allein genügend gewesen, um den Anforderungen so vieler tausend durstiger Kehlen und hungriger Mägen zu entsprechen; deshalb hat sich um dasselbe herum, also freundschaftlich und ohne Besorgnis vor Konkurrenz, noch eine ganze Reihe von sogenannten Bierpavillons und sonstigen Restaurationen etabliert, im Ganzen acht, die gewiß brillante Geschäfte machen werden.

Außerdem befindet sich im Garten, gleich neben dem nördlichen Portal ein Berliner Wiener-Kaffeehaus (der Titel klingt etwas paradox), das in dem Elefanten- und Kameelhause sehr elegant eingerichtet ist, sogar mit „Blüffetdamen“, wie es die Wiener und Pariser Sitte mit sich bringt. Zwei offene, recht hübsche Zelte rechts und links gehören dazu, und man läßt sich Melange und Obers, Schokolade und Gflorenez, alles von Kuchenpyramiden begleitet, servieren und amüsiert sich über den gemüthlichen Wiener Dialekt der Kellner, mit dem ewigen Replak „ich bitte“, kann indes dabei die Bemerkung nicht wohl unterdrücken, daß unsere rheinischen Kellner ihre Sache ebenso gut verstehen. Aber Berlin-Wien klingt nobler, vollends jetzt, wo Deutschland und Oesterreich auch politisch wieder Hand in Hand gehen.

*) Wir müssen hier durchaus, schon um unseren Schilderungen jede polemische Seite zu nehmen, eine kleine Berichtigung hinzufügen, und zwar wegen der Opposition, die anfangs gegen die Ueberlassung des zoologischen Gartens hervortrat. Sie war insofern berechtigt, als der Garten dadurch seinem ursprünglichen Zweck gänzlich entfremdet und überdies durch die vielen großen und kleinen Bauten, vorübergehend wenigstens, vollständig verheert wurde. Es verdient daher Anerkennung, daß diese Bedenken, durch ein höheres Motiv, nämlich ein schönes patriotisches Unternehmen zu fördern, gehoben wurden. Wir können außerdem, daß man ohnehin die Absicht hatte, die Anlagen des Gartens später vielfach zu modifizieren und denselben auch zu vergrößern und ferner, daß einzelne von den dort ausgeführten Bauten (n. a. die schöne Zementbrücke der Hauptallee) dem Garten als Eigentum verbleiben werden. Dadurch stellt sich die Sache weit günstiger, zumal von der „Verheerung“, durch die neugeschaffenen geschmackvollen Anlagen, so gut wie nichts mehr zu sehen ist.

Das wäre also, etwa noch mit einer hübschen Konditorei, und zwar einer Düsseldorf'schen, die materielle Seite des Gartens, und der Leser sieht, daß dafür ausreichend gesorgt ist.

Die höhere und eigentliche Seite, d. h. die Annexbauten zum Ausstellungsgebäude, sind Gottlob darüber nicht vergessen worden, und die eingehende Besichtigung derselben wird uns später gewiß viel Freude und Belehrung bringen.

Hier nur noch einige allgemeine Bemerkungen.

Gleich links am Eingang liegt auf einem besonders hinzugezogenen Terrain die große Gruppe der Land- und Forstwirtschaft, mit der Haupthalle und vielen Nebengebäuden, darunter eine Molkerei, Gewächshaus und Gartenhäuser, Zelte, Fontainen u. s. w. Nicht vor dieser Gruppe (so nahe berühren sich Krieg und Frieden) hat sich Herr Krupp etablirt, mit seiner würdigen Repräsentantin, der Riesenkanone. Sie ist glücklicher Weise nicht geladen und steht sogar in ihrem weißen Anstrich ganz unschuldig aus. Weiterhin, gleichfalls links, liegt ein stattliches Gebäude für Eisenbahnwagen, die bereits durch ihre Schönheit und Zweckmäßigkeit allgemeines Aufsehen erregt haben.

In der Mitte der Hauptallee dürfen wir schon heute die Zementbrücke nicht vergessen, ein monumentaler Prachtbau, der gewiß den ersten Preis davontragen wird. Dann folgen verschiedene Pavillons, deren einzelne Aufzählung hier unnützlich ist, da wir ja später jeden besonders besuchen und beschreiben werden; zu ihnen gehört auch der Pavillon der „Kölnischen Zeitung“ mit ihrer Rotationspresse, einem wahren Wunderwerk der Mechanik. Wir sind somit zugleich in die Mitte des Gartens gelangt. Die andere Hälfte hat auch hier, wie im Ausstellungsgebäude, einen ernsteren Anstrich, obwohl das erste Gebäude am Tisch ein Vierpavillon ist, damit auch diesen entlegeneren Regionen ihr Recht werde. In dieser Gegend ist überigens noch Manches nicht ganz vollendet, und wir wollen die guten Leute nicht stören, sondern ihnen Zeit lassen, die letzte Hand anzulegen. Um so hübscher wird es sich dann ausnehmen, wenn wir zu einer genauen Besichtigung wiederkommen.

Die Wallfahrts-Kapelle zum h. Kreuz und zu den heiligen vierzehn Nothelfern zu Stoffeln bei Düsseldorf.

Von Wilhelm Herchenbach.
(Schluß.)

Die Verehrung der vierzehn Nothelfer als einzelne Heiligen ist sehr alt, aber in ihrer Zusammengruppierung werden sie erst im 15. Jahrhundert verehrt. Wir finden außer der Stoffeler Nothelferkapelle noch manche andere, von denen ich anführe die Kapelle zu Frankenthal in Oberfranken, zu Neustadt bei Ellwangen, zu Ahenau, zu St. Margarethenberg bei Altdorf, zu Vierzehnhelligen bei Bichtenberg, zu Gorfingheim bei Mainz, zu Trebnitz in Schlesien und an andern Orten.

Auffallend ist es, daß die Pfarrkirchen zu Grimlinghausen, Gerresheim, Derendorf, Hamm, Volmerwerth alle einen Patron aus den 14 Nothelfern genommen haben und also in Stoffeln gleichsam einen Vereinigungspunkt finden.

Wenn jetzt die Frage entsteht, ob das h. Kreuz oder die 14 Nothelfer eher in Stoffeln verehrt worden sind, so neige ich mich auf die Seite der 14 Nothelfer und zwar aus inneren Gründen, auf die ich kommen werde.

Bei den Gebeten zu den 14 Nothelfern in Stoffeln wird der h. Christophorus stets in erster Linie genannt, und es ist merkwürdiger Weise noch eine besondere Anrufung zum h. Johannes von Nepomuk auf Seite acht des Andachtsbuches vorhanden. Der h. Christophorus und der h. Nepomuk werden aber in allen Ländern der Christenheit gegen Wassergefahr angerufen. Da nun der h. Nepomuk nicht zu den 14 Nothelfern gehört und er doch besonders angerufen wird, so erhellt, daß man in Stoffeln in älteren Zeiten besonders um Schutz gegen Wassergefahr suchte.

Wir können nun lähn noch einen Schritt weiter gehen und die Behauptung aufstellen, daß ganz im Anfange der h. Christophorus hier allein angerufen worden ist. Die Richtigkeit dieser Hypothese geht schon aus dem Umstande hervor, daß in alten und selbst noch in neuen Urkunden weder vom h. Kreuz, noch von den 14 Nothelfern, sondern nur vom h. Christophorus die Rede ist. Dieser Heilige ist also zuerst hier verehrt worden, und als allmählich bei der Kapelle Häuser entstanden, war es natürlich, daß sich der entstehende Ort ad St. Christophorum nannte. Christoph heißt aber im Volksmunde „Stoffel“, das er oder bloße n, welches später angehängt wurde, erklärt sich aus der Art und Weise, wie das Volk im Laufe der Zeit die Wörter umbildet. Es kann als unzweifelhaft angenommen werden, daß der heilige Christophorus dem Dörfchen seinen Namen gab.

Dieser Heilige wird nun aber, gemäß der lieblichen Legende, daß

er den Selsand durch den brausenden Strom trug, hauptsächlich dort verehrt, wo die steigenden Wasser leicht Verheerungen hervorrufen können. Die Christophorus-Kirchen finden sich deshalb überall nahe am Wasser, und häufig steht in den an Flüssen liegenden Kirchen das riesengroße Bild dieses Heiligen mit dem Christuskinde auf den Schultern.

In Laufe unserer Untersuchung wird es sich herausstellen, daß in Stoffeln wirklich Wassergefahr vorhanden war; deshalb liegt es auf der Hand, daß dem eigentlichen „Wasserheiligen“ Christophorus an dieser Stelle die erste Verehrung gewidmet wurde. Später verstärkte man die Grundidee noch, indem man zwei andere „Wasserheilige“, den h. Nepomuk und den h. Erasmus hinzufügte.

Nachdem aber Stoffeln einmal ein Wallfahrtsort geworden war, beschränkten sich die Gläubigen in ihren Gebeten nicht mehr auf die Abwendung von Wassergefahr, sondern schrien an dieser Stelle auch in allen andern Nöten zum Herrn, und so traten noch die übrigen 13 Nothelfer hinzu. Später gesellte sich zu diesen noch das h. Kreuz, wahrscheinlich, weil jemand eine Partikel dieses h. Holzes nach Stoffeln schenkte. Wer das gewesen und wenn es geschehen, ist bis jetzt noch nicht ermittelt.

In unsern Tagen fällt das Hauptwallfahrtsfest auf den ersten Sonntag nach Kreuzerfindung. An diesem Tage herrscht in Stoffeln ein reges Leben; die ganze Anhöhe ist dann dicht gedrängt von Pilgern, die teils aus nicht unbedeutlicher Entfernung hierher kommen.

Ich will nun den Beweis liefern, daß in Stoffeln wirklich Wassergefahr vorhanden war und daß man alle Ursache hatte, den h. Christophorus dort zu verehren.

Wenn man von Stoffeln nach der Scheidlingsmühle geht, so sieht man links im Felde selbst in trockenen Sommern einen Wasserkümpel, der fast niemals austrocknet. Rechts in der Ecke am letzten Hofe steht ebenfalls fast immer Wasser. Diese geringen Ueberbleibsel lassen schon darauf schließen, daß es vor Erbauung des Stoffeler Dammes damals viel schlimmer hier ausgesehen. Die Steine am Damme tragen die Jahreszahl 1796 und die Buchstaben B. G.

Die Geschichte des Dammbaues kenne ich nicht, doch steht es fest, daß dieses Bollwerk gegen das Wasser im Jahre 1784, wo der Rhein vier Fuß hoch in der Kapelle stand, noch nicht vorhanden war.

Wie der Augenschein lehrt, ging früher ein Arm des Rheines längs der Himmelgeister-Straße vorbei, ergoß sich durch die Felder und floß in der Nähe der Lambertuskirche wieder in den Rhein. Stoffeln lag auf der einen Seite am Ufer, das Schwarzwäldchen auf der andern, aber an einem zweiten Arme, der von der Fische ausging. Wann diese Arme sich verloren, ist nicht bekannt, doch muß es längst vor der Gründung von Düsseldorf geschehen sein.

Nachdem der erstere Arm trocken geworden und der Rhein einen andern Lauf genommen, füllte sich das alte Bett nur noch bei großem Wasserstande, wurde dann aber sehr reißend; zum letzten Male geschah es im Jahre 1784. In diesem Jahre lagen bei dem Vater des noch lebenden bejahnten Stadtverordneten Benedict Kruchem zu Unterbill österrödische Reiter im Quartier. Als das Wasser zu steigen begann und die Füllung des alten Rheinbettes zu fürchten war, verließ die Familie das Haus und brang in die Reiter, dasselbe zu thun. Zwei derselben aber achteten der Warnung nicht, sondern blieben da.

Wald brach die Gefahr wirklich herein und wurde so groß, daß die Berwegenen den sichern Tod vor Augen sahen. Sie stiegen eiligst zu Pferde und sprengten von bannen. Dem einen gelang es, sich vor der pfeilschnell andringenden Flut nach Stoffeln zu retten; der andere aber wurde von den Wellen ergriffen und ertrank. Sein Pferd fand sich nach Ablauf des Wassers in den Nesten eines Banmes.

Aus alten Büchern, welche über die Wasserverhältnisse der hiesigen Gegend handeln, geht hervor, daß der Wald, welcher sich von Stoffeln nach Oberbill zog, bei Regenwetter stets unter Wasser stand, und daß man sich eines Nachens bedienen mußte, um aus dieser Gegend nach Stoffeln zu kommen.

Es existirt auch noch eine alte Abbildung der Stoffeler Kapelle, auf welcher dieselbe dicht am Wasser liegt. Der heilige Christophorus war also hier ganz an seinem Plage, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Stätte der Verehrung schon mit der Einführung des Christentums entstand und mit der Gründung der ersten Kirche in Bill gleichzeitig war. Die Erbauung der dortigen Kultstätte, welche anfangs vielleicht nur aus einem Wildstock bestand, könnte dann nicht später entstanden sein, als 717, denn in diesem Jahre starb der Apostel unserer Gegend, der heilige Suitbertus.

Wem es etwas lähn scheint, auf dieser Hypothese ohne geschriebene Unterlage zu fußen, für den bemerke ich, daß ich im Anfange meiner Studien über Stoffeln nur mit Hypothesen arbeitete, weil ich nirgendwo geschriebenes Material vorfand, daß diese sich im Fortgange aber dennoch bewahrheiteten. Wenn ich nun noch einen lähnen Schritt aufwärts in die dunkle Vergangenheit thue, so hoffe ich, daß spätere eingehendere Forschungen auch hier eine historische Grundlage schaffen werden.

Wie der Boden unserer Umgebung jetzt da liegt, so fanden ihn im großen Ganzen schon die Römer vor; das beweisen die römischen Mauerreste, welche zu verschiedenen Zeiten in nicht allzugroßer Tiefe an verschiedenen Orten der Umgebung gefunden worden sind, die aber hier der Weiträumigkeit wegen nicht angeführt werden können. In meinem Besitze befindet sich auch eine Kupfermünze von dem römischen

Imperator Maximianus Herkulens, welche der Stadtverordnete Benedikt Krenkem in der Nähe des Himmelgelster Weges bei seinem neuen Hause auf dem Acker fand. Die Wasserverhältnisse waren aber damals jedenfalls doch ungünstiger als heute, da vor Ankunft der Römer noch keinerlei Regulation des Stromes stattgefunden hatte.

Bekanntlich nahmen die Römer bei ihren Operationen diesseits des Rheines nach und nach kleine Stücke in Besitz, die sie mit Grenzwällen umzogen, auf denen sie von Entfernung zu Entfernung Wachtürme errichteten und von hier aus dem Andrängen der Germanen wehrten.

Ich halte nun den Weg, welcher an der Kapelle vorbei zum Bäckershofe führt, für einen solchen Grenzwall, und auf der Höhe der Stofeler Kapelle wird sich ein Beobachtungsposten befunden haben. Durch den Ackerbau ist der Wall nach und nach abgetragen worden.

Es lag aber in der Natur der Römer, an wassergefährlichen Stellen dem Neptun eine Kultstätte zu errichten, und ich vermute, daß eine solche schon in der römischen Zeit an Stelle der jetzigen Kapelle gewesen, weil in jenen Tagen das Wasser dort eine weit größere Gefahr bot, als in späteren Zeiten. Daß die Christen diese Kultstätte später in eine christliche verwandelten, liegt auf der Hand und entspricht ganz den Gewohnheiten der Glaubensboten.

Beschäftigen wir uns mit der vorrömischen Zeit, so ergiebt sich aus den Bodenverhältnissen, daß die ganze Gegend einst eine total andere Gestalt hatte. Notorisch ist es, daß einst alles vom Meere bedeckt war. Tausende von Meeresschnecken, die am Grafenberg und an andern Orten in sehr beträchtlicher Tiefe gefunden worden sind, bekräftigen dieses. Andere Funde legen klar, daß in einer unberechenbaren Zeit hier ein südliches Klima herrschte und daß die Vegetation Palmen u. s. hervorbrachte. Als das Meer zurücktrat, ließ es tiefe Seen hinter sich, die erst nach und nach durch gewaltige Ueberschwemmungen mit Sand und Kies ausgefüllt worden, bis die jetzige Ebene entstand, welche überoll und an vielen Stellen bis in beträchtliche Tiefe Steine und Geröll aufweist, die durch Hin- und Herrollen im Wasser geschliffen sind.

Der Fuhrunternehmer Immerath zu Düsseldorf besitzt an den schwarzen Bergen eine Sandgrube; dort fand er in jüngster Zeit einen Knochen, der sich als das Becken eines Mammuth auswies. Dieser Fund, welcher dem hiesigen historischen Museum überwiesen ist, zeigt deutlich, wie tief einst die Gegend gelegen, denn der Knochen steckte 40 Fuß unter der Oberfläche; der Kies aber, an dessen Tagen man die einzelnen Ueberschwemmungen unterscheiden kann, geht noch viel tiefer hinab.

In diesen Thälern lebten und weideten die gewaltigen Tierriesen jener Zeit. Wurde aber der Knochen, was ja auch möglich ist, von den Wellen des Rheins hierhergeschwemmt, so ist das gleichfalls ein Beweis für die damalige viel tiefere Lage der Gegend. Diese muß von Mammuths starke bevölkert gewesen sein, denn die Funde von Mammuthsknochen sind nicht selten. Jüngst wurde noch ein sehr wohl erhaltener Knochen vom Küster zu Wittlaer gefunden, welcher durch Kauf ebenfalls in den Besitz des hiesigen historischen Museums übergegangen ist.

Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich, daß die Stelle, wo jetzt das Dorf Stoffeln liegt, einst ein hoher in tiefen Wassern gelegener Punkt war und daß die ganze Umgegend in steter Wassergefahr schwebte, und zwar in einer bedauernden, als in der Römer- und in der christlichen Zeit. Liegt da nicht der Gedanke nahe, daß sich hier schon im grauesten Altertume eine germanische Kultstätte befand, die später in eine römische und zuletzt in eine christliche verwandelt wurde?*)

Indem ich diesen Aufsatz der Deffenlichkeit übergebe, bin ich mir wohl bewußt, daß ich in einer Sache, die bisher noch gar keinen Bearbeiter gefunden, hin und wieder irren kann. Ich betrachte diese Arbeit deshalb auch nur als einen anregenden Vorläufer für andere Forscher und würde mich freuen, wenn gewiegtere Kräfte dem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit schenken und besonders dasjenige klar legen wollten, was ich selbst als Hypothese betrachte und was ich nicht vollkommen habe aufklären können.**)

Bermischtes.

* Ein Festmahl im 14. und 15. Jahrhundert. Einer Zeitschrift für Provinzialgeschichte entnehmen wir folgende kulturgeschichtlich interessante Notiz: Der Abt des zwei Stunden südöstlich von Aachen belegenen Klosters Corneliünster, sancti Cornelii ad Indam, hatte Nuzungsrechte in den Montjoier Waldungen, und die Montjoier Förster waren verpflichtet, ihm dieselben anzuweisen. Dafür hatte er jährlich dem Hrn. v. Montjoie und seiner

*) Manche mögen bei der Entstehung des Namens „Stoffeln“ an den „Gott“, „Steffo“ denken; doch glaube ich nicht, daß dieser „Gott“ in unierer Gegend jemals einen Altar gehabt hat; wohl aber war seine Verehrung in den thüringischen Landen sehr im Schwange.

**) Vorstehender Aufsatz wird in das Lieferungswerk: „Die heiligen katholischen Gnaden- und Wallfahrtsorte mit den Heiligthümern und Reliquien, Verlag von J. N. Schönfeld in Düsseldorf,“ aufgenommen. Da dieses Buch auch die übrigen Wallfahrtsorte unserer Heimat behandelt, sowie eine große Anzahl von historischen Nachrichten für unsere Gegend enthält, so nehmen wir keinen Anstand, dasselbe den Lesern des „Düsseldorfer Volksblatts“ zu empfehlen. D. R. d.

zahlreichen Hofhaltung in seinem Kloster zwei Mahlzeiten zu geben, deren Zeit in der Jägersprache angegeben war; die eine mußte stattfinden, wenn der Hirsch am fettesten, die zweite, wenn der Hirsch am magersten ist. Drei Tage vorher wurde dem Abt das Festmahl von zwei Förstern und zwei Schöffen angesagt, so daß er drei Zurüstungstage hatte. An dem Tage des Festes wurde es nun sehr lebendig in den stillen Klosteräumen zu Corneliünster. Da erschien ein Ritter mit drei Pferden, der Droßt mit drei Pferden, ein Kaplan mit zwei Pferden, ein Schultheiß nebst zwei Schöffen mit je einem Pferde, ein Falkener mit seinen Vögeln und einem Pferde, ein Forstmeister mit zwei Pferden, neunzehn Förster mit ihren Knechten und Hunden und je einem Pferde. Wenn unsere Generation bei Festessen in Bezug auf die Güte der Verpflegung oft gründlich hereinfällt, so that wenigstens die frühere Zeit alles, um das zu verhüten. Bevor die Mahlzeit eröffnet wurde, mußten die Schöffen das Essen (das wo über) befehlen, das man geben wollte, „ob's gut sei“. Wenn die zahlreiche Versammlung zu Tische saß, kam der Abt mit einem Becken voll lebender Fische, rührte dieselben mit einer weißen Rute um und sprach dabei: das sind eure Fische, ihr Herren; alles geschah genau nach dem Vertrage. Die Fische wurden dann von den Schöffen dem Koche übergeben. Darauf begann das Mahl und verlief gewiß mit viel Zauber, denn der Abt hatte vertragsmäßig einen Lustigmacher, einen Schnadersack, zu stellen, der seine Späße und Witze loslassen mußte. Auch die übrigen Bedingungen einer heitern Stimmung fehlten nicht: ein gutes Mahl, Rindfleisch mit Knoblauch, Mus mit den Fischen, Schweinefleisch mit Mostert, gepfeffertes Wildbret in welchen hölzernen Schüsseln, Hühner und „Fleisch vom Rücken des Schweines“, zuletzt Käse und Beeren und zwar alles in reichen Portionen; die Stücke Rindfleisch mußten zwei Fingerbreiten, das Schweinefleisch eine Fingerbreite dick über der Schüssel liegen. Durst brauchten die Herren auch nicht zu leiden, indem je zweien ein feinerer Topf voll Wein und jedem ein irdener Krug vorgelegt war, und der Abt in eine Strafe von fünf Mark versiel, so oft es vorkam, daß ein Krug nicht ganz gefüllt war. Auch die zahlreichen Hunde, denen der Abt satt zu essen und „abteilches Brunnenwasser“ geben mußte, wurden zu der Mahlzeit zugelassen und trieben ihr lautes Wesen; wenn sie aber gar zu jubringlich und wild wurden, machten die Festesser von einer geschälten Rute Gebrauch, die ein jeder bei Beginn des Mahles zu dem Zwecke vom Abte vertragsmäßig bekommen hatte.

Literarisches.

□ Aus geschätzter Feder — welche den Lesern der Münchener „Fliegenden Blätter“ un schwer erkennbar sein wird — geht uns folgende launige Kritik der ausgezeichneten, zuerst im Verlage von A. Weizenhorn hier selbst erschienenen Parodie auf das Wagner'sche Bühnenwerk zu.

Das „Nibelungenringer“.
Als die „Fliegenden“ es brachten, herzlich alle Leser lachten; „harmlos“ war es wohl gemeinet, wenn auch Ein'ges angefeindet. — Komponiert als Soloscene, singbar gut für „Baritone“, Melodien sind wohlbekannte, all beliebt im Deutschen Lande; Sangesfreunde, die es singen, werden viel Applaus erringen. Die Instrumentalbegleitung unter excellenter Leitung; Bühnenvortrag und Aktionen müssen jeden „Spieler“ lohnen; Requisiten und Perrücken werden wirken zum Entzücken. — Zur Charakterisirung nötig muß die Kunst nun sein erbötig; zum Verständnis soll jetzt dienen folgende Notiz Mimen. —

Götter, Niesen, Zwerge kämlich streiten um den Weltbesitz sich; Woian ist der Götter Erster; Niesen zwei; sind Fasolt, Fasner; Alberich, ein Zwerg nur ist er. — Es soll nun der Welt gebieten, wer der Liebe flucht hienieden, wer zum Ring das Rheingold zwinget; bald dem Albrich es gelinget. — Hojn für Lieb' und abgewiesen von den Töchtern den Gepriesnen, flucht der Dieb' er raubt das Rheingold, Farnhelms Zauber hilft dem Kobold. — Wotan, neidig ob des Ringes und des „Nebellappendinges“, geht zum Zwerg mit Log' in Eile, Alles will doch gute Weile. — „Alberich, verwand'le schnell Dich!“ Schlang' zu groß, Klein' Kröl' doch fängt sich; Wotan nimmt ihm Ring und Farnhelm, arg sich wohl betrog der Zwergschelm. — Alberich hat widerrechtlich damals Rheingold geraubt sich; Wotan (als der Götter Erster) seine Macht mit Raub beginnt er. — Alberich den Ring versuchet, flucht auch Jedem, der ihn suchet; es entsteht dadurch viel Grauen, Unheil nur ist zu ersehnen. — Brunhild fällt dem Fluch zum Opfer, Hagen ist in größter Not; er mach' den Ring für Albrich fassen, Hagen doch muß auch erblassen. — Rhein löschet jetzt des Holzstoß Gutes, Rheinstöchter nun die Guten süßen mit dem Sagen unter, durch des Ring's Besitz ganz munter. — Götterherrschaft mag nun enden, Schicksal kann daran nichts wenden; Walhalls Brand es klar verkündigt, Götter hab'n sich schwer versündigt. — Herrschaft, nicht auf Recht gegründet ist mit Argem nur verbündet. —

Zweifelseelen, die sich quälen, pro und contra sich erzählen, allen Freunden heit'rer Stunden, mag nun auch dies „Ringerl“ munden. —

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Gb. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
G. Becker & Co.

N 21.

Sonntag, den 23. Mai

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

VI.

Die Land- und Forstwirtschaft. (Gruppe I.)

Die Ausstellungsgruppe für Land- und Forstwirtschaft ist gewissermaßen eine Ausstellung für sich und nimmt auch deshalb mit ihrer großen Halle und ihren übrigen Annegebauten einen besonders abgegrenzten Teil des Gartens ein, und zwar den nordwestlichen, also gleich links vom Eingange gelegenen. Sie bildet in der Anordnung des Ganzen die Erste Gruppe: ein Grund mehr für uns, bei ihr unseren Rundgang zu beginnen.

Die Landwirtschaft steht allerdings in Rheinland und Westfalen hinter dem Bergbau und der gesamten Montan-Industrie der beiden Provinzen zurück, aber sie befindet sich trotzdem auf einer hohen Stufe der Entwicklung, nach vielen Richtungen hin sogar in bedeutender Blüte, und dann liefert sie uns ja auch das Beste, „was das Menschenherz erfreut“: den Wein. Die Fabriken von Agrilkultur- und Wirtschaftsmaschinen Rheinlands und Westfalens versorgen überdies das gesamte Deutschland und viele Teile des Auslandes mit ihren Produkten, und die meisten von ihnen können getrost mit den englischen und französischen wetteifern. Dadurch ist die Landwirtschaft mit der Maschinen-Industrie wieder eng verbunden, mithin ebenfalls ein Glied in der großen Kette der gesamten industriellen und gewerblichen Thätigkeit des Landes.

Das auf der Düsseldorfer Ausstellung der Landwirtschaft zugewiesene Terrain ist ein neuangelegtes, der weite Rasenplatz mit seinen Blumenbeeten und Gebüsch bedarf daher noch einiger Monate, um vollständig zu grünen und zu blühen; später wird er dann wohl dem Zoologischen Garten ganz verbleiben.

Gleich links am Eingange liegt das Post- und Telegraphenbureau, nur ein kleines Häuschen, durch das aber die Ausstellung „mit der ganzen übrigen Welt“ in direkte Verbindung gesetzt wird. Die Herren haben viel zu thun; in den letzten Tagen vor der Eröffnung waren allein hunderte von Telegrammen zu expedieren, aber sie wußten es doch zu bewältigen.

Einige Schritte weiter, und wir befinden uns in einer langen Reihe von eisernen Schiebkarren: das ist die Spezialität der Firma C. Blumhardt in Simonshaus bei Böhwinkel, die damit nicht allein Europa, sondern auch die überseeischen Weltteile versorgt. Praktisch, leicht und unermüßlich, das sind die Eigenschaften dieses einfachsten aber nützlichsten Gerätes, ohne welches man die Anlage auch des kleinsten Hausgärtchens nicht machen kann und ohne welches auch der Sozialanal nicht hätte vollendet werden können. Dieselbe Firma zeigt auch eine eiserne Sackkarre mit überaus einfachem Mechanismus, wodurch ein einzelner Träger im Staube ist, sich den Sack selbst auf die Schultern zu laden; gleichfalls ein sehr primitives Geschäft, aber es muß auch Sackträger geben, und ein Sack Mehl oder Kartoffeln ist ein wichtiger Gegenstand.

Noch etwas weiter, und wir stehen vor der eigentlichen Ausstellungs-halle, welche hier die ganze Seite des Terrains abschließt. Sie besteht aus einer doppelten Halle, die vordere ist weit offen, die dahinterliegende geschlossen, und das breite Portal in der Mitte führt in beide. Viel äußerer Schmuck ist nicht daran verwendet, er wäre für diese Gruppe unpassend gewesen; die Verhältnisse des Holzbauwerks sind aber gefällig und die Raumverteilung ist sehr zweckentsprechend und erleichtert die Uebersicht ungemein.

Links von der Haupthalle hat sich eine Molkerei etabliert; es ist die bekannte von J. Stinshoff in Düsseldorf, dessen Etablissement im Hofgarten sich seit einigen Jahren eines so zahlreichen Besuches erfreut. Damen und Kindern wird dieser Annebau sehr willkommen sein; die Freskoge-mälde an den Wänden können uns sogar mit einiger Phantasie in eine landschaftliche Stimmung versetzen, die sich noch durch das Gebrüll aus dem anstößenden Kuhstalle erhöht, wo die Milch immer frisch gemolken und den Gästen in sauberen Gefäßen serviert wird.

Wenden wir uns nun zu der vorderen Halle selbst, so werden wir überrascht von einer unzähligen Menge landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte, groß und klein, die in den buntesten Gruppen vor und hinter, neben und übereinander aufgestellt sind. Sie bloß zu nennen, wäre schon keine geringe Arbeit; im Katalog umfassen sie über achtzig Nummern, und manche Aussteller haben zehn, zwanzig und mehr Maschinen ausgestellt. Der Sachverständige und Liebhaber wird leicht diejenigen zu finden wissen, die ihn besonders interessieren, und schwerlich dürfte einer etwas vergebens suchen. Wir können daher so im Vorübergehen nur andeutend verfahren und nur das Eine oder Andere aus der Masse herausheben, wobei selbstverständlich Wert und Bedeutung des Nachermühten ungeschmälert bleibt. Und in gleicher Weise (dies wollen wir schon jetzt bei der Besprechung dieser ersten Gruppe bemerken) werden wir auf unserem ganzen Rundgange verfahren; wir würden ja sonst in Ewigkeit nicht fertig und müßten über jede der 22 Gruppen ein besonderes dickes Buch schreiben.

Schon von weitem bemerkten wir ein hohes und schlankes Gerüst, oben mit einem kreisrunden fächerartigen Flügel, der sich lustig im Winde dreht. Es ist ein Motor aus der Maschinenfabrik von A. Pieper in Moers, übrigens eine amerikanische Erfindung von Halladay. Dieser Motor hebt mit Beichtigkeit Wassermassen aus Gräben, Teichen und Brunnen bis zu einer erstaunlichen Höhe, und hat sich längst zur Speisung von Reservoirs, zu Wasserleitungen, zur Ent- und Bewässerung von Wiesen u. dergl. aufs Beste bewährt. An einem kleinen Modell wurde uns der einfache und sinnreiche Mechanismus erklärt. Die Pieperschen Pumpen und Spritzen eigenen Fabriks sind überdies vortellhaft bekannt. Auch eine freistehende Feuerwehrlleiter von 15 Meter Höhe aus derselben Fabrik wird von Sachverständigen sehr gelobt. Für die Kinderwelt ist ganz in der Nähe eine „selbstschaukelnde“ Schaukel ein großer Magnet.

Ein freundlicher Herr überreicht uns eine kleine Broschüre: „Ueber die Vorzüge des Sonnenstuhls“ von M. Wehnand in Trier, und diese Höflichkeit verdient wenigstens den Dank einer anerkennenden Erwähnung, wenn wir denn auch auf den Gegenstand selbst, der gewissen „geruchlosen“ Reinigungsmaschinen eine sehr erfolgreiche Konkurrenz macht, nicht näher eingehen wollen, obwohl uns das Schriftchen versichert, „daß die neue Prozedur sozusagen in Frack und Glacehandschuhen bewerkstelligt werden kann“; . . . sozusagen!

Schwer ist es, bei so flüchtiger Bestätigung, noch dazu von unserem Standpunkte aus, als Late über die ausgestellten landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte ein Urteil abzugeben; wir glauben indes nicht fehl zu gehen, wenn wir die Dreschmaschinen und Göpel von F. Hasenkamp u. Co. in Meviges und von Niebaum u. Gutenbergh in Herford und die ähnlichen Produkte, zu denen noch Ziegelsteinmaschinen kommen, der Emmericher Maschinenfabrik und Eisengießerei lobend hervorheben; bezugleich die überaus sinnreich konstruierten Häcksel- und Futterstreichmaschinen von Mayfarth u. Co. in Frankfurt a. M. Welch ein Fortschritt in der eleganten Eisenkonstruktion dieser letzteren, mit zierlichem Näherwerk und verstellbaren Scheiben, im Vergleich zu der alten hölzernen Häckselstade unserer Väter, die sogar Boß in seinem „Siebzigsten Geburtstag“ besungen hat!

Unter den Molkereigerätschaften der Gebrüder Seiler in Ahlen betrachteten einige Damen unserer Gesellschaft einen Melkimer, der zugleich als Sitz für die Melkerin dient, und wo die Milch durch ein absteigendes Rohr mit breiter Öffnung in den Eimer hineingemolken und durchgeseiht wird; eine sehr praktische und dabei nicht kostspielige Erfindung.

Jetzt, an Wasch- und Bringmaschinen vorüber, zu einer langen Reihe von eisernen Pflügen, deren verschiedene Eigenschaften von Kennern geprüft und lebhaft diskutiert werden, von denen wir aber, ehrlich gestanden, zu wenig verstehen, um an der Diskussion teilnehmen zu können. Wir treten daher in den Seitenanbau zur Rechten, dessen Eingang durch ein schlichtes, ächt ländliches Portal gebildet wird, nämlich von einem mächtigen Eichen- und Buchenstamm mit einer darüberliegenden starken Lanne, also den Repräsentanten der drei wichtigsten deutschen Bäume. Die an den Eichenstamm gehefteten Verse sind gewiß gutpatriotisch gemeint, aber jedenfalls weder von Ahland noch von Geibel.

Zunächst finden wir hier verschiedene Holzsorten in Blöcken und Scheiben aus den fürstl. Habselb'schen und gräflich Speer'schen Forstverwaltungen, bezugleich Rundstämme und Schnittbölzer aus dem Dampfsgewerk von Mäurer u. Co. in Schevenhütte, die für Sachverständige gewiß sehr instruktiv und sehenswert sind, bei denen es uns aber ähnlich ergeht, wie oben bei den Pflügen. Interessanter erscheint uns weiterhin ein pyramidaler Aufbau mit einer Menge von wassergefüllten Fläschchen, in denen Weidenzweige stecken: Das ist das einfache Material einer großen Industrie in der Roer- und Burm-Niederung, wo sich mehrere tausend Menschen und immer zu ganzen Familien mit Korbflechterei beschäftigen. Eine brave, fleißige Bevölkerung von gutem, altem Kern, die noch an den Sitten der Vorfahren hängt und ehrlich ihr Brod durch ihre Hände Arbeit verdient. Auch die Behranstalt für Korbflechterei in Heinsberg hat hübsche Sachen ausgestellt; viele darunter sehr elegant, die den vornehmsten Haushaltungen zur Zierde gereichen würden.

So gelangen wir in die hintere geschlossene Längshalle, wo uns links die großen Vierfüßlapparate der Gebr. Knapp in Neuß in die Augen fallen, einer rühmlichst bekannten Firma, die auch eine Waszentleimungs- und Reinigungsmaschine ausgestellt hat. Leider war niemand da, der uns einige nähere Erläuterungen geben konnte.

Eine sehr hübsche Abteilung bilden alsdann weiter zur Rechten die Pferdebeställe von Herbergs in Köln, elegante und dabei doch sehr solid gearbeitete „boxes“, die man auf dem Schlosse manches englischen Lords gewiß nicht schöner antreffen dürfte. Die Kenner loben an diesen Ställen, außer der vorzüglichen Holzarbeit noch speziell die Fütterungsvorrichtungen, den Verschluß der Thüren, die Abflusssysteme u. s. w. Wir stecken die uns angebotene Preiskliste ein, obwohl wir schwerlich in die Lage kommen werden, von derselben für unsere Person Gebrauch zu machen.

Ein scharfer Geruch macht sich plötzlich bemerkbar, aber ganz und gar kein angenehmer . . . im Gegenteil! Die Damen in unserer Gesellschaft bleiben etwas zurück und halten ihr parfümiertes Taschentuch vor die Nase; wir aber gehen mutig

vorwärts, denn ein gewissenhafter Berichterstatter darf sich durch nichts abschrecken lassen. Wir finden auch sofort die Lösung des lächelnden Rätsels: es ist der Guanotempel von Salomonson in Emmerich, ein stattliches Gebäude, ein „säulengetragenes herrliches Dach“, wie Schiller sagt, das in jedem herrschaftlichen Park als Lusthäuschen figurieren könnte, natürlich ohne den Inhalt. Dieser, obwohl in glänzenden, luftdichten Glasgefäßen verwahrt, hat eben die erwähnten penetranten Eigenschaften, ist aber, wie bekannt, ein kostbares Mittel zum Düngen und — zum Reichwerden. Die Salomonsonsche Fabrik ist übrigens nur ein Zweiggewerk, der eigentliche Guanofabrikant residirt in Hamburg; es ist der Baron von Ohlendorf, ein zehnfacher Millionär, der aber von seinem Reichthum einen sehr liberalen Gebrauch macht und die Armen nicht vergißt. Dadurch erklärt sich die zweite, als Hamburg-Emmericher bezeichnete Guanoaustellung vis-à-vis, mit dem Wappen Bern's, sonst übrigens einfach und schmucklos, denn der Herr Baron bedarf der Melame nicht mehr.

Die Damen waren mittlerweile hinzugezogen, und betrachteten neugierig den ausgestopften weißen, entenartigen Vogel, der im Tempel paradiert und bat um einige nähere Erklärungen. Aber schon bei den ersten Worten: Der Guano, meine Da . . . wurde ich sehr unliebsam unterbrochen, und zwar durch den Aufseher, der uns mit kategorischer Höflichkeit ersuchte, das Gebäude zu verlassen, weil es schon nach 6 Uhr sei, um welche Zeit auch diese Räume, wie das große Ausstellungs-Gebäude, geschlossen würden. Wir mußten uns als gute Staatsbürger dem Befehle fügen, aber wir stimmten doch in die bereits mehrfach erhobene Klage über die allzu frühzeitige Schließung mit ein und waren ebenfalls der Ansicht, daß man dieselbe, namentlich in den bevorstehenden langen Sommertagen, wohl bis 7 Uhr hinauschieben könnte.

Leider sind die Annerbauten des Gartens demselben Befehle unterworfen; nur die Restaurationen und Bierpavillons bleiben davon unberührt und das ist, namentlich in Bezug auf die letzteren ein Glück, denn wenn man auch die so früh schließen wollte, so könnten leicht ernstliche Unruhen ausbrechen, die das europäische Gleichgewicht in Frage stellen dürften. In einem der erkeren, und zwar in dem Annerbau rechts von dem großen Restaurationsgebäude, haben wir bereits einmal gespeist, aber herzlich schlecht, so daß wir wohl nicht wiederkommen werden; der Wirt müßte sich denn unsere wohlgemeinte Warnung zu Herzen nehmen und sich bessern, d. h. in Bezug auf seine Snappen und Gerichte. Der berechtigte Unmut der Gäste war z. B. am Pfingstmontage allgemein; Abhilfe ist dringend geboten. Wie ehrlich am längsten währt, so kommt man auch mit der Wahrheit am weitesten, und diese hier auszusprechen, schien uns, vorzüglich im Interesse der vielen Fremden, Pflicht; was würde man sonst von unserer renommierten rheinischen Kluge denken!

Das Bier hingegen wird unisono und in allen Pavillons gelobt; wir können uns sofort davon überzeugen, denn das letzte Gebäude unserer heutigen Gruppe I bildet der schmucke Bierpavillon der Gebrüder Meininghaus in Dortmund . . . beiseite wir uns nur, um einen noch leeren Tisch zu erobern.

Die Abtei Düsselthal bei Düsseldorf.*)

Von Wilhelm Herchenbach.

Die ehemalige Abtei und jetzige Rettungsanstalt Düsselthal liegt eine halbe Stunde von der Kunststadt Düsseldorf entfernt in einer fruchtbaren Niederung nahe dem mit Nadelholz bewachsenen Grafenberg, der ihr einen angenehmen Abschluß giebt und einen recht malerischen Hintergrund verleiht. Die Verklüftung giebt ein redendes Zeugnis, wie der Boden und seine Bewohner wechseln und mit ihnen Kultur und Sitte. Auf dem Grafenberge dokumentieren die Erdschichten,**) daß es eine Zeit gegeben, wo hier und auf den gegenüberliegenden Höhen das Meer gestanden und seine verschiedenen Generationen von vorweltlichen Molusken zurückgelassen hat, daß beim Zurücktreten des Meeres der Rhein vorüberbrause und den Kelten und Germanen, welche auf den Höhen den Gott Wodan verehrten, zum heiligen Sitrome wurde. Dann kamen die Römer und ließen, wie die vorhergehenden Völker, auf und in der Erde unbezweifelbare Zeichen ihrer einstigen Anwesenheit zurück. Auch die Römer gingen dahin, und die Franken begannen den Reigen der deutschen Völkerstämme, die sich hier im bunten Wechsel drängten, bis endlich fromme Mönche hier eine Heimstätte fanden. Im Munde des Volkes hat sich der Name „Düsselthal“ nie recht eingebürgert wollen. Die landläufige Benennung

*) Nachdruck verboten.

**) A. Fahnne. Die Fahnneburg und ihre Bildergalerie. Düsseldorf 1873. S. 48.

lautet noch bis auf die heutige Stunde „Specker-Mönchenkloster“, weil hier früher die Specker-Höfe standen. Das Volk wechselt nicht gern mit Namen; es ist in dieser Hinsicht sehr konservativ und leistet dadurch dem Geschichtsschreiber oft erhebliche Dienste; auch läßt es sich wenig rechtfertigen, diese Niederung, die nur an einer Seite Hügel hat, ein Thal zu nennen. Die Abtei hatte auch hier nicht ihre Wiege, sondern wurde ursprünglich an einer andern Stelle gegründet, wie wir im Verlaufe dieser Darstellung hören werden. Leider fließen die geschichtlichen Nachrichten sehr spärlich, einestheils weil das Kloster nur einen kurzen Bestand hatte, und andernteils, weil dieser Orden weniger als jeder andere sich mit den Händeln der Welt befaßte, sondern einzig das Ziel hatte, in einem so engen, gottseligen Wandel auf die Ewigkeit vorzubereiten.

In Köln lebte am Schluß des siebenzehnten und im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein Domherr*) mit Namen Adam von Daemen, der ein hochverdienter Prälat gewesen sein muß, denn er wurde nach und nach mit einer erheblichen Anzahl von Aemtern und Würden ausgezeichnet. Er war Propst zum heil. Andreas in Köln, Dechant und Archidiacon zu Gemmeich, apostolischer Vikar im vereinigten Belgien, Präsident der kurkölnischen Hofkammer, Amtmann zu Worringen^o und Erzbischof von Adrianopol.

Mit zeitlichen Gütern gesegnet, empfand er das lebhafteste Verlangen, zu Ehren Gottes und der hl. Maria ein gutes und nachhaltiges Werk zu verrichten. Der einmal gefaßte Gedanke verließ ihn nicht mehr; wie von einer höhern Eingebung, wurde er stets getrieben, denselben zur Ausführung zu bringen, und er entschloß sich endlich, ein Cisterzienserkloster von der strengern Obervanz à la Trappe zu stiften.

Seine Schwester Maria von Daemen, welche zu Amsterdamm wohnte, hatte von der erzbischöflichen Kammer eine unterhalb Düsseldorf bei Lürick liegende Rheininsel in Erbpacht. Diese schien ihm zur Erbauung des Klosters geeignet, und sie wurde ihm mit kurfürstlicher Genehmigung von seiner Schwester zu diesem Zwecke übertragen.

Er schaute sich nun nach einem Kloster um, welches geeignet und geneigt sei, seiner Stiftung Mutter zu werden. Verschiedene Ordensgeistliche, an welche er sich in dieser Absicht wendete, gingen auf sein Anerbieten nicht ein, denn sie fanden den zur Niederlassung bestimmten Ort nicht sicher und bequem genug. Viel Auswahl hatte er nicht, denn die Trappisten-Klöster waren wegen der Strenge ihrer Ordensregeln sehr selten. Seine Beharrlichkeit aber führte zum Ziele, als er sich mit dem Cisterzienser-Kloster Orval im Luxemburgischen, welches wegen seiner vortrefflichen Haltung und äußerst strengen Obervanz sehr gerühmt wurde, in Verbindung setzte. Nach mehrfachen Verhandlungen wurde im Jahre 1701 in Orval sein Anerbieten angenommen, und es kamen bald nachher zwei Geistliche jenes Ordens, um die Insel in Augenschein zu nehmen.

Sie blieben drei Tage dort, nahmen die Gebäulichkeiten des Pächters und die Ländereien in Augenschein und glaubten sich überzeugt zu haben, daß sich die Insel zu einer Niederlassung ihres Ordens vortrefflich eigne.

Der Domherr, froh, sein Ziel erreicht zu haben, schenkte nun die Insel mit Allem, was darauf war und was dazu gehörte, am 13. October 1701 dem Kloster Orval und zwar mit der Bedingung, daß von dort aus das neue Priorat besetzt werde und mit Beibehaltung der Ordensregeln und unter dessen Oberaufsicht und Visitation verbleibe. Ferner versprach er, alle nötigen Gebäulichkeiten aufzurichten, ausreichende Hausgeräte anzuschaffen und den Mönchen zum Unterhalte ein Capital von 5000 Reichsthalern auszugeben. Sogleich begann er mit der Anfuhr der Baumaterialien, doch mußten die Mönche für den Anfang mit der Pächterwohnung zufrieden sein und sich mit dem Gottesdienste und ihren klösterlichen Obliegenheiten so gut als möglich behelfen.

Wierzehn Tage später, am 28. October 1701, traf schon die Genehmigung des Erzbischofs Joseph Clemens von Köln ein, und am 3. December desselben Jahres die des Ordensgenerals von Cisteaux. Das Kloster Orval schickte nun vorerst einen Prior mit drei Geistlichen, einem Laienbruder und einem Novizen, um die neue Niederlassung in Besitz zu nehmen und Alles für den Empfang der nachfolgenden Brüder einzurichten.

Am 6. Januar 1702 wurde die Schenkung beurkundet und am 8. März 1701 erfolgte die Bestätigung durch den Kaiser Joseph I.

Wie große Hoffnungen man auf das Priorat setzte, das erste und einzige, welches man in Deutschland kannte, geht schon aus den Namen, die man der Insel beilegte, deutlich genug hervor. Der Stifter nannte sie *Insula felix*, der Kaiser *Insula fortunata*; aber es zeigte sich bald, daß sowohl der Domherr, als auch der Kaiser sich in der Vorstellung, das stille Glück von Orval werde ohne Störung und hindernde Einflüsse auf der Börtiker Insel seinen Eingang halten, getäuscht hatten. Wohl brachten die Mönche alle Tugenden mit, die sie zu Orval in so hohem Maße geübt hatten, und sie selbst waren von der heiligen Ueberzeugung durchdrungen, daß sie nur den Ort wechselten, den stillen Gottesfrieden aber auch auf der Börtiker Insel vor wie nach im Herzen tragen würden, aber bald zeigte es sich, wie leicht zuverfüßliche Hoffnungen getäuscht werden.

Es war damals eine böse und unruhige Zeit, denn die Franzosen waren wieder einmal ins Land gedrungen. Seit dem großen Länderränder Ludwig XIV. betrachteten sie den Rhein als eine französische Domain, aus welcher sie berechtigt seien, ihre Renten zu ziehen. Sie

*) Frhr. F. G. von Mehring. Geschichte der Burgen und Rittergüter 2c. XI. Heft, Seite 1.

hatten aber jetzt das ganze linke Ufer überschwemmt und machten sich allenthalben als Herren und Meister breit. Die dem Lande so nahe Insel war so verführerisch für sie, daß sie sehr häufig Besuche auf derselben machten, wohl hauptsächlich in der Voraussetzung, bei den Mönchen eine fetze Küche und einen guten Weinkeller zu finden. Darin täuschten sie sich, denn die Trappisten lebten vor der Hand selber noch im größten Mangel; überhaupt wird der Trappist der letzte sein, zu dem man eine Rheinfahrt machen kann, um süßen Tafelstücken zu fröhnen. Die Franzosen aber dachten sich das Kloster wie einen Gasthof, wo man nur „Gargon“ zu rufen braucht, um reichlich bedient zu werden. In Folge dieser irrthümlichen Auffassung kamen immer neue Scharen, und die Mönche, welche noch keine Knechte halten konnten, waren zu jeder Zeit des Tages und in der Nacht genöthigt, sie mit eigener Hand überzusetzen.

Die sehnsüchtigen Hoffnungen machten die Franzosen ungeberdig, und die Mönche mußten es entgelten. Viermal wurden sie geplündert und häufig gebrandschakt. An ein ruhiges Leben nach der Regel ihres Ordens und an ein geistliches Wirken war nicht zu denken. Sie verloren dennoch den Mut nicht, sondern harrten auf bessere Zeiten, und so wuchs ihre Zahl bis auf 15; aber es blieb nicht bei den Belästigungen der Franzosen und den unruhigen Nachbarn; auch der Rhein fügte ihnen durch Ueberschwemmungen^o und Eisgang großen Schaden zu.

Es zeigte sich immer mehr, daß sie auf der *Insula felix*, wo sie ohnehin ein sehr lärgliches Leben führen mußten, ihre höheren Zwecke nicht erreichen konnten. Drei von den Geistlichen hielten die immer wiederkehrenden Drangsale nicht länger aus, sondern kehrten nach Orval zurück, wo sie in Arbeit und stiller Beschaulichkeit dem Herrn dienen konnten. Die Ausdauernden hatten außer den bisherigen Unbilden einen schweren Eisgang, der die Gebäude beinahe zum Einsturz brachte, zu ertragen und verfallen durch das beständige Wasser in Krankheit und Siechthum. Auch sie mußten sich mit dem Gedanken vertraut machen, die Niederlassung aufzugeben.

Der Kurfürst Johann Wilhelm, welcher in dem nahen Düsseldorf residirte, hörte von der Noth der Geistlichen und ohne gebeten zu sein, erklärte er sich bereit, ihnen in seinem Lande einen geeigneten Platz zu einer neuen Ansiedelung zu schenken.

Daemen hielt sich damals am Hoflager zu Amsterdamm auf, und fühlte sich über den Notstand seiner Stiftung selbst recht unbehaglich. Der Kurfürst lud in brieflich ein, bei seiner Rückkehr am Hofe zu Düsseldorf vorzusprechen, damit die beabsichtigte Schenkung näher besprochen werde. Bald nachher erschien Daemen im kurfürstlichen Schlosse und die Besprechungen führten zu einem gegenseitigen Uebereinkommen, sowohl über die Verlegung des Klosters, als über den Ort der neuen Ansiedelung. Der Kurfürst bot ihm die Speckerhöfe mit dem zugehörigen Walde, die er erst kürzlich erworben hatte, zu dem beabsichtigten Zwecke an. Daemen war damit nicht allein zufrieden, sondern versprach auch noch eine Beihilfe mit barem Gelde. Sogleich unterrichtete er die Mönche von dem günstigen Umschwunge der Dinge und wünschte ihnen Glück zu demselben.

Die lateinische Schenkungsurkunde^o, deren Wortlaut wir am Schluß geben, datirt vom 1. August 1707, und von Johannes Wilhelmus Elector unterschrieben, ist sie ein würdiges Zeugnis für den frommen Sinn des Kurfürsten, denn er sucht durchaus keine persönliche Ehre, sondern will nur das Gute befördern. Diese Urkunde bestimmt genau die Grenzen des zukünftigen Abtei-Eigentums und läßt uns einen Einblick in die damalige Beschaffenheit der Gegend thun. Es ist „der Wald, gewöhnlich Unter-Flingerbusch und Broich genannt, unterhalb des Grafenbergs gelegen, nebst den zugehörigen Wiesen und Weiden, in der Ausdehnung der Länge nach von Zoppenbrück über den Kommunalweg bis zum Fuße des genannten Berges, und der Breite nach von der schon genannten Brücke jenseits des Düsseldorfes bis an die Wiesen von Dorenborn und diesseits des Baches bis vor die Speckerhöfe^o“, und von dort wieder bis zu dem Fuße des genannten Berges, wie in einem darüber aufgenommenen Protokoll und durch Grenzsteine, welche wir durch unsere Kommissarien haben anbringen lassen, genau bezeichnet ist; ebenfalls die schon erwähnten beiden Landgüter, Speckerhöfe genannt, und deren Ländereien, die erst kürzlich mit dem oben genannten Walde von uns käuflich erworben worden sind; und überdies das andere Ufer des genannten Baches, nämlich hinsichtlich des Ackerlandes von der Brücke Zoppenbrück bis an diese Höfe, gleichfalls auch den Weg, auf welchem sonst die Heerden aus unserer Düsseldorf in den genannten Wald geführt wurden, anfangend außerhalb Pempelforth, hinter der Vogelstange, gewöhnlich Schießruthe genannt.“

Der hier genannte Wald bestand noch in meiner Jugendzeit und war wegen seines Sumpfscharakters ein wahres Eldorado für Am-

*) Mering. — Voyage Litteraire de deux religieux Benedictins de la congregation de S. Maur. Paris MDCCXXIV. 2. Band, Seite 224.

**) Voyage litteraire II, 225.

***) Sie lagen im Walde hinter dem Kloster, wie man auf einem alten Delgemälde, welches sich im Besitze des Herrn Guntrum zu Düsseldorf befindet, deutlich sieht.

phibien und Vögel. Jetzt aber ist alles blankes Feld, kein einziger Strauch mehr vorhanden, und die früher so stille und anmutige Einsamkeit wird jetzt von der Eisenbahn durchschnitten.

Im Jahre 1708 wurde der Anfang mit der Errichtung des Klosters und der weitläufigen Klostergebäude gemacht. Daemen steuerte noch 3000 Reichsthaler an harem Gelde bei. Die Böhmer Insel sollte den Mönchen ebenfalls als Eigentum bleiben und unter ihrer direkten Verwaltung stehen; aber der Kanonikus Daemen, welcher anfangs so sehr für die Verlegung des Klosters gewesen war und zur Erbauung des neuen sogar einen Selbstbeitrag gegeben hatte, änderte*) später seinen Sinn. Wahrscheinlich folgte er schlechten Ratschlägen, als er die Insel zurückforderte. Die Mönche waren keineswegs zur Rückgabe verpflichtet, denn die Ueberstebelung war mit seiner Bewilligung geschehen und ihre Rechte auf die Insel waren urkundlich verbrieft, aber um des Friedens willen gaben die Mönche einen großen Teil seiner Eifung freiwillig zurück und begnügten sich mit dem Reste und mit dem, was ihnen der Kurfürst aus Frömmigkeit gab.

Die Böhmer Insel hat seitdem fieslichere Tage bekommen; das Wasser wich weiter stromwärts und die ehemalige Insel ist jetzt mit dem festen Lande verbunden, wie das im Verlaufe der Jahrhunderte mit so vielen Inseln des Niederrheins geschehen.

Das Andenken an die Klügler aber lebt noch in ihrem jetzigen Namen „Mönchenwerth“ fort. Das Areal wird jetzt landwirtschaftlich benutzt und die in den ehemaligen Klostergebäuden errichtete Restauration im Sommer viel von den Bewohnern Düsseldorf's und der Umgegend besucht.

(Fortf. folgt.)

Meteore. *)

Das eigentümliche Gesteine aus der Luft (vom Himmel) fallen, davon war man seit alter Zeit, mit Ausnahme des vorigen Jahrhunderts überzeugt. Einer der ältesten, historisch beglaubigten, dergleichen Fälle ist der von Megos-Potamoi in Thracien, 465 v. Chr., den Plutarch und Plinius erwähnen, der den Anaxagoras zu der Meinung brachte, die Gesteine seien von der Erde durch die Gewalt des Umschwunges abgerissene Massen und Diogenes von Apollonia veranlaßte, zu behaupten, „daß sich mit den sichtbaren Sternen auch unsichtbare (dunkle) Steinmassen bewegen, welche bisweilen auf die Erde herabfallen und verlöschen, wie es geschehen ist mit dem steinernen Stern, welcher bei Megos Potamoi gefallen.“ Doch erst die berühmte, 1400 Pfund schwere Eisenmasse, welche Pallas auf seiner Reise durch Sibirien bei Krasnojarsk am Jenissei auf der Höhe eines Bergrückens 1772 fand, und untersuchte, lenkte die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf diese Sache. Obgleich die Tartaren die Masse „als ein vom Himmel gefallenes Heiligthum betrachteten,“ so dachte doch Pallas nicht entfernt an meteorischen Ursprung; er hielt es nur für ein merkwürdiges Naturprodukt und schickte daher die ganze Masse der Petersburger Akademie. Chladni war der Erste, der 1794 dasselbe für meteorischen Ursprungs erklärte und, obgleich Naturforscher, dennoch an Meteorsteine glaubte. Noch in demselben Jahre (1794 am 16. Juni) ereignete sich der merkwürdige Steinregen von Siena in Toscana aus heiterem Himmel von dem die ganze Provinz Zeuge war; denn die Steine fielen unter schreckbarem Rischen zur Erde. Doch erklärte sie Hamilton für Auswürflinge des 50 Meilen entfernten Vesuvius, der zufällig achtzehn Stunden vorher einen Auswurf erlitten hatte. Als nun aber am 13. Dezember 1795 bei Woldcottage in Yorkshre eine 56 Pfund schwere Masse niederfiel, die von dem 170 Meilen entfernten Hecla hätte kommen müssen, wurde Howard zu einer genaueren Prüfung veranlaßt. Er fand überall nickelhaltiges, gebiegenes Eisen darin. Jetzt trat auch Klaproth mit seiner Analyse der Steinmasse hervor, welche schon 1751 am 26. Mai unter starkem Brausen aus einer feurigen Kugel bei Grashina, unweit Agram, in Croatien, 71 Pfund schwer, niedergefahren war, und wies ebenfalls nickelhaltiges Eisen darin nach. Auch Laplace warf die Frage auf, ob es nicht vielleicht Produkte von Mondvulkanen sein könnten, die, wenn sie mit einer Geschwindigkeit von 7800' (5mal größer als ein 24-Pfünder) ausgeworfen würden, nicht wieder auf den Mond zurückfallen könnten. Endlich machte der große Steinfall von l'Agde in der Normandie 1803 den 26. April allem Zweifel ein Ende. Eine 30 Meilen weit sichtbare Feuerkugel war am heiteren Himmel erschienen, gestaltete sich zu einer kleinen Wolke, die 5 bis 6 Minuten ein schreckliches Getöse wie Kanonendonner und Gewehrfener erzeugte, und aus der 2000 bis 3000 zischende Steine (der größte bekannt gewordene wog 17½ Pfund) auf einer Ellipse von 2½ Meilen Länge und 1 Meilen Breite niederfielen. Der Mineralienhändler Lambotin ließ gleich so viel als möglich auffammeln, während die Zeitungen sich über den Bürgermeister des Ortes, der das Ereignis offiziell nach Paris meldete, lustig machten, und der aufgeklärte Minister erst nach 2 Monaten den Pöblicher Biot an Ort und Stelle sandte, der die Wahrheit der Sache konstatierte.

Seitdem sind bis in die neueste Zeit wiederholt Steinfälle beobachtet und auch ältere mit Unbefangenheit und Genauigkeit geprüft worden. Der „verwünschte Burggraf“ (gebiegenes Meteorstein, 191 Pfund schwer) scheint am Ende des 14. Jahrhunderts bei Elbogen in Böhmen, wo er auf dem Rathause aufbewahrt wurde, gefallen zu sein. Es herrschten darüber im Volke auffallende Sagen; 1811 wurde Pro-

*) Voyage litteraire II 229.

*) Als Probe aus Löriners „Buch der Natur“.

fessor Neumann in Prag darauf aufmerksam, und jetzt liegt das größte Stück davon (140 Pfund) in Wien. Die Masse enthält außer 88 Prozent Eisen, 8 Prozent Nickel, sieben Zehntel Prozent Kobalt und 2 Prozent Phosphormetalle. 1314 fanden Russische Bauern auf einem granitischen Gipfel der Karpathen bei Senarto in Urgun eine 194 Pfund schwere Masse, welche das Nationalmuseum in Peking aufbewahrt; sie gleicht dem 130 Pfund schweren Eisen im Nationalmuseum zu Prag, welches 1829 beim Schlosse Bohmütz in Böhmen auf einem Acker gefunden wurde.

In dem Dorfe La Caille bei Graffe in Frankreich (Depart. Var) lag am Eingange der Pfarikirche ein Block von 12 Centnern, der den Einwohnern 200 Jahre als Sitz diente und nach einer Tradition aus der Luft gefallen war. Seit 1828 als Meteorstein erkannt, ist er in die Pariser Sammlung gekommen. Er soll über 6 Prozent Nickel enthalten, und ist von langen Zylindern Schwefeleisens durchzogen.

Noch großartiger sind die Massen, welche in fremden Weltteilen aufgefunden wurden; namentlich in Amerika, wo Sonnenschind in einer Straße von Zacatecas in Mexiko ein Stück von 2000 Pfund sah und Humboldt bei Durango et. es von 40000 Pfund. Im Thal Toluca bei Mexiko suchen seit langen Jahren die Indianer des Dorfes Xiquipico das dort gefallene Meteorstein auf, um es zu ver Schmieden. Viele Zentner sind davon nach Europa gelangt, was einen der größten Steinfälle voraussetzt. Bei St. Jagol bei Gzero in Südamerika fand Don Rubin de Celis 1783 eine Masse von 30,000 Pfund; in der Provinz Bahia in Brasilien entdeckte man am Flüsschen Bendego ein 7 Fuß langes Stück von 14,000 Pfund. Boustignault traf 1825 zu Santa Rosa nördlich von St. Fe de Bogata einen Grobstein, der sich eines 1500 Pfund schweren Ambasses aus Meteorstein bediente; es fanden sich in der Gegend noch mehrere Klumpen, sogar 12 Meilen davon die ganz gleichen Massen, so daß man glauben muß, hier habe ein förmlicher Eisenregen stattgefunden. In Nordamerika wurde ein 1700 Pfund schweres, von den Indianern verehrtes Stück am Neb River in Texas gefunden, das man zuerst für Platin hielt. Zwei kostspielige Expeditionen in die von feindlichen Indianern bedrohte Wildnis brachten endlich auf einem 400 deutliche Meilen langen Landwege das Stück zum Mississippi. Jetzt wird es in New-York aufbewahrt. Das von Coche in Tennessee wiegt 2000 Pfund ein kleines, 8 Pfund schweres, fiel 1835 auf den Feldern von Dickson im Staate Tennessee vor den Augen mehrerer Arbeiter aus einem explodierenden Meteor auf ein Baumwollensfeld nieder, wurde aber später durch den Pflug gefunden.

Unter den neueren Meteorsteinen ist einer der berühmtesten und konstatirtesten der von Braunau in Böhmen, welcher 1847 den 14. Juli Morgens 3¼ Uhr sich ereignete. Es bildete sich eine Wolke, die mit einem Male erglänzte, Blitze zuckten aus ihr nach allen Richtungen, und zwei Feuerkreise fielen zur Erde unter zwei heftigen Detonationen, die alle Bewohner weckten. In einem 3 Fuß tiefen Loch fand sich das eine 42 Pfund 6 Loth schwere Stück, nach sechs Stunden noch so heiß, daß Niemand es anfassen konnte. Das zweite 30 Pfund 16 Loth schwere fiel dagegen durch das Schindeldach eines armen Mannes in das Schlafzimmer seiner Kinder, ohne zu zünden oder Jemanden zu verletzen. Der Mann meinte, der Blitz habe eingeschlagen und ahnte nichts von der Sache; erst nach fleißigem Suchen wurde das Stück den folgenden Tag unter den Trümmern der Kammerwand gefunden. Ein drittes Stück, das in einen Teich gefallen war, wurde erst mehrere Jahre später aufgefunden.

Lächeln und Thränen.

In manchem Aug' die Thräne liegt
Verkünder süße Freude;
Und manches süße Lächeln spricht
Von still getrag'nem Leide.

Die Freude, die aus Thränen keimt,
Sie hat etwas von Thränen.
Der Schmerz, der noch vom Lächeln träumt,
Ist ein verklärtes Lieben.

Was wir im tiefsten Herzensgrund
So fest verschlossen wahren,
Tritt in die Augen, auf den Mund
Im Lächeln und in Thränen.

N.

Literarisches.

Literarische Rundschau. Herausgegeben von J. B. Stawminger. — Jahrgang 1880, Herberichs Verlagsbuchhandlung. Inhalt von Nr. 10. 1880: Ueberblicken: Der Spiritismus (Schanz) — Rezensionen und Referate: Heinrich, Dogmatische Theologie. 3. Bd. (Reininger). — Kuhn, Theodor von Mopsuestia und Junillus Africanus als Exegeten. Junilii Africani Instituta regularia divinae legis ed. Kuhn (Funt). — Gutberlet, Metaphysik (Egger). — Herzberg, Geschichte von Hellas und Rom. I. II. — Samter, Das Eigentum in seiner sozialen Bedeutung (Htze). — Kleine Kritiken: Mele, Die Affriologie und ihre Ergebnisse für die vergleichende Religionsgeschichte (Höckner). — Baader, Chronik des Marktes Mittenwald. — Baader, Fehde des Hanns Thomas von Absberg wider den schwäbischen Bund. — Htze, Die Daintessenz der sozialen Frage (B. Rhein). — Fabri, Ein dunkler Punkt. — Büchertisch. — Anzeigen.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

1880



Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 22.

Sonntag, den 30. Mai

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

V.

Schluß der I. Gruppe und Annerbauten.

Wir führen die freundlichen Leser und Leserinnen noch einmal in die hintere Halle der Landwirtschaftlichen Ausstellung, die wir in unserem letzten Berichte, und zwar in Folge des strengen „Sperrgesetzes“, so früh verlassen mußten. Von Guano werden wir aber nicht mehr reden, obwohl wir noch an einer langen Reihe von Gefäßen und Gläsern, die sämtlich damit gefüllt und ebenso „luftdicht“ sind, wie die früheren, vorbeikommen. Den schönsten Gegenstand dazu bilden die Weine, die jetzt zur Rechten beginnen; wenigstens lassen die zahlreichen Flaschen, die alle mit bunten und vielversprechenden Etiketten geschmückt sind, auf etwas Vortreffliches schließen. Leider sind alle Flaschen leer. Besser würden sie sich ausnehmen, wenn sie gefüllt wären, und am besten, wenn ein Schenke dabei stände und uns von der einen oder anderen Sorte ein Glas kredenzte — es brauchte kein olympischer Ganymed zu sein, sondern nur ein ehrlicher rheinischer Kellermeister — dann könnten wir „judizieren“, wie der lustige Frosch im Faust, und dann hätte unser Lob volle Berechtigung. Wenn dem aber so wäre, so würde dieser Teil der Ausstellung einen Zulauf haben, wie kein anderer. Wir müssen uns deshalb mit dem sehnsüchtigen Anschauen der blanken gläsernen Hülsen begnügen.

Dem Haupteingange gegenüber steht ein schöner, monumentaler Aufbau aus Eichenholz, sinnreich und geschmackvoll verziert, sogar mit vier hübschen Aquarellen vom Altmeister Scheuren geschmückt: das sind die köstlichen Produkte des Rheinischen Aktienvereins für Weinbau (Diltch, Sahl u. Co.) in Nibersheim. Möchte nur in diesem Jahre der auf der Spitze prangende grüne Humper mit dem edelsten Naß gefüllt werden! Der letzte harte Winter soll gerade in jenen Gegenden so schlimme Verheerungen angerichtet haben, aber hoffentlich hat dafür auch der Geist des alten Kaisers in diesem Frühling die Neben doppelt gesegnet.

Die Weinhandlung von Eduard Hautz in Düsseldorf präsentiert sich gleichfalls in würdiger Weise; die weinlaubbekränzte Bowle in der Mitte (leider ist sie auch leer) würde aber, gefüllt, in jedem heiteren Becherkreise willkommen sein.

Doch da hätten wir beinahe über der Bacchusgabe die sogenannten Trieurs von Mayer u. Co. in Kalk bei Köln vergessen, und das wäre ungerecht gewesen, denn jene Maschinen sind ebenso nützlich, wie sinnreich erdacht. Der lange deutsche Name „Unkrautmaschinen-Auslesemaschinen“ darf uns dabei nicht abschrecken. Für Mühlenbesitzer sind sie längst unentbehrlich geworden, und wenn wir recht reines und wohlgeschmeckendes Brot zu essen bekommen, so haben wir es zumeist diesen Maschinen zu verdanken. Ein Vertreter der Firma setzte auch sofort einen Trieur in Bewegung. Zuerst wird das in den Trichter hineingeschüttete Getreide auf einem Mittelsteb, bei erstaunlich schneller Umdrehung, von den größeren Unreinlichkeiten und von den tauben Körnern und der Spreu gesondert

und dann in dem großen Zylinder von Unkrautfasern aller Art befreit; ja bunt durcheinander gemischtes Getreide, Hafer, Weizen, Gerste u. s. w., fallen durch die verschiedenen Siebe vollständig separiert in die untenstehenden Holzschüsseln, die bei der genauesten Untersuchung auch nicht ein fremdes Körnchen mehr enthalten. Das Experiment ist wirklich sehr amüsant zu sehen, und wir begreifen die vielen Medaillen leicht, mit denen der Prospekt, den man uns überreicht, verziert ist, und glauben auch gern die hinzugefügte stolze Nebenbemerkung: Absatzgebiet „Europa, Asien und Amerika“.

Nach den Weinen kommen die Liköre, die Schnäpse und gebrannten Wasser, mit einem Wort die Spirituosen; unter den ersteren speziell die Gesundheits- und Magenliköre, und unter den letzteren der echte Kornbranntwein, alles entweder in Schränken und auf Gestellen, oder in Tonnen und Tünnchen, Flaschen und Fläschchen, von denen übrigens diesmal viele gefüllt sind, aber vielleicht nur mit farbigem Wasser. Die „weltberühmten“ unter ihnen (wie sie sich wenigstens selbst nennen) werden wir noch später im Hauptgebäude finden. Auch Pumpernickel liegt in der Nähe, noch dazu neben weiskälischen Schinken, wir könnten hier also ein ganz nettes Frühstück halten; aber es ist niemand da, der uns einladet. Auf die Margarinbutter vis-à-vis, so appetitlich sie auch ausieht, würden wir dabei wohl verzichten, ohne indes dem Aussteller zu nahe zu treten..... es ist eben Geschmacksache.

Die Produktion und mithin der Konsum der sog. Margarinbutter ist aber, nebenbei bemerkt, ein erstaunlicher: die einzige Fabrik in Cleve, noch dazu erst seit 1878 errichtet, setzt nach dem Katalog weit über eine Million Pfd. jährlich ab, und in Neuz wird, neben einer bereits bestehenden, jetzt noch eine zweite derartige „Butterfabrik“ errichtet. Und dabei ist das Absatzgebiet zumeist auf Rheinland und Westfalen beschränkt. Wer weiß, wie manche Beefsteaks und Koteletts wir uns schon haben munden lassen, ohne, wie der Philosoph Hegel sagt, „das tiefere Wesen der Dinge zu ahnen“.

So kommen wir an das Ende der Halle, wo wir die Doppelausstellung der Kunst- und Handelsgärtner Casmann u. Sohn in Düsseldorf nicht unerwähnt lassen dürfen. Zuerst auf einem großen Gestell in sauberen Gläsern eine reichhaltige Sammlung von Gemüsesamereien, hauptsächlich von Erbsen und Bohnen in größter Auswahl; weiterhin in einem hübschen Glaschrank künstliche Bouquets von Strohblumen und Gräsern, die sich im Winter als Zimmerzierde so hübsch ausnehmen. Dazwischen an der Wand bemerkt man auf einmal eine Anzahl kleiner recht hübsch und farbenfrisch ausgeführter Glasmalereien von A. Wennström in Köln; man verwundert sich etwas darüber, da sie im Grunde nicht hierher gehören, obwohl sie im Katalog als „Glasmalereien für Gewächshäuser“ bezeichnet sind.

An der gegenüberliegenden Seite hat die Samenhandlung von Kraforst & We. in Leichlingen Proben von Klee-, Gras- und Futterkräutersamen ausgestellt und die ganze Wand mit sorgfältig getrockneten Gräserbüscheln aller Art sehr geschmackvoll und zugleich sehr instruktiv befüllt. Nun noch einen

Blick auf die großen und kleinen und oft recht schönen Aquarien „mit Bevölkerung und Wasserpflanzen“, wie es im Katalog heißt, von F. A. Wuber in Opladen, und einen letzten, den Abschiedsblick, auf zwei elegante Körbe mit frischen, natürlichen Blumen und einem prächtigen Bouquet in der Mitte vom Kunstgärtner F. A. Mayer jr. in Düsseldorf, und . . . unsere kleine Rundreise ist vollendet und wir treten wieder in den Garten hinaus. Wir konnten natürlich, schon wegen des uns in diesem Blatte zu Gebote stehenden beschränkten Raumes, nur andeutend verfahren und aus der Masse des Gebotenen Einzelnes, das uns besonders interessant schien, etwas näher besprechen; Andere werden Anderes beschauen und loben, sehens- und besprechungswert ist wirklich Alles, aber das Feld ist zu groß. Da übrigens in dieser Gruppe im Laufe der nächsten Monate mehrere Blumen-, Pflanzen- und Fruchtansstellungen stattfinden sollen, so werden wir wohl noch verschiedentlich dahin zurückkehren und können dann auch vielleicht noch das Eine oder Andere nachholen. —

Im Garten selbst sind einige selbstständige kleine Bauten sehr bemerkenswert, so zunächst die Waldhütte der Duisburger städtischen Forstverwaltung, die wirklich verdient, nicht so abgelegen, sondern mehr im Mittelpunkt zu liegen, damit niemand den Besuch derselben versäume. Mit wissenschaftlichem Verständnis sind in diesem hübschen Häuschen eine Menge Waldprodukte an Hölzern und Pflanzen, ferner eine Sammlung ausgestopfter Tiere, Schlangen und Insekten (alle aus der dortigen Gegend) sehr übersichtlich ausgestellt; desgleichen eine Kollektion von Pilzen und Eiern, sogar paläontologische Funde — urweltliche Versteinerungen müssen wir für unsere Leserinnen hinzufügen — und Aehnliches; man könnte bequem eine volle Stunde dabei verweilen, und es würde sicher keine Verlorene sein, aber wir müssen weiter.

Ein anderes mehr nach vorn liegendes, hübsches strohbedecktes Häuschen, von Parkanlagen umgeben, das im Katalog als Pavillon für Forstwirtschaft aufgeführt wird, verdient gleichfalls einen Besuch und nähere Besichtigung. Es enthält eine von Forstmännern und Jagdliebhabern veranstaltete Kollektionsausstellung, was schon die zahlreichen Geweihe und Gehörne anzeigen, mit denen die Wände rings geschmückt sind. Bei diesen ist die Notiz wichtig, daß sie sämtlich aus den letzten 20 Jahren stammen, mithin dem Sachverständigen einen Anhalt zur Beurteilung des derzeitigen Wildstandes geben. In einem schön geschmückten Eichenschrank (Waldmanns Heil!) zeigt uns die angesehene Firma von Braun u. Bloem in Düsseldorf die Produkte ihrer Zündhütchen- und Patronenfabrik, und unter den von dem Hofbüchsenmacher Guntermann in Düsseldorf und den Gebrüdern Erkelenz in Köln ausgestellten Jagdgewehren würde einem Liebhaber die Wahl schwer fallen; es sind vorzügliche Arbeiten, die gewiß den englischen und französischen nicht nachstehen. Aus der bereits erwähnten Maschinenfabrik von Pieper in Moers finden wir eine ganze Sammlung von Tierfallen und Fangeisen für großes und kleines „Raubzeug“; auch eine Wurfmaschine zum Schleudern von Glasugeln, die mit Federn gefüllt sind, verdient schon deshalb anerkennende Erwähnung, weil diese beim sogenannten Taubenschießen die armen unschuldigen Vögel ersetzen sollen. Zwei prächtige ausgestopfte Adler schweben über uns von der Decke herab; die würden allerdings, als sie noch lebten, jene Wurfmaschine nicht nach ihrem Geschmack gefunden haben.

In der Nähe dieses Forstpavillons wird ein großes Gewächshaus von Meyer u. Co. in Köln eröffnet, aber bis jetzt ist nur das eiserne Gerippe zu sehen; es verspricht recht schön zu werden, und wenn es vollendet und mit Blumen und Pflanzen angefüllt sein wird, wollen wir die Leserin hinführen. Damit hätten wir die Gruppe I. auch im Garten beschloffen. Wir haben aber noch Zeit, uns einige der nächstliegenden anderen Annehmlichkeiten anzusehen.

Vorher schlagen wir aber unseren Damen vor, eine kleine Erfrischung zu nehmen, und zwar in der Düsseldorfer Konditorei von Neuhaus, die sich recht hübsch und gemächlich in einer offenen Halle links vom westlichen Haupteingang etablirt hat. Man ist dort, was Getränke, Kuchen u. s. w. betrifft, ebenso gut aufgehoben, wie in dem bereits erwähnten Berliner Wiener Kaffeehaus von Bauer, wo der Zubrang oft so groß ist, daß man kaum einen freien Platz findet, und man hat außerdem bei Neuhaus die angenehme Zugabe, die hin- und herziehenden Besucher an sich vorbeipassieren zu lassen. Die Konditorei selbst ist überdies eine der besten von Düsseldorf . . . wir sagen nicht rundweg „die beste“, um nicht den anderen Konditoreien die kleine Genugthuung zu rauben, sich auch dazu zu rechnen. Ein Berichterstatter kann nicht vorsichtig genug

sein. Ganz in der Nähe (im linken Plantenturm der Hauptfacade) befindet sich der Personenaufzug von H. Gulenberg u. Möcke in Mülheim am Rhein; allerdings nur ein Modell im Kleinen, aber diejenige, die einen solchen „Fahrstuhl“ noch nicht gesehen haben, können sich dadurch leicht einen Begriff von dieser mechanischen Vorrichtung machen, die in den großen Gasthöfen von Paris, London und Newyork, („auch von Berlin, wenn Sie erlauben“, fügte ein Herr hinzu, der neben uns stand und der jedenfalls aus der Reichshauptstadt war) die Gäste bis in das fünfte und sechste Stockwerk hinaufbefördert. Eine kleine Gasmaschine, die aber Sonntags von den Strapazen der Woche ausruht, setzt den Aufzug in Bewegung, und für 30 Pf. kann man die kleine Buffahrt mitmachen.

Gehörtig erfrischt und gestärkt, sind wir jetzt im Stande, den Anblick der Krupp'schen Rieskanone besser zu ertragen, denn diese bildet den ersten Gegenstand, wenn wir, wie wir eben gethan, die Landwirtschaftliche Gruppe verlassen und uns zur Linken wenden. Man hat schon unendlich viel und vielerlei über das Monstrum geschrieben — das bloße Rohr wiegt gegen 150,000 Pfund, die Pulverladung für jeden Schuß 4 bis 600 Pfund, „je nachdem“; in dem sogenannten Geschößträger kann bequem ein Mensch sitzen (ein angenehmer Sitz zu einem Nachmittagschlöschen!) und auf die Entfernung einer halben deutschen Meile durchschlägt die Kugel noch festsitzende Eisenplatten . . . ich denke, das genügt. Eine schmerzliche Andeutung über die Notwendigkeit (?) einer solchen graustigen, das Menschenherz bis zum Erstarren erschütternden Zerstörungsmaschine haben wir indes in allen jenen Beschreibungen nicht gefunden; das würde von großer „Beschränktheit“ zeugen, denn mit solchen Aufsichten stände man nicht „auf der Höhe des Zeitgeistes.“ Ganz in der Nähe befinden sich die Gitterhäuser für die ausländischen Vögel, die man sonst, wenn man den zoologischen Garten besuchte, mit Interesse betrachtete und fütterte; jetzt bekümmert sich kein Mensch um sie, aber den niedlichen Papageien und ihren Genossen ist es ganz egal, denn sie haben Futter genug, sie baden sich und fliegen lustig zwischen und umher und lassen Kanone Kanone sein. Das Fasanaenhäus liegt gleichfalls dicht daneben, aber auch von diesen schönen, frommen Vögeln nimmt niemand mehr Notiz, und doch befindet sich unter ihnen der prächtige Königsfasan, einer der schönsten Vögel der Welt, der noch dazu in einigen Gegenden seiner chinesischen Heimat für heilig gehalten und göttlich verehrt wird. Wie doch die Heiden weit hinter uns Christen zurück sind! Aber wir geraten auf Abwege. Treten wir lieber in den Krupp'schen Pavillon, der im Verhältnis zu dem Weltruf der Firma nur klein ist, jedoch des Interessanten, auch für uns Laien, viel enthält. Das Innere ist mit einer erhöhten Galerie versehen, wodurch man einen bequemen Ueberblick über den tiefer liegenden Hauptraum gewinnt. Freilich, um die meisten der ausgestellten Gegenstände ganz nach Wert und Bedeutung zu würdigen, muß man Sachmann und Kenner sein; ich hat daher den Aufseher, uns das bedeutendste Stück zu zeigen, und er wies auf eine ungeheuerere Schiffs-Kurbelwelle aus Tegelgußstahl, die bereits während einer Reihe von Jahren einen Newyork-Hamburger Postdampfer über den Ozean hin und her befördert hat; man charakterisiert sie vielleicht am besten, wenn man sie als ein Seitenstück zur Rieskanone bezeichnet, wobei es für unser Fassungsvermögen noch immer aus Fabelhafte gränzt, wie es überhaupt möglich ist, daß Menschenhände so etwas hervorbringen können. Auch eine Revolverkanone neuester Konstruktion wurde allgemein bewundert; desgleichen ein zierlich zur Schleiße gedrehter Madreifen aus Stahl . . . „eine Riesentravatte“ bemerkte ein Herr neben uns, und der Vergleich war wirklich nicht „ohne“. Verständlicher für das große Publikum sind jedenfalls die hübsch angeführten und mit kleinen Geschützen beladenen (hölzernen) Maultiere für den Kriegsdienst in Gebirgsgegenden. Auf einem Seitentische steht man eine ganze Sammlung von Sprenggeschossen, vom kolossalsten bis zum kleinsten; manche liegen auch offen da, b. h. im Durchschnitt, und die innere Arbeit daran ist so fein wie Uhrmacherwerk. Kurz, dieser Krupp'sche Pavillon ist eine der Hauptsehenswürdigkeiten der Ausstellung.

In dem darauf folgenden Pavillon finden wir Feuerspritzen von J. Beduwe in Aachen, und sie verdienen ebenfalls lobende Erwähnung. Die Döschmaschinen dieser Firma sind in ganz Deutschland bekannt und geschätzt; sie erhielten bereits auf der Pariser Weltausstellung von 1855 die Große goldene Medaille. Sehr hübsch und von überaus feiner Arbeit sind die unter Glas ausgestellten Modelle der verschiedenen Spritzen und Maschinen, die ebenso leistungsfähig sind, wie die großen. Die Firma produziert jährlich gegen 300 Stück und ist bereits

an ihrem zehnten Tausend angekommen. So wenigstens sagte uns der Aufseher, der uns bereitwillig noch verschiedene Einzelheiten in den Konstruktionen erklärte, speziell die mobilen Ventile, durch die es möglich wird, beim Böhren auch schlammiges Wasser zu benutzen. Am glücklichsten sind freilich diejenigen, die nicht in die Lage kommen, die Nützlichkeit dieser Maschinen zu erproben. Bewahrt das Feuer und das Vieh!

An sehr hübsch im Freien aufgebauten Zementwaren vorüber, (von Dyckerhoff u. Widmann, derselben Firma, welche in der Hauptallee die prächtige Zementbrücke ausgeführt hat, auf die wir also später noch zurückkommen werden), gelangen wir zu einem großen stattlichen Hause, wohl dem größten unter allen Annerbauten des Gartens; es könnte wirklich, mit der nötigen Abänderung im Innern, leicht in ein recht ansehnliches Wohnhaus umgewandelt werden. Hier hat die renommierte Firma van der Zypen u. Charlier in Deuz ihre Eisenbahnwagen ausgestellt, die mit Recht allgemein bewundert werden. Solche Konstruktion, Dauerhaftigkeit, praktische Einrichtung bis in die kleinsten Details und hohe Eleganz, dies letztere speziell bei den Waggon 1. und 2. Klasse, . . . hier ist alles vereinigt, was auch den strengsten Anforderungen vollständig entspricht. Dabei hat das Ganze in seiner geschmackvollen Anordnung einen überaus vornehmen Anstrich. Man meint, selbst auf solchen Kohlen- und Güterwagen dürften nur ganz feine Dinge verladen werden, so blank und sauber sehen sie aus. Namentlich sind es aber die Personenzüge 1. Klasse, die das große Publikum anziehen. Beinahe zu schön und zu fein, möchte man sagen, wenn man die silberglänzenden Metallstangen und Beschläge, die seidenen und sammetenen Polster, das bunte Holzgetäfel der Plafonds und der Seitenwände, die kleinen eleganten Seitenkabinette betrachtet und was der Herrlichkeiten mehr sind. Die 3. Klasse ist übrigens auch durch einen sehr schönen Wagen vertreten, und zwar mit einem Längsburchgang, wie ein anderer gleichfalls ausgestellter Waggon 1. und 2. Klasse. Diese Einrichtung ist sowohl für die Reisenden wie für die Schaffner sehr bequem, sie hat nur die eine Schattenseite, daß man bei einem eventuellen Unglücksfalle die Wagen nicht so schnell verlassen kann. Aber wer wird auch gleich an einen Unglücksfall denken, und vollends bei solchen prächtigen Wagen! Die Unter-Eisenbahn zwischen Harburg und Stade ist die glücklichste Linie, welche dieselben zunächst besitzen wird; hoffentlich kommt auch später die Reihe an uns. An der hinteren Wand des Gebäudes befindet sich eine hübsch aufgebaute Pyramide von blanken Eisenbahnrädern aller Art; sie stehen so vornehm und ruhig glänzend da, während Willkoren ihrer Brüder täglich die Welt nach allen Richtungen hin durchschlagen. Man kann wirklich allerlei Betrachtungen in diesen Räumen anstellen; aber unsere Zeit ist gemessen und wir müssen weiter.

Die Abtei Düffelthal bei Düsseldorf.*)

Von Wilhelm Herchenbach.

(Fortsetzung.)

Die Mönche lebten in ihrem neuen Wohnorte sehr strenge nach den Regeln ihres Ordens und wurden in der Umgegend allgemein verehrt.

Die beiden Benediktiner, welche das bezeichnete Miesentwerk „Voyage litteraire“ geschrieben, geben uns mit wenigen Worten eine kurze Schilderung ihrer Lebensart. Sie kamen am 6. Oktober 1718 von Gladbach, um sich über den Weg nach Düsseldorf zu begeben, wo sie die hursfürstliche Bibliothek sehen wollten. Am Rheinufer, Düsseldorf gegenüber, angekommen**), fanden sie das Wasser in so heftiger Bewegung, daß kein Schiffer es wagte, sie überzusetzen. Zwei Stunden lang tobte der Sturm, und die Schale, welche auf der Düsseldorfser Seite lag, wagte sich nicht an das linke Ufer.

Als der Sturm ein wenig nachließ, kam sie schwer beladen an und nahm die Mönche und zwanzig andere wartende Personen ein. Bis in die Mitte des Stromes ging es gut, dann kam aber ein so heftiger Windstoß, daß sie in großer Lebensgefahr schwebten und die Pferde zu Boden geschleudert wurden. Ohne Schaden genommen zu haben, kamen sie in Düsseldorf an und begaben sich sogleich zum Schlosse***), um den hursfürstlichen Rat und Bibliothekar aufzusuchen. Da er nicht im Schlosse wohnte, so durchliefen sie die ganze Stadt und fanden endlich seine Behnng vor derselben, aber Herr Büchel nicht zu Hause. Am folgenden Morgen, nachdem sie bei den Kapuzinern Messe gelesen, begaben sie sich wieder in seine Wohnung, wo sie bereits mit Ungeduld erwartet wurden. Seine schöne Bibliothek mit einigen seltenen Werken, Handschriften und ersten Drucken

machten ihnen große Freude. Von dort begaben sie sich zur hursfürstlichen Bibliothek, wo die vielen Handschriften ihr Entzücken herborriefen. Besondere Freude machten ihnen eine vor der „Reformation“ ins Deutsche übersezte Bibel, woran sie die Bemerkung knüpften, daß also Luther nicht, wie so oft gesagt wurde, der erste Uebersetzer gewesen sei.

Nachdem Büchel sie mit einem gastlichen Mahle bewirtet und im hursfürstlichen Garten umhergeführt hatte, begleitete er sie nach Düffelthal.

Die Mönche baselbst müssen in der That ein gottseliges Leben geführt haben, denn die Reisebeschreiber sagen Seite 229: „Wir waren unbeschreiblich froh, diese Engel der Wüste zu sehen. Wir erkannten in ihnen die wirklichen Jünger des hl. Bernard und in ihren Gebäuden ein wirkliches Abbild des ersten Klosters von Clairvaux. Der Geist der Milde, welcher sie alle beherrscht, die äußerste Abtötung, die große Armut, welche ihren Reichtum ausmacht, die Einsamkeit, welche in allen Dingen herrscht, muß sie in den Augen aller Gaten hochheben. Sie werden in der That selbst von den Protestanten geachtet, und diese sagen, wenn alle Mönche so gewesen wären, hätte die Reformation unterbleiben können.“

„Sie gaben mir ein Zimmer,“ fährt der eine der Reisenden fort, „wo vor mir ein Bischof gewohnt hatte. Es war klein, und ich konnte mit der Hand fast die Decke erreichen; man kann sich also das Uebrige leicht vorstellen. Aber ich hätte dennoch nicht mit dem fürstlichen Palaste tauschen mögen.“

Auch die Kirche ist sehr klein und sehr niedrig, die Chorstühle sind sehr einfach und die Bulte, auf denen ihre Gesangbücher liegen. Beim Gottesdienste stehen sie mit nacktem Kopfe und geschlossenen Augen stets aufrecht. Nur, wenn sie aus den Büchern singen müssen, öffnen sie die Augen. Ihre Bescheidenheit ist engelhaft. Wir wohnten am Sonntage dem Hochamte bei und fanden in der Kirche keinen Schmuck von Gold, Silber oder Seide.

„Zwei Betten, durch Scheidewände von einander getrennt, stehen in der Mitte des Schlafgemaches. Es waren wenigstens zwanzig Priester da, die Laienbrüder und Novizen nicht gerechnet. Unter den Geistlichen befand sich ein Benediktiner, ein verdienstvoller und in seinem Orden hochangesehener Mann, der die Abtswürde von sich gewiesen, um in seiner Demut ein einfacher Mönch von Düffelthal zu werden. Er füllte hier das Amt eines Kellermeisters aus. Auch fanden wir einen siebenzigjährigen Kanonikus von Kolbac, der, nachdem er sich mit aller Kraft gegen die Reform seines Klosters gestraut, den allerstrengsten Orden ausgesucht hatte.“

Wir brachten den Sonntag im Kloster zu und waren über die Liebe und Heiligkeit dieser frommen Mönche sehr entzückt. Am folgenden Tage reisten wir nach Werden, und die Mönche waren so freundlich, uns einen Wegweiser mitzugeben.“

Da auch noch andere Schriftsteller von der Strenge des Ordens sprechen, so wollen wir mit ein paar Strichen einige der strengsten Tugenden schildern. Nur wirklicher Beruf und das unabweisbare Bedürfnis, sich von der Welt loszuschneiden und ganz dem Herrn zu gehören, konnte einen Menschen bestimmen, als Novize in ein Trappistenkloster einzutreten, denn hinter ihm schloß sich die Welt mit all ihren Sinnengenüssen und Behaglichkeiten. Mit der Mönchsstunde erwartete ihn das Grabsteu und die Senje, denn von der frühesten Morgenstunde bis zur Nacht war seine Zeit dem Gebete und der Arbeit gewidmet. Alle weltlichen Gedanken waren verboten, und damit nicht die Zunge von den himmlischen Betrachtungen ablenkte, wurde sie beim Eintritt ins Kloster in Fesseln gelegt; nur in außerordentlichen Fällen konnte sie vom Prior für Augenblicke gelöst werden. Wie ein Stummgeborener verzichteten sie auf den Gebrauch der Sprache. Das einzige Wort, welches ihnen zu sprechen erlaubt war, bezog sich auf die letzte irdische Stunde: „Memento mori!“ erscholl es in den Gängen und auf dem Felde, wenn sich zwei Brüder begegneten.

Dem Opfer des Schweigens gesellten sich die Opfer des Gehorsams und der Enthaltbarkeit. Wie wir noch später hören werden, waren die Fesseln nicht allein an die Zunge, sondern auch an den Gaumen gelegt. Damit das Blut rein und unbedorben blieb und keine Leidenschaften erweckte, war ihr Tisch nur mit Gemüse bestellt.

Der Leser wird also leicht ermessen, daß keine irdischen Rücksichten einen Menschen bestimmen konnten, in diesen Orden zu treten, und weiter wird er die Unterstellung machen müssen, daß der innere Seelenfrieden ein Glück hervorbrachte, welches den Verlust der Welt mit ihren Freuden und Gütern bei Weitem überwog.

Das Einkommen der Trappisten zu Düffelthal war nicht groß, es reichte nicht einmal hin, die geringen Bedürfnisse dieser genügsamen Brüder zu decken. Sie waren deshalb genötigt, auf einen Nebenerwerb bedacht zu sein. Derselbe bestand hauptsächlich in der Destillation einer vielbegehrten Stahlessenz und in der Fabrikation von Papiermaché-Dosen*), die weit und breit einen großen Ruf erlangten. Die Masse dieser berühmten gewordenen Dosen ist so hart, daß man mit dem Fingernagel keinen Eindruck hervorbringt und zeichnet sich durch eine prächtige Politur aus. Die mit Silber eingelegten Namen und Verzierungen müssen noch heute von jedem Kenner außerst schön und zierlich genannt werden; alle Nachahmungen in diesem Genre

*) Mering XI. 4. — A. A. Klein. Rheinreise von Straßburg bis Rotterdam. Koblenz, Seite 410. — A. Reber. Reise auf dem Rhein durch die deutschen und französischen Rheinländer. Frankfurt 1806, Seite 600. — Eduard Hölterhoff. Vaterlandskunde, ein geographisch-geschichtliches Handbuch, zunächst für Bewohner der Rheinprovinz. Solingen 1841. Seite 25.

*) Nachdruck verboten.

**) Voyage litteraire II, 222.

***) 1795 von den Franzosen bombardiert; später durch Feuersbrunst noch mehr zerstört und jetzt abgebrochen.

sind weit hinter den Fabrikanten der Abtei zurück geblieben und die ächten Dosen stehen heute noch heute höher im Werte als früher. Als die Dosen einmal bekannt waren, wurden sie in der Nähe und in der Ferne viel begehrt und gut bezahlt. Auch wurden derselben auf den Reisen der Mönche eine erkleckliche Anzahl verschickt, wofür indessen meistens Gegengeschenke einkamen.

Die Kunst beschränkte sich aber nicht auf Schnupftabakdosen; auch Kreuze und andere Devotionsgegenstände wurden mit derselben Schönheit und Geschicklichkeit angefertigt. Der letzte Abt Joseph Portsch, der, nebenbei gesagt, ein bedeutender Zeichner war*), ließ diese Industrie sehr schwunghaft betreiben und war klüger, als die Mönche von Erbach am Rheine, welche dieselbe Kunst verstanden, aber sie verkommen ließen.

Die Trappisten im Düsselthal sorgten aber auch für die Fortpflanzung dieser Kunst außerhalb des Klosters. In Pempelfort wohnte während der Regierung des Abts Portsch ein gewisser Heydamp, dessen Sohn Heinrich sich gern bei den Trappisten aufhielt, wenn sie im Felde arbeiteten. Sie fanden Gefallen an dem Knaben, nahmen ihn später als Knecht an und lehrten ihn das Geheimnis der Fabrikation. Als das Kloster aufgehoben wurde, setzte H. Heydamp das Geschäft anfangs unter Leitung eines Mönchs aus der Anstalt und später für eigene Rechnung fort.

Die besagtesten Anzeigen**) lauten:

„Die Liebhaber der ehemaligen Düsselthaler sogenannten Speckermönchen Dosenfabrik, werden an durch höchst benachrichtigt, daß diese Fabrik unter der Direktion des geistlichen Herrn Benedict Nöhder, ehemaligen Mitgliedes besagten Abtes, und ersten Mitankäufer derselben Fabrik, gemäß ihrer ersten Nechtheit wirklich zu Stande gekommen seyn. Alle Bestellungen werden aufs prompteste und im leidlichsten Preise gefertigt werden. Düsseldorf den 20. Mai 1809. Auf der Ratingerstraße Nr. 158.“

„Die Fabrik der sogenannten Speckermönchendosen, welche ehemals unter der Direktion des geistlichen H. Benedict Nöhder angeführt war, wird jetzt von mir in der Altstadt Nr. 149 fortgesetzt. Auch verfertige ich alle mögliche Arbeit von Lackierungen. Beliebige Probe wird den Lack und die Güte der Arbeit bewähren. Heinrich Heydamp.“

Später verlegte Heydamp seine Wohnung nach dem Hunsrück, der Jesuiten-Kirche gegenüber, wo ihn Verfasser noch gekannt hat. Diese Anzeige steht in der Nummer vom 11. Juli 1809. Jeder echte Düsselthaler rühmt nicht, bis er eine solche Dose hatte. Die letzte, welche Heinrich Heydamp verfertigte, ist im Besitze seines noch lebenden betagten Sohnes Heinrich Heydamp zu Düsseldorf. Sie trägt seinen vollen Namen in schöngeformten silbernen Buchstaben und ist außerdem mit einer zierlichen silbernen Einfassung versehen.

Dieser alte Herr bewahrt auch noch andere Gegenstände dieser Art als künftliches Andenken an den längst Dahingegangenen auf. Leider ist er gestorben, ohne seine Kunst auf einen Nachfolger zu vererben.

(Fortf. f.)

Gut eingefädelt.

Vorigen Sommer war es. In Schmels, einem ungarischen Baderorte, reizend am Fuß der hohen Tatra gelegen, trafen sich zwei Freunde, die sich lange Jahre nicht gesehen. Graf Hardanyi und Baron Haggheth. Beide hatten in Pesth zusammen studiert und dann noch lange, nachdem sie das väterliche Erbe angetreten, in regem Verkehr mit einander gestanden. Dann aber hatte Baron Haggheth ein großes Vermögen an der Theiß gekauft und war dahin übergesiedelt; mit der Zeit hatten sich Beide aus dem Gesicht verloren. Desto größer war jetzt die Freude, als sie sich nach 15 Jahren unverhofft wiedersehen. Beide fanden selbstverständlich, daß sie sich auffallend „gut konserveriert“ hätten und daß ihre Kinder der ausgezeichneten Väter vollkommen würdig wären.

Jeder von den Vätern besaß nun ein Kind, und der Himmel wollte, daß der Sprößling des Grafen Hardanyi ein Sohn von 23 Jahren war, Baron Haggheth hingegen sich des Besitzes eines reizenden 18jährigen Töchterchens erfreute. Auch sonst unterschieden sich die Herren Väter noch in einer Kleinigkeit. Baron Haggheth nämlich konnte mit dem besten Willen seine jährlichen Revenuen nicht verzehren; er hatte als guter Wirt das väterliche Vermögen verdoppelt. Graf Hardanyi hingegen hatte es vorgezogen, seine Güter aus der Ferne, meistens von Pesth aus, zu verwalten, und so kam es, daß er, um die Wadereise nach Schmels zu ermöglichen, zuvor das Silbergeschütz und den Rest der Brillanten bei Samuel Weischenstengel in Pesth „aufzuheben“ geben mußte.

Die beiden Freunde waren sich bald wieder unentbehrlich geworden. Man unternahm in Gesellschaft der Kinder gemeinschaftlich Partien, und die drei Herren riskierten sogar mehrere Gensjagden, von denen wir jedoch zur Beruhigung weich gestimmter Gemüter hinzufügen können, daß es den vom Baderort nachgeschickten Sektflaschen zwar übel erging, hingegen keine von den freigebohrenen Gensfamilien der hohen Tatra den Verlust auch nur eines Familiengliedes zu beklagen hatte.

*) Mündliche Mitteilung des Geschichtschreibers Fajne auf der Fahnenburg.

**) Großherzoglich bergische wöchentliche Nachrichten. Jahrgang 1809. Seite 232 und Seite 501.

In Schmels sitzt man an der Table d'hôte. Die beiden Väter sitzen sich gegenüber, ebenso Stefan und Margit, die Kinder. Die Väter waren bald im eifrigen Gespräch, ihre Kinder sich selbst überlassend.

„Phantastie, gültige Himmelstochter, du hast mich noch nie verlassen, verlaß mich auch diesmal nicht!“ kispelte Stefan vor sich hin. Nach diesem überflüssigen Senfzer hätte eigentlich das Gespräch seinen Anfang nehmen können. Aber es kam nicht. Stefan scheint nicht zu wissen, daß es in der Welt etwas giebt, was man „Bettler - Thema“ nennt.

„Mein Fräulein,“ beginnt er endlich, „finden Sie nicht auch, daß es hier ziemlich steif zugeht?“ „O, das finde ich nicht!“ tönte es zurück. Der Rest ist Schweigen.

„Aha,“ denkt Stefan, „die ist schüchtern; na, ich will sie schon zum Aufstehen bringen. Mal etwas von Wirtschaftssachen!“ „Ich für meinen Teil,“ beginnt er wiederum mit kühner Selbstverleugnung, „finde diese Boullarde sehr schlecht zubereitet.“

„Das sind ja keine Boullarden!“ Dann wieder beiderseitiges Schweigen, nur durch das Geräusch der wütend aufeinander geworfenen Kanwerkzeuge Stefans unterbrochen. Aber jetzt ist's mit Stefans Geduld aus; er schwingt bereits Angstschweiß. Er interessiert sich auf einmal ganz enorm für das Gespräch der beiden Alten. Während stürzt er an der Seite seines Vaters nach Hause. „Die soll mir wiederkommen!“ flötete er in seinem Innern.

„Der Mann ist unausstehlich,“ denkt Margit bei sich, „so ungewandt, so ungalant!“

Beide Väter promenieren zusammen. „Höre, Emmerich,“ beginnt plötzlich Graf Hardanyi, „wie wäre es, wenn sich unsere Kinder heirateten?“

„Ja,“ meint Baron Haggheth, „der Gedanke ist nicht übel. Aber ich glaube, es wird sich kaum machen lassen; denn unsere Kinder scheinen sich eher zu meiden, als zu suchen.“

Dem Grafen Hardanyi war diese Antwort sehr unangenehm, weniger des weinenden Amors, als der abgewendeten Frau Pecunia wegen. Er sann einige Augenblicke nach. „Emmerich,“ begann er dann wieder, „mir kommt ein Gedanke!“ Mit wenigen Worten teilte er denselben kurz dem Freunde mit. Das zustimmende Nicken desselben bewies, daß die Idee des Grafen gar nicht so übel sein konnte.

In Schmels macht man wieder Toilette zur Table d'hôte. Griesgrämig sitzt Baron Haggheth auf seinem Zimmer und liest Zeitungen. Margit steht am Spiegel und wirft noch einen letzten Blick auf ihre Toilette. Da thut sich die Thüre auf; ein Kellner bringt einen Korb mit Schüsseln und Tellern und beginnt auszupacken. „Ja, was soll denn das?“ fragte Margit bestürzt, „gehen wir denn nicht zur Table d'hôte?“

„Nein, Kind,“ entgegnete Papa in rauhem Tone, „wir gehen nicht. Ich mag diesen Hardanyi nicht mehr sehen; der Mann hat mich aufs Tiefste beleidigt. Höre Margit,“ und habet schüttelte er in furchtbarer Erregung den Arm seiner Tochter, „ich würde Dir Alles nachsehen, aber ein Verhältnis mit dem jungen Hardanyi nun und nimmer! Hast Du mich verstanden?“

„Aber Papa — —“
„Hast Du mich verstanden?“
„Ja doch, ja!“

„Stefan,“ sagte am selben Tage Graf Hardanyi zu seinem Sohne, „wie gefällt Dir Margit Haggheth?“

„Ich will nicht Stefan heißen, wenn sie mir nicht als das langweiligste Geschöpf erschienen ist, das ich jemals kennen gelernt habe.“

„Gott sei Dank!“
„Wie so, Gott sei Dank?“

„Weil ich schon fürchtete, daß Ihr einander näher getreten. Du mußt nämlich wissen, daß Baron Haggheth und ich seit gestern Abend Todfeind sind!“

„Unmöglich!“
„Aber doch wahr! Höre, Stefan, wenn ich mir denke, daß Du jemals mit Margit von Haggheth ein Wort wechseln würdest, ich könnte Dich auf der Stelle enterben!“

Enterben! — Graf Hardanyi glüht mit dieser Drohung jenem Giel, der dem Pferde ein schönes Lied vorzusingen versprochen, aber im Unwillen gegen dasselbe sein Versprechen zurücknahm. Der Graf schien es selbst zu fühlen, daß diese Drohung unmöglich ziehen konnte. Denn Nichts von Nichts giebt Nichts. „Stefan,“ begann er deshalb von Neuem, „wenn Du mir nicht folgst, so sind wir geschiedene Leute!“

„Aber, Vater!“
„Ich denke, Du hast mich verstanden!“

Nach 8 Tagen hatten die beiden jungen Leute bereits ein Rendezvous und nach 14 Tagen fiel Margit dem Papa zu Füßen und stieß unter strömenden Thränen hervor, daß sie nur mit Stefan durchs Leben gehen wolle.

Als sich Tags darauf die beiden Alten auf der Promenade begegneten, lachten sie sich schon von Weitem zu. „Triumph!“ rief der Baron, „die Mäuse sind in die Falle gegangen!“ „O Freund, wie mich das glücklich macht um — unerfahrener Kinder willen!“

Ein halbes Jahr darauf feierten Stefan und Margit die Hochzeit

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

№ 23.

Sonntag, den 6. Juni

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

VI.

Buntes Allerlei.

Es sind freilich keine Trompeter von Säckingen, aber sie blasen doch lustig und unverbrochen bei Tag und bei Nacht in die Welt hinaus . . . prächtige Wappenherolde, die den Ruhm der Ausstellung weit hin verkünden und zugleich, was die Hauptsache ist, zum Besuch derselben einladen. Dabei haben sie sich so günstig postiert, daß man sie unbedingt sehen muß, gleichviel von welcher Seite man kommt, und es geht oder fährt auch gewiß niemand vorüber, der ihnen nicht einen Blick zuwürfe. Allerdings, wenn man ganz in der Nähe ist, so sieht man, daß die Trompeter „amerikanische“ sind, die für ein Berliner Haus Klänge machen, aber das verhindert uns nicht, sie auch für unsere Ausstellung zu benutzen. Blast also nur wacker darauf los, ihr guten Leute, und ruft viel tausend Besucher herbei; uns kann es nur lieb sein, je mehr desto besser, und wenn ihr euch trocken geblasen habt, so nehmen wir euch mit in den Löwenbräu, um eins zu trinken.

Die Trompeter haben auch schon Nachahmer gefunden, d. h. richtiger, der Gedanke, der sie ins Leben gerufen, denn wir sehen auf einer anderen Hausnummer Namen und Adresse einer Düsseldorfer Firma, aber nur in gewöhnlicher, stapler Schrift, wie jedes andere Anhängeschild. Das „zieht“ nicht, und man nimmt kaum Notiz davon; bunfarbige Figuren gehören dazu, ein „schönes Gemälde“ muß es sein, mit den Attributen von Weltmeer und Luftballon, daß die gaffende Menge Ah! ruft, sonst ist es nichts damit. Die amerikanischen Berliner verstehen es besser. Uebrigens sind noch viele Hausnummern frei auf dem Wege zur Ausstellung, und manch sauberer Sikel kann noch beschreiben und bemalt werden.

Unterdessen fahren die Wagen der Pferde-Eisenbahn unausgesetzt hin und her und haben nur den einen Uebelstand, daß sie fast immer gerade in dem Moment, wo man sie benutzen will, abgefahren sind. Das gibt dann Gelegenheit zu einer kleinen Geduldsprobe, die sich unterwegs noch verschiedentlich wiederholt, wenn nämlich die Wagen an den Auswechsellstellen halten bleiben, bis die entgegenkommenden vorüber sind. Endlich gelangt man aber doch glücklich ans Ziel. Sehr ingeniös ist bei diesen Wagen die Einrichtung der Ersten und Zweiten Plätze: einmal sind sie nach vorn und ein anderes Mal nach hinten; man wechselt die Sissen und weiter nichts, und, was Anerkennung verdient, die grünen Sammtkissen kosten nicht mehr als die von schwarzem Leder. Die Rückfahrt von der Ausstellung ist meistens mit Schwierigkeiten, und wenn man Damen bei sich hat, sogar mit Emotionen verbunden; denn die Sitze müssen fast immer mit Sturm erobert werden und der Standesunterschied der Ersten und Zweiten Plätze hört auf. Erst während der Fahrt wird man wieder daran erinnert, wenn nämlich der Schaffner 5 Pfg. mehr verlangt. Aber was sind 5 Pfg., wenn man noch den Kopf voll hat von all den Herr-

lichkeiten, die man soeben gesehen! Im Ganzen sind gegen 30 Wagen in Betrieb, jeder zu 24 Personen (die überzähligen, die noch schnell mit aufspringen, nicht gerechnet); das ist etwas, aber trotzdem kann man auf sie den Bismarckschen Wahlspruch anwenden: „Noch lange nicht genug.“ Auch Droschken giebt es in ziemlicher Anzahl, und der Fahrpreis von 1 Mark, mit dem kleinen Zuschlag von 25 Pfg. für die dritte und vierte Person, ist billig; die Wagen sind gut, die Kutscher sind höflich, so daß sie wohl ein Trinkgeld verdienen, und die armen Pferde thun, d. h. sie ziehen, was sie können. Findet dennoch, namentlich bei Fremden, eine Ueberforderung statt, so muß man nicht gleich böse werden, sondern nur gelassen nach der Nummer der Droschke schauen, dann steht auch der Kutscher sofort seinen „Jrrtum“ ein.

Außerdem hat auch die Bergisch-Märkische Bahn einen Dienst bis zur Ausstellung organisiert, was für Alle, die sich im südlichen Stadtteile befinden und die nicht allzu sehr pressiert sind, recht bequem ist. „Dampfbesüßelt“ kann man freilich die Fahrt ohne Uebertreibung nicht nennen; wir blieben wenigstens kürzlich auf der Rückfahrt (nach der Uhr gesehen) volle 37 Minuten unterwegs — 40 braucht der Kurierzug von Düsseldorf nach Köln — aber wir befanden uns in so angenehmer Gesellschaft, daß uns die Zeit noch zu kurz vorkam. Auf der Hinfahrt wurden wir schneller befördert; wir mußten allerdings an der Station Grafenberg aus- und umsteigen und „ein Weilschen“ warten; aber auch das war nicht unangenehm, denn es war im Coupée sehr heiß gewesen, und wir konnten uns in der freien Luft erfrischen.

Fatal ist dabei nur, daß die Bahn schon um 7 Uhr abends ihre Sitze einstellt, und daß auch die Tramway schon um 9 Uhr schließen, was die Besitzer der Bier- und Kaffeehäuser des Ausstellungsgartens sehr übel vermerten, zumal ein späteres Nachhausegehen zu Fuß (die paar restierenden Droschken kommen dabei nicht in Betracht) wegen der absolut dunklen Wege nicht eben angenehm ist. Und gerade in den späten Abendstunden würde sich der erleuchtete Garten gewiß prächtig ausnehmen; bis jetzt sind aber die von mehreren Wirten in Bereitschaft gehaltenen Transparente und Brillantfeuer noch niemals angezündet worden. Und da wir doch einmal beim Klagen sind (eigentlich eine unliebsame Sache, die wir so viel wie möglich vermeiden) so wollen wir auch gleich die andere Klage wegen des späten Deffuens und des frühen Schließens des Ausstellungsgebäudes vorbringen (die Zeit von 9 bis 7 würde allgemeinen Anklang finden) und ferner die Klage über den gänzlichen Mangel an Bänken und Sitzgelegenheiten an den Hauptplätzen der einzelnen Gruppen . . . wir schieben hier aus Galanterie die Damen vor, würden uns aber gleichfalls gern dann und wann niedersetzen, um den einen oder anderen bedeutenderen Gegenstand bequemer und länger betrachten zu können. Ueber die große Restauration klagt man schon nicht mehr so laut; sie „soll“ besser geworden, also auf dem richtigen Wege sein, ganz gut zu werden. Nous verrons, sagt der Franzose. Das am Eingang angeheftete tägliche Menu — die

verschiedenen orthographischen Fehler in den französischen Namen abgerechnet — lieft sich wenigstens recht verlockend; freilich genügt das Menu an sich noch nicht zu einer guten Mahlzeit. Darunter ist ein kleines, leckes Zettelchen geklebt mit den selbstbewußten Worten: „Das beste Bier trinkt man im Pavillon von Herrn. Droop im Löwenbräu.“ — „Stolz will ich den Spanier“ sagte König Philipp, „wenn auch der Becher überschäumt“, wobei er allerdings wohl nicht an das Droopsche Bier gedacht hat, wie ja auch Herr Droop kein Spanier ist. Sein Bier soll übrigens vortrefflich sein; deshalb versprochen wir auch oben den Trompetern einen Schoppen davon. Mit gleicher spanischer Grandezza hat auch der unvermeidliche U. A. (die Anfangsbuchstaben genügen) seinen „bitteren“ Prospektus an das Eingangsthor geheftet; aber wohl etwas voreilig, denn als wir vor einigen Tagen wieder hinkamen, waren die Zettel, vermutlich auf höheren Befehl, verschwunden. Man kann des Guten, auch in der Reklame, zu viel thun.

Jetzt aber benutze ich die mir hier auf dem Papier zustehende Freiheit und führe meine Leser und Lesefrauen durch die Luft über alle Gebäude, Bäume und Anlagen hinweg, aber nur, um sie sofort wieder niederzusetzen, und zwar auf die Plattform des hohen Turms, der mit der dazu gehörenden Mauer die Nordseite des zoologischen Gartens begrenzt. Dort wollen wir Umschau halten und das gesamte Ausstellungsbild aus der Vogelperspektive betrachten.

Welch eine Wandlung und welch ein Anblick! Die umgebende Landschaft ist freilich dieselbe geblieben: Die Ebene des Rheinthals mit ihren Feldern und Dörfern; in der Ferne, den weiten Horizont umfassend, die bewaldeten Höhen, und seitwärts Düsseldorf selbst, wie wir es schon so oft gesehen; sonst aber ist Alles verwandelt. Zunächst vor uns das Ausstellungsgelände, ein langgestreckter, bewimpelter Bau, den wir aus dieser Höhe mit einem Blick überschauen und dadurch zugleich die beste Vorstellung von seiner Größe gewinnen; das Nordportal mit seinen Seitentürmen tritt heutzutage hervor, und die langen Fensterreihen der Galerien glänzen hell herüber. Wohin wir sehen, ist der ganze Garten angefüllt mit den verschiedenartigsten Bauten, mit Pavillons, Zelten und Kloaken, mit offenen Hallen, mit hohen Portalen und Thoren wie Triumpfbögen, dazwischen große und kleine Häuschen und Tempelchen, spitze Türme und Thürmchen, Steinpyramiden und Obeliskten und, im grünen Laubwerk versteckt, Springbrunnen und Kasernen; dann wieder andere Gebäude nach Schweizer Art mit Treppen und Säulen, und überall flatternde Fahnen und Wimpel, und in den Allen und Wegen hin und herziehende Menschenmassen. Bald gewöhnt sich das Auge an das anfangs so bunte Durcheinander und unterscheidet leicht die einzelnen Teile des ebenso großartigen wie interessanten Bildes. Vintzen zwei hohe turmhähnliche Holzgerüste: die Pulso-meter, und wir sehen deutlich, wie das gehobene Wasser oben wieder in den Trichter zurückfließt; noch höher und hinter dem Ausstellungsgelände steigen die beiden Schornsteine in die Luft, die zu den Kesselhäusern der Maschinengalerie gehören; vor uns neben dem Nordportal lesen wir die Inschrift auf dem Kamelhause: „Café Bauer“; dort geht es sehr lebendig her, und die Zelte zu beiden Seiten sind gleichfalls mit Gästen dicht gefüllt; vor den Bierpavillons stehen in langen zierlichen Reihen die Tische und Stühle, meist noch unbesetzt, denn es ist noch früh, und diese Lokale erhalten erst nachmittags ihren zahlreichen Zuspruch; weiterhin zur Rechten liegt das große schöne Gebäude von van der Zypen, das wir in unserem vorigen Artikel besucht haben. Es verdeckt fast ganz den Kruppischen Annexbau, nur wenn wir uns über die Brüstung biegen, sehen wir den Lauf der Mesentanone hervorragen (zum Trost derer, die erklärt haben, ohne sie wäre die Ausstellung „nur eine halbe“ gewesen), und noch weiter rechts bildet dann die lange landwirtschaftliche Halle mit ihren zwei Spitztürmen den Schluß.

Ueberaus malerisch zeigt sich uns von dieser Höhe der Garten selbst. Zunächst in der Mitte die beiden großen Teiche, mit grünen Inseln und schlanken Brücken; am Ufer stehen die Reiher, die Pelikane und Störche „und denken an nichts“, und die Wasserfläche ist belebt von rudernden Schwänen und zahllosen Enten, die letzteren mit ihren Jungen, die wie kleine gelbe Knöpfchen aussehen; hart am Wasser steht das Gebäude für die kunstgewerblichen Altorkamer dessen vielgelebeliges Dach mit farbigen Ziegeln gedeckt ist. Noch tiefer unter uns liegen die Felsengrotten der Steinböcke, der Lamas und Gebirgsziegen, links daneben steht das neue Raubtierhaus, und weiter-

hin spaziert der kleine Elefant wohlgenut vor seinem Häuschen im Sonnenschein.

Einen anziehenden Gegensatz zu allen diesen bunten, bewegten Bildern, die wir soeben flüchtig skizziert haben, bietet unser kleines Belvedere, wenn wir uns umbrechen und rückwärts schauen. Das in tausend Gestalten spielende Kaleidoskop ist verschwunden, stille Wiesen und Felder liegen vor uns, die letzteren entweder frisch gepflügt und sauber gefurcht, oder schon mit wogenden Saaten bedeckt; auf anderen Aedern arbeiten die Bauern mit ihren Frauen und Kindern, fleißig und unbekümmert, als wüßten sie gar nichts von dem großartigen Theatrum mundi auf der andern Seite, von dem sie nur das im Rückad vorbeistehende Flügchen, die Düssel, trennt. Aber morgen ist Sonntag, dann schütteln sie den Staub der Woche ab, ziehen ihre besten Kleider an und machen sich auf den Weg zum Besuch der Ausstellung, für viele von ihnen eine niegesehene Wunderwelt. Diesen und tausend anderen wenig bemittelten Leuten wäre an Sonn- und Festtagen eine Ermäßigung des Eintrittspreises gewiß sehr willkommen; wir hören auch, daß man dies beabsichtigt, es wäre jedenfalls ebenso liberal wie human und würde allgemeine Billigung erfahren. Es gibt nur wenig Nothschilder, Bleichröders und Konsorten in der Welt (obwohl noch immer zu viel), und ein gemeinnütziges Unternehmen auch den kleinsten Börsen zur Belehrung und Freude zugänglich zu machen, ist verdienstlich und schön.

Ein paar starke Glockentöne (vermutlich von lecken Knabenhänden) unterbrechen mich in dieser oratio pro domo; sie kommen von dem Glockenpavillon links vom Nordportal, dessen Geläute Morgens und Abends das Signal zur Doffnung und Schließung des Hauptgebäudes gibt. Zugleich vernehme ich eine andere, aber sehr zarte Stimme, die schüchtern fragt: „Werden wir denn heute gar nicht umhergeführt?“ Da haben wir's! und ich weiß auch den Grund dieser vorwurfsvollen Mahnung. Ich hatte den Damen versprochen, ihnen die Parfümerien, den „Seifentempel“ und den Eau de Cologne-Springbrunnen zu zeigen, und was man versprochen, muß man auch halten. Nun, diese schönen Sachen sollen dafür im nächsten Kapitel den Anfang machen; heute würde es damit zu spät werden. Im Nu sind wir übrigens von unserm Belvedere wieder herunter und wandeln durch die Hauptallee zum Garten hinaus, um noch einen Blick auf die Dinge zu werfen, die sich vor demselben befinden und die gewissermaßen auch noch zur Ausstellung gehören. Wenigstens gilt dies direkt von dem Panorama der Schlacht bei Gravelotte, das man aber unserer Meinung nach weit besser in den Garten selbst verlegt hätte, etwa auf den Platz, wo Herr Hagenbeck seine Riesenschlangen und Schildkröten zeigt, die man nötigenfalls auf einer Gewerbe- und Kunstausstellung wohl entbehren könnte. Den schönen mit der Boa Konstritor kämpfenden Indianer, wie er auf den Zetteln an den Straßen prangt, bekommt man ja doch nicht zu sehen. Doch das nur nebenbei und wir wünschen dem Herrn Hagenbeck, der übrigens noch sonst allerlei wildes Getier ausstellen will, den besten Erfolg. Das Panorama ist nur an sich ein so unschönes Bauwerk, welches den auf der Hauptstraße Ankommenden die hübsche Fassade des Ausstellungsgeländes verdeckt; der helle runde Breiterkasten nimmt sich schlecht aus in der blühenden Landschaft, man hätte ihn wenigstens gefällig anstreichen sollen. Der Inhalt, d. h. das Schlachtgemälde, ist dagegen äußerst sehenswert, für diejenigen natürlich, die sich für derartige grausige Bilder interessieren; wir gehören freilich nicht dazu. Aber negativ haben sie gewiß ihr Gutes, wenn auch nur, um uns die Segnungen des Friedens desto fühlbarer zu machen. Wer freilich die Pariser Schlachtenpanoramas gesehen hat, muß seine Ansprüche etwas herabstimmen, um nicht getäuscht zu werden; im Grunde sind aber derartige Vergleiche unstatthaft, denn auch das weniger Bedeutende kann noch immer sehenswert und anziehend genug sein, und das ist hier entschieden der Fall. „Ebenso schrecklich, wie wahr,“ soll unser Kronprinz beim Anblick des Rundgemäldes angereufen haben, und der hohe Herr ist jedenfalls ein kompetenter Richter.

Links vor dem Panorama hat der Düsseldorfer Delikatessenhändler Karp eine große Niederlage seiner Schwarzwaren errichtet. „Fruges consumere nati“, sagt Horaz; auf deutsch: wir essen gern was Gutes, z. B. geräucherter Lachs, von dem wir bei Karp ein Exemplar sehen, wie wir ein ähnliches den Table d'hôte-Gästen der Ausstellung von Herzen wünschen. Den Nachmittags würden wir dann rechts bei Schulte nehmen, dessen Honigkuchen jedem Düsseldorfer Kinde bekannt sind.

Jenseits des Fahrweges liegt die Concordia, wo man für eine Mark ganz gut speisen soll; so wurde uns wenigstens von glaubwürdiger Seite versichert. Jedenfalls verdient das Stablkloster eine lobende Anerkennung für den hübschen Schmuck seiner Fassade mit Laubgewinden und Fahnen, wodurch der an sich ziemlich kahle Platz vor der Ausstellung heiteres Leben gewinnt. Eine Reihe kleiner Buden vervollständigt diese Fassade; man findet dort Kuchen, Fräskäse und „Havanazigarren“, dergleichen eine Trinkhalle. Auch ein Zeitungblatt, das uns dort (gratis) überreicht wurde, will ich schon deshalb nicht unerwähnt lassen, weil es mir für meinen heutigen Artikel zu einem lustigen Schluß verhilft. Das Blatt führt den Titel „Conversations-Zeitung“, und ist sowohl in orthographischer und grammatikalischer, als auch in stilistischer Beziehung sehr liberal. „Heinrich“ (der Redakteur schreibt sich Heinrich Komma) würde der gute Bräsig sagen, wenn er das Blatt zu Gesicht bekäme, „in dem Stihle bin ich Dir doch über“ . . . und der Entsetzter war bekanntlich darin eine bedeutende Autorität.

Die Abtei Düffelthal bei Düsseldorf.*)

Von Wilhelm Herchenbach.

Nach der allgemeinen Aufhebung der Klöster wurde die Abtei mit den in ihren Ringmauern eingeschlossenen, aus verschiedenen Gebäuden, einer Mühle, einem Weiser, Gärten und Grundstücken bestehenden Flächenraum von 36 Bergischen Morgen, am 6. Dezember 1804 auf Ansehen der kurfürstlichen Separat-Kommission in geistlichen Korporations-Angelegenheiten in der Oberkellerei¹⁾ öffentlich dem Meistbietenden angeboten.

Mehrere namhafte Schriftsteller haben das musterhafte Leben und die strenge Disziplin²⁾ der Ordensleute gerühmt und konstatiert, daß sie nicht allein die Ordensregeln in ihren Statuten besaßen, sondern dieselben auch treu befolgten. Sie begnügten sich nicht mit der gänzlichen Enthaltung von Fleischspeisen, sondern aßen auch weder Eier noch Butter und Käse. Das Gegenteil ist hin und wieder von unwilligen Spöttern mündlich behauptet worden, aber es freut uns, solchen Verleumdern mit schriftstellerischen Celebritäten, meist protestantischen Bekennnissen, entgegenzutreten zu können. Alle diese Herren, welche das Kloster aus eigener Anschauung kennen lernten, stimmen darin überein, daß sie außerdem äußerst fleißig waren und ihre Aecker mit eigener Hand bauten, daß strenges Stillschweigen ein Gebot war, von dem nur im Notfall Dispens erteilt wurde. Memento mori (Gedenke des Todes) war das einzige Wort, mit dem sie sich begrüßten, wenn sie zu einander kamen und wenn sie Abschied von einander nahmen.³⁾

Stolberg war im Juli 1791 mit Jacobi und Nicolobius⁴⁾ da. Sie kamen am Abend. Der Laienbruder, welcher die Thüre öffnete, ließ sie zwar in den Garten, sagte ihnen aber, die Mönche hätten sich schon zur Ruhe begeben. Nur einer begehrte ihnen, der mit leise bewegten Lippen sein Gebet sprach. Der Prior, welcher nachher ebenfalls kam, zeigte keine Lust, ihnen das Innere des Klosters zu zeigen. Denn die Trappisten waren ebensowenig geneigt, bloße Neugier zu befriedigen, als mit der Einfachheit ihrer Lebensweise und ihrer Einrichtung zu prunken. Eine landesherrliche geistliche Kommission war eben damit beschäftigt, die Einrichtung des Klosters zu ändern. In das Geheimnis ihres Vorhabens konnte Niemand hineinschauen, doch meinte Stolberg, daß man wohl nicht an die Aufhebung denke. Der berühmte Reisende erzählt, vor einigen Jahren habe eine Fürstin das Kloster besucht und den Prälaten inständigst gebeten, zwei Mönche für einen Augenblick von der Verbindlichkeit des Schweigens zu entbinden. Die Mönche kamen, aber sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich nicht für berechtigt hielten, das Stillschweigen aus dem wichtigsten Grunde, einer hochstehenden Persönlichkeit gefällig zu sein, zu brechen.

Als der bekannte Weltumsegler Forster seine Rheinreise⁵⁾ machte und sich bei dem Philosophen Jacobi in Bempfort aufhielt, war es schon anders geworden. Das Gelübde des Stillschweigens war fast gänzlich aufgehoben; es mochte damals beraten oder beschlossen worden sein, als die geheimnisvolle geistliche Kommission während Stolbergs Besuch im Kloster verweilte.

Die Mönche waren also in der Strenge ihres Ordensgelübdes bedeutend erleichtert, aber hatten in der langen Zeit des Stillschweigens die Übung des Sprechens so sehr verlernt, daß es ihnen nach dem Aufheben des Gebotes Mühe machte, sich regelrecht auszudrücken. Forster wunderte sich sehr über das Aufgeben dieser sonst so strenge gehandhabten Vorschrift und erzählt uns zwei Beispiele, welche das standhafte Schweigen der früheren Zeit sehr lebhaft illustrieren.

*) Nachdruck verboten.

¹⁾ Mehring XI. Heft, Seite 4.

²⁾ F. G. Lang, Reise auf dem Rheine von Mainz bis Düsseldorf. II., 388.

³⁾ Eduard Hüsterhoff, Vaterlandskunde, Seite 25.

⁴⁾ Fr. Leopold Graf zu Stolberg, Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien I., 21.

⁵⁾ Georg Forster, Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. Berlin 1700, I., 185.

Einer der Düffelthaler Mönche wurde einst von einem Offizier um den Weg gefragt; der Trappist aber gab ihm keine Antwort. Als der Offizier seine Frage mehreremale vergeblich wiederholt hatte, glaubte er sich von dem Mönche absichtlich wischachtet und verhöhnt und zog seinen Degen. Es fehlte nicht viel, so wäre der Schweigsame der Treue seines Gelübdes zum Opfer gefallen. Nur die Dazwischenkunft eines Dritten verhinderte blutige Revanche. In einem französischen Trappistenkloster soll es vorgekommen sein, daß die Klostergebäude niederbrannten, ohne daß die Mönche mit einem Worte des Schreckens das Stillschweigen brachen.

Der Besuch Forsters muß kurz vor 1800 stattgefunden haben. Er vermutete schon damals, daß die Lösung der Zunge nur der Vorläufer der gänzlichen Aufhebung der Abtei sei. Wenn dieser Reisende mit seinen protestantischen Anschauungen auch dem Orden keinen Geschmack abgewinnen kann, so läßt er dem Eifer der dortigen Trappisten doch volle Gerechtigkeit wiederfahren und sagt, die Regel sei so streng, daß Düffelthal schon seit langer Zeit keine Novizen mehr erhalten könne. Zugleich giebt er uns ein Zeugnis von den Vorteilen der Enthaltensamkeit vom Fleischeßen, indem er hervorhebt, daß die Bewohner von Düffelthal dennoch kerngesund und beleibt seien und ein hohes Alter erreichen.

Der Führer durch die Abtei war über achtzig Jahre alt, sein gutmütiges Gesicht verriet aber nur den Sechsziger.

Ueber die Geschichte Düffelthals zur Zeit der allgemeinen Aufhebung der Klöster unter Napoleon I. läßt sich so gut wie nichts berichten. Hoffentlich findet sich irgend Jemand, der diese Lücke auszufüllen im Stande ist. Nur das ist bekannt, daß die Düffelthaler Mönche nach Aufhebung der Abtei in die Gegend von Vindlar im Bergischen und zwar auf der Burg Georgshausen (jetzt Eigentum des Freiherrn von Fürstenberg auf Heiligenhofen bei Vindlar) sich niedergelassen haben. Ob sie dort ausgestorben oder weitergezogen, ist nicht zu ermitteln gewesen.

Nachdem die Abtei 18 Jahre lang ihrem ersten Zwecke entfremdet gewesen war, erhielt sie wieder eine christliche Bestimmung.

Adelbert, Graf von der Recke-Volmerstein auf Werdringen, hatte schon im Jahr 1819 zu Overdyhl aus Menschenliebe eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder errichtet.

Als die dortigen Gebäulichkeiten nicht mehr ausreichten, und nach und nach baufällig wurden, kaufte der Graf am 19. März 1822 vor dem Notar Schorn zu Düsseldorf¹⁾ die ehemalige Abtei Düffelthal, welche damals ein Areal von 115 kölnischen Morgen hatte²⁾, für den Preis von 51,573 Rthlr. 30 Silber clevisch.

Zur Bezahlung dieser Summe wurde eine Lotterie eingerichtet, auch kamen nicht unbedeutende milde Gaben ein, aber da die Abtei zu Lehr-, Schlaf-, Speisenzimmern und Werkstätten teilweise umgebaut werden mußte, so reichten diese Summen nicht aus. Auch ein Aktien-Unternehmen deckte das Erforderliche bei Weitem nicht, aber von Menschenfreunden flossen zahlreiche Geschenke.

Als die Anstalt zur ersten Aufnahme nothdürftig eingerichtet war, führte der Graf 44 Kinder von Overdyhl auf Betierwagen nach Düffelthal. Zehn Knaben waren dort schon anwesend.

Die Böglinge wurden außer den Unterrichtsstunden bei den Bauten als Maurer, Schlosser und Tischler beschäftigt, und auf diese Weise nicht allein nutzbringend für die Anstalt verwendet, sondern auch zu einem Handwerke angeleitet. Ebenso wurde als Erwerbs- und Beschäftigungsquelle die Weberei, die Wollspinnerei, der Ackerbau und die damit verbundenen Vorrichtungen von ihnen betrieben, selbst eine Buchdruckerei, welche der Anstalt bis auf die heutige Stunde erhebliche Dienste leistet und manche baare Einnahme brachte, wurde eingerichtet.

Um halb 5 mußten sich die Kinder auf das Läuten der Glocke vom Lager erheben, die Betten wieder in Ordnung bringen und sich an der Düffel waschen und kämmen. Von 5—7 war Schulunterricht. Um 7 rief die Trompete zum Frühstückstische, wo Mehlsuppe und Brod gegeben wurde. Um 9 Uhr begannen die Arbeiten im Garten, auf dem Felde oder in den Werkstätten. Auch die Mädchen wurden zweimäßig beschäftigt. Um 12 Uhr ging die Egglocke und rief die Jung- rigen zur Mahlzeit. Der Tisch hatte infolfern einige Ähnlichkeit mit dem der Trappisten, als das Fleisch fehlte; auch wurde während des Essens vollständiges Schweigen beobachtet. Kritiker haben damals die Kinder oft bemitleidet, daß sie sich mit so einfacher Kost begnügen mußten, aber mit Unrecht, denn wir haben bei den Trappisten gesehen, daß der Mangel an Fleischnahrung dem Körper und dem Geiste eher nützlich als schädlich ist. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Ueberzeugung sich immer mehr und mehr Bahn breche, denn sicherlich Verarmung der niederen Klassen in etwa vorbeugen helfen. Von 1 bis 2 war Schulunterricht, dann begann wieder die Arbeit bis 4 Uhr, wo die Böglinge ein Stück Brod erhielten und saure Milch oder Wasser dazu trinken konnten. Um 7 Uhr rief die Glocke zum Abendbrod; um acht versammelten sie sich zu Gebet.

Die Gaben flossen unterdessen von vielen Seiten so reichlich, daß der Graf 173 Morgen Wald bei der Anstalt ankaufte und die nötigen Gebäude errichten konnte. Im Jahre 1858 wurden das Gut Zoppen-

¹⁾ Sechszwanzigster Jahresbericht über die Rettungsanstalten zu Overdyhl und Düffelthal. 1845. Düffelthal, gedruckt in der Rettungsanstalt. Seite 35.

²⁾ Festbüchlein über die Entstehung und den gegenwärtigen Bestand der Rettungsanstalt zu Düffelthal. Von Fr. Georgi. Düsseldorf 1845.

die Wand, was allgemeine Heiterkeit erregt. Man nennt das auf Latein eine *demonstratio ad oculos*. Auch der farbenreißende Junge im Vordergrunde wirkt mit seinen fortgeschrittenen Kollegen, den farbenverbrauchenden Buben, recht hübsch zusammen. Zwei große Figuren (Modellgruppen) rechts und links und zwei Gemälde (nur leicht hingeworfen, aber von Meisterhand, namentlich das Jagdstück rechts, von Ströner) kompletieren die schöne Ausstellung dieser Firma, die weit über Rheinland und Westfalen hinaus rühmlich bekannt ist.

Nun geht es nochmals an gewaltigen Seifenblöcken von Fr. Schmitt in Gelsenkirchen vorüber — mit einem einzigen solchen Blocke könnten sich ganze Regimenter reinwaschen — da erhalten wir plötzlich von hinten einen feinen parfümierten Sprühregen. Es ist wieder ein *Farina*, der uns diese kleine Aufmerksamkeit erzeigt, und zwar diesmal *Johann Anton* zur Stadt Mailand in Köln, noch älter und ächter als der erste am Eingang. Die Firma wurde schon i. J. 1695 errichtet; wir waren nicht dabei, aber wir glauben es gern.

Jetzt noch in derselben „Roje“ an der Hauptwand einen Blick auf den stattlichen Schrein der Trierschen Wachswarenfabrik von Gebrüder *Hama*cher (Wachsstöcke und Kerzen in allen Dimensionen und, namentlich die kleineren Gegenstände, von äußerst zierlicher und gefälliger Arbeit) . . . und wir treten auf dieser linken Seite in die VII. Gruppe, der *Nahrung* und *Genusmittel*. Man muß aber dabei nicht an Brot, Käse, Fleisch, Gemüse u. dergl. denken, sondern (wenigleich mit einigen Modifikationen) nur an feinere Bekereien, Zuckerwerk, Schokolade, Konserven und speziell an Weine und Liköre; auch Tabak und Zigarren gehören hierher. Gewissermaßen den Uebergang dazu bildet die sorgfältig und hübsch angeordnete Ausstellung der pharmazutischen Präparate von *H. Engelhard* in Frankfurt a. M.: Pflastermünz-Pastillen, Salmiakläpfelchen, Säckholz- und Eibisch-Pasta und ganz besonders isländisches Moos im Naturzustande und in sauberen Schächtelchen als *Bonbons*. Wer sich also an den in dieser Gruppe massenhaft ausgestellten *Printen*, *Lebkuchen*, *Zuckerwaren*, *Schokoladen* und sonstigen Näsereien den Magen verderben sollte, kann sich bei *Engelhard* sofort die Pastillen holen, die alle Verdauungsbeschwerden heben. Hoffentlich werden wir es nicht nötig haben.

Rechts zeigt uns die angesehene Firma von *Franz Brodhoff* in Duisburg die Produktion ihrer Zuckerraffination in allen Formen; die klaren weißen Kandiskristalle sind besonders schön.

An *Madeln* und *Senf* in der „Roje“ links gehen wir ohne besondere Teilnahme vorüber — doch halt! da hätten wir beinahe einen alten Freund vergessen: *H. Ditzes*, den Besitzer der ältesten Düsseldorfer Senffabrik (von *Berggrath* sel. Wwe.), die schon seit länger als 100 Jahren die Welt mit ihrem Senf versorgt. Wir machen damit zugleich das Unrecht wieder gut, das der Firma beim Bankett am Eröffnungstage zugefügt wurde, wo Senf aus *Barmen* oder *Nachen* auf der Tafel gestanden haben soll und kein *Düsseldorfer*. Wie man bei den deutschen Kaiserkrönungen rief: Ist kein *Dalberg* da? so würde ich, wenn ich mitgespeist hätte, jedenfalls gerufen haben: Ist kein *Düsseldorfer Senf* da? aber ich gehörte nicht zu den Ausgewählten . . . 2 *Thaler* das trockene *Convert*, *Notabena* pränumerando.

In derselben „Roje“ sehen wir auch die Erzeugnisse der *Marzipanfabrik* von *Ferdinand Rousseau* in Minden: *Blumenbouquets* und *Früchte* aller Art und alles aus *Marzipan*, sogar drei kleine stattliche und verschmückt aussehende *Marzipan-Gnomen*, die *Küchendienste* versehen.

Jetzt aber kommen wir zu einem kolossalen Prachtbau, der zugleich einer der originellsten der ganzen Ausstellung ist. Hier ungeheurer *Champagnerflaschen*, die aus vielen hundert Flaschen sehr kunstreich zusammengesetzt und durch hohe gotische Schwüppbögen verbunden sind, bilden eine Art von Portal oder Altar, wie *Türme* zu seiner Zugbrücke. Die größte dieser Flaschen reicht fast bis an das Dach der Halle hinauf. Der Bau repräsentiert die *Schaumweine* der Gebrüder *Stein* in Düsseldorf und *Gelsenheim*, und ist als solcher, wie gesagt, großartig und imposant, aber doch nur für das Auge. Da ist die Nachbarin zur Rechten, die *Hochheimer* *Altiengeellschaft* für *Schaumweine*, praktischer: sie läßt ihre *Propfenknallen* und schenkt ein, und Jeder kann ein Glas trinken und mehr als eins . . . 50 Pfg. per Glas, wenn ich bitten darf.

Auch der *Tabak* gehört zu den *Genusmitteln*, und verdient lobend hervorgehoben zu werden, besonders, wenn das „köstliche Kraut“ so hübsch und einladend arrangiert ist, wie in

dem großen *Glasschrein* von *Peter Schneider* in *Neuwied*. Die Firma von *C. u. W. Carstanjen* in *Duisburg* hat sogar einen schmauchenden *Neger* mit ausgestellt, wie deren Tausende in den *Plantagen* die *Tabakblätter* einsammeln.

Schon wegen der Kleinen, die in unserer Gesellschaft sind, dürfen wir den *Konditor* und *Hoflieferanten* *Brannschmidt* in *Düsseldorfer* nicht unerwähnt lassen. Der vortreffliche Mann hat zur *Vinken* einen offenen Laden etabliert, voll von *Kuchen* und *Zuckerwerk*, von *Bonbons*, gebrannten *Mandeln* und was sonst noch Alles, und hat außerordentlichen Zuspruch. Seine eigentliche Ausstellung ist *vis-à-vis* in einem besonderen stattlichen *Glasspavillon* . . . ein vollständiges Bild aus *Schlaffenland*.

Die nun folgende linke „Roje“ okkupiert ganz allein und in vordem-würdiger Ausstattung die älteste *Likör- und Punschessenz-Fabrik* des *Hoflieferanten* *P. Wettnbeck* in *Düsseldorfer*. Die Firma datiert schon vom Jahr 1744 und ihre Produkte ziehen weit über das Meer in ferne Länder.

Wenn wir nach rechts schauen, so blüht und blümmert Alles von farbigen Flaschen, namentlich zeichnen sich die zwei gewaltigen *Likörpyramiden* von *Ludger Jönen* in *Nachen* und *Herm. Stiebe* in *Köln* durch ihren eleganten und schlanken Aufbau vortrefflich aus. Ein überschwänglicher *Verticillat* sagte kürzlich von diesen *Likören*, „sie seien in bunte, vielversprechende Gewänder gehüllt“, . . . jedenfalls in wasserbichte, hätte er hinzuzufügen müssen. So bringt der *Punschextrakt* sogar ganz seltsame *Rebfiguren* zuwege.

Einen originellen Gedanken hat die Firma von *Peters u. Co.* in *Köln* gehabt: sie garniert ihren Aufbau mit lauter *Likörgefäßchen*, lang gewundenen *Glasslangen*, wie bunte *Giszapfen*, was sehr hübsch aussteht.

Endlich kommen wir an die Grenze dieser Gruppe, die in der ganzen Breite der Halle von drei *Glasschreinen* abgeschlossen wird. Dahinter stehen schon die ersten und nützlichsten Maschinen. Der mittelste von jenen Schreinen ist ein wahrer *Glastempel* mit *Seitentupeln*. Er gehört der *Schokoladenfabrik* von *Hewell u. Bettchen* in *Köln*; die Herren schreiben freilich noch nach der alten *Orthographie* „*Coelin*“, aber ihre *Schokoladen* und „*Fondants*“ sind trotzdem vortrefflich.

Jetzt rechts hinter zu den eigentlichen *Kölnigen* in dieser Branche: den *Gebrüder Stollwerk* in *Köln*. *Noblesse oblige*, und man muß gestehen, sie haben wirklich *Imposantes* geleistet. Man tritt in einen großen, reich mit *Fahnen*, *Draperien* und *goldenen Wappenschildern* decorierten *Salon*, wo tausend und aber tausend Dinge groß und klein, viele in gerabezu kolossalen Dimensionen, ausgestellt sind, und alles aus *Schokolade*. Der Aufbau in der Mitte ist schon an sich ein *Monument*, bezugleich die *marmorierten Basen* zu beiden Seiten. In dem freien Raum nach vorn steht man sogar die ganze *Fabrikation* in voller *dampfgetriebener Thätigkeit*, immer von *Neugierigen* und *Kauf- und Glustigen* umlagert. Auch dort ist alles von *Schokolade*, natürlich die *Arbeiter* und die *Maschinen* ausgenommen, und es liegen dort *Schokoladestücke* von 100 *Kilo* Gewicht; ein einziger davon genügt, eine ganze *Familie* für ein Jahr mit *Schokolade* zu versorgen, und wenn sie auch täglich welche tränke. Wenn die *Gebrüder Stollwerk* nächstens an der *Hochstraße* in *Köln* ein Haus ganz aus *Schokolade* bauen, um darin zu wohnen, so soll es mich nicht wundern. Genügendes Material hätten sie schon dazu. *Wieschen* (wie wir unser *Lutschen* immer nennen) war mit ihren kleinen *Freundinnen* gar nicht wegzubringen von all den *Herlichkeiten*; wir versprachen ihnen auch wiederzukommen, für jetzt müssen wir aber weiter, und zwar zurück auf der entgegengesetzten Seite der Halle, wo es noch allerlei zu sehen giebt. Es ist keine kleine Arbeit, und dabei kann man mit dem besten Willen doch immer nur das *Sine* oder *Andere* hervorheben.

Wir gehen also nochmals an prächtigen *Likörbauten* von *Waecker u. Fier* in *Trier* und von *Theodor Maas* in *Düsseldorfer* vorüber, und gelangen nun in die *Region* der *Gesundheits- und Magenliköre*, die sämtlich unter *ärztlicher*, *amtlicher* und *notarieller Beglaubigung* versichern, das *Arkana* der *Lebensverlängerung* und der *Heilung* von allen nur denkbaren *Krankheiten* zu besitzen. Nur gegen *Hühneraugen* (wer daran leidet, weiß was es sagen will) habe ich noch kein *Attest* gefunden, sonst so ziemlich gegen Alles. Viele von diesen *Erfindern* und *Fabrikanten* führen untereinander im *Inferatenteil* der großen *Zeitungen* eine *erbitterte Polemik*, (oft noch bitterer als ihre *Tropfen*), wobei sich das *Publikum* amüsiert und sich die *Zeitungen* am besten sehen.

Es giebt übrigens lobenswerte Ausnahmen, und wie ich schon in einem früheren Artikel bei einer anderen Gelegenheit bemerkte, es steht jedem frei, sich dazu zu rechnen und so hab' ich niemand beleidigt", sagt Brutus im „Julius Cäsar“.

In einer großen „Roje“ links finden wir allein über ein Duzend solcher Viskörfabrikanten, und was das Spafhafteste dabei ist, auf den ausgelegten Zetteln des einen unter ihnen steht sogar ein Attest mit meinem Namen. Weshalb auch nicht? Der „Menschenfreund“ hatte sich bei einigen magentranken Damen vortrefflich bewährt, und das habe ich der Wahrheit gemäß bescheinigt. Auch dem „Alten Schweden“ einen freundlichen Gruß „von Zeit zu Zeit“ (könnte man mit einer kleinen Variante sagen) „trink' ich den Tropfen gern.“ Doch jetzt genug des grausamen Spiels.

In der folgenden „Roje“ haben Heydemann in Emmerich und die Gebrüder Grüwell in Bielefeld ihre Rauchtabake und Zigarren ausgestellt, und ihnen gegenüber in der Halle selbst sehen wir in einem schönen Glashause eine gleiche Ausstellung von Fr. Notmann in Burgsteinfurt. Die Zigarren liegen so fein und vornehm auf den blauen Samtpolstern, daß sie gewiß vortrefflich sind. Was für Tabaksmassen aber verbrannt werden, oder mit anderen Worten, was für Geld in blauen Dunst aufgeht, ist unglauublich; der Absatz der einzelnen Firmen beziffert sich im Katalog, nur für Zigarren, immer nach Millionen Stk. Karl Gräff in Kreuznach umstellt seinen Glasschrank mit kleinen Tübungen Schnupftabak zum Gratisprobieren (man bittet, den Deckel wieder draufzusetzen), und die Schnupfer greifen mit Kennermiene herzhast hinein.

Weiterhin, neben dem Schaumwein-Ausschank, steht der Glasschrank des Schokoladenfabrikanten P. F. Feldhaus in Neuß, bescheiden und kein Stollwerk, doch sein Getränk ist gut, was ich aus eigener Erfahrung weiß. Man muß auch die weniger bedeutenden, aber fleißigen und fleißigen Fabrikanten anerkennen, denn nicht jeder kann der erste sein. Der Aussteller ist auch ein guter Patriot, wenigstens nach den beiden Vätern des Kaisers und des Kronprinzen zu urteilen, die zu beiden Seiten in Schokoladenem Glanz paradierten.

In einer hübsch brapierten „Roje“ links sind nicht weniger als acht verschiedene Mineralwasser ausgestellt, aber sie interessieren uns, aufrichtig gesagt, nicht sonderlich; wir wenden uns daher lieber einem gewaltigen Monument zu, das die Mitte der Halle einnimmt. Auf dem breiten schwerfälligen Unterbau steht ein durchbrochener Pavillon mit einer sitzenden Figur, die eine Peter hält (vielleicht eine Doreley?), und hoch oben darüber schwebt auf einer Flaschenpyramide ein tanzender Bacchus. Die ganze Komposition scheint etwas gewagt für „Natürliches Selterswasser vom Ludwigsbrunnen in Grostarben“, wobei ich besäumt gestehen muß, daß ich den Namen des Dretes noch nie gehört hatte.

Sehr hübsch nehmen sich, nicht weit davon, in einem hohen Glaskurm die Wachskerzen von P. Th. Foerster in Kempen aus, und dahinter, nicht minder hübsch, die in Form einer Orgel ausgestellten Stearinkerzen von Siegert u. Sohn in Neumied.

Noch einmal begrüßt uns jetzt ein Fartua und zwar diesmal Johann Maria, der (ohne Scherz!) wieder älter und ächter ist, als die beiden früheren; im Katalog steht er wenigstens mit dem Gründungsjahr 1648, dem Datum des westfälischen Friedens. Allen Respekt!

Eine „Roje“, links, voll von Seifen, Oelen, Harzen, Leim- und Pechsorten, Gelatinen u. dergl. erlaubt man mir wohl zu überschlagen, umsomehr, weil gerade in demselben Moment eine Dame in unserer Nähe mit einer anderen von der „ultramontanen Grotte“ sprach, die sie gesehen hatte, und was mich sehr neugierig machte. Du lieber Gott, sagte ich zu mir, sollte der leidige Kulturkampf bis in diese friedlichen Ausstellungsräume und noch dazu bis in die Gruppe der Chemikalien gebrungen sein? Ich hatte mich glücklicherweise verhedert, oder hatte sich die Dame versprochen? gleichviel; es handelte sich um die Ultramarin-Grotte von J. P. Piesboeuf in Düsseldorf, einer angesehenen Firma, die noch kürzlich auf der Weltausstellung in Sidney den Ersten Preis erhalten hat. Die Grotte macht einen magischen Effekt und zieht stets eine Menge Schaulustiger an, die das blaue Wunder anstaunen und darüber selbst ganz blau werden. Wirklich wie die blaue Grotte auf Capri.

Nochmals, jetzt aber zum letzten Mal, an Firnissen, Oelen und allerlei sonstigen chemischen Farben- und Lackpräparaten vorüber — speziell reichhaltig und geschmackvoll in den Glas-

schränken von Herbig-Haarhaus in Ehrenfeld bei Köln und von C. W. Schmidt in Düsseldorf — und wir nähern uns dem Ausgange.

Nur müssen wir (rechts) noch auf die kostbaren Edelmetall-Präparate der Deutschen Gold- und Silber-Scheideanstalt in Frankfurt a. M. aufmerksam machen, die hübsch und instruktiv arrangiert sind. Der Glaskasten selbst ruht auf einem übrigens nur nachgemachten Silberwürfel, und abends erhält er eine verschließbare Holzbekleidung, um ihn, weniger gegen Rässe, oder Temperaturwechsel, als gegen Diebstahl zu schützen, die vielleicht aus allzugroßem wissenschaftlichem Interesse nähere Amalgamsstudien daran machen möchten. Vorsicht ist die Tochter der Weisheit.

An der linken Wand, dicht vor dem Ausgange, betrachten wir noch einen großen, orgelähnlichen Bau, der aus lauter Blei- und Zinnröhren besteht, die hauptsächlich für Pumpen und Wasserleitungen verwendet werden. Die schöne, stattliche Ausstellung, die durch die brennenden Farben der Mineralien unter den blanken Glasglocken noch gehoben wird, ist von W. Leyendecker u. Co. in Köln.

Und damit treten wir, nach vollendetem Rundgang durch die beiden Gruppen, wieder in das Vestibül, und stehe da! wir werden angenehm überrascht, denn wir können uns auf schönen rotseidenen Sitzreihen ausruhen. Dieselben sind nämlich (als hätte es nur unseres oben ausgesprochenen Wunsches bedurft) während unserer Wanderung dort aufgestellt worden, ganz wie diejenigen des westlichen Vestibüls — eine Aufmerksamkeit, für die wir dem verehrlichen Vorstände, speziell im Namen der Damen, unseren besten Dank sagen.

4. Die Abtei Düffelthal bei Düsseldorf.*)

Von Wilhelm Herchenbach.

Schenkungsurkunde des Churfürsten Johann Wilhelm, die Abtei Düffelthal betreffend.

Wir Johann Wilhelm, von Gottes Gnaden Pfalzgraf zu Rhein, des hl. römischen Reiches Erzschatzmeister und Churfürst, Herzog von Bayern, Jülich, Cleve und Berg, Fürst von Aves, Graf von Veldeuz, Sponheim, Mark und Ravensberg, Herr in Ravenstein etc. etc. entbieten Allen Lesern gegenwärtigen Schreibens Churfürstlichen Gruß und Gnade.

Da wir unter Anderem, was zur Leitung der uns untergebenen Gläubigen gehört, unser Augenmerk besonders darauf richten, daß die fromme Gesellschaft der Religiösen in Ruhe und Sicherheit Gott trenn und würdig dienen können, so vertrauen wir im Herrn, daß, weil wir selbst beständig verwickelt sind in weltliche Geschäften und Kriegsgeschümmel und somit mit geistlichen Dingen uns nicht so beschäftigen können, wie wir es wol wünschen möchten, diese, welche ungehindert den Herrn anfehen, durch ihren fleißigen Dienst erwirken, daß die göttliche Barmherzigkeit auch uns geneigt sei. Indem wir daher in Erwägung gebracht haben alle Unfälle, Sorgen und Lasten, wodurch die Väter des Cisterzienser-Ordens auf der Lörick-Insel, innerhalb unserer Churfürstlichen Residenz vertreten durch den hochwürdigsten Herrn Daemen, Canonikus der Metropolitankirche zu Coeln, in Folge von unvorhergesehenen dort entstehenden Wasserfluthen vielleicht zeitweilig bedrängt werden können, so haben wir beschlossen, daß denselben, um alle Furcht und Schaden, der entstehen könnte, zu verhüten, ein geeigneter Ort beschafft werde, gemäß Wunsch und Zustimmung des genannten Herrn Daemen, dessen frommer Meinung durch diese Schenkung wir nicht allein nicht entgegenwirken, sondern dem wir in seinem guten Entschlusse zur Erbauung eines Klosters daselbst mit mächtiger Hand gegen etwaige Angriffe bestehen wollen, und haben allergnädigst Fürsorge getroffen, in der Meinung, daß der Wald, gewöhnlich „Unter-Flingerbüsch und Broich“ genannt, unterhalb des Grafenberg gelegen, dafür geeignet sei. Diesen Wald also, nebst den zugehörigen Wiesen und Weiden, in der Ausdehnung der Länge nach von Zoppenbrück über den Kommunalweg bis zum Fuße des genannten Berges und der Breite nach von der schon genannten Brücke jenseits des Düffelbaches bis an die Wiesen von Doren-dorf und diesseits des Baches bis vor die Speckhöfe und von dort wieder bis zu dem Fuße des genannten Berges, wie in einem darüber aufgenommenen Protokoll und durch Grenzsteine, welche wir durch unsere Commissarien haben anbringen lassen, genau bezeichnet ist; ebenfalls die schon erwähnten beiden Landgüter, Speckhöfe genannt, und deren Ländereien, die erst kürzlich mit dem oben genannten Wald von uns käuflich erworben worden sind; und überdies das andere Ufer des genannten Baches nämlich hinsichtlich des Ackerlandes von der Brücke Zoppenbrück bis an diese Höfe und die Heilanstalt des Debal, gleichfalls auch den Weg, auf welchem sonst die Heerden aus unserer Düsseldorf in den genannten Wald geführt wurden, anfangend außerhalb Pempelfort, hinter der Vogelstange, gewöhnlich die Schiekruthe genannt: solches übertragen und schenken wir den obengenannten Vätern angeführt der ewigen Vergeltung mit

*) Nachdruck verboten.

Gegenwärtigem als freies Eigenthum mit allen dazu gehörigen Appertinentien, Rechten, Privilegien, Erträgen, Einkünften und Nutzungen, zu dem Zwecke, daß sie dort eine Abtei, wie ihr früheres Institut, errichten, ihr Kloster, Kirche und übrigen Einrichtungen nach Vorschrift der Statuten und Klosterregel, auch eine Mühle, jedoch nur zu eigenem Gebrauch, erbauen, und daß die Brüder daselbst, die an Zahl und Frömmigkeit zunehmen mögen, fern von allen störenden Zerstörungen, einzig Gott, dem sie heilsamen Gehorsam gelobt haben, in der Einsamkeit, mit Stillschweigen und im Geiste der Ruhe gemäß ihrem Professe dienen, und das hl. Opfer für Unsere und Unserer vielgeliebten Gemahlin Anna Maria Ludovika, Großherzogin von Savoyen, und des ganzen Churfürstlichen Hauses Wohlfahrt, für das Wohl unserer Vorfahren und Nachfolger darbringen können und darzubringen verpflichtet sind: und erklären und genehmigen wir mit Gegenwärtigem, daß dieses neue Kloster und dessen Superior nebst den anderen Inassen freien Gebrauch machen dürfen von den Immunitäten, Exemptionen, Freiheiten, Rechten, Privilegien und allen solchen Fakultäten, deren sich andere Superioren, Religiosen und Klöster zu erfreuen pflegen; und befreien daher hiermit für immer den Ort, die Personen und allen den oben genannten Vätern gehörigen Viehbestand von jeder weltlichen Jurisdiktion, Dienstleistung oder jeder anderen Last und Beschwerde oder aufgelegten und anzulegenden Steuer. Uebrigens sind deren Güter, die sie zum eigenen Verbrauch bedürfen, und die Materialien, welche zum Aufbauen und bei Reparaturen des Klosters, der Kirche und zugehörigen Gebäuden notwendig sind, zu Wasser und zu Lande bei dem Transporte unter unserer Jurisdiktion frei von jedem Zoll, Barriere oder sonstigen Steuer irgend eines anderen Titels, so jedoch, daß nach 20 Jahren diese Immunität der Abgaben erneuert werden muß. Und da es Uns gefallen hat, diese Väter von jetzt ab in den besondern Schutz Unserer Churfürstlichen Durchlaucht zu nehmen, so wollen Wir ihnen auch Unsere besondere Gunst und Gnade zuwenden und bewilligen, daß jedes Besitztum, Ländereien, Wiesen, Wälder, Weingärten oder jeder andere Besitz, der ihnen im Wege der Schenkung zugewendet, oder sonst rechtmäßig erworben ist, frei sei von jeglichem Servitut, dem es vielleicht früher unterworfen gewesen, (mit Ausnahme der Zehnten), und mit dem Tage, wo es deren Eigenthum ist, ohne Weiteres abgabefrei wird, bis dahin, daß 50 Religiosen aus dem Ertrage dieser erworbenen Güter anständig können unterhalten werden, die Person pro Jahr zu 50 Reichthaler gerechnet; worüber unter Strafe des Verlustes dieses Privilegiums Uns und Unseren Nachfolgern unverzüglich Meldung gemacht werden muß. Endlich bewilligen wir ihnen in Gnaden, daß sie auf dem ihnen vorhin geschenkten Gebiete, sowohl zum Betrieb der oben erwähnten Mühle, als auch zur Errichtung einer Brücke und anderer notwendigen Einrichtungen den Düsseldorf bezuglich können und ihre Schafherde auf die vorstädtischen Besitzungen wie auch in den sogenannten Stapwald treiben dürfen nach Art Anderer, die sich desselben Rechtes und Privilegiums erfreuen, und beschadet der Rechte irgend eines Anderen: und verfügen, daß es keinem Menschen zusteht, die obengenannten Väter oder deren Nachfolger über diese freie Schenkung und diese Ausnahmestellung zu beunruhigen, ihre Güter oder irgendwelches Eigenthum zu belasten, zu entfernen oder ungerecht zu beschlagnehmen, oder ihnen verwegene Vergaltungen zu bereiten; sondern Alles soll ihnen und ihren Nachfolgern zu ihrem künftigen Gebrauch ungeschmälert erhalten bleiben. Sollte gleichwohl Jemand es wagen, dieser Unserer Schenkung und Bestimmung zuwider zu handeln, so wisse er, daß er dadurch Unsere und Unserer Nachfolger (welche Wir im Gewissen und vor dem höchsten Richter zur genauen Ausführung dessen verpflichten) Unzucht sich zuzieht und daß solch frevelhafte Ausschreitung mit gerichtlicher Strafe streng gestraft und unnachlässig wird geahndet werden. Damit aber zur Ehre Gottes, zur Erbauung der heil. Kirche und zum Heile der Brüder dort die Disziplin für ewige Zeiten walte, wollen Wir mit gegenwärtigem Schreiben und befehlen Uns und Unseren Nachfolgern ausdrücklich vor, daß in dem neu zu errichtenden Kloster Einfachheit und Armut, und die Regel des hl. Benediktus unverletzt beobachtet werde in der Art, wie die ältesten Cisterzienser-Väter in der ersten Zeit des Ordens sie löblich einführten und noch löblicher befolgten, und wie die obengenannten Brüder auf jener (Lörd) Insel sie befolgten, von welcher Regel sie gehalten sein sollen, Uns und Unserer Regierung und dem hiesigen Düsseldorf Hospiz, je ein schriftliches Exemplar zuzustellen, zur Aufbewahrung in Unserer Privat-Kanzlei und in der Kanzlei Unserer Regierung, sowie auch in dem hiesigen Düsseldorf Hospiz. Sollten aber, (was niemals geschehen möge) diese Brüder durch ihre Schwäche oder durch den Einfluß des bösen Feindes den Wortlaut ihrer Regel oder die strenge Beobachtung derselben abschwächen und ihr feierliches Gelübde vernachlässigen; und sollten dieselben, trotz vorhergegangenen kirchlichen Ermahnungen, wie sie von Rechts- und von Ordenswegen erforderlich sind, dennoch nicht zur Einsicht kommen, und nicht ihren Lebenswandel bessern, und nicht sofort zu ihrem früheren Ordensleben gemäß dem Wortlaute der Uns und Unserer Regierung und Unserem hiesigen Düsseldorf Hospiz in Abschrift überreichten Vorschrift zurückkehren; dann sollen sowohl der Superior als auch die übrigen Mönche des genannten Klosters durch verschiedene Klöster zerküret werden, wo sich die frühere, reinere Beobachtung der Ordensregel erhalten hat; und an deren Stelle sollen für das genannte Kloster nachgesucht und herangezogen werden, wenn irgendwo Religiosen desselben Ordens sich finden, welche sich zur ursprünglichen Beobachtung der ursprünglichen Vorschriften verpflichten.

Wenn aber nach vorheriger, etwa nothwendigen fleißigen Nachfrage solche nicht mehr vorgefunden werden können, dann sollen alle Güter des oben genannten Klosters, sowohl die beweglichen als unbeweglichen, dem hiesigen Düsseldorf Hospiz zugeteilt werden, unter Vorbehalt einer lebenslänglichen Jahresrente für die aus jenem Kloster Zerküreten. Damit aber nicht ihre Nachfolger freventlich Unkenntlich dieser Unserer Verfügung vorsehen können, so wollen wir und befehlen hiermit, daß dieses Dekret und die Lebensweise, zu welcher die oft erwähnten Brüder, solange ihrer zwölf sind (welche Zahl nach der Ordensregel vorgeschrieben ist), verpflichtet bleiben, als Regel im Kapitel vorgelesen werde, daß Uns und Unserer Regierung und ebenso den Vorstehern des hiesigen Düsseldorf Hospizes innerhalb Jahresfrist hiervon eine Abschrift eingereicht werde, und dieselbe so angebracht sei, daß sie beständig ihnen vor Augen verbleibe. Zur Beglaubigung dessen, im Ganzen und Einzelnen, haben wir Gegenwärtiges eigenhändig unterschrieben und mit Unserem Churfürstlichen Siegel versehen lassen.

Gegeben zu Düsseldorf am ersten Tage des Monats August im Jahre 1707.

(L. S.)

Johannes Wilhelm, Churfürst.

Anmerkung des Verfassers: Vorstehende Uebersetzung aus dem Lateinischen ist nach dem mehrfach angezogenen Werke „Voyage littéraire etc.“ angefertigt worden. Es befindet sich auch eine Uebersetzung in dem kleinen Werkchen des Dr. Bücheler: „Das Gasthaus der Stadt Düsseldorf oder das St. Hubertus-Hospital.“

Beide Uebersetzungen weichen wesentlich in einzelnen Passagen von einander ab; es mag daher rühren, daß Dr. Bücheler aus Diplom. Belgic. nov. collect. Brux. 1734 Tom. III. p. 277 übersezte.

Die Verfasser beider Werke haben den lateinischen Urtext schlecht abgeschrieben, denn der Ausdruck „Schiffbruthe“, den Dr. Bücheler beibehalten, soll offenbar Schieferhute oder Vogelstange heißen. Es ist dieses um so weniger zu bezweifeln, weil die Vogelstange der Düsseldorf St. Sebastianus-Bruderschaft wirklich an jener Stelle stand und erst entfernt wurde, als das Schloß wegen Vermehrung der Häuser gefährlich wurde. (Siehe W. Herchenbachs Geschichte des St. Sebastianus-Schützvereins zu Düsseldorf.)

Ein anderer offener Fehler, der in vorliegender Uebersetzung abgesehen ist, stehen geblieben, um zu zeigen, wie durch die Buchstabenformen leicht Irrthümer entstehen können, ist das Wort „Stapwald“, welches Aaperwald heißen muß, denn dieses ist zu allen Zeiten der Name des Waldes gewesen, in den die Mönche ihre Heerden treiben durften.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Fehler durch die Form des A im Urtexte (St) entstanden.

Da sich die Wörter Schiffbruthe und Stapwald in beiden lat. Texten finden, so ist es klar, daß diplom. Belgic. sie aus dem ältern Voyage litt. ohne Berichtigung herübergenommen.

Das pharmacopaeum Lebalii halte ich für das jetzt außer Gebrauch gekommene Gesundbrünnchen am Fuße des Grafenberges.

Wilhelm Herchenbach.

Bermischtes.

* Paris. (Eine republikanische Trauung der bekannten Art.) Auf Vorstadt Batigdem Standesamte der nolles fand am 7. die bürgerliche „Trauung“ der ältesten Tochter des Romanschriftstellers Dumas, Françoise Colette Dumas, mit Herrn Maurice Lippmann, Direktor der Staatswaffenfabrik in Saint-Etienne. Der Maire (Bürgermeister) hielt eine salbungsvolle Rede, in welche er ein Zitat aus der „Femme de Claude“ einflachte. In diesem Stücke läßt nämlich Alexander Dumas eine seiner Personen sagen: „So oft der Herr eine Seele schafft, schafft er daneben eine gleiche Seele; denn jede Seele hat irgendwo ihre Schwester. Dann trennt er sie und zieht manchmal zwischen Beide eine ganze Welt, bis der Zufall — sagen die Menschen — die Vorsehung — sagen die Weisen — diese beiden Naturen gegenüberstellt, welche für einander geschaffen sind, sich an besonderen himmlischen Plätzen wieder erkennen und demselben Vaterland entsprossen, auch vereint dahin zurückkehren müssen.“

* Ueber die schon erwähnte Konversion des Major a. D. v. Roques erzählt man jetzt folgendes Nähere. Nachdem der Major den Feldzug von 1866 in der ehemaligen kurhessischen und 1870 den Krieg gegen Frankreich in der preussischen Armee mitgemacht hatte, nahm er seine Entlassung, weil er als Offizier Beziehungen zu der preussischen „evangelisch-unierten“ Landeskirche unterhalten mußte, welche ihm als strengem Lutheraner Gewissensbebenken verursachten. Hierauf zog er sich nach der Unberührtstadt Erlangen zurück, wo er sich im Verkehr mit den bedeutendsten lutherischen Theologen ganz religiösen Forschungen widmete. Durch Gebet und Studien gelangte er aber allmählich zu der Erkenntnis, daß eine von Gott eingesetzte unfehlbare Autorität notwendig ist und nur in der katholischen Kirche besteht, sowie, daß die protestantische Rechtfertigungslehre der heiligen Schrift widerspricht.

* Der „Boher. Kur.“ schreibt: In Reichenhall wurden unlängst sämtliche Bäcker gestraft, weil sie das Brot — größer machten, als im Tarif angegeben war. Man möchte es nicht glauben, aber es ist buchstäblich wahr, nach einer ortspolizeilichen Vorschrift haben gemäß § 4 „die Bäcker in der von ihnen angegebenen Gewichtsgröße auszubaden“.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Nr 25.

Sonntag, den 20. Juni

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

VIII.

Gruppe XIII: Leder und Leder- und Gummiwaren; Luxuswagen und Geschirre. Das beste Vier.

Programm des heutigen Tages: Fortsetzung des Rundgangs, und zwar wieder vom nördlichen Vestibül aus, nur diesmal zur Rechten der Langhalle, die mit Gruppe XIII, der Lederindustrie (Lederwaren und Geschirre, wie es im Katalog heißt) beginnt. Die geistreiche Benennung einer „Leder-Abteilung“ für diese Gruppe haben schon so viele Bericht-erstatte vor mir gebraucht, daß ich leider damit zu spät komme. Wenn nur der Bericht selbst nicht ledern wird; das ist die Hauptsache. Der Gegenstand ist ohnehin wichtig genug, denn die gesamte Lederindustrie in Rheinland und Westfalen ist bedeutend und steht auf einer hohen Stufe; aber die Ausstellung selbst ist doch mehr für Fachleute und Sachverständige, obwohl sie auch für Laien und selbst bei flüchtiger Durchwanderung manches Interessante bietet, wie wir gleich sehen werden. Mit dem „schrecklichen Geruch“ in diesem Sektor, vor dem ein allzu delikater Freund unsere Damen warnen wollte, ist es auch nicht so schlimm; im Gegenteil, der Geruch von Leder und geerbtem Leder soll sehr gesund und das beste Mittel gegen die Cholera sein; in Metz z. B., das bekanntlich ein ganzes großes Stadtviertel von Gerbereien besitzt, kam in den 30er und 50er Jahren, wo die Cholera dort viele tausend Menschen hinraffte, in jenem Viertel kaum ein vereinzelter Todesfall vor. Doch das nur nebenbei. In derselben Abteilung stehen auch die Luxuswagen; schon ein triftiger Grund für die Damen, die Gruppe nicht zu überschlagen, denn wer von ihnen sähe nicht gern eine hübsche, elegante Equipage, noch dazu mit dem sehr erlaubten Nebengedanken, selbst eine solche zu besitzen.

Beim Eintreten begrüßt uns ein monumentaler Aufbau, der rundum mit nummerierten und etikettierten Lederrollen umstellt ist; hoch oben auf einem Postament von Gerberrinde die kräftige Figur eines Gerbers, als schöner Ehrengruß für das achtbare Handwerk. Es ist die Kollektivausstellung von 54 Lederfabrikanten des Sieger Landes, wo in 72 Gerbereien allein an Sohlfleder für beinahe 4 1/2 Millionen Mark Leder jährlich verarbeitet wird. Die gesamte Lederproduktion im Siegerland gibt der Katalog auf 18 1/2 Millionen Mark an. Das läßt sich hören und daraufhin kann man schon unbeforgt seine Stiefel und Schuhe versohlen lassen; das Material geht nicht aus.

Dem Monument zur Linken sehen wir in der ganzen Wandbreite die Ausstellung von buntfarbigem Leder in feinen Schattierungen und sehr geschmackvoller Anordnung von Karl Simon Schöne in Pirna, wohl die bedeutendste Firma ihrer Art im Lande, wenigstens nach dem Katalog, wo dieselbe mit einer Jahresproduktion von 6 1/2 Millionen Mark (Absatzgebiet:

alle zivilisierten Länder der Erde) aufgeführt ist. Gegenüber an der rechten Wand befinden sich in gleichfalls sehr hübscher Aufstellung die Produkte der Leder- und Gummiwarenfabrik von Karl Bahl in Dortmund. Ein vollständig kostümierter Taucher gehört dazu, der bereits den Helm mit den tellergroßen Augengläsern aufgesetzt hat. Die Figur ist etwas corpulent, aber es ist auch kein Spaß, zwei, dreihundert Klafter tief auf dem Meeresboden stundenlang zu arbeiten. Man denke nur an den Taucher von Schiller.

Wenn wir uns nun wieder links zu den einzelnen „Kojen“ wenden, so bemerken wir in ihnen allerdings eine gewisse Einförmigkeit („Nemenleder und Lederriemen“ sagte Einer in unserer Gesellschaft), aber das bringt einmal das Material mit sich. So finden wir gleich in der nächsten „Kojen“, die sehr groß und mit hübschen Portieren drapiert ist, nochmals das Sieger Land vertreten; die dortigen Fabrikanten haben fast des Guten zu viel gethan, aber die Kenner bleiben gern davor stehen und prüfen gewissenhaft die einzelnen Häute.

In der folgenden (dritten) „Kojen“ finden wir ein hübsches Säulenportal, ganz aus Gerberriemen gefertigt, mit den Zeichnungen der angesehenen Firma von Deermann-Doutrelepoint in Malmedy, die in Köln ein großes Lager besitzt. Ebenfalls zeigt uns die Crown-Lederfabrik in Niehl bei Köln „auf chemischem Wege in wenig Tagen gegerbtes Leder“, was schon insofern interessant ist, als es beweist, wie weit es die Wissenschaft auch auf diesem Gebiete schon gebracht hat. Wer weiß, was den Gerbereien bei solchen Fortschritten der Chemie noch bevorsteht. Die W. Mulandsche Firma in Bonn hängt sehr vornehm nur einige Lederplatten an die Wand, auf denen aber mit großer Schrift die Prämien von drei Weltausstellungen zu lesen sind: London, Paris und Wien; jedenfalls eine ausgezeichnete Empfehlung.

In der darauf folgenden „Kojen“ sind geklimate Treibriemen von G. Wuppermann in Aachen ausgestellt, die dauerhafter sein sollen als die genähten, und Mich. Cremer in Wicrath zeigt uns leberne Fußmatten und Treppenläufer, die uns sehr praktisch scheinen und außerdem unerschleißbar sein sollen. Ein wahres Monstrum von Nefen-treibriemen besindet sich aber in der aufstoßenden „Kojen“, nämlich der Hauptriemen zu einem Walzwerk, der genau 1 Meter breit und anderthalb Centimeter dick und im Stande ist, 200 Pferdekräfte zu übertragen. Er stammt aus der großen Fabrik von Konrad Henden u. Co. in Aachen, deren Absatzgebiet sich auf alle drei Weltteile der alten Welt erstreckt. Man müsse ein Fachmann sein, versicherten uns einige Herren, welche diesen Nemen einer genauen Beschäftigung unterzogen, um die Bedeutung und den Wert einer solchen Arbeit nach ihrem ganzen Umfang zu schätzen; wir sind es leider nicht (schon Goethe sagte: „kein Mensch kann alles wissen und verstehen“), aber wir glauben es gern.

In der nächsten „Kojen“ haben drei angesehene Firmen ihre Treibriemen ausgestellt; das ist, ehrlich zugestanden, alles, was wir davon zu melden wissen. Wir setzen die Namen dieser

Häuser dazu und haben unsere Schulbigkeit gethan: Joh. Bierk in Biersen mit einer Jahresproduktion (laut Katalog) von 300,000 M., Hammelrath u. Grohe in Köln, und Hammelrath u. Wachenborff in B.-Gladbach, deren Produktion der Erstgenannten nur wenig nachsteht. Man sieht aber daraus, wie großartig diese Industrie in den Rheinlanden vertreten ist.

Jetzt kommt eine „Roje“ mit Sattlerwaaren von F. C. Blumberg in Deuz und Joh. Schmitz in Bonn, wo sich namentlich zwei vollständig aufgeschirrte Pferde sehr hübsch annehmen, und endlich in der letzten „Roje“ eine Ausstellung von allen in dies Gebiet gehörenden Metallgegenständen, speziell von Wagen- und Eisenbahnlaternen, von Th. Hollmann und Gebr. Nunkel, beide in Elberfeld. Auch die hocheleganten Wagenlaternen von Florenz Bögging in Barmen dürfen wir nicht unerwähnt lassen.

Sollt jetzt hätten wir die linke Seite abgemacht und wenden uns auf die rechte hinüber. Vorher noch einen kurzen Blick auf die quergestellten Schränke, welche diese Gruppe von der nächsten abheben. Der erste, von Alex. Dahl in Barmen, enthält in reicher Auswahl lackierte Lederwaren, besonders Militär-Ausrüstungsgegenstände (das lange Wort entspricht ganz unserem großen Militärbudget); uns interessiert aber hauptsächlich eine vor dem Schrank liegende, mehr als baumendicke Walroshaut, die einer achtjährigen Eichengerbung ausgesetzt gewesen ist; Handschuhe könnte man allerdings nicht davon tragen, und das arme Walroß hat sich oben am Polarkreis wohl nicht träumen lassen, daß seine Haut auf einer deutschen Industrieausstellung als Unicum paradien würde. Jetzt kommen Reisekoffer von A. Walbhausen in Köln, und sonstige Fahr-, Reit- und Stallutensilien, Jagd- und Reiseartikel u. dergl. Uns sind die Koffer am liebsten, wahre Kabinetsstücke, welche sofort die „wonnitliche Reiselust“ erwecken. „Wem Gott will große Gunst erweisen, den scheidt Er in die weite Welt“ . . . mit einem solchen Prachtkoffer, wohlgefüllt, und im verborgenen Schließfach ein hübsches Schimmchen. Das ließe man sich schon gefallen. Wenn sie nur auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen etwas sorgfältiger damit umgehen möchten! Solche Koffer verdienen wirklich ein besonderes Gehäuse, so schön sind sie. In einem äußerst eleganten Glaschrank zeigt uns dieselbe Firma noch weitere Lederwaren, speziell sehr schöne Pferdegeschirre.

In den nun wieder beginnenden „Rojen“ finden wir zunächst ebenfalls Pferdegeschirre und „Kumte“, von C. Voigtländer in Essen und von F. Winter in Köln; der letztere hat in einem besonderen Glaskasten hochfeine Geschirre ausgestellt, so sauber genäht wie Seidenstickerei.

Vor der dritten „Roje“ überkommt unsere Damen ein kleiner Schreden; die Sache ist aber nicht gefährlich, denn die guten Leute und Tiere sind ausgestopft, nämlich ein Jäger mit seinem Treiber, die jeder einen Hund an der Leine führen. Ein Berichterstatter wird dabei an „Castans“ Panoptikum erinnert, was eine Verleumdung ist, denn die beiden Figuren sehen weder aus wie Verbrecher noch wie berühmte Männer. Der eine Hund erscheint freilich als Mörder, denn er hat eine Gerte im Maul; aber er hat nur seine Schulbigkeit gethan. Die brollige Ausstellung ist von Wöllner in Essen.

Vierte „Roje“: Feines schwarzes Leder von Jaeger u. Baum in Bonn und gleichfalls mit der schon erwähnten Spezialität, die an das große Militärbudget erinnert, und ein Glaschrank voll von Ledersorten aus der Fabrik von P. h. Raab Söhne in Wezlar, die jährlich über 10,000 Häute verarbeiten.

Fünfte „Roje“: Deutsche Ohrenhäute zu Sohlleder verarbeitet, von Leonh. Weiß in Duisdorf bei Bonn. Das klingt sehr profaisch und ist es im Grunde auch, aber einige Herren standen bewundernd davor, legten prüfend die Hände auf die Häute, streichelten sie, wie man ein liebes Hündchen streichelt und murmelten dazu: „Eine wahre Pracht! Sehen Sie einmal diese Haut! Und diese! Es geht doch nichts in der Welt über deutsche Häute!“ Gute Patrioten, dachte ich bei mir, und vermutlich tüchtige Gerber. Sie standen noch immer, als wir schon längst weiter gegangen waren, und in der 7. „Roje“ den Ledertempel von Karl Menken in Nebiges betrachteten. So ein Tempel könnte recht gut als wasserdichte Gartenlaube dienen. In derselben „Roje“ steht auch ein hübsches Schränkchen mit feinen, zartfarbigen Proben von Glacéleder, dessen sich die schönste und vornehmste Hand nicht zu schämen brauchte. Sie sind von Siegfried Herzberg

in Aachen, einer wohlbekannten und mehrfach prämierten Firma.

In der neunten „Roje“ sind drei ansehnliche Häuser vertreten, sämtlich von Mülheim a. d. Ruhr: S. Coupienne, Gust. Schürmann und Friedr. Bungert. Diese freundschaftliche Vereinigung macht schon an sich einen guten Eindruck, umso mehr, als alle drei Firmen so ziemlich dieselben Waren produzieren, mithin eine lokale Konkurrenz nicht scheuen, die übrigens auch bei den vortrefflichen Leistungen einer jeden nicht gefährlich ist.

Die letzte „Roje“ von Fr. Clouth in Nippes bei Köln war seltsamerweise mit einer großen Leinwand dicht verhängt. Die Fabrikate dieses Hauses, namentlich Summit- und Kautschukwaren zu technischen und medizinischen Zwecken, sind weit über Deutschland hinaus rühmlichst bekannt; im Garten hat die Firma auch ein Militärzelt ausgestellt, das wir gelegentlich besuchen werden.

Somit hätten wir den Rojen-Rundgang durch diese Gruppe vollendet; wir wenden uns nun zu den Luxuswagen, die in demselben Raume seiner ganzen Länge nach in zwei imposanten Doppelreihen ausgestellt sind, und für das große Publikum jedenfalls den anziehendsten Teil dieser Gruppe bilden. Mehrere dieser Equipagen sind sogar mit schönen Pferden vollständig bespannt, die so naturgetreu dastehen, daß wirklich nur der Kutscher fehlt (und wir, um einzusteigen und uns auf den weichen Sissen zurechtzusetzen) und dann auf und davon zu fahren. Den Kelgen eröffnet in sehr würdiger Weise die Wagenfabrik von W. Mengelbier in Aachen mit prächtigen Landauern, ohne Uebertreibung bis auf den letzten Nagel ebenso elegant wie schön. Das Metall an diesen Wagen ist von Nickel oder Tombak, die das Silber und Gold täuschend nachahmen und überdies den Vorteil haben, nie zu rosten. Dieselbe Firma hat auch ein sehr hübsches einpänniges Coupé ausgestellt, mit dem wir uns im Notfall begnügen würden. Die Brüsseler Indépendance unterzog in einem neulichen Artikel über unsere Ausstellung auch diese Luxuswagen einer ziemlich unliebsamen Kritik, und hatte allerlei an ihnen anzusetzen; weshalb, ist mir nicht recht klar geworden. Sollten am Ende die Brüsseler (zunächst handelt es sich freilich nur um die Redakteure des genannten Blattes) für ihre bevorstehende Ausstellung eine gefährliche Konkurrenz befürchten? Die belgische Wagenfabrikation ist bekanntlich sehr gut, aber ihr steht aber jedenfalls die französische und speziell die Pariser, und die ersten Wagenfabrikanten der Weltstadt an der Seite sind Deutsche: Binder und Ehrler, und, um hier nur Einen zu nennen, Mengelbier steht mit jenen Weiden völlig auf derselben Stufe; nur daß seine Wagen, bei gleicher Güte, Solidität und Eleganz, vielleicht um 25 Prozent billiger sind. Die Kritik der Indépendance hat mithin nicht viel auf sich.

Zwei Krefelder Fabrikanten, Heinr. Bitter und Wilhelm Clouth, verdienen gleichfalls lobende Erwähnung; der Landauer der letzteren Firma ist „ein nobles Stück Arbeit“, wie uns ein Sportsmann versicherte.

Die Wagen-Fabrik von P. Scheurer u. Co. in Düsseldorf macht ihrem Namen Ehre. Eine zweifelhafte Viktoria (andere nennen einen solchen Wagen auch Grand-Milord) ist von wahrhaft fürstlicher Eleganz. Auch ein sogen. Kavaller-Phaeton derselben Firma ist ein vortrefflich gebauter Wagen mir fällt dabei nochmals der Berichterstatter der Indépendance ein; der gute Mann maß wirklich bei diesen Wagen absichtlich die Augen zugemacht und sie bei einigen wenigen anderen doppelt offen gehalten haben, die allerdings manches zu wünschen übrig lassen, die ich indes, schon um ihm keinen Gefallen damit zu thun, hier gar nicht nennen werde. Im Ganzen, d. h. mit Ausnahme von höchstens zwei, drei Wagen, die nicht über das Mittelmaß des gewöhnlich Guten hinausgehen, nehmen die Luxuswagen auf der Düsseldorfer Ausstellung durch Eleganz und Schönheit der Form, durch vorzügliche und gediegene Arbeit, und auch durch ausgezeichnete Polsterung und durch geschmackvolle Wahl der Farben in Bezug auf die Stoffe und die Lackierung einen hervorragenden Platz ein. Das, denke ich, ist deutlich, und ich hätte fast Lust, dies Urteil noch französisch zu übersetzen, damit es der bewußte Korrespondent, der mir ohnehin kein allzu gelehrter Herr zu sein scheint, auch recht versteht. Dasselbe gilt von den Geschirren der vollständig aufgeschirrten Pferde (lebendig sind allerdings die Pferde nicht, was möglicher Weise auch noch als ein Mangel kritisiert werden könnte) speziell von denen, welche die Firmen Meitinghaus

in Dortmund, Köhrmann u. Doetsch in Elberfeld und Wöller in Essen dazu geliefert haben.

Allgemeinen Beifall von Kennern und jungen Sportsmännern findet auch ein Ungarwagen, ein sogen. Sandschneider, von P. h. Witz in Neuwied. Der zierlich gebaute und doch sehr solide Wagen ist ganz aus hellem Holz, nicht lackiert, sondern nur gefirnischt. Ein solches Gefährt auf dem Lande, zur Jagd oder sonst zu Ausflügen, ist unvergleichlich. . . Hochzeits- oder Kondolenzvisiten (wieder ein Mangel!) kann man freilich nicht wol darin machen.

Unter den von J. F. Erb in Elberfeld ausgestellten Equipagen verdient namentlich der schöne und vollständig bespannte Landauer, der unten links die Reihe schließt, hervorgehoben zu werden; der elegante Holzkasten (so wurde uns wenigstens gesagt) soll von H. Schnitzler in Neuß sein, was wohl eine Notiz verdient hätte, zumal derselbe sonst nicht ausgestellt hat. Ehre, dem Ehre gebührt. Das Erbsche Gespann zeichnet sich noch durch ein allerliebste Miniaturpferd aus, das besonders von den Kindern lebhaft bewundert wird. „Mama, wenn ich recht artig bin,“ schmachtete eine Kleine, „so kaufst Du mir ein solches Pferd.“ „Kind“, antwortete die Mama, die eine tüchtige Frau war, „das Pferd allein würde ja nicht genügen, und ich sehe hier keinen Wagen, der dazu paßt; werde nur erst recht artig, dann wird sich das Weitere schon finden.“

Die genannte Firma Erb hat auch in einem Glasschrank vis-à-vis sehr schöne Reitfädel ausgestellt; einige davon sind wahre Prachtexemplare von feiner und eleganter Arbeit.

Schließlich noch ein anerkanntes Wort über einen schönen dunkelbraunen Landauer von Scheerer u. Urban in Duisburg, sowol wegen des Vordergestells, das ganz aus Schmiedeeisen besteht, als auch und hauptsächlich wegen der an diesem Wagen angebrachten Sicherheitsvorrichtung zum sofortigen Abschirmen durchgehender Pferde. Theoretisch scheint die Vorrichtung vortrefflich zu sein, ob sie sich aber praktisch bewährt, ist eine andere Frage. Zunächst gehören durchgehende Pferde dazu, mithin ein Unglück, das wir keinem wünschen. Dann müssen die einzelnen Metallstücke derselben (die Scharniere u. s. w.) stets sauber und gut geölt sein und dann, da die Vorrichtung ja nur im äußersten Nothfalle zur Anwendung kommt, bleibt noch immer der „im Schuß“ befindliche Wagen selbst zu hemmen. Sonst fliegt derselbe auch ohne Pferde doch noch in den Graben oder anderswohin. Ein Engländer oder Amerikaner würde freilich vor einen solchen Wagen absichtlich ein Paar tolle Pferde spannen und dann darauf los schlagen, um sie zum Durchgehen zu bringen und somit das Ding zu probieren, natürlich auf das Risiko hin, dabei den Hals zu brechen. Man denke sich in einem solchen Moment die mit im Wagen stehende Gattin, welcher der Herr Gemahl die trockenen Worte zuruft: „Sei ruhig, es ist keine Gefahr vorhanden, wir haben ja die Vorrichtung. Sie ist patentiert.“

Hoffentlich werden unsere Leser und Leserinnen niemals in die Lage kommen, sich von der Vortrefflichkeit der Vorrichtung in eigener Person zu überzeugen. . . und mit diesem Wunsche schließen wir unseren heutigen Rundgang.

„Wo trinkt man denn eigentlich hier auf der Ausstellung das beste Bier?“ fragte mich beim Hinaustrreten in den Garten ein Herr, jedenfalls ein Fremder. „Hermann Droop,“ entgegnete ich, „mit den zwei goldenen Löwen vor seinem Pavillon, dessen ich schon früher gedachte, nennt das seinige das beste, aber das thun die Anderen auch, und im Grunde mit Recht. Es geht mit den Bierbrauern, wie mit den Farinas, die auch alle die erste Nummer für sich in Anspruch nehmen. Lassen Sie sich aber für heute den Pavillon der Gebr. Müser in Langendreer empfohlen sein; morgen empfehle ich Ihnen dann einen anderen, und so der Reihe nach herum, damit jedem sein Recht werde. Der Sinn dieser diplomatischen Wendung ist einfach der, daß alle Biere auf der Ausstellung gut sind. Speziell gefällt uns aber der Müser'sche Pavillon durch seine geschickte Lage, oben am Ende der Langseite des „Bierviertels“, und mehr noch durch den Umstand, daß man von seiner offenen Galerie einen Rundblick auf das gesamte Publikum der übrigen Bierpavillons werfen kann.“

Wenn kurz vor 6 Uhr abends die Glocken das Signal zum Schließen des Hauptgebäudes gegeben haben, so strömt eine Menschenmenge in diesen Teil des Gartens, die bei schönem Wetter wirklich einer kleinen Völkerverwanderung gleicht. Zehn Minuten später ist vor allen Pavillons kaum mehr ein Tisch oder Stuhl frei, und welche Quantitäten edlen Gerstensaftes alsdann in den darauf folgenden Stunden auf diesem Fleckchen

Erde verzapft und vertilgt werden, gehört kaum noch in das Gebiet der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Vor dem Müser'schen Pavillon heißen Gambirius und sein Vetter mit dem Gerstenbühl und der Malzharte die Gäste willkommen, und drinnen in dem hübsch dekorierten Saale sind die freundlichen Wirte „jedem Wirtz gewärtig“. Das Bier ist sogar chemisch untersucht und nach der Analyse des vereidigten Gerichtschemikers als „durchaus rein und sehr gehaltreich“ befunden worden. Mehr kann man wirklich nicht verlangen, höchstens noch einige Schnittchen mit Schinken oder Käse, die uns gleichfalls vortrefflich gemundet haben. . . guten Appetit!

Deutsche Gräber in fremder Erde.*)

Von Wilhelm Herchenbach.

I.

Herzog Karl Friedrich von Jülich-Cleve-Berg.

Literatur: Lacomblet, Urkundenbuch, IV. Albrecht Wolters. Konrad von Heresbach und der Clevische Hof. Römische Briefe von einem Florentiner I. und II. — Neue römische Briefe von einem Florentiner, I. — Dr. Th. Gell-Fels, Rom und Mittel-Italien II. — R. Baedeker, Italien. Handbuch für Reisende, II. — Ferd. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, II., VII. und VIII. — Alfred von Neumont, Geschichte der Stadt Rom, III., I und 2 — J. P. Mooren, in J. P. Sperrath's altertümlichen Merkwürdigkeiten der Stadt Antien, I. — Dr. J. F. Knapp, Regenten- und Volksgeschichte der Länder Cleve, Marl, Jülich, Berg und Ravensberg. — Fr. Char. Geschichte des Herzogtums Cleve. — W. Herchenbach, „Die Welt“, Italien 4. und 9. Band. Regensburg bei G. J. Manz.

Rom hatte uns tausendfachen Genuß bereitet und unsere Kenntnisse nicht unwesentlich vermehrt, aber wir hätten Jahre lang bleiben können und würden immer Neues gesehen haben, denn diese Quelle verfliehet niemals, sondern wird immer größer und mächtiger, je öfter man seine Lippen daran legt.

Für den heutigen Tag war mit einigen Bekannten ein Absteher in das Sabinergebirge verabredet und vorbereitet. Schon in der Frühe des Morgens hielten die für uns bestimmten Wagen vor dem Hotel Minerva, aber der Tag, auf den wir uns so sehr gefreut hatten, begann mit einem römischen Regen, und Wetterkundige sagten uns, vor Abend sei an eine Besserung nicht zu denken. Wir hofften noch immer und meinten, Wetterpropheten trafen nicht immer den Nagel auf den Kopf. Alle fünf Minuten liefen wir an das große Einfahrtsthor und schauten über die Piazza Minerva; ich wagte mich sogar bis zum Pantheon, aber auch dort stand der steinerne Elefant mitten im Regen, und mein hier wohnender Freund, Signore Petruccio, sagte mir: „Ergeben Sie sich drein! die Sabiner müssen es auch thun!“ Die Tour mußte also aufgegeben werden. Die Herren und Damen, welche heute recht lustig im Gebirge hatten umherschwirren wollen, zogen sich verdrücklich auf ihre Zimmer zurück, um zu schmollen und Briefe zu schreiben; ich aber wollte meine Anwesenheit in Rom nicht durch den Regen beeinträchtigen lassen. Es war ja in Rom selbst noch Manches nachzuholen. Dem Unabänderlichen Rechnung tragend, begab ich mich zur deutschen Nationalkirche „S. Maria dell' Anima“.

Die Zeit, der h. Messe beizuwohnen, war bereits verpaßt, denn der Gottesdienst ist schon um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr beendet, und dann werden für das große Publikum die Thüren geschlossen. Nachdem ich einen Blick auf die anspruchlose, aber edle Fassade geworfen, ging ich durch die enge Passage „Vicolo della Pace“ und klingelte an dem zur Kirche gehörigen österreichischen Hospiz, wo gerade gegenüber die Friedenskirche „S. Maria della Pace“ liegt. Dort pflegen neuerwählte Ehepaare die erste h. Messe zu hören, um Frieden und Einigkeit für ihre junge Ehe zu erbitten. Gewiß ein schöner und löblicher Brauch, welchem der beste Erfolg zu wünschen.

Eine kleine Marmorgruppe im Giebel des Portals, Madonna, von zwei Seelen im Fegfeuer angerufen, nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch, denn diese Gruppe oder vielmehr die Idee derselben ist der Grund zum Namen der Kirche: Santa Maria dell' Anima. Während ich dieselbe betrachtete, und meine Reflexionen daran knüpfte, wurde mir die Thüre geöffnet; ein Geistlicher, welcher mich zu meiner Freude in der

* Nachdruck verboten.

Sprache meiner Heimat begrüßte, kam mir entgegen und erklärte sich sogleich bereit, mir die Kirche zu zeigen.

Es ist stets ein wohlthuendes Gefühl, wenn man in der Fremde seine Muttersprache hört, zumal, wenn der Fleck des Bodens, auf dem man steht, mit dem fernen Vaterlande auf das innigste verwachsen ist. Solcher Stellen giebt es in Rom zwei, die Anima, wo deutsche Kranke und der Campo santo de Tedeschi, wo deutsche Pilger Aufnahme und im Falle des Todes ein Grab finden.

Der sehr freundliche und zuvorkommende Priester begleitete mich in die Kirche und erklärte mir die Einzelheiten derselben. Sie wird durch sechs Pfeiler in drei Schiffe geteilt und macht einen angenehmen, wenn auch keinen großartigen Eindruck; aber Alles wurde in meinen Augen doch sehr bemerkenswert, weil ich auf deutschem Boden stand. Gleich beim Eingange rechts befindet sich das Denkmal des Kardinals Andreas von Oesterreich, eines Sohnes des Erzherzogs Ferdinand und der bekannten Philippine Welser. In der ersten Kapelle weht uns ein bedeutungsvolles Stück deutscher Geschichte an. Der Maler Carlo Saraceni hat hier im Bilde dargestellt, wie der heilige Venno den Schlüssel zum Meißener Dom in den Eingeweiden eines Fisches wiederfindet. Bekanntlich hatte der Bischof denselben in die Elbe werfen lassen, damit der im Banne stehende Kaiser Heinrich IV. nicht gewaltsam eintreten könne.

Fürsichtig betrachtete ich das schöne Gemälde des Hauptaltars von Giulio Romano, welches er im Auftrage von Jakob Jäger und in Raffaelischem Geiste malte. Das Grabmal des Lufas Holsternus von Hamburg und der Grabstein Frundsbergs fesselten mich ebenfalls nicht lange, denn es zog mich zum Grabmale des Herzogs Karl Friedrich von Jülich-Cleve-Berg, welches sich an bevorzugter Stelle im Chore befindet.

Das hier stehende Denkmal wurde dem jungen Prinzen von seinem Gönner, dem Papste Gregor XIII., welcher von 1572—1585 auf dem Stuhle des heiligen Petrus saß, errichtet. Mit der Anfertigung desselben beauftragte er die niederländischen Bildhauer Agidius de Niviere und Nikolaus von Arras. Sie lösten ihre Aufgabe zur vollen Befriedigung des Papstes, und in der That fiel das Denkmal würdiger aus, als alle andern, welche um jene Zeit in Rom gefertigt wurden. Selbst die goldstrahlende Maria Maggiore kann sich nicht rühmen, aus jenen Tagen etwas Besseres oder auch nur ebenso Gutes zu besitzen.

Bewegt stand ich stille und dachte an den Lebensgang des jungen Fürsten, welcher jetzt ungefähr 300 Jahre unter diesem kalten Marmor schlief. Mit großen Hoffnung hatten ihn seine Angehörigen in die Welt geschickt, und schon nach vier kurzen Jahren fand er im fernen Rom ein allzufrühes Ende und in der deutschen Nationalkirche ein Grab, dessen Dasein nur wenige seiner Landsleute kennen. Traurigen Gemüthes stellte ich mir vor, wie seine Eltern ihn auf der Schloßterrasse zum letzten Male umarmten und ihm unter heißen Klüssen ihre Segenswünsche mitgaben. Hunderte Male hatte ich an jener Stelle gestanden und den Schmerz des Abschiedes mit dem trauernden Hofe geteilt, aber damals wußte ich noch nicht, daß eine Stunde kommen würde, wo es mir vergönnt sei, an seinem Grabe zu beten.

Karl Friedrich war der älteste Sohn des Herzogs Wilhelm IV. von Jülich-Cleve-Berg und der österreichischen Kaiserin Maria. Er wurde am 25. April 1555 auf dem Schlosse zu Düsseldorf geboren und berechtigte schon früh zu den schönsten Hoffnungen. Diese steigerten sich noch bei seinem Heranwachsen, denn er war von hellem Geiste, schöner männlicher Gestalt und kernfester Gesundheit. Sein Vater ließ ihm eine tüchtige Erziehung geben, denn es harrte seiner die Regierung eines schönen Reiches. Die prinziplichen Lehrer hatten an ihm einen aufmerksamen und für alles Gute leicht empfänglichen Schüler, dem sie mit dem besten Erfolge die Weisheit eines guten Regenten einprägten.

Die Bürger waren nicht wenig stolz auf den jungen Fürsten, der ihren Kindern mit einem so guten Beispiele voranging, und die Bewohner des Herzogtums erkannten in ihm mit Freuden alle Anlagen zu einem glückverheißenden Herrscher.

Mit 17 Jahren schien seinen Eltern die Zeit gekommen, wo er auf Reisen gehen müsse, teils um Erfahrungen zu sammeln, teils um sich geläufig in fremden Sprachen unterhalten zu lernen und soziale und politische Studien zu machen.

Sorgfältig schaute sich nun der Hof nach tüchtigen Reisebegleitern um, und das Augenmerk fiel zunächst auf den gelehrten Stephan Winand Bighius. Sein Zeitgenosse, der Kanonikus Johann Winter, schildert ihn als einen Mann von großem

und starkem Körperbau mit einem majestätischen Aussehen aber kindlich friedlichen Charakter. Er sagt von ihm, wenn sich seine Zunge an Gewandtheit mit seinem großen Wissen, seiner prächtigen Feder und seinem schönen Körper hätte messen können, so sei in jener Zeit Niemand im Stande gewesen, sich mit ihm zu vergleichen.

Wie sein gelehrter Oheim Albertus Bighius, Probst zu Utrecht, war er zu Campon, im Gebiete von Oberhesseln, geboren. Nachdem er die heimatischen Schulen absolviert, ging er seiner ferneren Ausbildung wegen nach Rom und verweilte dort acht Jahre in unermüdetem Fleiße. Bei seiner Rückkehr stellte ihn der Kardinal Granvella, Präsident des hohen Rates in Brabant, als Sekretair und Bibliothekar an, welche Ämter er zwölf Jahre lang ruhmreich verwaltete.

Von hier wurde er im Jahre 1571 nach Düsseldorf berufen, um dem jungen Herzoge ein Mentor auf seinen Reisen zu sein. Wilhelm IV. empfahl ihm seinen Sohn auf das Wärmste und trug ihm auf, über das Betragen desselben zu wachen, seine Sitten mit Würde zu bilden, ihm alles Merkwürdige zu zeigen und seine Kenntnisse in den fremden Sprachen eifrig zu vermehren. Wie gewissenhaft Bighius diese Aufträge erfüllte, davon reden seine Zeitgenossen nur flüchtig.

Mit einem mächtigen Gesolge reisten sie von Düsseldorf ab, besuchten die hervorragendsten deutschen Städte und begaben sich an den verwandten Kaiserhof nach Wien.

Die Erzherzöge Rudolph und Ernst kamen ihm in die Vorstadt entgegen, empfingen ihn mit einem glänzenden Gefolge und großer Auszeichnung und führten ihn in die kaiserliche Burg, wo man ihn mit Ehren und Auszeichnungen überhäufte; aber er blieb nicht lange dort, sondern ging mit dem Hofe nach Ungarn, wo die Krönungsfeierlichkeiten Kaiser Rudolphs vollzogen werden sollten. Unter den kontragenden Gästen, die zahlreich vorhanden waren, befand sich auch der König Heinrich III. von Frankreich, mit dem er schnell Freundschaft schloß. Wäre er am Leben geblieben, so hätte diese Begegnung für das Land von den segensreichsten Folgen sein können.

Von der kaiserlichen Familie mit den herzlichsten Segenswünschen entlassen, begab er sich über Kränthen, Salzburg, Tyrol, Steiermark etc. nach Italien und zwar zuerst nach Venedig.

Die Republik stand zu jener Zeit im höchsten Glanze und konnte ihres ungeheuren Reichthums wegen angefehene Fremde mit der größten Pracht empfangen. Karl Friedrich schwamm in einem Meere von Göttern, denn der Doge und der Senat wetteiferten miteinander, ihm die höchsten Ehren zu erweisen; auch die Gesandten des Papstes und des Königs von Frankreich kamen, ihn zu begrüßen.

Nachdem der junge Herzog die öffentlichen Ehrenbezeugungen und Feste entgegengenommen hatte, machte ihn sein Mentor auf die reichen Schätze der Kunst aufmerksam, führte ihn zu den prachtvollen Kirchen und Palästen, zu den großartigen Kunstsammlungen und in die Ateliers der berühmten Maler und Bildhauer. Sein Geist fand in der Lagunenstadt reiche Nahrung, und was er sah, erheiterte und veredelte sein Gemüth so sehr, daß Bighius mit dem Aufenthalte in Venedig ebenso zufrieden war, wie der Herzog selbst. (Schluß f.)

* Köln, 17. Juni. Zu der Mitteilung, betr. die Ausprägung der Erinnerungsmünze aus Anlaß der Vollendung des Domes, bemerkt die „Gem.“: Es ist selbstverständlich, daß die in Rede stehende Medaille die Bildnisse der Monarchen trägt, unter deren Regierung die Restauration und die Vollendung des berühmten Monumentes der gothischen Baukunst fällt, allein höchst befremdlich finden wir es, daß die zum Andenken an die Vollendung eines Gotteshauses, an dem Jahrhunderte gebaut, zu prägende Erinnerungsmünze nicht das Bildnis des regierenden Papstes und wenigstens noch das des gegenwärtigen Oberhirten der Erzdiözese Köln tragen solle. Wir haben das schon früher gerügt. Die Herren, welchen die Anfertigung des Entwurfes oblag, scheinen in dieser Beziehung Ansichten zu hegen, die jedenfalls mit denen des katholischen Volkes nicht harmonieren. Konnten sie sich nicht dazu entschließen, das Bildnis des Herrn Erzbischofes Melchers auf der Medaille anzubringen, weshalb wurde denn da nicht die ganze Idee aufgegeben? Konnten sie denn nicht voraussehen, daß das Fehlen des Kirchenfürsten auf einer Denkmünze, deren Charakter doch auch ein kirchlicher sein muß, auf jeden katholischen Rheinländer einen überaus schmerzlichen Eindruck machen und, so lange die MedailLEN existieren werden, die Erinnerung an Zustände wach erhalten wird, deren Unhaltbarkeit nachgerade doch jedem Christen einleuchtet? In welcher Diözese schlägt man Denkmünzen, welche die staatliche „Absetzung“ ihres Oberhirten verewigen?

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 26.

Sonntag, den 27. Juni

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

IX.

Gruppe XIV: Die Papierindustrie. Gruppe XV:
Polygraphische Gewerbe; erste Abteilung:
Druck- und Verlagswerke.

Wir gelangen heute auf unserer Weiterwanderung in eine interessante Gruppe, nämlich in diejenige der Papierindustrie, die auf unserer Ausstellung, wenn auch räumlich nicht sehr umfangreich, so doch ihrer Bedeutung nach sehr gut vertreten ist. Jedermann weiß, welche eine großartige Rolle in unseren Tagen das Papier spielt; hat man doch unser Zeitalter das papierene genannt, zunächst wohl im Hinblick auf die 12 bis 15,000 Zeitungen (oder sind es noch mehr?) die allein in Deutschland erscheinen und die in vielen Millionen Exemplaren alltäglich verteilt und gelesen werden. . . . Gutes und Schlechtes, Schönes und Häßliches, Edles und Unwürdiges, denn diese Gegensätze bringt einmal das ganze Menschenleben mit sich. Und vollends die Bücher, die ohne Papier gleichfalls nicht da wären, und von denen man noch kürzlich ausgerechnet hat, daß die jährliche Produktion, nur bei uns in Deutschland, einen Berg ausmacht, der einem halben Chimborasso gleichkommt. Das Buch der Bücher, Gottes Wort, hätten wir ja nicht ohne Papier, und es gibt in der Welt kein anderes totes Material, dem der lebendige Menscheng Geist so universell und so unmittelbar zur Seite stände wie hier.

In neuerer Zeit, wo die stets wachsende Industrie auf allen Gebieten die seltsamsten Dinge ins Leben ruft, hat man das Papier zu allerlei Zwecken verwandt, die oft geradezu unglücklich erscheinen; in Amerika baut man ganze Häuser daraus, und in einer Stadt in Pennsylvania soll es sogar eine Kirche geben (gesehen habe ich sie freilich nicht), die ganz aus Papier gebaut ist. Auch Döfen macht man dort aus Papier, die wir aber erst recht sehen müssen, um es zu glauben; vielleicht sind sie nur für den Sommer bestimmt, und dann ginge es allenfalls. Bei uns deckt man längst die Häuser mit Papier (denn die sogenannte Dachpappe ist nichts anderes), ja, das Dach unseres schönen Ausstellungsgebäudes besteht ganz aus Papier, das bei schönem Wetter überaus praktisch ist; bei starkem Regen allerdings weniger, denn das „erquickende Maß“ bringt an gar vielen Ecken und Enden herab; seitdem man aber nicht mehr genötigt ist, die Schirme am Eingang abzugeben (ein Gebot, welches der verehrliche Vorstand vermutlich aus diesem Grunde aufgehoben hat), können doch die Damen beim Durchwandeln der Hallen ihre schönen Hüte und Kleider gegen das verheerende Element schützen. Am letzten Sonntagnachmittag kamen sogar diejenigen, die sich während des Gewitters aus dem Garten in das nördliche Vestibül retten wollten, buchstäblich aus dem Regen in die Traufe. So gibt es eben nichts Vollkommeneres auf dieser Welt.

Der Garten ist übrigens durch den Regen der letzten Tage nur um so schöner geworden, und auch das Dach wird schon

genügend ausgebessert werden, um ähnlichen Kalamitäten, die nicht zu unterschätzen sind, in Zukunft vorzubeugen. Doch zur Sache, und treten wir unseren Rundgang an.

Gleich in der ersten Koje links (wenn wir die Ledergruppe verlassen) finden wir eine interessante Ausstellung von allerlei Holzarten, die zu Cellulose, das auch eine Art von Pappe oder Papier ist, verarbeitet werden. In den einzelnen Fächern kann man die ganze Verarbeitung verfolgen, bis endlich in der untersten Reihe der wollige, buntfarbige Faserstoff zum Vorschein kommt. Das Material wird namentlich zu „dichtenden“ oder sogenannten „Dichtungsringen“ verwandt, die aber mit der Poesie nichts gemein haben, sondern zu Maschinenzwecken dienen. Sie sind aus der bekannten Fabrik von May Dresel in Dalste bei Dölefeld und bilden eine wichtige Spezialität dieses Hauses.

In der nächsten Koje (der zweiten) ist die ganze linke Wand, hinter einem Berge von großen und kleinen Dintenflaschen, sehr hübsch mit Linealen, Reißschieben u. dgl. dekoriert — von H. v. a. der Moolen in Belbern — und die Geschäfts- und Kontorbücher von W. Sieben in Aachen und F. Richter in Düsseldorf verdienen eine sehr lobende Erwähnung. In der letzten Koje steht das niedliche Modell einer Konvertmaschine von R. Schmidt in Elberfeld, bei der wir nur bedauern, sie nicht in Thätigkeit zu sehen; aber auch so ist der ingenieure Mechanismus leicht zu begreifen. Diese Fabrik produziert (nach dem Katalog) in runder Summe hundert Millionen Konverts jährlich, ein Beweis für die uermessliche Korrespondenz unserer Tage. Unter der zierlichen Maschine liegt in einem Glaskasten ein prächtiges Album von der Dimension eines kleinen Tisches; jedenfalls das größte und vielleicht auch das schönste in der ganzen Gruppe; ein wahres Meisterstück an Buchbinderarbeit von P. Guntermann in Düsseldorf. An der Hinterwand dieser Koje steht ein großer Schrank, der mit unzähligen Federhaltern angefüllt ist. Diese Federhalter sind eine neue patentierte Erfindung (von A. Fust in Elberfeld) denn sie enthalten zugleich die Dinte für den ganzen Tag, und hätte man auch noch so viel zu schreiben. So wenigstens lautete die Erklärung. Als Karikatur wollen wir sie gern gelten lassen, aber zu eigenem Gebrauche ziehen wir doch unsere gewöhnliche Stahlfeder vor. Gerade auf diesem Gebiete sind in der letzten Zeit unzählige Erfindungen gemacht worden, die stets sehr flott sind, indess nur höchst selten praktisch sind. Wer weiß, im nächsten Jahrhundert kommt eines Tages ein kluger Kopf plötzlich auf den Gedanken, die Schwungfedern der ehrlichen Hausgans zum Schreibkiel zu benutzen, und zwar als etwas ganz Neues, und die alten Lute erzählen dann, wie sie sich sehr gut erinnern, daß ihre Vorfahren sich schon der Gänsefedern bedient haben. „Im ewigen Kreislauf dreht sich die Welt“, sagt der Dichter. In derselben Koje haben die Gebrüder Tönnies in Düsseldorf Geschäftsbücher ausgestellt, darunter ein wahres Prachtexemplar an schöner, kostbarer Arbeit, mit reichem gothischen Beschlage, ein würdiges Seitenstück zu dem Guntermann'schen Album vis-à-vis; . . . vermut-

lich für den Baron Rothschild, oder für sonst einen Börsen-
könig. Desgleichen ein stattliches Hauptbuch für das hiesige
Bankhaus Budenmeter, das gewiß aufs Neue und zur Genüge
den Beweis liefert, daß die hiesigen Firmen die bekannte
hannoversche Konkurrenz wahrlich nicht zu scheuen brauchen.
Die Gebr. Ebnes haben übrigens auch auf der internationalen
Papierausstellung in Berlin (vor zwei Jahren) einen Verdienst-
preis erhalten.

In der gegenüberliegenden Ecke auf der anderen Seite,
rechts, stehen hochaufgebaut ungeheure Rollen von endlosem
Papier aus der Fabrik von G. J. Halbrod in Hillegosen
bei Bielefeld. Die jungfräulich weißen Rollen sind mit breiten
rosa Bändern und Spheuranen verziert, einige darunter sollen
gegen 10,000 Meter Papier enthalten. Das macht schon mehr
als eine deutsche Meile, und wenn man die Rollen nachmessen
wollte, so würde das Metermaß vom Ausstellungsplatze bis
weit über Düsseldorf hinausgehen. Mit einer einzigen solchen
Rolle könnte man das ganze große Ausstellungsgebäude fast
bis an das Dach einhüllen. Auch die vorhergehende Ecke mit
einer sehr geschmackvoll errichteten Pyramide aus allen mög-
lichen Papiersorten und Pappen, von C. Eichhorn in Jülich,
dürfen wir nicht vergessen. Die angefehene Firma produziert
in ihrer Fabrik, wo außer der Wasserkraft noch 8 Dampf-
maschinen arbeiten, eine unermessliche Menge namentlich von
Bachpapieren, mit einem weit über Deutschland und sogar über
Europa hinausgehenden Export.

In den beiden übrigen Ecken fällt uns zunächst an einer
Hinterwand eine große Auswahl von farbigen Papierrollen
auf, die man in sehr feinen Schattierungen zusammengestellt
hat. Es sind die Glaspapiere der Fabrik von Fr. Elsas
in Barmen; desgleichen ein Glaskasten von L. Kiesenbörger
in Aachen, mit eleganten Gläsern für Uhrmacher und Ju-
weliere. Die Gläser sind natürlich leer, und man muß sich den
kostbaren Schmuck hinzudenken, der später auf diesen zarten sei-
denen und sammetnen Polstern liegen wird; aber schon solche
Hüllen lassen auf etwas Prächtiges schließen. In der letzten
Ecke hat die Papierfabrik von S. Selbmaier in Ratingen
ihre Produkte ausgestellt, und daneben eine noch neue Firma,
die der Neuzer Aktiengesellschaft, deren Pergament-
papier sich bereits einen sehr guten Ruf erworben hat. Die-
selbe Fabrik zeigt uns in einem Glasschrank des Mittelraumes,
wohin wir uns jetzt wenden, noch weitere Proben
ihrer vortrefflichen Artikel. Sonst ist dieser Mittelraum zu-
meist mit Buchbinder- und Kartonnage-Arbeiten ausgefüllt, von
denen viele zu den besten ihrer Art gehören. Wir nennen hier
nur einige der bekanntesten Firmen, ohne dadurch den Wert
der anderen herabsetzen zu wollen; aber das läßt sich bei einer
allgemeinen Schilderung aller Ausstellungsgruppen, wie wir
es vorhaben, nicht ändern. Das wahrhaft Gute findet trotz-
dem immer Anerkennung, vorzüglich im vorliegenden Falle, wo
nicht allein sämtliche Zeitungen von Rheinland und Westfalen,
sondern auch noch viele andere Blätter Deutschlands fortlau-
fende Ausstellungsberichte bringen. Einige dieser Firmen, u. a.
H. Gompertz in Köln, haben einen vollständigen Laden aus-
gestellt mit feinen Lederwaren, Luxuspapieren, Dintenfassern
und jenen unzähligen anderen Dingen, die man in einer gro-
ßen Papeterie findet, viele hundert niedliche Sachen, wo-
bei man aber nicht weiß, was eigenes Fabrikat, oder was aus
Paris oder Wien hinzugekommen ist. Da wird es schwer, zumal
bei nur flüchtiger Betrachtung, die eigentliche Selbstpro-
duktion der Firma herauszufinden und darnach (denn im Grunde
handelt es sich doch nur um diese) sein Urteil abzugeben. Dies
gilt übrigens nicht allein von der heutigen Gruppe, sondern
auch noch von vielen anderen.

In der Fabrikation von Geschäftsbüchern größten Stils
nimmt die Firma von Weiß u. Zimmer in M.-Glabbach
einen hervorragenden Platz ein, sowohl was Reichhaltigkeit in
der Auswahl, als Geschmack und Solidität betrifft. Auch R.
van den Berg in Düsseldorf gehört hierher, der speziell
prachtvolle Ledereinbände liefert. Ein von diesem Hause aus-
gestelltes Meßbuch verdient ganz besondere Erwähnung. Ge-
schmackvoll und reichhaltig sind auch die Vitrinen von G.
Leuchtenberg in Duisburg und von J. Edelbeck in Mün-
ster; manche dieser Prachtbinden geben wirklich den Pariser,
oder was seit ungefähr 10, 15 Jahren dasselbe sagt, den Leip-
zigen nichts nach.

Hierher gehört auch die bekannte Firma von F. Eilers in
Bielefeld mit sehr schönen Geschäftsbüchern und sauberen Buch-
druckarbeiten, und eine etwas bunt, aber zugleich geschmackvoll
ausgeschmückte Vitrine der Kartonnagefabrik von Ferd.

Maeco in Aachen. Interessant sind ferner die Produkte der
Bitter'schen Fabrik in Ehrenfeld bei Köln, wo das Papier
und die Pappe aus Stroh, Torf, Holz und Hanf hergestellt
wird und wo wir sogar hübsche Tönnchen und Fäßchen aus Pa-
piermasse sehen, die nicht allein recht solide, sondern auch was-
ferdicht sein sollen. In die ähnliche Kategorie gehören auch
die gepreßten Papierschlüsseln von C. u. R. Schmidt in El-
berfeld, die recht nett und gefällig aussehen und im Notfalle
auch wohl porzellanene Schlüsseln und Teller ersetzen können.
Nur die vielen auf die Schlüsseln und Düten gedruckten Firmen
von Obst- und Gemüsehändler, Bäckereien, Spezereigeschäf-
ten u. s. w. wollten uns nicht gefallen; das schmeckt allzusehr
nach Klame. B. J. Schmitz in Düsseldorf, eine noch junge
Firma, produziert in ihrer Fabrik jährlich Millionen von Dü-
ten und Papierbeuteln, die durch ganz Deutschland gehen.
Was wohl Alles darin eingewickelt und verpackt wird: Wer
das aufzählen möchte!

Endlich — last not least sagt der Engländer: der letzte, aber
wahrlich nicht der geringste — nennen wir noch die Papier-
fabrik von J. W. Zanders in B.-Glabbach, die größte und
jedenfalls die älteste Firma ihrer Art im Lande, denn sie ist
über 200 Jahre alt. Sie liefert namentlich das vortreffliche
Düten- oder Handpapier, das in neuerer Zeit für die Pracht-
ausgaben der Buchhändler so viel verwendet wird. Ihr direktes
Absatzgebiet ist ganz Europa, aber die auf ihrem Papier ge-
druckten Bücher gehen durch die ganze Welt.

Das wäre im Ueberblick eine kurze Skizze dieser interessanten
Gruppe; wir wenden uns nun zu der folgenden XV., die schon
insofern mit der vorhergehenden in genanem Zusammenhange
steht, als auch ihre Grundlage hauptsächlich das Papier bildet,
wollens die erste Abteilung dieser Gruppe: Druck- und
Verlagswerke, auf die wir uns für heute wohl werden
beschränken müssen.

Wir finden hier gleich rechts die ansehnlichste Ausstellung
der ganzen Gruppe, auf die der fatale Ausdruck „Ecke“ ganz
und gar nicht paßt, denn es ist ein geräumiger und eleganter
Salon, in den wir eintreten: ein Besuch, den wir der Buch-
handlung von Belhagen u. Klasing in Bielefeld machen.
Die Firma ist durch ihre ausgezeichneten Verlagswerke in ganz
Deutschland rühmlichst bekannt, speziell durch ihre Atlanten,
die an Genauigkeit, Reichhaltigkeit und (was nicht zu über-
sehen ist!) an Billigkeit alle anderen übertreffen. Die ganze
Hinterwand des Salons nimmt eine schöne Bibliothek ein, die
gewiß mancher Bücherfreund sein eigen nennen möchte. Auf
einem Tische rechts stehen Prachtausgaben für Bibliophilen,
deutsche und lateinische Klassiker, und vis-à-vis finden wir das
populärste Werk dieser Firma, das Kochbuch von Henriette
Davidis, und zwar in dreißigwanzig Bänden, denn so viel
Auflagen hat dieses Werk bereits erlebt. Welche deutsche Frau
kann nicht dies Buch, und wer von uns hätte nicht schon bei
einer guten Mahlzeit mit Anerkennung der Verfasserin gedacht.
Ein edler Menschenfreund sollte dies Kochbuch kaufen und der
großen Restauration im Ausstellungsgarten zum Geschenk ma-
chen, aber unter der Bedingung, auch genau darnach zu kochen
und zu servieren. Dann wäre dem „langgeheulten Bedürfnis“
gründlich abgeholfen.*)

Im Mittelraume selbst finden wir ganz in der Nähe die Din-
sche Buchhandlung in Trier, mit den schönen Bildern der dortigen
Kirchen und Römerbauten. Die letzteren sind auch in hübschen
Modellen ausgestellt, speziell die Porta Nigra, die Bäder und
die Igelssäule. Wir empfehlen diese Ausstellung angelegentlich
allen denen, die sich für diese älteste Stadt Deutschlands in-
teressieren, denn sie gibt ein vortreffliches Bild von der Groß-
artigkeit ihrer Monumente.

Dicht daneben zeigt sich ein anderer angesehener rheinischer
Buchhändler und Verleger, dessen Unterhaltungsliteratur sehr
geschätzt und weit verbreitet ist: J. P. Bachem in Köln. Ich
nenne u. a. eines der anerkannt besten Bücher der Neuzeit, das
diese Firma verlegt hat: Fabiola von Wisemann; sonst darf
ich hier den Verlag nicht allzusehr herausstreichen, weil auch
Bücher von mir selbst darunter sind, und Bescheidenheit ziert
jeden Schriftsteller, auch wenn er nur Ausstellungsberichte
schreibt. Auf eine Sammlung sehr schön gebundener Gebet-

*) Die Verlagsbuchhandlung gestattet auch, ihren auf dem Tische in der
Mitte liegenden Katalog (ein sauber gedrucktes Buch von über 200
Seiten) mitzunehmen, und bittet nur diejenigen, die von dieser Er-
lanbnis Gebrauch machen, ihren Namen in die daneben aufgelegte
Liste einzuschreiben.

bücher derselben Firma möchte ich aber noch besonders hinweisen.

Sehr hübsch und gewissermaßen vornehm präsentiert sich uns etwas weiterhin ein nicht minder respektables Haus, nämlich die lithographische und typographische Anstalt von F. W. Kuhfus in Dortmund. Wer sich die Mühe geben will, in den Folianten, die auf dem langen Mahagonitisch mit der schön gearbeiteten Rückwand ausgelegt sind, zu blättern, wird einen wahren Genuß davon haben.

Von hier aus haben wir dann noch in dieser Gruppe drei Kojen zu betrachten. Die nächste ist auf allen Wänden von oben bis unten nur mit bunten Bildern dekoriert, so daß man anfangs nicht recht weiß, was man daraus machen soll. Tritt man aber näher hinzu, so sieht man, was all die bunten Bilder zu bedeuten haben. Es sind nämlich Geschäftsanzeigen, Plakate, Etiketten, Adresskarten und dergl. von allen möglichen Etablissements und Unternehmungen, von der großen Fabrik an, die eine ganze Landschaft darstellt, bis zum kleinsten Tabaks- oder Spezereihändler, die alle, alle ein hübsches Bildchen anfertigen lassen, um sich dem Publikum zu empfehlen. Auch eine neue Industrie, von der unserer Boreltern so gut wie nichts wußten. Litho-chromo-typo-zinko- und Golt weiß, was sonst noch für graphische Druck! Ueber den langen Titel hätte ich beinahe die Firma vergessen: J. C. Metz in Frankfurt a. M., ein angesehenes, renommirtes Haus, dessen Kunstschaff sich über ganz Europa und noch weiter erstreckt.

In der anstößenden Koje finden wir alsdann den wahren Künstler, dessen bloßer Name schon Vortreffliches und Schönes verbürgt: Bred' amour in Düsseldorf. Wer hätte nicht in irgend einem Pracht- oder sonstigen illustrierten Werke unter einem hübschen Holzschnitte diesen Namen gesehen! An der einen Wand hängt eine reiche Auswahl von Bildern aus den Ateliers dieser Firma, und den Hintergrund schmückt ein hübsches allegorisches Gemälde von Nober, mit den Meistern Dürer und Holbein zu beiden Seiten. Wer sich für Xylographie (Holzschnittekunst — will ich für meine Leserrinnen hinzufügen) besonders interessiert, findet in einem darunterstehenden Glaskasten Proben der ganzen Prozedur.

In der dritten und letzten Koje haben gleichfalls zwei bedeutende Firmen ausgestellt: A. Bagel in Düsseldorf und G. D. Baedeker in Esen. Die erstgenannte vereinigt so ziemlich Alles: Papierfabrik, Buch- und Steindruckerei und Verlagsbuchhandlung. Das großartige Etablissement liegt nicht weit vom Ausstellungsplatze und wir sprachen noch kürzlich einen sachverständigen Freund, der es besah, und viel Interessantes und Nützliches davon erzählte. Auch Baedeker hat einen weitverbreiteten Ruf, speziell durch seine Schulbücher und Schulwandkarten.

Die weitere Besprechung dieser Gruppe, die hier ohnehin durch einen Querdurchgang geteilt wird, und zu der wir dann, um für diese nördliche Langhalle zu einem richtigen Abschluß zu kommen, noch die XIX. Gruppe, das Schulwesen, hinzunehmen werden, folgt in unserem nächsten Artikel.

Deutsche Gräber in fremder Erde.*)

Von Wilhelm Herchenbach.

I.

(Schluß.)

Nun ging es nach Rom, wo sich der kunstliebende Papst Gregor XIII. bereits durch seine großartigen und prächtigen Bauten ausgezeichnet hatte. Die Stadt Rom wimmelte damals von Fremden, denn es war die Zeit des großen Jubiläums. Aus der ganzen Welt strömten Priester und Laien durch die Thore der Stadt, um den großartigen kirchlichen Festlichkeiten beizuwohnen. Eine große Zahl von Bischöfen und Fürsten weilten in der Hauptstadt der Christenheit, und Niemand konnte Anspruch darauf machen, besonders beachtet zu werden.

Dennoch schenkte der Papst dem jungen Herzog vor allen Andern eine große Aufmerksamkeit und bereitete ihm nicht allein einen glänzenden Empfang, sondern gab ihm auch Wohnung im Vatikan, wo er von Kardinälen und Fürsten besucht und mit Aufmerksamkeit förmlich überschüttet wurde. Ein Fest, ein Gastmahl folgte dem andern. Damit sein Aufenthalt in Rom auch die rechte Frucht bringe, verordnete er, daß ihm alle Sehenswürdigkeiten

und Anstalten offen standen. Sein Mentor wurde ihm hier ebenfalls vom größten Nutzen, denn durch seinen langjährigen Aufenthalt kannte er die Hauptstadt der Christenheit besser, als die meisten geborenen Römer.

Am Weihnachtsfeste des Jahres 1574 wurde ihm die größte Ehre zu Teil, die ein weltlicher Fürst erhoffen kann, denn er erhielt aus der Hand des Papstes den geweihten Hut und Degen.

Die Degenweihe ist alt und rührt ursprünglich von dem Papste Paul I. her. Der Fürst, welcher diesen Degen erhält, wird dadurch gleichsam zum Verteidiger der Kirche ernannt. Den ersten erhielt Pipin von obengenanntem Papste. Später, als die Kaiser sich in Rom krönen ließen, nahm der Papst ein bloßes Schwert vom Altare des h. Petrus und umgürtete damit den Kaiser. Dadurch wurde er Soldat des h. Petrus und Verteidiger der Kirche.

In noch spätern Zeiten wurde der Degen nicht mehr dem Mächtigsten, sondern dem Würdigsten erteilt. Er ist ein Seitenstück zu der in der Osterwoche geweihten goldenen Krone, welche der h. Vater an die würdigste Fürstin verleiht. Es kann dabei sehr wohl vorkommen, daß der Papst, durch falsche Berichte getäuscht, nicht die richtige Person trifft, wie dieses bei des Herzogs Schwägerin, der bekannten Jacobe von Baben, wirklich der Fall gewesen zu sein scheint.

Punkt 12 Uhr in der heiligen Nacht begannen in Rom alle Glocken zu läuten, und Jeder bereitete sich auf das Fest der Geburt Christi vor. Am Christmorgen wurde in der Sixtinischen Kapelle, die Vespro Papala abgehalten, zu welcher nur die Hausgenossen des Papstes Zutritt hatten. In der darauf folgenden ersten Weihnachtsmesse geschah die Segnung der beiden Gegenstände. Der Stocco oder Degen war eine echte Damascener-Klinge in einer Scheide von rotem Sammt, der Cerretone ein großer Hut mit breiter Krämpfe, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert getragen wurden. Er bestand aus rotem Sammt und war mit Perlen, weißen Federn und einer kunstreichen goldenen Agraffe geschmückt.

Als der Papst aus dem Vatikan zum Hochamte in die Peterskirche zog, wurden sie neben ihm hergetragen, so daß das Volk sie sehen und bewundern konnte. Karl Friedrich empfing diese beiden Auszeichnungen in der Peterskirche und im Beisein einer unzählbaren Volksmenge aus des Papstes eigenen Händen und erhielt dadurch gleichsam die Bestätigung als Herzog von Jülich Cleve-Berg.

Hochgeehrt ging der junge Herzog mit seinem Mentor und dem Gefolge nach Neapel, aber er verweilte daselbst nicht lange, sondern kehrte im Februar nach Rom zurück.

Einige Tage nachher wurde er hier zum Schrecken seines Mentors von den Blattern und einem so heftigen Katarrh ergriffen, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Der Papst schickte ihm die besten Aerzte, die in Rom zu finden waren, sogar seinen eigenen Leibarzt, und er kam selbst an das Krankenbett, um ihm Trost einzusprechen. Täglich schickte er einen hohen Geistlichen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, oft siebenmal. Am 8. Tage fühlte der junge Herzog den Tod nahen. Da reichte er seinem Mentor Stephan Pighius, seinem Lehrer Werner von Ghantich, und den sechs jungen Edelknechten seines Gefolges, welche im Sterbezimmer versammelt waren, die Hand zum ewigen Abschiede, und am folgenden Tage war er eine Leiche.

Untröstlich umstanden sie das Sterbebett; Pighius war so tief ergriffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte; aber gegen Gottes Fügungen durfte er nicht murren. In der Kirche dell' Anima, an der Stelle, wo jetzt das Denkmal steht, bereitete er ihm das Grab. Der Papst aber, welcher in dem früh verbliebenen Jünglinge die Eltern und ihr Land ehren wollte, setzte ihm das Monument, dessen Inschrift besagt, daß er während des Jubiläums aus Liebe zur Religion und zu den besten Studien nach Rom gekommen. *)

In dem zur Sakristei führenden Gange steht man über der Thüre ein Relief, auf welchem der Papst dargestellt ist, wie er dem fürstlichen Jünglinge Hut und Degen überreicht. So ist die mit der Stadt Düsseldorf so eng verbundene Handlung im fernen Rom verewigt.

Als Herzog Wilhelm die Schreckenskunde erhielt, konnte er

*) Wie Wolters dazu kommt, das Grab nach S. Maria del Popolo zu verlegen, begreife ich nicht. An der Stelle dieser Kirche (del pop) setzten die Ammen Neros dessen Asche bei, und im anstößenden Kloster wohnte Martin Luther, als er in Rom war, aber Karl Friedrich ruht nicht dort, sondern in der deutschen National-Kirche.

*) Nachdruck verboten.

nur „mal, mal!“ stammeln. Seitdem ein Schlag seine Junge gelähmt, war dieser kurze Ruf bei einer schlechten Nachricht häufig bei ihm.

Mit tranrigem Herzen und von einer tiefen Schwermut ergriffen, kehrte Pighius an den Rhein zurück. Nicht den geliebten Sohn brachte er heim, sondern nur den Hut und den Degen. Herzog Wilhelm aber wußte, welche treuen Dienste er seinem Kinde geleistet und gab ihm zur Belohnung die erledigte Scholasterstelle an dem Stifte zu Xanten. Hier gab er sich mit erneutem Eifer den Studien hin und schrieb unter andern Werken auch seinen Hercules Probiolus über den Unterricht für einen jungen Fürsten.

Das Land Jülich Cleve-Berg hatte durch Karl Friedrichs Tod einen schweren Schlag erlitten, denn der alternde Herzog war dem Blödsinn verfallen, und sein einziger Sohn Johann Wilhelm, Bisstumsverweser von Münster, hatte das Uebel von ihm ererbt.

Wie das Land unter seiner und seiner Gattin Jacobes Regierung an den Rand des Verderbens geriet und wie die Ansprüche der Schwäger es gänzlich zu Grunde richteten, das gehört nicht hierher, aber sicherlich wäre die Zukunft des Landes eine bessere geworden, wenn es Karl Friedrich vergönnt gewesen wäre, den Hut und das Schwert des Papstes nicht allein zu erhalten, sondern auch zu tragen.

Beim Abschiede aus der Kirche legte ich meine Hand auf den kalten Marmor und dachte daran, daß der Vater und der Bruder des herrlichen Jünglings auf dem Schlosse zu Düsseldorf starben und unter dem prächtigen Mausoleum in der St. Lambertuspfarrkirche daselbst schlummern. So trennte der Tod durch weite Entfernung, was das Leben und die Liebe vereint hatte.

Der geistliche Herr lud mich ein, recht oft wiederzukommen, und ich that es gerne, denn die Kirche bietet noch Manches, was des Beschauens und Ueberdenkens wert ist.

Dem Besucher der Kirche und des Hospizes liegt die Frage über den Gräber sehr nahe, denn wer sollte nicht mit dankbarem Gemüthe derjenigen gedenken, welche in so liebevoller Weise für ihre Landsleute gesorgt haben!

Im 14. Jahrhunderte, als die Niederlande noch zu Deutschland gehörten, lebte zu Rom ein gewisser Johann Peters aus Dortrecht, welcher in der päpstlichen Armee die Stelle eines Sargent d'armes bekleidete. Er sah täglich die großen Schaaren von Pilgern, die vom ganzen Erdkreise nach Rom kamen, um an den heiligen Stätten zu beten, ihre Sünden zu büßen und Ablass zu verdienen. In dem von Fremden überfüllten Rom war es schwer für sie, ein geeignetes Obdach, und wenn sie krank wurden, ärztlichen Beistand und Pflege zu finden. Häufig bemerkte der gute Dortrechter solche Verlegenheiten auch bei seinen Landsleuten, und beßhalb faßten er und seine Frau Katharina den Entschluß, für kranke deutsche Pilger ein freundliches Asyl zu errichten. Der päpstliche Geheimschreiber Dietrich von Niem griff diesen Gedanken mit Freuden auf und beteiligte sich an der Ausführung. Im Jahre 1399 stifteten sie in der Region Barione ein Pilgerhospital für Deutsche, und der damalige Papst Bonifaz IX. bestätigte es noch in demselben Jahre. Damit war einem großen Bedürfnisse abgeholfen; die deutschen Pilger, welche in Rom krank wurden und in den überfüllten Hospitälern keine Aufnahme fanden, ließen sich zu ihren Landsleuten in der Anima bringen, wo ihnen außer einer sorgfältigen Körperpflege auch geistlicher Trost gespendet wurde.

Zweihundert Jahre später kam die jetzige Kirche dazu. Der kaiserliche Gesandte Matthias Lang legte am 11. April 1500 den Grundstein. Den Bau führte unter Leitung Bramantes ein deutscher Architekt. Im Jahre 1714 war sie vollendet und konnte der Andacht der Gläubigen übergeben werden.

Bermischtes.

* Aus dem vor einigen Tagen erschienenen „Korrespondenzblatt des Verbandes katholischer Studentenvereine Deutschlands“ ersieht man, daß dem Verbands, der aus 18 Vereinen besteht und noch durch den neugegründeten Verein Brisgobia in Freiburg vermehrt wird, 564 Studenten im Wintersemester 1879/80 angehörten. Der Verband weist die respektable Zahl von 1661 Philistern auf. An allen Hochschulen Deutschlands, mit Ausnahme weniger, existieren solche Vereine, welche man jedem katholischen Studenten aufs Wärmste empfehlen kann. Die Vereine sind, nach dem Alter, folgende: „Katholischer Beseverein“ in Berlin, „Arminia“ in Bonn, „Germania“ in Münster, „Walhalla“ in Würzburg, „Otonia“ in München, „Winfribia“ in Göttingen, „Unitas“ in Breslau, „Ae-

mania“ in Tübingen, „Carolingia“ in Aachen, „Palatia“ in Heidelberg, „Normannia“ in Greifswald, „Erwinia“ am Polytechnikum in München, „Sittia“ in Karlsruhe, „Teutonia“ in Leipzig, „Franconia“ in Straßburg, „Gothia“ in Hannover, „Dorussia“ in Königsberg und „Barmia“ in Braunsberg.

* Petersburg. Wie die „Moskauer Ztg.“ meldet, regt sich jetzt gegen gewisse anstößige Freisprechungen, wie sie durch die Geschworenen mehrfach ergangen sind, die Entrüstung des Publikums. In Odesa waren zwei solche Freisprechungen neuerdings dicht hintereinander erfolgt, nämlich am 20. Mai und am 28. Mai dieses Jahres. Gleich darauf hat ein Mann in unmenschlichster Weise seine Frau auf der Straße ermordet, während selbige einen Säugling auf den Armen hatte und denn Mann fußfällig um Schonung anflehte. Mit Mähe nur konnte der Verbrecher der Volkswut entzogen werden, indem die zusammengelaufene Menge unablässig auf die eben vollzogenen Freisprechungen tödtlicher Mörder hinwies. Der Mörder, dessen Sache in Odesa am 20. Mai verhandelt ward, war ein ehemaliger Offizier. Er hatte seine Geliebte aus Eifersucht ermordet; drei Tage vor Ausführung der That kaufte er sich ein Messer und verlor es; er kaufte sich ein anderes Messer und schiffte es noch speziell zu. Trotzdem nahmen die Odesaer Geschworenen „Affekt bis zur Besinnungslosigkeit“ an, und so erfolgte die Freilassung des Mörders. In dem andern Falle, der am 28. Mai d. J. zur Verhandlung kam, handelte es sich um einen Edelmann, den seine Mutter in der Kindheit arg verzo-gen hatte, so daß er keiner Neigung Gewalt anzuthun pflegte. Er heiratete aus Laune, verließ die Frau aus Laune, knüpfte aus Laune Bekanntschaften an, während welcher gleichzeitig er die verlassene Frau um Geld anging. Er ermordete seine Geliebte, eine Theater-Soubrette, und bewies bei der Gerichtsverhandlung, wie er genau wußte, was er gethan und was zur Milderung seiner Bestrafung beitragen konnte. Aber wieder kam bei den Geschworenen der „Affekt bis zur Besinnungslosigkeit“ zur Geltung und wieder ward der Uebeltäter freigesprochen! — Eine fernere Schreckensthat, zu welcher ohne Zweifel frühere Freisprechungen mit Veranlassung gegeben, ist in einem Dorfe des Gouvernements Pensa vorgefallen. Dort haben die Bauern eine Frau als „Hexe“ zu Tode gemartert, indem sie ihr alle Knochen zerstückelten. Bekanntlich wurden im Oktober vorigen Jahres in der Stadt Tichwin (Gouvernement Nowgorod) von den Geschworenen 16 Bauern freigesprochen, die eine arme alte Frau mit ihrem Hause lebendig als „Hexe“ verbrannt. Die Sache machte großes Aufsehen, und es kam inzwischen auch einmal der Fall vor, wo ein „Hexenmeister“ totgeschlagen und der Mörder freigesprochen worden. Man sieht daraus deutlich, wie die unerhörte milde Praxis der russischen Geschworenen wirkt; es kommt dazu, daß bei diesen Hexentötungen viel Verschlagenheit auf Seite der bezüglichen Bauern sich zeigt, insbesondere das bewußte Bestreben, der Justiz geistlich durch „Selbsthilfe“ zuzukommen. Die Urtheile, welche in solchen Fällen freisprechende Urtheile beschönigen, verweisen auf die Unwissenheit der Bauern, verlangen Vermehrungen der Schulen“ u. dergl. Daß aber bei solcher Praxis der Geschworenen die Vermehrung der Schulen zum Aufhören des „Hexenglaubens“ führen oder den Mißbrauch des „Hexenglaubens“ verhüten würde, ist keineswegs anzunehmen. Wir haben gerade in Rußland „Hochgebildete“ genug, die den ausgesprochensten Unglauben zur Schau tragen und doch höchst abergläubisch sind. Es muß eben auf der einen Seite die Religion, auf der anderen die Justiz ihre Schuldigkeit thun.

* Ueber das Baden mit vollem Magen entnehmen wir dem „Schwäbischen Merkur“ folgende Mittheilungen. In den vom Publikum am sorgfältigsten beobachteten diätetischen Regeln gehört die, nicht mit vollem Magen zu baden. Diese wird so streng befolgt, daß Manche sich scheuen, kurz nach der leichtesten Mahlzeit ein Bannenbad zu nehmen, obgleich in manchen Gemeinbädern man noch jetzt während der langen Dauer des Bades zu speisen pflegt und dies früher ohne Schaden noch weit häufiger geschah. Die Aerzte haben die unzeitweilige durch kalte Bäder nach reichlicher Mahlzeit eingetretenen Todesfälle so erklärt, daß die durch den reichlichen Genuß von Speisen und Getränken nach der Haut gesetzte Blutengefüllung durch den Druck des dichteren Mediums, des Wassers, und die zusammenziehende Wirkung der Kälte in einen Blutandrang zu den innern Organen plötzlich umgewandelt wurde und so Herz- oder Hirn-schlag eintrat. Ein Schweizer Arzt, Dr. D. Nägeli, Bezirksarzt in Ermatingen, hat zuerst die wahre Todesursache nachgewiesen, nachdem er Gelegenheit gehabt hatte, 2 junge Menschen, welche kurz nach der Mahlzeit sich ins Bad begaben und in dem Wasser ihren Tod gefunden, zu seziern. Dr. Nägeli erklärt den physiologischen Vorgang folgendermaßen. Die Badenden haben sich mit vollem Magen ins Wasser gestürzt. Der Druck des Wassers auf den gefüllten Bauch und die kleiner, beim Schwimmen entstehenden Wellen, welche das Gefühl der Seeskrankheit hervorrufen, bewirkten Uebelkeit und Brechreiz. Dadurch versagte plötzlich die Kraft; der Halbohnmächtige sank, erbrach sich unter Wasser und atmete die in den Mund geratenen Speisereste ein. Die Luftwege wurden dabei berart verstopft, daß auch augenblickliche Hilfe erfolglos bleiben mußte. Die alte Regel, nicht bei vollem Magen zu baden, bleibt also bestehen, nur wird sie anders motiviert werden müssen. Fortan wird man das Hauptgewicht darauf zu legen haben, daß man den plötzlichen Eintritt ins Wasser und das Schwimmen vermeide.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 27.

Sonntag, den 4. Juli

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

X.

Schluß der XV. Gruppe: Grabier- und Ziselierarbeiten, Erzeugnisse der Schriftgießerei und Photographie. XIX. Gruppe: Schulwesen.

Zu den sogen. Polygraphischen Gewerben der XV. Gruppe, deren Schlußbesprechung wir dem Leser noch schuldig sind, gehören auch gravierte und zisierte Arbeiten, galvanoplastische Erzeugnisse, Stahlstempel zu Wappen und Medaillen, vor Allem aber die Kunstprodukte im wahren und eigentlichen Sinne, nämlich die Kupfer- und Stahlstiche, und nach diesen die Lithographien und Photographien — mithin ein großes viel und vieles umfassendes Bild, das wir hier natürlich nur in einigen Hauptrepräsentanten hervorheben können. Zu diesen rechnen wir gleich in der ersten Reihe Koje rechts des Querdurchganges (nachdem wir einen Blick links auf die großen und wohlgeordneten photographischen Portraits von Herm. Koch in Neuwied geworfen haben) die Grabierarbeiten von Karl Hupp in Düsseldorf, dessen Wappen, Medaillen und Siegel sich längst einen wohlverdienten Ruf erworben haben. Dies bezeugt auch das Ehrendiplom der Künstlergesellschaft „Malkasten“, deren Siegel von dieser Firma stammt und auf dem Diplom zum ersten Mal zur Verwendung gekommen ist. Hupp gegenüber sehen wir die Erzeugnisse der berühmten Bauerschen Schriftgießerei in Frankfurt a. M., Stahlstempel, Kupfermatrizen und Schriftproben und das sehr hübsche Modell einer Typengießmaschine, die in erstaunlich kurzer Zeit Millionen von Buchstaben zu Tage fördert. Welch ein Fortschritt auf diesem Gebiete, wenn man an die ersten beweglichen aus Holz geschnittenen Lettern Gutenbergs im Jahre 1450 denkt! Nicht daneben befindet sich ein sehr interessantes Produkt der Langenschen Buchdruckerei (A. Ahn) in Köln, nämlich Eisenbahnkarten in Typensatz. Es ist dies eine noch neue Erfindung, die aber bereits auf den Fahrbahnplakaten der Rheinischen Bahn und in Ahns Eisenbahn-Kursbuch praktisch verwertet wird und sich vortrefflich bewährt. Wenn früher derartige Karten nur durch Kupfer-, Stahl- oder Steindruck hergestellt wurden, was stets eine schwierige und kostspielige Arbeit war, so werden sie in der genannten Druckerei jetzt einfach geschnitten und gestatten deshalb auch, was bei dem bisherigen Verfahren unmöglich war und doch gerade bei Eisenbahnkarten so wichtig ist, sofortige Korrekturen vorzunehmen. Sachverständige polygraphische dieser Erfindung eine große Zukunft. *)

*) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß der Besitzer der Langenschen Buchdruckerei ein Sohn des weit über Europa hinaus bekannten Schulmannes Ahn ist, dessen Lehrmethode zur Erlernung fremder Sprachen von allen Schulen der Welt benutzt wird. Im Pavillon der „Kölnischen Zeitung“ hat der Besitzer Dr. Mont-Schauberg in Köln, als Verleger von Ahns „Praktischem Lehrgang“, die gerade in diesem Jahre erschienene 200. Auflage ausgelegt. Ein Erfolg, der einem deutschen Schulbuche wohl noch niemals zu Teil geworden ist.

Jetzt folgen drei hübsche Abteilungen für Kupfer- und Stahlstiche; zunächst diejenigen der Firma A. W. Schulgen, dann die Ausstellung des Vereins zur Verbreitung religiöser Bilder, und schließlich die prächtigen Stiche der Kupferdruckerei der Königl. Kunstakademie von Schulgen-Bettendorf (Schwan und Steffenand) sämtlich in Düsseldorf. Die letztere ist jedenfalls die wichtigste, denn sie enthält die weltberühmten Stiche der Kellerschen Disputa und der Syrischen Madonna, mithin die bedeutendsten Grabstichblätter der Neuzeit. Als die Disputa-Platte, die leider bei dem Brande des Akademiegebäudes zerstört wurde, vollendet war, mußte eine eigene Presse dafür konstruiert werden, weil man sie wegen ihrer außergewöhnlichen Größe selbst in Paris und London nicht drucken konnte. Neben diesen Kupferstichen ersten Ranges finden wir auch sehr schöne Proben der sogen. Radier- und Schwarzkunst-Manier nach holländischen Meistern. Von der reichen Ausstellung des weltbekannten Kunstverlags A. W. Schulgen dürfen wir das berühmte Kölner Dombild (einen der schönsten Stiche Massaus) nicht vergessen. Zugleich können wir hier eine Bemerkung nicht unterdrücken, die sich uns sofort beim Eintritt in diesen Teil der Gruppe aufgedrängt hat. Derselbe ist nämlich durchaus unvorteilhaft plaziert, da die sämtlichen Kupferstiche kein genügendes Licht haben; auch hat uns, aufrichtig gestanden, die Zusammenstellung dieser edelsten Kunst der Polygraphie, denn das ist die Kunst des Kupferstiches, mit der Photographie, die doch im Vergleich zu ihr nicht viel mehr als ein bloß industrielles Gewerbe ist, nicht gefallen.

Der Verein zur Verbreitung religiöser Bilder, die gleichfalls in der genannten Kunstakademie gedruckt werden, versendet seine Erzeugnisse in alle Weltteile, wo Christen wohnen und zählt jetzt schon weit über 400 Bilder nach den besten alten und neuen Meistern und in den verschiedensten Formaten, von denen auch die kleinsten künstlerisch vollendet sind. Auf derselben Seite verdient noch eine gewaltige Steinplatte von H. Altstadt in Aachen besondere Erwähnung. Die Platte soll gegen tausend Pfund wiegen, was wir gern glauben, denn es ist wohl eine der größten, die jemals zu einem lithographischen Druck verwendet wurde, anderthalb Meter lang und einen Meter hoch. Sie enthält auf beiden Seiten den sauber und korrekt gezeichneten Plan der Stadt Aachen.

In der letzten Koje haben zwei Düsseldorfer Grabieranstalten ihre Formen, Stenzen und Platten ausgestellt: W. Köhler u. Co. und Karl Schnürle; die Spezialität der ersteren Firma sind gravierte Formen für Bonbons und Pastillen-Maschinen, auch Erwas, das unseren Vorfahren unbekannt war, und die der letzteren Prägestempel für Wappen, Siegel und Monogramme, in ausgezeichnet feiner und eleganter Ausführung.

Wir kommen jetzt zu den Photographien, die wir begreiflich hier nicht speziell mit Rücksicht auf jeden Aussteller besprechen können. Die Photographie ist seit den letzten 20 Jahren jedenfalls die am weitesten in der ganzen zivilisierten Welt verbreitete Kunst, und es mag nicht übertrieben sein, wenn man, wie wir kürzlich in einem Artikel lasen, in Deutschland allein über

hunderttausend selbstständige Photographen annimmt, deren Hilfspersonal mit den Lieferanten mehr als eine Million Menschen beträgt, natürlich alle mit einbegriffen, vom wirklichen Künstler bis zu den kleinen Groschenphotographen, die auf den Messen und Jahrmärkten ihre Buden aufschlagen. Oberan steht dabei das Porträt, und dies ist in der individuellen Natur des Menschen begründet, der gern sein Kontext zu besitzen wünscht, und die photographierten Porträts zählen in großen Städten jährlich nach vielen Millionen, und in der ganzen Welt nach Milliarden. Mehr und mehr hat sich aber auch die Bedeutung der Photographie für Gemälde und Zeichnungen und speziell für die Architektur und für wissenschaftliche und industrielle Zwecke erwiesen, und gerade auf diesen Gebieten sind die Entwicklung und der Aufschwung dieser Kunst außerordentlich groß geworden.

Auf unserer Ausstellung sind übrigens fast nur Porträts zu finden. Eine sehr bemerkenswerte Ausnahme macht die photographische Anstalt von G. Overbeck in Düsseldorf, die sich auch mit größeren Aufnahmen von Landschaften, von Gärten, Werken, Ateliers u. dergl. befaßt und darin Vorzügliches leistet; und in dieselbe Kategorie gehört auch noch, und zwar als ein Ebenbürtiger, August Schmitz in Köln, dessen photographisches Relief für das Hauptportal des Kölner Doms (von Fuchs) ein wahres Kunstwerk genannt zu werden verdient.

Unter den Porträt-Photographen erwähnen wir speziell Arnold Overbeck in Düsseldorf, eine jüngere Firma, die aber in sehr guten Händen zu sein scheint. Das lebensgroße Porträt des Malers Camphausen ist sprechend ähnlich und vorzüglich angeführt. Die Photographien von Fr. Haardt in Düsseldorf empfehlen sich gleichfalls durch feine und saubere Arbeit.

H. Menke in Hagen hat sehr schöne und lebenswahre Porträts in Pigment- oder Kohlendruck ausgestellt, Herm. Borschel in Dortmund zeigt außer seinen Porträts und Gruppenbildern auch hübsche Genrebilder, und C. Westendorp in Köln bewahrt auch hier wieder den guten alten Ruf seines Hauses. Ein gleiches gilt von Laura Lasinsky in Düsseldorf, unter deren Porträts uns namentlich ein lebensgroßes und sehr gelungenes von Professor Deger besonders gefallen hat. Auch dem alten hundertjährigen Schuster Hartmann ist diese Ehre zuteil geworden; im Bilde jedenfalls die älteste Person unter allen Besuchern der Ausstellung. Er soll aber auch schon in Person dort gewesen sein, um sich selbst zu setzen, soll aber sein Porträt „etwas zu alt“ gefunden haben. Wenn wir nun noch schließlich die Kreuztische und Medaillen von H. Kissling in Wien mit Anerkennung nennen, und zwar schon deshalb, weil dieselben vom Fabrikanten eigenhändig modelliert und graviert sind, so meinen wir, auch für diesen Sektor unsere Schuldigkeit gethan zu haben, und wenden uns nun zurück, um noch aus dem Rest dieser XV. Gruppe das Eine oder Andere etwas näher zu betrachten.

Da ist es zunächst der kleine Salon des Hofbuchhändlers und Druckereibesizers L. Schwann in Düsseldorf, der unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Der Ruf dieser Firma ist weit über Deutschland hinaus verbreitet, besonders durch ihre illustrierten Prachtwerke, die zu den besten ihrer Art gehören. Namentlich sind es Books monumentales Rheinland und die herrlichen Blätter des Kölner Doms von Fr. Schmitz, und unter den letzteren speziell die Farbendrucke, die bei allen Kunstverständigen so großen Beifall finden. Auch die heiligen Monogramme werden von Kennern sehr gerühmt. Neuerdings ist die Firma mit der Herstellung einer illustrierten lateinischen und deutschen „Jubelansgabe“ der Nachfolge Christi beschäftigt, die nach den uns bereits vorliegenden Lieferungen ein Prachtwerk ersten Ranges zu werden verspricht. Die Zeichnungen von Comans sind mit tiefem Verständnis erdacht und von Brend'Amour und Fr. Franziska Stenbach sehr schön ausgeführt; der Druck ist in jeder Beziehung musterhaft.

Der Schwannschen Roje gegenüber befindet sich noch ein kleiner Sektor, den wir nicht unberücksichtigt lassen dürfen, schon weil derselbe die Ausstellung der größten Schriftgießerei Deutschlands enthält, der von Flinsch in Frankfurt a. M. Der Aufschwung, den die Schriftgießerei in den letzten 20 Jahren in Deutschland genommen und der so großartig ist, daß derselbe alle anderen Länder, mit alleiniger Ausnahme vielleicht von England, überflügelt, ist zumeist das Verdienst der genannten Firma, die ihre Schriften über alle Meere bis nach China und Japan und nach Australien versendet. Der elegante Schrank ist im Verhältnis zu dem Wert der Firma

nur klein, aber er enthält eine Menge der interessantesten Gegenstände, und zwar außer den gewöhnlichen Schriftproben auch Bigaretten, Matrizen, Stahlstempel u. s. w., und ein belegtes Album zeigt uns unzählige Druckproben an Kopfleihen, Titulalen und sonstigen typischen Verzierungen von außerordentlich feinem Geschmack. Wie viele schön und reich gedruckte Bücher der Neuzeit gehen durch die Hände der Leser und nur wenige wissen, daß die herrliche Ausstattung dieser Firma zu danken ist. Ein ebenbürtiger Konkurrent derselben ist übrigens die bereits oben genannte Schriftgießerei von Bauer, gleichfalls in Frankfurt.

Ein nicht zu unterschätzender Nachbar ist W. Düms in Wesel, der freilich nur eine bunte Reihe von kleinen Bilderbüchern ausstellt, aber diese Bilderbücher gehen, in viele Sprachen, sogar ins Russische und Polnische übersetzt, durch die ganze Welt. Kein anderes Land hat eine solche Fülle von derartigen illustrierten Kinderbüchern aufzuweisen wie Deutschland, und der Struwpeter und die Märchen vom Schlaraffenland werden jenseits des Ozeans von der kleinen Welt ebenso „andächtig“ gelesen, wie bei uns.

Auf derselben Seite finden wir die Firma Baumann u. Co. in Düsseldorf, weitbekannt durch ihre Delbrudbilder und Prachtwerke, unter den letzteren den „Deutschen Rhein“ von Scherren, den man, so oft man ihn auch schon gesehen, doch immer gern wieder von Neuem durchblättert und betrachtet, weil man immer neue Schönheiten darin entdeckt. Es ist wohl eines der schönsten und sanigsten Geschenke, das man einem Freunde des deutschesten aller deutschen Flüsse machen kann.

Die Steindruckerei von Fr. Diez in Düsseldorf darf auch nicht übersehen werden; sie liefert Druckformulare für kaufmännische und gewerbliche Zwecke, und unter den ausgestellten Proben sind viele ebenso geschmackvoll wie künstlerisch angeführt.

Damit sind wir an das Ende des Querganges angekommen, wo die hohe und breite Wand vor uns auf ihrer ganzen Fläche mit bunten Bildern bedeckt ist. Es sind dies Musterblätter in lithographiertem Farbendruck, bezüglichen Etiketten und Plakate von unzähligen geschäftlichen und industriellen Establishments, und zwar aus der Klinschen Druckerei (J. Maubach u. Co.) in Frankfurt a. M., ähnlich wie die bereits oben erwähnten Druckereien von J. C. Metz, und in gleicher Reichhaltigkeit und hübscher Zusammenstellung. Manchmal sind wirklich Bilder darunter, die in einem bescheidenen Zimmer recht gut als Wandschmuck dienen könnten.

Wir wenden uns nun zu Gruppe XIX, dem Schulwesen, die der soeben besprochenen zunächst liegt, was logisch auch ganz richtig ist, weshalb wir den kleinen Nebenstand, daß die zusammengehörenden Gruppen nicht auch der Zahl nach aufeinander folgen, unberücksichtigt lassen. Nach unserer Meinung (und wir stehen mit derselben nicht allein) hätte man beim Haupteingange mit Nummer Eins anfangen und so weiter gehen müssen bis zu Nummer Zwanzig; das wäre jedenfalls für die Besucher der Ausstellung einfacher gewesen, aber es ist von keinem wesentlichen Belang.

Die XIX. Gruppe präsentiert sich sehr hübsch, was sie hauptsächlich dem zweistöckigen Aufbau verdankt, der hier den Hintergrund bildet und dessen offene und lustige Galerie, die mit Wappen und Emblemen dekoriert ist, recht heiter auf den unteren Raum herabschaut. Jene obere Galerie ist mit den darunter liegenden Abteilungen, ihrem Hauptinhalte nach, fast ganz von den höheren technischen Lehranstalten Rheinlands und Westfalens eingenommen, unter denen die polytechnische Hochschule in Aachen obenan steht . . . vor der Hand indes und für heute bleiben wir unten im vorderen Räume, wo es viel Interessantes zu sehen gibt.

Die Frauenwelt eröffnet hier den Reigen der Aussteller, und zwar zunächst die vereinigten Gewerbeschulen für weibliche Handarbeiten von Elise von Sobbe und Marie Saro in Düsseldorf, Elberfeld und Barmen, und die Industrie- und Fortbildungsschule, gleichfalls für Schülerinnen, in Aheydt. Die Hauptgegenstände beider Aufstellungen bilden Damen- und Kinderkleider, feine Wäsche, Stickereien und künstliche Blumen, und wurden von den Damen, die sich in unserer Gesellschaft befanden, sehr gelobt; uns gefallen besonders die Blumen der erstgenannten Schule, die sich in dem vorderen Glaschrank recht hübsch annehmen.

Wichtiger für uns, (ohne dem „schönen Geschlecht“ damit zu nahe zu treten) sind aber die eigentlichen großen Schul-Unterlagen und zwar die Schulbücher, die Lehrerschreibnisse und übrigen „Subjektien“, die, zusammengenommen, hier ein groß-

artig eingerichteter Schulzimmer bilden. Unter diesen Ausstellern steht wohl der Ingenieur Vogel in Düsseldorf obenan, obgleich seine Kollegen ebenfalls sehr anerkanntswürdige Arbeiten geliefert haben, die ohnehin, wie es schon der Gegenstand mit sich bringt, einander sehr gleichen. Es sind dies die Firmen von Dickroth in Frankfurt und von Spöhr u. Kraemer in Frankfurt a. M. Der letztere verfertigt auch sonst noch verschiedene Eisenerne Möbeln.

Diese Schulbänke und Tische sind wirklich überaus praktisch und sehen trotz ihrer großen Solidität, denn die Untergerüste sind durchweg von Gußeisen, sehr gefällig, fast zierlich aus. Wir hatten als Schüler jedenfalls so schöne und elegante Bänke und Tische nicht; es muß eine wahre Freude sein, darauf zu sitzen und daran zu arbeiten. „Das sagen Sie,“ bemerkte ein kleiner Quartaner, der mit uns näherpaßierte, „weil Sie es nicht mehr thun müssen; wir denken anders darüber, und das Lernen auf diesen blanken Sitzen ist ebenso schwer.“ — „Daß Dich nur kein Lehrer höre,“ entgegnete ich dem ledigen Bürschchen, obwohl ich ihm innerlich Recht geben mußte, „aber tröste Dich,“ fügte ich hinzu, „bald kommen die Ferien.“ — „Ja, und die Ferienarbeiten,“ antwortete er. Die heutige Jugend ist eben eine andere, als die unfrühe vor 30 Jahren. Diese Quartaneropposition hielt uns aber nicht ab, die ausgestellten Subsellien nach Gebühr zu würdigen, und uns zu freuen, daß auch in materieller Beziehung unsere Schulen so gut bedacht sind. Wir können uns zum Beleg dafür nicht versagen, aus dem Bogelschen Prospektus noch einige Notizen hervorzuheben. Jeder Schüler hat auf diesen Bänken einen eigenen Sitz, der sich beim Aufstehen sofort zurück und beim Hinsetzen niederlegt, und sogar mit „Gummipuffern“ versehen ist, um jedes Geräusch zu vermeiden. Mehr kann man wirklich nicht verlangen. Die Tischplatten sind gleichfalls umlegbar, wodurch die Reinigung des Klassenraumes erleichtert wird, und auch in ihrer horizontalen Lage verstellbar, was bei schriftlichen Arbeiten und namentlich beim Zeichenunterricht sehr vorteilhaft ist. Schließlich werden die Subsellien am Boden festgeschraubt, um jedes Verrücken derselben zu verhindern. Ich bleibe also, trotz meines Quartaners, dabei, daß das Arbeiten und Studieren unter solchen Vorbedingungen ein angenehmes und ersprießliches sein muß. Faulenzen (nichts für ungut) wird es freilich auch auf diesen schönen und praktischen Bänken noch immer geben. Dagegen müssen andere „Subsellien“ helfen.

Auch einige Schreibtische und Pulte für Lehrer, einfach aber hübsch und zweckmäßig konstruiert und gleichfalls mit bequemen und verstellbaren Sitzen haben uns sehr gefallen. Richard Schmidt in Hagen hat hier verschiedene seiner eisernen Turngeräte ausgestellt; wir finden übrigens dieselbe Firma noch vollständiger im Garten vertreten.

Die ganze linke Wand dieses Raumes ist mit geographischen Karten, mit Zeichnungen und Bildern aus der Tier- und Pflanzenwelt dekoriert, desgleichen mit menschlichen Figuren und anatomischen Abbildungen, sämtlich für den Anschauungsunterricht bestimmt, und aus der artistischen Anstalt von Th. Fischer in Kassel. Auch auf diesem Gebiete wird für unsere Schulen viel gethan und die genannte Firma leistet darin Vortreffliches.

Damit hätten wir die Besichtigung des vorderen unteren Raumes beendet, im nächsten Artikel werden wir die Ausstellungen der Schulen selbst und der damit verbundenen Lehrmittel höherer Ordnung besprechen.

Eine amerikanische Heiratsgeschichte.

„So so; meine Tochter möchte Ihr heiraten, junger Herr?“ sprach der Großgrundbesitzer Bliffins, die Pfeife aus dem Munde nehmend und dann den jungen Mann, der vor ihm stand, mit einem strengen Blick vom Kopf bis zu den Füßen messend.

Lucas Jordan, so hieß der Wittsteller, konnte in der That für einen schönen, jungen Mann gelten; und er wußte das und that sich nicht wenig darauf zu Gute. Jetzt aber stand er da, sich färbend und verwirrt, unter dem forschenden Blicke des Vaters seiner Anseherenen. „Ja, Herr!“ bracht er endlich mit Mühe hervor und fuhr dann etwas mutiger fort: „Ich sprach vorigen Abend mit Marie und — sie wies mich an Euch, den Vater.“

„Marie ist ein gutes Mädchen, ein sehr gutes, braves Mädchen“, sagte der Vater, sein Kinn mit nachdenklicher Miene streichelnd. „Und sie verdient einen braven Mann. Was könnt Ihr?“

Diese so jählings gestellte Frage verwirrte den jungen Mann noch mehr. „Wenn Ihr damit meint, ob ich im Stande sei, eine Frau zu ernähren — kann ich nachweisen —“

„O, das weiß ich schon, daß Ihr reich seid, Lucas Jordan; aber ich denke doch, daß mein Mädchen Euch und nicht Eurem Vermögen

angeheiratet werden soll. Was für eine Sicherstellung könnt Ihr mir nun für den Fall bieten, daß Euer Vermögen — wie es doch tausendmal vorgekommen ist und vorkommt — Schiffbruch litte? Wie wollt Ihr dann für ihre Zukunft sorgen? Wozu habt Ihr Euren jungen Kopf und zwei kräftige Arme? Wißt Ihr dieselben auch zu gebrauchen? Was versteht Ihr?“

Auf eine solche Art und Weise verhöhrt zu werden, war Lucas ganz und gar nicht gefaßt. Er starrte verlegen den Frager an und vermochte auch nicht eine Silbe hervorzubringen.

„Ich meine, daß Ihr doch eine Werkstatt oder Lehranstalt besucht hat. Welchem Fache habt Ihr Euch denn gewidmet?“

„Keinem, Herr; denn ich dachte —“

„Oder betreibt Ihr irgend ein Geschäft?“

„Nein, Herr; meine Mutter meinte, daß bei dem Vermögen, welches ich einmal haben werde, das Alles nicht nötig sei.“

„Dann meine Eure Frau Mutter — nichts für ungut! — aber wenn ich Euch so dastehen sehe, einen ferngefunten, wohlgebauten jungen Mann von zwanzig Jahren und denke, daß Ihr in Eurem ganzen Leben noch nicht Einen Dollar verdient habt — nichts für ungut, aber schämen sollt Ihr Euch, Ihr und Eure Frau Mutter! Und Ihr wollt meine Tochter zur Frau?“ setzte der Alte seine durch etliche kräftige Züge aus der Pfeife unterbrochene Stand- und Strafrede fort. „Nun, ich habe Marie so gute Gelegenheit zu ihrer Ausbildung gegeben, als irgend ein Mädchen im ganzen Bezirke erhalten haben mag, und sie hat dieselbe auch wohl benützt. Aber wenn sie trotz alledem nicht zu arbeiten verstände, würde ich sie nicht als meine Tochter anerkennen. Ich könnte mir mehr als eine Magd halten, aber ich thur's nicht. Sie soll das lächelnde, frohblickende, rosenwangige Mädel bleiben, das sie ist; ich will keine bleiche matte Dame mit Magenbeschwerden und Ach's und Oh's. Geschworen hat ich's, daß sie nie einen Jungen heirathen sollte, der mit einem reichen Vater heimgeführt ist; aber sie hat nun einmal eine thörichte Zuneigung zu Euch gefaßt. Hört also meinen Rat; macht Euch d'ran und lernt arbeiten. Erweist Euch als einen Mann! Werdet in irgend einer Beschäftigung tüchtig; ich frage nicht danach, was es ist, wenn es nur etwas Anständiges ist. Dann kommt wiederum zu mir, und wenn das Mädchen Euch dann noch will, so soll sie auch die Gütige werden.“

Nachdem der alte Mann dies gesprochen, klopfte er die Asche seiner Pfeife bedächtig an einer Säule der Halle aus, in der er gesessen, schob das Instrument in die Tasche seiner Jacke, wandte sich um und ging ins Haus hinein.

Die hübsche Tochter Bliffins aber, Marie wartete unten an der Gartenthür, wo auch sonst die jungen Leute sich zu sehen und zu sprechen pflegten, auf Lucas Jordan. Alle Heiterkeit aber wich aus ihren Zügen, als sie dessen ernstes und niedererschlagendes Aussehen bemerkte. „Der Vater meint es gut,“ tröstete sie ihn, nachdem Lucas ihr das Resultat seiner Freiwerbung erzählt hatte. „Und ich weiß nicht, ob er nicht recht haben mag,“ setzte sich nach einer nachdenklichen Pause hinzu, „denn es will mir scheinen, als müßte doch ein jeder Mann, sei er reich oder arm, irgend eine Beschäftigung treiben.“ Dann, als sie sah, wie niedergeschlagen und traurig Lucas vor sich hinah, legte sie ihm die Hand auf die Schulter und fügte mit weicher zärtlicher Stimme hinzu: „Mag's sein, wie's will, Lucas, ich will doch auf Dich warten!“

Lucas Jordan war zu nicht geringem Erstaunen seiner Kameraden plötzlich verschwunden. Wo war er? Niemand wußte es zu sagen. Er blieb verschwunden, und wir würden ernstlich für ihn fürchten, wenn wir nicht das letzte Abschiedswort der schönen Marie gehört hätten: „Ich will doch auf Dich warten!“

Es war an einem schönen sonnigen Herbstmorgen, und der alte Bliffins versuchte einen Weinstock, welcher sich an der Frontseite des Hauses hinrankte, zu stützen, da er unter seiner köstlichen Bürde niederzubrechen drohte, als ein hübsch aussehendes Wägelchen dahergefahren kam, auf dem eine Ladung Binderwaren gar künstlich aufgebaut war; der Koffelener aber war Niemand anders, als Lucas Jordan. Vor der Gartenthür war derselbe dann auch mit schnellem, elastischem Sprunge, der in bedeutendem Unterschiede zu seinen früheren bequemeren und trägen Bewegungen stand, vom Fuhrwerke und auf dem Boden. „Guten Morgen, Herr Bliffins!“ rief er dem Bestzer zu. „Ich habe gehört, daß Ihr einige Butter- und Obstmostfässer braucht, und ich glaube, ich hätte da gerade etwas Passendes bei mir.“

„Bessere Arbeit?“ fragte der alte Mann, indem er die Gartenthür öffnete und zu dem Fuhrwerk trat. „Meine eigene,“ entgegnete Lucas mit einer Miene voll verzeihlichen Stolzes, „und ich glaube“, setzte er hinzu, „daß ich es mit jedem Binder im ganzen Staate aufnehmen darf.“

Herr Bliffins unterwarf die Fässer etmes um das andere einer strengen Unterwerfung. „Das wird's thun“, sagte er kühl, als er das letzte Stück der ganzen Ladung beachaut und zur Erde niedergesetzt hatte. „Was wollt Ihr dafür haben?“ fragte er schließlich.

„Das, um was ich heute vor vier Jahren bat — eure Tochter, mein Herr!“

Das schelmische Blinzeln des alten Mannes verwandelte sich in ein gutmütiges Lächeln. „Ihr habt doch trotz Allem das rechte Zeug in Euch“, rief er dann aus. „Kommt herein, Junge, kommt herein. Es sollte mich wundern, wenn wir nicht mit einander einig würden trotz alledem.“ Lucas gehorchte nicht ungerne. „Marie!“ rief Herr Bliffins, seinen Kopf durch die Küchentür steckend. Und Marie trippelte heraus auf den Flur, ihre runden, weißen Arme waren bis zum Ellenbogen entblößt und trugen die Spuren von Mehl, das sie eben gestiebt

hatte. Sie war einfach gekleidet und hatte eine blaugewürfelte Schürze vorgebunden. Aber sie sah so gewinnend und liebenswürdig aus wie immer. Als sie Lucas sah, errötete sie und lächelte. Dann richtete sie aber ihre Augen auf den Vater und erwartete gehorsam, was ihr derselbe zu sagen habe.

Einen Augenblick blickte der alte Mann seine Tochter an, die dadurch in nicht geringe Verlegenheit geriet. Dann aber sagte er: „Marie, dieser junge Mann — es mag sein, daß Du ihn schon einmal gesehen hast — hat mir eine Ladung Fässer gebracht, die alle von ihm selbst gemacht worden sind; in der That eine richtige, gute Ware. Er fordert aber einen ziemlich hohen Preis dafür. Nun kommt's auf Dich an, ob Du Willens bist, denselben zu zahlen, und dann sei es wohlgethan und gut. Höre auf mich, mein Mädchen: Wie immer Du diesen Handel abschließen magst, ich, Dein alter Vater, werde ihn genehmigen.“

Nach diesen Worten ging Herr Blifkins bedächtig hinaus, und auch wir wollen seinem Beispiele folgen. Doch scheinen die Leute handels-einig geworden zu sein, sehr einig, denn vier Wochen später feierten sie Hochzeit.

Lucas Jordan legte sich in der Folge auf das Studium der Medizin und wurde einer der gesuchtesten Aerzte. Doch an jedem Jahrestage seiner Hochzeit mit Marie erfreute er den Schwiegervater mit einer Sendung seiner Bänderwaren, zum Beweise, daß er auch noch in dem Handwerk Meister sei, das ihm nach seinen eigenen Worten „das beste Weib auf der Welt“ verdienen half.

Eine Humoreske.

Wenn Jemand sich freute, endlich das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, so war es der Partikulier Herr Theodor Quabbelmeier. Seines Berufes Reisender, hatte er die größte Zeit seines Lebens auf der Eisenbahn und dem Postwagen verbracht, wobei er als tüchtiger Geschäftsmann sowohl im Interesse seines Chefs, als auch um das Nachtquartier zu sparen, stets die Nachtzüge benutzte, so daß er sich schließlich der Fähigkeit erfreute, im Coupé und Wagen wie ein Dach zu schlafen zu können. Obgleich Quabbelmeier dabei dick und fett wurde, war doch sein Ehrgeiz darauf gerichtet, sich zur Ruhe zu setzen, und als plötzlich eine alte Tante starb, sah er seinen Wunsch erfüllt. Die verbliebene Frau hinterließ ihm neben Haus und Garten in einer kleinen Stadt noch so viel an barem Vermögen, daß er seinen Ansprüchen an das Leben vollkommen genügen konnte.

Er setzte sich zur Ruhe, wurde Mitglied der Ressource, beteiligte sich am Regellklub und führte im „Goldenen Lamm“ als vielgereifter Mann das größte Wort. Aber keine Rosen ohne Dornen.

Auch Quabbelmeier hatte seine Achillesferse, auch er mußte an sich die ewige Wahrheit erkennen, daß dem Sterblichen das wahre, das vollkommene Glück versagt ist. Quabbelmeier konnte nicht schlafen, ihn floh Morpheus. Wenn die ganze Stadt in süßem Schlummer lag, wälzte er sich ruhelos auf seinem Lager und mit Haß und Ingrimm hörte er das Schnarchen des Nachwächters auf der Straße, teuflische Freude hingegen erfüllte seine Seele, wenn die Nachbarn auf die Katzen schimpften, welche ihre nächtlichen Konzerte auf den Dächern vollführten. Was brauchen andere zu schlafen, wenn er wachen mußte.

Alles hatte er probiert, um Schlaf zu erzwingen. Bei Aloz, Homöo-, Hydropathie, bei Daubitz, Hoff, Tannin hatte er Heil versucht. Vergebens. Als freiwillige Botenfrau hatte er sich mit aller Gewalt ermüden wollen. Nutzlos hatte er sich die Beine wund gelaufen — er wachte. Holz hacken, Sand schippen, nichts half, als Handlanger hatte er bei den Mauern Steine getragen, alle Knochen thaten ihm weh, aber das Geschick, das überall Mohnkörner verstreut, an seinem Lager schwebte es vorüber, Quabbelmeier schlief nicht. Seine alten Konkurrenten, die immer noch auf Reisen gingen und unterwegs behaglich schliefen, beneidete er jetzt aufs höchste. Besuchte ihn einer und blieb über Nacht bei ihm, so war's ein wahrer Trost, daß der Gast in dem stillen Hause ebenfalls nicht schlafen konnte.

Eines Tages erhielt er ein Telegramm, welches ihn eiligst nach einer am andern Ende von Deutschland gelegenen Stadt rief. Er benutzte den Kourierzug und blieb 36 Stunden auf der Eisenbahn, worunter zwei Nächte, und kam ausgeschlafen an. Die Reise ging ebenso und wie ein neugeborener Mensch traf er in seinem Wohnorte ein.

Sofort stürzte er zu seinem Medikus. Konsultation. Diagnose: „Zerrüttetes Nervensystem. Patient an Schlafen unter erschwerenden Umständen gewöhnt, besonders an Skandalheilung möglich. Medizin: Nachtzüge, womöglich Kourier. Honorar: 7,50 Reichsmark.“ Da die Medicin etwas teuer war, so nahm Quabbelmeier nur alle vier Wochen einen Löffel

voll, will sagen: Billet Kourierzug 2. Klasse, 40 Meilen hin und dito zurück. Aber siehe da — Vänderung trat ein.

Sinst erzählte er seinem Freunde, dem Mechanikus Hebelmann, von seiner Krankheit und deren Heilmethode. „Dummes Zeug!“ sagte Hebelmann. „Ich will es ihnen billiger machen. Sie sollen ein Eisenbahnbett bekommen, in welchem Sie so ruhig schlafen werden, wie im Kourierzuge von Berlin nach Köln.“

Und richtig: nach vier Wochen brachte Hebelmann ein Bett seiner eigenen Konstruktion zu Quabbelmeier, welches von Weitem aus sah wie ein Folterinstrument mittlerer Güte, so viele Hebel, Räder 2c. waren daran. Hebelmann zeigte, wie durch das Drücken verschiedener Knöpfe die Bewegungen und das Geräusch des Eisenbahnzuges, das Schlagen der Thüren, das Pfeifen und Stöhnen der Lokomotive hervorgerufen wurde, und Quabbelmeier konnte kaum den Abend erwarten, um Probe zu schlafen. Der Vorsicht halber intonierte er zuerst einen Bummelzug und schlief sanft. Als er aber das Kourierzugsregister zog, schnarchte er wie eine Schrottsäge, und seit Jahren hatte ihm die Morgenigarre nicht so geschmeckt, als nach dieser häuslichen Eisenbahnfahrt.

Bergnügt zahlte er die Patentlizenz und begann ein neues Leben. Er wurde heiter, lustig, jovial, und je nach der Jovialität und dem Rotweinpegel seines Magens zog er Abends die Register seines Eisenbahnbettes.

Eines Abends hatte es im „Goldenen Lamm“ eine feine Sorte gegeben, und man war etwas lustiger als sonst gewesen. Quabbelmeier hielt es daher für notwendig, mit voller Kraft zu schlafen. So stellte er den Expreszug mit doppelten Maschinen ein und entdeckte hierbei am linken vorderen Bettfuß einen Knopf, den er früher nicht gesehen hatte, welchen er nun ebenfalls zog. Er ging zu Bette, ließ abläuten und legte sich, wie gewöhnlich, auf die linke Seite.

Alles ging gut. Das Bett rüttelte und schüttelte, die Pfeife piff, Thüren wurden auf und zugeschlagen, bald schlief Quabbelmeier wie ein Murmeltier. Plötzlich gab es einen Stoß, dann noch einen, er fühlte sich emporgehoben, umhergewirbelt, das Bett wurde lebendig, es bäumte sich auf und schleuderte ihn mit einer Gewalt heraus, daß ihm alle Rippen krachten. Er machte Licht. Das Bett lag auf der Seite, war aber unbeschädigt. Da er aber dem Dinge nicht traute, brachte er den Rest der Nacht auf dem Sopha zu und eilte am nächsten Morgen zu Hebelmann.

Hebelmann hörte alles ruhig an, fragte nach diesem und jenem, und schließlich auch: „Haben Sie etwa den Knopf am vorderen linken Bettfüße gezogen?“

„Ja!“

„Nun freilich ist mir die Sache klar: Das war ja der Entgleisungsknopf!“

Seitdem schläft Quabbelmeier je nachdem im Bummel-, Schnell-, Gil- oder Kourierzug. Der Entgleisungsknopf wird nur dann gezogen, wenn ein alter Konkurrent zu Besuch ist und das Eisenbahnbett probieren will.

Bermischtes.

* Berlin. Ein wie krasser Aberglaube in der „Metropole der Intelligenz“ herrscht, das beweist wieder folgender Fall. Einem jungen Mädchen war von einer „Kluge Frau“ prophezeit worden, man werde ihm die Finger mit Blumen vergiften, und es werde an dieser Vergiftung sterben. Um dieses Schicksal abzuwenden, forderte die Schwindlerin außer bedeutenden Geldgeschenken auch noch, daß das Mädchen eine goldene Uhr in den Ofen lege. Da es eine solche nicht beschaffen konnte, so erklärte das gewissenlose Weib, daß jenes nicht mehr gerettet werden könnte. Dies nahm sich das Mädchen so zu Herzen, daß es sich einbildete, seine Wirkleute trachteten ihm nach dem Leben. In einem Anfall solcher Giftesfurchung öffnete es in der Nacht das Fenster seines Schlafzimmers und stürzte sich aus demselben auf den etwa 30 Fuß tiefer gelegenen gepflasterten Hof. Außer inneren Verletzungen hat das Mädchen bei dem Fall einen doppelten Beinbruch erlitten. Gegen die Kartenlegerin ist die Untersuchung eingeleitet.

* Das „B. Tagebl.“ erzählt: In der Abend-Sitzung des Abgeordnetenhauses war bei einer Abstimmung der Abg. Kaufmann Barthel Haanen aus Köln von den Schriftführern nicht verstanden worden. Präsident v. Köller interpellirte ihn also: „Herr Abgeordneter Haanen, Sie haben mit Nein gestimmt?“ — „Nein!“ antwortete der Gefragte unter großer Heiterkeit des Hauses — denn man wußte nun eben so wenig als vorher, wie die Abstimmung gelaufen hatte. Der Präsident wiederholte also: „Herr Abgeordneter, ich bitte Sie, Ihre Abstimmung zu wiederholen!“ — „Nein!“ replizierte der Angeredete. Erneuter Ausbruch der Heiterkeit, denn eigentlich war man nun eben so klug wie vorher.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt
Belletristische Beilage
zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 28.

Sonntag, den 11. Juli

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

XI.

„Zwei Worte“ zur Entschädigung für den letzten „trockenen“ Bericht, und Schluß der XIX. Gruppe: Schulwesen.

„Etwas trocken“ bemerkte Jemand (ich sage nicht, ob es ein „Er“ oder eine „Sie“ war) nach der Lektüre meines letzten Ausstellungsberichtes . . . „etwas trocken und eigentlich gar keine lustige Nebenbemerkungen, die er doch sonst einkreuzt und die wir gerade so gern lesen.“ — Ja, ja, das glaub' ich schon, aber es läßt sich nicht gut ändern, denn der Gegenstand an sich, eben dieser letzten Gruppen, zumal das Schulwesen, ist ein ernster, und unser heutiger Artikel wird mehr oder weniger noch denselben „trockenen“ Ton beibehalten müssen. Uns wär' es auch lieber, wenn wir, wie es die meisten Besucher thun, nur so hin und herschleudern könnten, teils im Garten, teils im Gebäude, um hier dieses und dort jenes zu betrachten, und dabei das weniger Interessante nur obenhin und das „Trockene“ ganz und gar nicht zu berücksichtigen; aber das dürfen wir als gewisserhafter Referent nicht; wir haben im Gegenteile auch unser Pensum, ähnlich wie der kleine Quartaner im letzten Artikel.

Erzählen . . . um doch heute unsere geneigten Leser und Leserinnen nicht ganz leer ausgehen zu lassen — erzählen liebe sich freilich sonst gar vielerlei vom Ausstellungsplage, und wir wollen immerhin „zwei Worte“ darüber sagen:

Zunächst ist es der Besuch des Kaiserpaares, der noch in dankbarer und lebendiger Erinnerung lebt, und das ist schön, denn es war eine hohe Ehre für das Unternehmen, wohl die höchste, die demselben zu Teil werden konnte. Aber mit der Erinnerung wird auch zugleich jedes Wörtchen kolportiert, das die Majestäten auf ihrem Rundgange geäußert, wie sie vor einer Koje „allerliebste“ und vor einer anderen „wunderschön“ gesagt, wie sie den einen Gegenstand „ganz reizend“ und den anderen „wirklich sehr geschmackvoll“ gefunden haben, u. dergl. mehr, und nun streiten sich die guten Leute darum, wem dieser und wem jener allerhöchste Ausspruch gegolten hat. Einige haben die schmeichelhaften Worte sogar in die Zeitungen gebracht und sie als Reklame benutzt. Das ist jedenfalls zu weit gegangen, und es ist überdies sehr taktlos. Denn daß man den Majestäten auf ihrem Rundgange nur Hervorragendes und Vorzügliches gezeigt hat, verstand sich von selbst; daß ferner die hohen Herrschaften bei der Besichtigung freundliche und anerkennende Worte gesprochen, ebenfalls, und daß schließlich die Aussteller darüber erfreut sind, ist gleichfalls natürlich; aber dabei muß es auch sein Bewenden haben, und am allerwenigsten dürfen sich die so zufällig Bevorzugten auf Kosten der Anderen überheben. Ohnehin kann man den Patriotismus zu weit treiben, oder ihn doch wenigstens in sehr geschmackloser Weise zum Ausdruck bringen. Man denke nur an die Kaiserbilste aus Margarinbutter (nach Anderen soll sie gar aus Schmalz

bestanden haben), die bei der starken Hitze der vorigen Woche ins Schmelzen kam und fortgeschafft werden mußte, wobei wir noch den Spaß hatten, daß die betreffende Firma, wie wir aus einer Zeitungsnote erfahen, die Ehre der Fabrikation ablehnte und einem Kollegen aufkäufte.

Uns haben übrigens diese Wüsten-Guldigungen, gleichviel aus welchem Material, niemals gefallen wollen. Aus Schokolade und Marzipan geht es noch allenfalls, denn beides ist doch wenigstens appetitlich und schmeckt gut, obwohl ein wahrer Patriot auch wieder schwerlich das Herz haben würde, seinen geliebten Landesheerrn in dieser Form zu verspeisen; aber aus Seife und salva venia aus Schweinefett, ist es doch gar zu unästhetisch und profan. Tragt den Kaiser nur recht im Herzen und betet, daß Gott ihn uns noch lange erhalten und all sein Denken und Handeln segnen möge zum Heil des Vaterlandes — das ist ächt patriotisch und jedenfalls nobler als eine schmierige Büste.

Auch der Besuch des chinesischen Botschafters, seinen Namen habe ich leider schon wieder vergessen, der in seinem buntpfarbigen, phantastischem Kostüm und mit ansehnlichem Gefolge aus Berlin eingetroffen war, fällt uns bei dieser Gelegenheit ein. Die bezopften Herren zeigten viel Interesse und Verständnis, und werden darüber gewiß nach Bek'ng berichten . . . auf diese Weise gelangt der Ruhm Düsseldorf's sogar bis an den Hof des Sohnes der Sonne, was einer von den hundert Titeln des chinesischen Kaisers ist. Am neugierigsten wurden die seltsamen Gästen von den Landleuten angefaßt, von denen wohl nicht wenige geglaubt haben müßten, daß dieselben mit zur Ausstellung gehörten. Diese Landleute bilden übrigens längst ein sehr bedeutendes Kontingent der Besucher, namentlich an den Sonn- und Festtagen. Sie kommen dann scharenweise herangezogen, Männer, Frauen und Kinder, und man erkennt sie sofort an ihren verwunderten Gesichtern, an ihren gutherzigen, aber etwas verlegenen Mienen, und die Frauen und Mädchen an ihrem schüchternen Auftreten, wie sie sich gegenseitig an der Hand halten, um sich in dem Gedränge nicht zu verlieren. Es sind sehr dankbare Besucher, denn sie bewundern alles und finden alles so herrlich und schön, „daß es sich gar nicht sagen läßt.“ Sie bleiben den ganzen Tag in der Ausstellung, denn sie wollen Alles sehen, und wenn sich nach einigen Stunden der erste Schreck des Erstaunens gelegt hat, so werden sie schon dreister, fangen an zu schwätzen, und lachen, wenn man sie im Vorübergehen grüßt. Noch später machen sie es sich auf den Bänken des Gartens, oder auf den rosamminen Sitzen der Vestibüle bequem, holen den mitgebrachten Mundvorrat heraus (jede Gesellschaft hat einen gutgefüllten Korb mitgebracht) und essen nach Herzenslust, denn das viele Schauen und Umherwandern macht Appetit, und so „zivilisiert“ sind sie noch nicht, um an der großen Ausstellungs-table d'hôte Platz zu nehmen; sie würden ja nicht einmal das schöne halb deutsche, halb französische Menu verstehen. Die Männer trinken einen Schoppen in irgend einem Bierpavillon, und lassen auch die Frauen mittrinken; sogar im Café Bauer kann man sie sitzen

sehen, wo sie aber fast immer die teneren Kuchen durch ihre eigenen soliden Butterbrode ergänzen. Dann wird wieder aufgebrosen und weiter spaziert, und sich immer gut festhalten, die Großen an der Hand und die Kleinen an den Nachschößen von Vater und Mutter, denn Nachmittags ist das Gebränge fast allzugroß. Sollen doch am Peter- und Paulstage gegen 25,000 Menschen in der Ausstellung gewesen sein.

An jenem Tage gab es wieder in der großen Restauration viel böse Gesichter und kleine Portionen, und die Suppe wurde namentlich für die später Kommenden immer dünner. Das alte Bleib und das alte Leib. Diese malheureuse Restauration scheint trotz der „sechs Gänge“, die sie anzeigt und wobei vermutlich Brod und Senf als Gang gerechnet werden, scheint bestimmt zu sein, die Achillesferse der schönen Ausstellung zu bleiben. Manche behaupten, es besser getroffen zu haben, nur Schade, daß man selbst niemals dazu gehört und daß auch diejenigen, deren Klagen man vernimmt, auch nicht dazu gehört haben, sonst würden sie eben nicht klagen. Spakhaft klingt es aber, wenn einige Blätter, die eine Lanze für das Etablissement einlegen (hier könnte man fast das Bild von Messer und Gabel gebrauchen) mit großer Schrift drucken, daß das von demselben Hause gelieferte Kaiserfrühstück ausgezeichnet gewesen. Wenn irgendwo, so beweist gerade hier die Ausnahme die Regel. Es gibt übrigens ein gutes Mittel, dem Uebel zu entgehen und dabei doch zu einer guten Mahlzeit zu kommen, nämlich nicht in der genannten Restauration zu speisen, sondern in Düsseldorf selbst, wo man in 10, 20 Gasthöfen und Restaurationen vortrefflich aufgehoben ist. Daß auch dies in einigen nährheimschen Zeitungen, noch dazu in sehr unziemlichen Ausdrücken, bestritten wird, ist Unrecht und eine „befremdliche Wahrheitsverletzung“, mit welcher Umschreibung man in guter Gesellschaft das grobe aus vier Buchstaben bestehende Wort zu bezeichnen pflegt. Derjenige aber, der nur trinkt, wird gewiß in der Ausstellung nicht zu klagen haben, und das ist für viele tausend Besucher ein höchwichtiger Punkt; hörten wir doch noch kürzlich einen Freund ganz ernsthaft versichern, man esse im Grunde ja doch nur, damit das Trinken um so besser schmecke.

Die kleine elektrische Eisenbahn ist mittlerweile auch fertig geworden und macht ihre Lustfahrten im Garten zum großen Gaudium, vornehmlich der jungen Welt. Das Wägelchen ist freilich nicht sonderlich bequem, und die Maschine vollführt einen unangenehmen Lärm, auch kann man mit dem Train sehr gut Schritt halten, aber man ist doch elektrisch spazieren gefahren . . . für 30 Pfennige. Auch die elektrische Beleuchtung des Gartens ist sehenswert, und es verlohnt sich schon der Mühe, eine Abendstunde länger zu bleiben, um den magischen Lichteffekt auf den Bäumen und Blumenbeeten zu betrachten. Der freie Platz vor dem Bergisch-Märkischen Bahnhofe und der lange Perron sind gleichfalls elektrisch beleuchtet, und wenn man das Menschengewühl der letzten abgehenden Züge sieht, so zweifelt man keinen Augenblick mehr, daß Düsseldorf wirklich eine Großstadt geworden ist. Das beschäftigen auch die vielen Fremden, in erster Reihe natürlich auch hier wieder die Engländer, vorzüglich wenn sie abends noch einem brillanten Gartenkonzert in der Tonhalle beigewohnt, oder die berühmten Meininger gesehen haben, für die unser großes Theater bis jetzt noch immer zu klein gewesen ist. Und damit zu den Vorzügen einer Großstadt gar nichts fehle, haben sich auch Taschendiebe eingestellt, vor denen freilich mit großen Buchstaben überall gewarnt wird, die aber trotzdem gute Geschäfte zu machen scheinen und wohl schon manches unschuldige Margarethentäschchen geleert haben. Eine bequemere Mode für Gauner ist aber auch noch nie dagewesen.

. . . Doch wo sind wir hingeraten mit unseren „zwei Worten“, die wir dem hentigen Artikel als Einleitung vorausgeschicken wollten! Fast zwei Seiten sind daraus geworden, und wir dürfen um Alles in der Welt so nicht fortfahren, denn wir sind dem Leser ja noch den Schluß unseres letzten „trodden“ Berichtes schuldig. Aber wir haben ihn mit den „zwei Worten“ vielleicht günstiger gestimmt, so daß er jetzt den unvermeidlichen Rest freundlich mit in den Kauf nehmen und ihn hoffentlich weniger trocken finden wird.

In dem bereits erwähnten Anbau, der zur Gruppe XIX, dem Schulwesen, gehört, befinden sich unten zur ebenen Erde drei wichtige Kojen, die sämtlich von dem königl. Polytechnikum in Aachen ausgestattet sind. In der ersten links finden wir, außer geometrischen Modellen und den darauf bezüglichen Zeichnungen, zwei Schränke, der eine mit Mineralien und der an-

dere mit Modellen für Kristallographie gefüllt; beide interessant und instruktiv. Außerdem eine Atwood'sche Fallmaschine von Benne mann in Aachen. Hier vermischt man mehr als anderswo einen kundigen Erklärer, wie wir überhaupt keinen in der ganzen Gruppe angetroffen haben. Auch sind diese Räume auffallend spärlich besucht, im Vergleich zu mancher anderen Gruppe, und doch sind dieselben für jeden Gebildeten von hoher Bedeutung.

In der mittlern Koje ist eine große Anzahl Holzmodelle von allen möglichen Maschinentheilen, speziell von Dampfmaschinen ausgestellt, und in der dritten und letzten ist die Technologie und Hüttenkunde durch Zeichnungen und Modelle vertreten. Wir sehen dort auch eine Pinter- und eine Kreistell-Maschine von F. Sch in Offenbach (der Name, wie auch der folgende, fehlt im großen Katalog, und nach dem Spezialkatalog haben wir uns vergeblich umgesehen); beide Maschinen sind von überaus feiner Arbeit und Sachverständigen ganz besonders zu empfehlen. Ein kleiner transportabler Gasometer von G. van Houten verdient gleichfalls lobende Erwähnung.

Bevor wir uns nun in das obere Stockwerk begeben, treten wir noch links in einen großen Saal, um doch wenigstens dort gewesen zu sein und das Eine oder Andere im Vorübergehen flüchtig zu erwähnen. So zunächst die bekannte Mahlfelb'sche Regenschirmmaschine von J. Reiche in Barmen und die Unterrichts-Resultate des Kalligraphen Kaplan in Düsseldorf. Rechnen und Schreiben bilden mit dem Lesen die Basis des Elementarunterrichts, und viele haben schon durch eine gute Handschrift den Grund zu ihrem Glücke gelegt, das sie dann, wenn sie gut zu rechnen verstanden, immer weiter ausbauten. In einer eleganten Vitrine zeigt uns die Verlagsabteilung von F. Soenneken in Bonn gleichfalls sehr schöne Muster der in neuester Zeit so in Aufnahme gekommenen Rundschrift. Dieselbe Firma bringt auch eine große Kollektion von rationell geordneten Stahlfedern, wo jeder, der nur überhaupt schreiben kann, auch für seine Hand die passende Feder findet.

Somit sind in diesem Räume die Duisburger Fortbildungsschulen am bedeutendsten vertreten. In der Mitte steht ein ganzer Aufbau von geometrischen und sonstigen Zeichnungen der Schüler, dazwischen eine reichhaltige Ausstellung von weiblichen Handarbeiten der städtischen Mädchenschulen in Duisburg; auch die dortigen Sonntagsschulen bringen sich durch ihre fleißigen Arbeiten in Erinnerung. Dasselbe gilt von den sehr sauberen Zeichnungen der Baugewerkschule in Weßlar, und die Gewerbeschulen von Barmen, Wesel und Cuxen geben uns durch ihre zahlreichen graphischen Blätter aller Art einen vortrefflichen Begriff von der Thätigkeit der Lehrer und Schüler; denn beides gehört zusammen, um solche Resultate zu erzielen. Welch eine Thätigkeit und welche ein ausdauernder Fleiß auf diesem Gebiete, wobei es uns nur leid that, auf die einzelnen Leistungen nicht näher eingehen zu können, zumal uns im oberen Stockwerk dies Alles noch in erhöhtem Maße erwartet.

Die Stenographie hat hier unten gleichfalls in zwei Abteilungen ihre Arbeiten ausgestellt, nichts wie kleine Striche und Strichelchen, Schwänzchen und Punkte, bunt und wirr durcheinander; wenn man aber den Schlüssel dazu besitzt, so liest es sich ganz leicht und verständlich wie der gewöhnlichste Schreibbrief. Auch wahre Kunststücke bekommen wir dort zu sehen, so links beim Rheinisch-Westfälischen Stenographen-Verein, System Stolze, (stenographisch besteht dies lange Wort aus drei Strichen mit vier Punkten) nämlich eine eingerahmte Postkarte mit 9000 Worten, und in der anderen Koje rechts sogar eine Postkarte mit 35,000 Worten von Aug. Reiser in Mülheim, nach der Belten'schen Methode. Das Nachzählen müssen wir dem überlassen, der Lust dazu hat; 24 Stunden gehören jedenfalls dazu. Diese Karten sind im Grunde nur eine Spielerei, die aber doch zeigen, was die Stenographie leisten kann, die jedenfalls eine große Zukunft hat. Die reichhaltigste stenographische Ausstellung hat das Arenb'sche System veranstaltet, da neben prächtigen Schönschreibern, Stickereten, Webereien mit stenographen Schriftzügen und selbst Tafeln mit stenographischer Blindeuschrift ausgelegt sind.

In demselben Raum sehen wir auch eine schöne Kestekarte von Gravelotte und Sedan, aus der königl. Gewerbeschule in Bochum, eine sehr sorgfältige und fleißige Arbeit.

Wir gehen nun die Treppe rechts hinauf und schicken auch hier, und diesmal mit noch größerem Recht, die schon oft gemachte Bemerkung voraus, wie sehr wir bedauern, auch hier oben nur flüchtig verweisen zu können, denn es sind hier un-

zählich viel schöne und lehrreiche Dinge zu sehen, und der "trockene" Gegenstand wird in diesen Räumen vollends zu einem sehr interessanten. Das Technikum von Heydt eröffnet die Reihe der höheren technischen Lehranstalten unserer Provinzen, und man könnte stundenlang vor den schönen Zeichnungen und Plänen verweilen (Maschinen, Kirchen, Gebäude, Villen u. s. w.), die uns einen überaus günstigen Begriff von der genannten Anstalt geben. Die Verlagshandlung von Dietrich Reimer in Berlin hat Landkarten und Globen ausgestellt, wobei wir hinzufügen, daß die ausgestellten Lehrmittel über Rheinland und Westfalen hinausgehen und ganz Deutschland umfassen, wodurch dieser Teil unserer Ausstellung ein allgemein nationaler wird. Auch das Schullehrerseminar von Neuwied hat hübsche graphische Blätter eingeschickt.

Ganz besonders interessant sind aber auf dieser Seite die zoologischen Präparate des Prof. Landolt in Münster. Wir sehen dort in sauberen Glaskästchen den Haushalt der Flebermäuse, der Fliegen, Wespen und Bienen, und eine niedliche Zwergmausfamilie, sehr sinnreich und geschickt mit allem Zubehör zusammengestellt, ganz wie in der freien Natur. Das ist entschieden die beste Manier solcher Präparate, die für den Schüler von noch größerem Nutzen sind, als die bloß ausgestopften Tiere und die einfach auf Nadeln gesteckten Insekten. Der Naturalienhändler H. Koch in Münster zeigt uns übrigens daneben in einer Vitrine ausgestopfte Tiere, namentlich Vögel, die sehr naturwahr sind; auch läßt sich begreiflich die Landolt'sche Manier nur auf kleine Tiere und speziell auf Insekten anwenden. Gegenüber stehen hübsch gearbeitete Glaskristallmodelle von Fr. Thomas in Siegen, gleichfalls sehr praktische Lehrmittel, um die mannigfachen und oft so wunderbar gestalteten Kristallbildungen zu veranschaulichen. "Kinder," sagte ein Herr, der mit drei Knaben neben uns stand und ihnen die einzelnen Dinge sehr genau erklärte, "Kinder, was könnt Ihr hier alles lernen! Wenn Ihr nur wollt, so könnt Ihr alle gelehrte Männer werden." Der bewußte kleine Quartaner war nicht dabei; ich wette, der trieb sich wieder bei den Nahrungs- und Genussmitteln umher, bei Stollwerk, oder bei den feinen Zigarren. Jugend hat keine Tugend. Wir gehen unterdessen weiter an den Zeichnungen der Kortegarn'schen Realschule in Bonn vorüber, von denen manche recht hübsch sind, viele aber auch noch allzu sehr den Anfänger verraten, und verweilen etwas länger vor den prächtigen Blättern der Gewerbeschule in Saarbrücken, die zu den besten der ganzen Ausstellung gehören. Den Beschluß machen in diesem Räume die Zeichnungen der Handwerker-Fortbildungsschule in Düsseldorf, zumeist von Dekorationsmalern und Mechanikern. Hier findet sich ebenfalls manche Lehringearbeit, die noch lange nicht vollendet genannt werden kann, aber nicht wenige Gesellen haben dafür auch Vortreffliches geleistet. Der Zeichenunterricht an dieser Schule scheint nach diesen Proben in sehr guten Händen zu sein.

Jetzt gelangen wir in eine neue Abteilung, die in ihrer ganzen Ausdehnung von der Aachener Polytechnischen Schule eingenommen wird. Die bereits besprochenen Rosen im unteren Stockwerk finden hier ihre Ergänzung, zunächst in den ausgestellten Zeichnungen, die eine vollständige Bildergalerie ausmachen. Es befinden sich einzelne Blätter darunter, so z. B. zwei große Landschaften von A. Urban, die der beste Landschaftsmaler gezeichnet haben könnte. Wenn der junge Mann nur Dilettant ist, so ist er als solcher ein wahrer Künstler, und wenn er die Künstlerlaufbahn einschlagen sollte, so wird er sicher eine glänzende Karriere machen. Architektur und Ornamentik ist natürlich sehr reich vertreten, die Paläste, Villen und öffentlichen Gebäude vielleicht zu reich, so daß nach der Ansicht einiger Sachverständigen, mit denen wir darüber sprachen, möglicherweise das Studium anderer Zweige der reinpraktischen Technik dagegen zurückstehen dürften. Die Zeichnungen selbst sind übrigens außerordentlich schön. In einer anderen Abteilung kommt aber das Ingenieurwesen mit den Wasser- und Straßenbau-Konstruktionen zu seinem vollen Recht; einige hübsche Modelle zu Tunnelbauten sind ganz besonders hervorzuheben; desgleichen das große und schön ausgeführte Modell einer eisernen Brücke von Bahle, Kunze u. Co. (deren Namen gleichfalls nicht im Katalog stehen), die für Japan bestimmt ist. Schade, daß die unten angebrachte Beschreibung so unleserlich ist, und doppelt schade, daß sich in allen diesen Räumen niemand findet, der sachgemäße Erklärungen geben kann. Der Gruppenaufseher saß auf einem Sofa, denn diese Räume sind auch mit Ruhestühlen u. dergl. recht hübsch ausgestattet, und frühstücke . . . so viel wir erkennen konnten, waren es Schnitt-

chen mit Würst und Schinken, aber das half uns nicht weiter. Auf unser Befragen, entgegenete er, der Vertreter, der Herr Professor, sei in Aachen; das war noch weiter, wir mußten uns also bescheiden. Der japanischen Brücke gegenüber stehen sehr schön ausgeführte Modell-Abschnitte zu sonstigen Brückenkonstruktionen, und vollständige Modelle von Dampf- und Kunstrammeln, die allerdings so leicht verständlich sind, daß man sie sich selbst erklären kann. Das wäre, freilich mit nur wenig Worten, das Wesentliche dieser großartigen Ausstellung; es dürfte aber wohl genügen, um sie allen Männern der Wissenschaft und speziell den Technikern zur eingehenden Besichtigung zu empfehlen.

In dem Durchgange zum letzten Saal bemerken wir zunächst einen ansehnlichen Glasschrank mit ausgestopften inländischen Säugetiere und Vögeln. Es sind sehr schön ausgeführte Arbeiten des wohlbekannten Präparators J. Guntermann in Düsseldorf, und beim naturwissenschaftlichen Unterricht von großem Wert. Sehr interessant erschien uns auch in einem besonderen Glaskasten die sorgfältig dargestellte Entwicklung des Seidenspinners, vom Ei bis zum Schmetterling. Solche Präparate nehmen dem Lehrer wirklich die halbe Arbeit ab. Wir werden übrigens dieser Firma noch in anderen Gruppen begegnen. Ein zweiter Schrank enthält "körperliche Beweisfiguren" für den Unterricht in der Stereometrie von Dr. Schwarz in Siegen. Die kleinen papiernen Kegel, Cylinder, Pyramiden, Kugeln u. s. w. sind sehr verdienstliche Arbeiten, für die gewiß mancher Schüler, dem die schwierige Stereometrie (Körperlehre, setze ich für die Lesertinnen hinzu) nicht recht in den Kopf will, sehr dankbar sein wird. Uns wurde es in der Schule nicht so leicht gemacht, und dabei war gerade unser "mathematischer Lehrer", wie wir ihn immer nannten, der strengste von allen, dessen oft sehr handgreifliche Beweisführung ich noch heute nicht vergessen habe. Der dritte und letzte Aussteller an dieser Seitenwand ist Dr. Gronemann in Groningen (Holland) mit Mineralien, Pflanzen und Holzern, recht hübsch und anschaulich, aber wir wissen nicht recht, weshalb ein holländischer Schuldirektor zu dieser Ehre kommt.

Der jetzt folgende große Saal . . . der letzte, wiederhole ich noch einmal, zum Trost für manchen Leser, ist im Ganzen leicht zu übersehen. Er enthält teils die graphischen Arbeiten noch weiterer rheinischer Schulen und Lehranstalten, teils Lehrmittel aller Art, von den kleinsten und anscheinend geringsten, bis zu den größten und kostbarsten. Wir sehen dort Erdgloben und Tellurien, Planetarien und Reliefkarten aus dem bekannten Geographischen Institut von G. Schotte in Berlin, ferner eine Sammlung von mehreren hundert stereometrischen Körpern und Kristallmodellen in Holz aus der Lehrmittelanstalt in Bensheim, auch Beschäftigungs- und Unterrichtsmaterial für Kindergärten aus dem Zentralverlage von Dr. Richter in Leipzig, und eine Kollektion von Tieren, gleichfalls für den Anschauungsunterricht in den Elementarklassen, von J. F. Schreiber in Göttingen. Alle diese Firmen sind durch die Deitersche Buch- und Kunsthandlung in Düsseldorf vertreten, und wir hatten hier endlich die Genugthuung, den Vertreter selbst anzutreffen, der uns mit großer Bereitwilligkeit über Alles den gewünschten Aufschluß gab. Zu bedauern ist dabei nur, daß der Eingang zu diesem Saal so ungünstig liegt, denn wenn derselbe mehr nach vorn in der Hauptwand läge, so würde man schon von Außen einen hübschen Ueberblick gewinnen, während man jetzt, wenn man von der rechten Seite kommt, gewissermaßen umkehren muß, um hineinzugelangen. Solche Uebelstände verdienen wenigstens gerügt zu werden. Unter den Schulen, die hier ausgestellt haben, steht die königliche Gewerbeschule in Elberfeld unbedingt obenan; zumeist sind es freilich die Zeichnungen des Lehrers (G. Morakly) selbst, die den Preis davontragen, aber in den zahlreichen ausgelegten Folio-Heften kann man sich sofort überzeugen, welchen Nutzen die Schüler aus dem Unterricht eines so tüchtigen Lehrers ziehen. Die Realschule I. O. in Köln hätte nach unserer Ansicht in der Ausstellung ihrer graphischen Arbeiten Bedeutenderes leisten können, und dasselbe gilt von der Realschule in Düsseldorf, wenigstens im Vergleich zu dem bewährten Rufe dieser beiden Schulen. Dagegen haben uns die Arbeiten aus der Baugewerkschule in Idstein, speziell die Karten, und die großen Albums der Bergschulen von Siegen und Saarbrücken sehr gefallen.

Auch auf einen Glasschrank mit Werkzeugen aus der Bergschule zu Vardenberg (im Aachener Revier) möchten wir den Besucher aufmerksam machen, und ebenso auf die anatomischen Modelle des menschlichen Körpers in Lebensgröße aus

der naturhistorischen Anstalt von Fr. Ramme in Hamburg. Der Verein für Kunst und Gewerbe in Barmen bildet den Schluß, speziell mit den Produkten der Sonntags-Webeschule und Zeichenschule, die recht hübsche Arbeiten ausgestellt hat.

In der Mitte des Saales steht ein vollständig ausgerüsteter Taucher mit seinem Apparat (von Brennen u. Co. in Kiel), wie wir einen ähnlichen schon unten in der Lederwarengruppe gesehen haben, und auf einem Tische davor liegt eine sehr schöne Reliefkarte des Aetna vom Konservator Dickert in Bonn.

... Jetzt aber (denn wir haben unseren großen, weitgedehnten Rundgang glücklich vollendet) ist uns zu Mute, wie den Schülern, wenn nach einer überlangen Unterrichtsstunde endlich die erlösende Glocke ertönt; sie packen hastig ihre Siebensachen zusammen und eilen hinaus. Wir machen es ebenso, wobei wir auf der sehr primitiven Holzterrasse, die hoffentlich nicht zu den Ausstellungsgegenständen gehört, beinahe gestolpert wären, und finden unten richtig unseren Quartaner mit zwei anderen Kameraden. Sie erwarteten uns sehr herzlich, und hatten nicht heraufkommen wollen, „um uns nicht zu stören“. Wie aufmerksam!

Wir machten mit ihnen zu unserer (nicht zu ihrer) Erholung einen Spaziergang durch den Garten, wo wir auch noch so Vieles zu besehen und zu besprechen haben.

Die Knüppelrussen. *)

Ein Vorspiel vor der allgemeinen Volkserhebung im Jahre 1813.
Von W. Herchenbach.

Schon im Jahre 1795 machten sich die schweren Folgen der Revolution im Herzogtum Berg durch das Bombardement seiner Hauptstadt Düsseldorf geltend. Von da ab waren die goldenen Tage dahin, welche das Herzogtum unter seinen geliebten Landesfürsten genossen hatte. Kontributionen und Erpressungen folgten auf dem Fuße nach und stürzten die blühenden Städte in Not und Elend. Im Jahre 1806 kam das Land, unter dem Namen Großherzogtum Berg, an Napoleons Schwager, Joachim Murat, doch schon 1808, als Murat zum König von Neapel ernannt worden war, kam es wieder an Napoleon, welcher es einem Kinde, seinem Neffen Louis Napoleon schenkte.

Hatte es dem Lande schon seit dem Bombardement schlecht gegangen, so häuften sich doch jetzt die Unbilden der Art, daß auch die ruhigsten Bürger die Lasten unerträglich fanden. Steuern über Steuern wurden ausgeschrieben. Die Salz- und Tabakregie, die Reduzierung der kursierenden Scheidemünzen, die großen Beschränkungen des Handels, die Zubringlichkeit der französischen Douaniers — alles das brachte eine gährende Unzufriedenheit hin den Gemüthern hervor.

Am tiefsten aber schnitt die rücksichtslos geübte Konstriktion in die bestehenden Verhältnisse ein; die Söhne des Landes mußten auf den Schlachtfeldern des unerfülllichen Eroberers für eine fremde Sache ihr Blut verspritzen. Bei dem Zuge nach Rußland wurden so viel junge Leute aufgehoben, daß in den industriellen Bezirken viele Fabriken ihre Thätigkeit einzustellen genöthigt waren.

Die armen Schlachtopfer zogen zwar aus, aber an Stelle kriegsmüthiger Begeisterung empfanden sie nur Mut gegen den fremden Tyrannen, und als auf den nordischen Eisfeldern die bergische Jugend fiel, als der Finger Gottes sich gegen den stolzen erhob, da bekam der Haß, welchen eine eiserne Strenge niederhielt, neue Nahrung. Und dieser Haß wuchs von Tag zu Tage, bis er im Großherzogtum zu einem unüberlegten Ausdruck kam, wie wir in dem Folgenden hören werden.

Als Napoleon nach einer schmachtvollen und eifertigen Flucht in Paris angekommen war, galt es vor allen Dingen, eine neue Armee zu schaffen, denn der Gewaltthaber hatte damals noch keine Ahnung davon, daß die Hand Gottes wider ihn zu streiten begann. Mit der Schnelligkeit, welche alle seine Operationen auszeichnete und die ihn seinen Feinden so gefährlich machte, wollte er von Neuem über die Russen herfallen und sie mitten im Siegesjubel vernichten.

Der Befehl zur Konstriktion durchzog seine zusammengewürfelten Länder von einem Ende bis zum andern; vernehmbarer als je ertönte die Kriegstrompete; auch das Großherzogtum Berg sollte abermals seine Söhne, das Mark seines Landes, hergeben, um den fremden Eroberer in seinen ehrgeizigen Plänen zu unterstützen, um die Zuchtrute, welche schon längst das Land blutig geschlagen hatte, noch fester zu binden. Der Kaiser mutete ihm nichts Geringeres zu, als mit lachendem Munde in seinem eigenen Fleische zu wählen.

Am 9. Januar 1813 erschien das kaiserliche Dekret, welches von dem Großherzogtum 2500 Mann Soldaten verlangte. Es war kaum publiziert, so begann ein Geißel des finstern Unmuths durch das Land zu schleichen. Vor noch nicht langer Zeit hatte Napoleon 8000 Mann bergischer Landeskinder auf die Schlachtbank geführt. Die meisten waren in Rußland erfroren, nur wenige hatten den heimischen Boden wiedergesehen, wo sie sich ängstlich versteckt hielten, und jetzt sollte die Konstriktion schon wieder neue Wunden schlagen? Nein, das übertraf

*) Nachdruck verboten.

selbst die aufergehenden ähnliche Langmut der so oft mißbrauchten Bergischen.

Überall sah man finstere Gesichter, überall konnte man die verstoßenen geküßelten Hoffnungen hören, die Russen würden kommen und der französischen Gewalttherrschaft ein Ende machen.

Die Unzufriedenheit wuchs von Tag zu Tag, und verbreitete sich im ganzen Großherzogtum, selbst in den abgelegensten Dörfern des Oberbergischen, wo der Mangel an Landstrassen eine Kommunikation mit den übrigen Landesteilen schwierig macht. Noch aber wagte man nicht offen hervorzutreten, weil das ganze Land mit französischen Beamten und Spürnasen übersät war.

Schon am 20. Januar geschah die Ziehung in Elberfeld; diese Stadt sollte 65 Mann stellen. Die jungen Leute zogen lärmend und singend herbei, aber diese zur Schau getragene Fröhlichkeit verdeckte nur einen stillen Grimm, dem man nicht anders Lust zu machen wagte.

In dem wachsenden Mergel, welchen die Konstriktionen still verschlucken mußten, genossen sie eine ungewöhnliche Menge von Brauntwein, und diese brachte ihnen das Herz auf die Zunge. Hier und dort hörte man unter Flüchen und Zähneknirschen den Ruf: „Vivat Alexander! Vivat die Russen!“

Das waren keine guten Zeichen für die Franzosen, denn diese Kundgebungen legten offenbar die Gedanken klar, mit welchen sich das Volk schon längst vertraut gemacht hatte; doch ging die Ziehung ohne besondere Störung vor sich. Gleichwohl mag dem Unterpräfekten, Herrn Dr. Schleicher, das Herz gebebt haben, denn er wußte, wozu die Bergischen fähig waren, wenn man ihnen den Daumen allzuseht auf die Kehle hielt.

Auch am 21. Januar, an welchem Tage die Aushebung in Barmen stattfand, blieb es bei bloßem Geschrei, aber schon war es nicht mehr zu verkennen, daß die Erbitterung stieg; in dem eigentlichen Kerne der Bürgerschaft nahm man zwar an der herrschenden Aufregung keinen Anteil, doch fehlte es nicht an einzelnen Leuten, welche im Stillen hielten, auch nicht an anderen, bei denen diese Hezekelen auf einen fruchtbareren Boden fielen; es hätte nur einer geschickten Leitung, eines populären Mannes bedurft, so wäre ein bedrohlicher Aufstand fertig gewesen.

Am 22. ging der Unterpräfekt Schleicher nach Ronsdorf; hierher waren die Konstriktionen der drei Matrien des dortigen Kantons Ronsdorf, Remscheid und Cronenberg aufgegeben. In der lutherischen Kirche sollte die Nummernziehung stattfinden.

Das weltliche Geschäft nahm der Heiligkeit des Ortes seine Würde; der herrschende Unwille, welcher noch durch einige Räubelführer von Außen verstärkt wurde, that sich durch wüthes Geschrei kund. Mit Singen und Bärmen traten die jungen Leute an die Urne, schallendelieder erfüllten das Gotteshaus. Der Tumult wurde so groß, daß die anwesenden Gensdarmen mit den Waffen einschreiten wollten. Schleicher aber, welcher vorausah, daß der geringste Anlaß die Leute zur offenen Widersetzlichkeit treiben würde, befahl ihnen, sich ruhig zu verhalten.

Die Aushebung wurde glücklich vollendet, die Konstriktionen zerstreuten sich und tranken sich in den verschiedenen Wirtschaftshäusern von Ronsdorf in eine noch größere Aufregung hinein. Schleicher hatte sich mit der Aushebungskommission in das Haus des Adjunkten Rosenthal begeben, um dort das Mittagmahl einzunehmen.

Singend nahte sich jetzt ein schreiender Haufe diesem Hause und gab die Absicht kund, hineinzubringen und die Mitglieder der Kommission anzugreifen. Rosenthal rief seine Knechte zusammen und wehrte ihnen mit Gewalt den Eintritt; gleichwohl würden die Herren nicht vor Insulten und thätlichen Beleidigungen geschützt worden sein, wenn nicht die Gensdarmen in geschlossener Reihe gegen sie anmarschirt wären und sie auseinander getrieben hätten.

Die Ruhe war damit zwar hergestellt, aber der Wegwärter Behrensberg und der Polizeidiener Sahnmannshaus hatten doch erhebliche Mißhandlungen erlitten.

Am 23. sollte die Ziehung in Solingen vor sich gehen, aber die schlimme Stimmung war bereits so sehr gewachsen und der Tumult nahm eine so drohende Gestalt an, daß sie nicht ausgeführt werden konnte. Die Konstriktionen traten jetzt mit offenen, gegen die Personen der ausführenden Beamten gerichteten Feindseligkeiten hervor. Anfangs glaubte der Unterpräfekt, die Unruhen würden sich, wie in Ronsdorf, bellegen; aber dieses Vertrauen erwies sich bald als Täuschung; er mußte mit seinen Beamten und Gensdarmen fliehen, um der offensibaren Lebensgefahr zu entgehen.

Diese Flucht gab den Insurgenten Mut; es bildete sich nun in Solingen und Wald eine förmliche Insurrektion, welche ihren eigentlichen Herd und Hauptstich in Wald nahm. Man nannte die Zentralfelle des Aufstandes das russische Hauptquartier, man anzudeuten, daß die Insurgenten gewillt seien, mit den Russen gemeinsame Sache gegen die französischen Bedränger zu machen. Daß man solche Ansichten unter den Augen der französischen Beamten offen auszusprechen wagte, war Beweis genug, wie herzlich satt man der sogenannten französischen Freiheit war.

In Lenney (am 25.), in Barmelskirchen (am 26.) und in Wipperfirth (am 27.) traten dieselben Erscheinungen auf, nun wurde die Widersetzlichkeit mit jedem Tage heftiger.

(Fortf. f.)

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.



Düsseldorf

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 29.

Sonntag, den 18. Juli

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

XII.

Die Annerbauten und sonstigen Ausstellungen im Garten.*)

Der lieblichste und anziehendste Teil unserer Ausstellung bleibt doch immer der Garten. Wenn man sich in dem großen Ausstellungsgebäude an all den tausend und aber tausend Dingen matt und müde gesehen, und in den langen Haupt- und Seitengalerien mit ihren Kreuz- und Quergängen matt und müde gegangen hat, so flüchtet man sich gern hinaus in den Garten, um sich zu erholen und auszuruhen. Freilich gibt es auch dort wieder viel zu beschauen und zu bewundern, aber man atmet doch auf in der frischen, reinen Luft, und erquickt sich an dem schönen Grün der sauber gepflegten Rasen, an den herrlichen Baumgruppen und prächtigen Blumenbeeten, an den sprudelnden Fontainen und dem klaren Wasserspiegel der Seen und Teiche, und findet auch wohl eine entlegene stille Bank, oder sonst ein einsames Plätzchen, um neue Kräfte zum weiteren Beschauen und Beschreiben zu sammeln, denn die gehören wirklich dazu, wenn man die Masse des Gebotenen nur einiger-

maßen bewältigen will. Hat man dagegen das laute, bunte Treiben lieber, so setzt man sich vor das Café Bauer, wenn dort nämlich noch ein Stuhl frei ist, oder vor den Dietrichschen Bierpavillon, von dem freilich dasselbe gilt, und läßt das Menschengewühl, ein wahres theatrum mundi, an sich vorüberziehen. Als Gratis-Zugabe, was bei den verschiedenen großen und kleinen Nebenausgaben, die der Besuch der Ausstellung nun einmal mit sich bringt, nicht zu verachten ist, bekommt man dann noch recht hübsche Musik zu hören, manchmal sogar eine schöne Overtüre, wie die zum Tannhäuser, oder zum Don Juan, oder ein buntzusammengewürfeltes Potpourri von allerlei bekannten Melodien, das indes hier, vor solchem kosmopolitischen Publikum aus aller Herren Ländern garz am Platze ist.

Am schönsten ist aber der Garten des Morgens, und wir empfehlen angelegentlich Jedem, der es möglich machen kann, einen Besuch in aller Frühe; der Genuß ist dann ein doppelter, freilich ohne Musik und Menschengewühl, aber beides, und vorzüglich das letztere, kann Einem auch leicht zu viel werden. Vorher hat man zwar noch eine kleine Feuerprobe zu bestehen, wenn man nämlich einen der ersten Pferdebahnwagen benützt, die schon vor 8 Uhr abfahren. In diese steigen alle ein, die früh im Ausstellungsgebäude zu thun haben, die Aufseher und Bediensteten, auch manche Vertreter u. s. w., und die Wagen sind nicht allein im Augenblicke voll, sondern übervoll. Unterwegs springt noch der Eine oder Andere mit hinauf, und die letzten stehen nur noch halb auf den Trittbrettern und halb in der Luft, aber es geht doch. Auch „Damen“, oft sogar in Begleitung von gefüllten Körben, steigen mit ein und ihre Plätze werden möglichst berücksichtigt, sonst aber herrscht vollständige Freiheit und Gleichheit, und selbst der Standesunterschied der ersten und zweiten Plätze ist aufgehoben. In unserem Wagen zählten wir kürzlich, ohne Kutscher und Kondukteur, 55 Personen, also weit über die doppelte Zahl der vorgeschriebenen Plätze, aber, wie gesagt, es ging doch. Die solchergestalt Hinausgerückten verteilen sich dann im Gebäude, wo die Paar hundert Menschen sofort verschwinden, und wir haben den Garten gewissermaßen für uns allein. Der prangt dann in köstlicher Frische, sei es von dem Regen der letzten Nacht, oder von den zahlreichen Apparaten, die überall die weitgebehten Nasenflächen mit Wasser besprengen; die Teppichbeete leuchten im Sonnenglanz wie bunte Blumenmalereien, die schönsten von ihnen haben wohl die Kunstgärtner Leno u. Sohn in Düsseldorf geliefert; die Wege sind sauber geharkt, die sonst doppelt und dreifach besetzten Bänke sind sämtlich leer; die Türen der verschiedenen Annerbauten werden nach und nach geöffnet, aber es geht noch niemand aus und ein. Die munteren kleinen Rehe springen dafür lustig in ihren umzäunten Gehegen hin und her, die komischen Kängurus besglichen, die Papageien und Pfauen krächzen und schreien, kurz alle Tiere sind lebendig und lassen sich hören, nur die Bären stehen melancholisch hinter ihrem Gitter, weil das Publikum noch nicht da ist, um sie zu necken und zu füttern, was sie sich beides so gern gefallen lassen. Sogar die

*) In unserem letzten Bericht ist das Lokal der durch die Deitersche Buchhandlung in Düsseldorf vertretenen Behrmitel etwas unklar angegeben. Dasselbe befindet sich nämlich in dem unteren Saale links, der XIX. Gruppe, neben der ersten Koje des Nachener Polytechnikums, was übrigens auch schon aus der Notiz wegen des ungünstig angebrachten Einganges hervorgeht, die sonst keinen rechten Sinn haben würde. Wir bemerken zugleich, daß in dieser Gruppe noch immer nachträglich Veränderungen vorgenommen werden; so steht beispielsweise der Guntersmannsche Schrank mit den ausgestopften Vögeln nicht mehr, wie wir es angegeben, in dem oberen Gange, sondern in dem hinteren Mittelraum, weil man die von ihm eingenommene Wand für die neu hinzugekommenen Zeichnungen des Technikums in Kinteln benutzt hat.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch einen Irrtum in Bezug auf die Vogelischen Schulbänke und Subellen berichtigen. Die Gestelle derselben sind nämlich durchweg von Schmiede- und nicht von Gußeisen, weil das letztere bei weitem nicht so solide und praktisch ist, sondern beim Zurückklappen der Tischplatten u. s. w. leicht zerbricht. Der Aussteller legt auf diesen Umstand mit Recht einen ganz besonderen Wert. Auch ein falschgeschriebener Name mag wohl manchmal mit unterlaufen (z. B. bei der Mehlschlebe- und nicht Mahlschlebe Rechenmaschine und bei den Patent-Federhaltern von A. Tust und nicht Faust), aber dergleichen ist oft mit dem besten Willen, an dem es uns gewiß nicht fehlt, nicht zu vermeiden. So ist auch in unserem letzten Artikel irrtümlich die königl. Realschule L. D. in Köln genannt, die gar nicht ausgestellt hat; es ist dafür die Friedrich-Wilhelm-Realschule in Köln zu setzen. Und damit Jedem sein Recht werde, bemerken wir auch noch schließlich, daß wir in Artikel X. bei Besprechung der Papierindustrie das schöne Missale ebenfalls irrtümlich der Firma van den Bergh in Düsseldorf zugeschrieben haben; der Aussteller desselben ist aber der Buchbinder Schuster in Düsseldorf, was wir hier gern konstatieren, denn wie jeder Arbeiter seines Lohnes, so ist er auch des Lobes wert, daß noch dazu hier ein wohlverdienter ist.

ße Mieskanone, an der ich sonst immer mit einem gewissen Mißbehagen vorübergehe (mir fehlt nun einmal das Verständnis für ihre hohe kulturgeschichtliche Bedeutung), steht freundlich aus, und läßt sich geduldig abwaschen, wie ein frommes Kind auf dem Mutterschoße.

Wie in den Bierpavillons, so ist auch im Cafe Bauer, außer den Kellnern, noch niemand zu sehen, Tische und Stühle stehen in Reih und Glied, und als wir eine Tasse Kaffee bestellten, waren vier, fünf dienstbare Geister da, uns das Gewünschte zu bringen. Der jedenfalls eben erst bereitete Trank war vorzüglich, das Glas Wasser von blinkender Sauberkeit und die „Hörnchen“ waren fast noch warm, alles Dinge, mit denen man es nachmittags, wo immer einige hundert Gäste auf einmal bebieht sein wollen, nicht so genau nehmen darf. Der kleine Tabaksladen vis-à-vis, von dem ich bis dahin immer nur das Gratisfeuer benutzt hatte, verlockte mich zum Ankauf einer feinen Zigarre, „Caba Einlage mit Havanna Deckblatt“ sagte der junge Mann, der just seine Boutique aufgemacht hatte, und ich bezahlte die 20 Pf. gern. Die Zigarre war auch so übel nicht, aber stimmte mich der schöne Morgen in dem herrlichen Garten so nachsichtig und menschenfreundlich? An einem Nebentischen tranken die Buffetdamen des Hauses gleichfalls ihren Kaffee; sie waren noch im Nözlgs und unfrisiert, aber es war auch noch so früh am Tage. Sie schwagten lustig mit den Kellnern und thaten ganz ungeniert, was alles nicht mehr statthaft ist, wenn später der große Dienst beginnt und sie hinter dem Buffet in feiner Toilette mit möglichst ehrbaren Mienen sitzen, Sorten anschnitten, Zucker und Kuchen sortieren und ihre anderen Obliegenheiten erfüllen.

Ich wollte aber die bequeme Morgenstunde nicht müßig verstreichen lassen, sondern sie zu einem Spaziergange durch den Garten benutzen, um mir die verschiedenen Annerbauten und die übrigen damit verbundenen Gegenstände anzusehen, also meine Vorstudien machen zum nächsten Bericht. Ich zog mein großes blaues Notizbuch heraus, was ich sonst, wenn der Garten so voll Menschen ist, nicht gern thue, denn dann heißt es gleich: „Aha, das ist ein Berichtstatter, der schreibt für die Zeitungen, und vor den Leuten muß man sich in Acht nehmen, denn sie wissen alles und tabeln stets lieber, als daß sie loben“. Nun, ich glaube, daß man mir bis jetzt diesen Vorwurf nicht machen kann. Ich breche also auf und gehe ans Werk.

Der Pavillon der Kölnischen Zeitung, der hier zunächst liegt, ist noch gar nicht geöffnet; der ist gar vornehm, und vornehme Leute stehen spät auf. Wir haben außerdem bereits in einem früheren Artikel von der Rotations-Preße gesprochen, die den interessantesten Teil des Pavillons ausmacht, und von dem Uebrigen hat die Kölnische Zeitung selbst schon eingehende Schilderungen gebracht, die auch in andere Zeitungen übergegangen sind, so daß wir höchstens das Gesagte nur wiederholen würden.*) Weiter zurück liegt das Miniaturpalats der kunstgewerblichen Altentümer, das für seinen reichen, kostbaren Inhalt einen besonderen Besuch und eine besondere Beschreibung verlangt und das wir also nicht voreilig betreten wollen.

Wir wenden uns daher nach der Ostseite des Gartens, von dem großen Seiten-Vestibül des Ausstellungsgebäudes aus, und beginnen von da unseren Rundgang.

Die Rotisdorfer Mineralquelle bietet uns einen frischen Trunk an und zwar aus einer Felsengrotte, aus welcher die Quelle hervorsprudelt. Unter uns gesagt, enthält die Quelle nur natürliches Wasser, aber die Idee ist hübsch, und nicht Wenige mögen glauben, es sei der wirkliche Brunnen. Das eigentliche Mineralwasser steht in Krügen daneben, und in den heißen Nachmittagsstunden ist der Platz immer von Trinkenden

*) Etwas so „ungeheuer Neues“, wie viele Besucher glauben, sind übrigens jene Rotationspressen seit den letzten sechs, acht Jahren auch nicht mehr, denn eine Menge großer deutscher und auch Wiener Zeitungen werden bereits längst auf diese Weise gedruckt, so z. B. die „Hamburger Nachrichten“, die „Hamburger Reform“, das Berliner „Tageblatt“, die „Breslauer Morgenzeitung“, die „Schlesische Zeitung“ u. s. w. Die bekannte Maschinenfabrik in Augsburg hat bereits 38 solcher Pressen fertig gestellt; ja sie hat sogar neuerdings der Firma Hallberger in Stuttgart drei davon geliefert, auf denen „Ueber Land und Meer“ und „Illustrirte Welt“ gedruckt werden, und die wegen der vielen Bilder und Illustrationen noch weit komplizierter und feinerreichlicher und somit noch weit „wunderbarer“ sind. Nach zehn Jahren werden sie wohl überall in Aufnahme gekommen sein, und nach zwanzig Jahren sind auch sie vielleicht schon wieder von einer neuen Erfindung verdrängt.

bleibt besetzt. Rechts davon zeigen uns zwei große zintgeoffene Löwen (nach Modellen von Prof. Wolff in Berlin) den Weg zu der Dortmund-Löwenbrauerei, die das Glück oder Unglück gehabt haben soll, am Abend des Peter- und Paulstages keinen Tropfen mehr verzapfen zu können. Man hatte alles Bier ausgetrunken, und einigen Kollegen soll es ähnlich ergangen sein. Links vor dem Pavillon führt ein schlanker Brückenbogen über einen Seitenarm des Teiches nach einem kleinen Tempel, wo wir gleichfalls Mineralwasser trinken können, und zwar aus dem Hermannsbrunner Sprudel im Teutoburger Walde. Deshalb steht auch eine Nachbildung des Hermannsdenkmals auf der Spitze des Tempels. Welcher gute Patriot möchte nicht hier ein Glas zum Andenken des großen Arminius leeren! Die lange chemische Analyse erlöst man uns wohl; es ist ein stark moussierender, sehr angenehm schmeckender „Sauerling“, ähnlich wie Selterswasser. Die erwähnte Brücke ist aus der Zementfabrik der Herren Frege u. Gotthardt in Frankfurt a. M.; sie hat eine Belastungsprobe von 8000 Kilo ausgehalten, die beste Garantie, so wohl für die Vortrefflichkeit der Konstruktion, wie auch des Materials.

Ganz in der Nähe steht hier im Hauptwege zur Rechten das Glockengerüst mit den drei großen und den drei kleinen Bronceglocken aus der Gießerei von A. Petz u. Gebr. Edelbrod in Gescher in Westfalen. Diese Glocken geben täglich kurz vor 6 Uhr abends das Signal zum Schließen des Ausstellungsgebäudes und der Annerbauten; die meisten Besucher hörten sie gern eine Stunde später, aber dieser Wunsch ist unerfüllt geblieben. Man muß übrigens auch billig sein und an die vielen hundert Menschen denken, die in den Ausstellungsräumen den ganzen lieben, langen und oft sehr heißen Tag beschäftigt sind, und für welche die erlösende Stunde schon spät genug kommt.

Etwas weiterhin hat die Blitzableiter-Fabrik von H. Berghausen in Köln sehr interessante Gegenstände ausgestellt. So zunächst einen der Blitzableiter für die Kreuzblumen der Kölner Domtürme, eine gewaltige goldbide Stahlstange mit vergoldeter Spitze und einem fast ebenso dicken Seil aus verschlungenem Eisenbraut, das den Wetterstahl aus der schwindelnden Höhe in die Tiefe der Erde leitet. Aber wir hoffen, daß die Hand des Allmächtigen über dem herrlichen Bau, dem schönsten der Christenheit, wachen und ihn unversehrt erhalten wird bis in die fernsten Jahrhunderte. Schlägt doch jedes gute deutsche Herz höher und stolzer bei dem Gedanken an die so nahe bevorstehende endliche Vollendung des Domes! Wir standen schon früher einmal vor diesem Blitzableiter, und zwar in heiterer Gesellschaft, denn wir waren, daß ich es nur gestehe, aus der nahe gelegenen deutschen Weinkneipe gekommen, wo es immer so lustig hergeht und wo man niemals einen leeren Stuhl findet. Einer der Herren, der längste unter uns, stellte sich auf die Zehen, berührte mit seinem Zigefinger die goldene Spitze des Blitzableiters und nahm uns dann zu Zeugen, daß er später, wenn erst die Stange an den Ort ihrer Bestimmung gelangt sein würde, mit Fuß und Recht behaupten könne, die Spitze des höchsten Bauwerks auf der ganzen Erde (das wird allerdings dieser Blitzableiter sein) mit der Hand berührt zu haben. Wir mußten den Scherz gelten lassen, umso mehr als wir anderen nicht hinanreichen konnten, so sehr wir uns auch streckten. Die Firma Berghausen hat außerdem noch eine Bekrönung des eisernen Turmhelms der katholischen Kirche zu Erfelenz ausgestellt, ein gewaltiges Stück Arbeit, das hier auf ebener Erde fast wie ein kleiner Turm für sich aussteht. Auch goldglänzende Fahnen, Wetterfahnen und anderweitige eiserne Turmzieraten fehlen nicht; alle diese Dinge sehen hier unten so kolossal aus, das man darüber ganz verwundert ist, aber wenn sie sich erst auf ihrem Platze hoch oben in blauer Luft befinden, werden sie eher klein als groß erscheinen.

Links gegenüber liegt der Pavillon des Dr. C. Ditto & Co. in Dahlhausen a. d. Ruhr, mit einer reichen Auswahl von feuerfesten Steinen zu Kofes- und Soda-Ofen, Gaskanälen und dahin gehörenden Anlagen. Kleine Modelle, Zeichnungen und Abbildungen erläutern die einzelnen Teile, und der Querschnitt eines Hauptgaskanals in natürlicher Größe veranschaulicht eine derartige Konstruktion in sehr deutlicher Weise. Im Uebrigen muß man natürlich ein Sachverständiger sein, um den reichen Inhalt dieses Pavillons in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen.

Etwas weiter zurück finden wir dann den stattlichen Annerbau des Schalker Gruben- und Hütten-Vereins

bei Selsenkirchen in Westfalen. Es ist dies eine der großartigsten Kollektivausstellungen des Gartens, zu welcher sogar Prof. Baur in Düsseldorf die dekorativen Wand-Gemälde geliefert hat, welche die gesamte hier vertretene Industrie sehr anschaulich erklären. Für das große Publikum sind diese Bilder fast die Hauptsache des ganzen Ansehens, was bei der Lebendigkeit der Kompositionen, sowohl hinsichtlich der geschichtlichen gruppelerten Figuren, als auch der übrigen leicht verständlichen Accidentien wohl begreiflich ist. Ganz so weit dürfen wir nicht gehen, aber auch uns haben die unübelbar sehr wirkungsvollen Darstellungen recht gut gefallen, so daß wir gern zwei Worte darüber sagen. Das Bild zur Linken, wenn man eintritt, stellt die Gießhalle einer Spiegelmanufaktur dar, das zweite vor uns einen Dampfhammer in voller Thätigkeit, das dritte zur Rechten einen Hochofen in dem Moment, wo der Fluß beginnt, und das vierte über dem Eingange die Fabrikation der Drahtseile für Bergwerke, Hängebrücken, Seilschiffahrt (Taneret) u. s. w. Was nun die Ausstellung selbst betrifft, so ist dieselbe sehr mannigfaltig und auch geschmackvoll arrangiert. Zunächst fällt uns eine große 10 Fuß hohe und 6 Fuß breite Spiegelglasafel der Schalker Aktiengesellschaft in die Augen, und zwei andere etwas kleinere Spiegel von kristallreinem Guß. In der Mitte des Raumes steht ein hübscher mit einer gewaltigen Krone geschmückter Aufbau von allen möglichen Drahtsorten aus der Fabrik von Voeder u. Co., und die Metallgießerei von Grevel u. Co. zeigt uns ihre Gußstücke für den Bergwerks- und Hüttenbedarf. Auch die großen gewalzten Eisenbleche von Grillo, Funk u. Co. sind sehenswert. Im Hintergrunde des Gebäudes befindet sich für die schaulustigen Besucher ein Kohlenbergwerk in miniature, von kleinen Lampen erhellt, das dem, der noch nie eine Mine gesehen hat, wohl einen kleinen Begriff davon geben kann. Als Ergänzung dazu dient am Eingang ein kleiner, offen liegender Kohlenhaufen. Das Ganze macht einen hübschen Eindruck und ist zugleich instruktiv.

Von da begeben wir uns, nachdem wir einen Blick auf eine schöne Zement-Fontaine von C. Grod in Drohl geworfen haben, dem wir übrigens noch später wieder begegnen werden, zu dem dritten Ansehens-Gruppe, um die Eismaschine von Linde in Wiesbaden zu besuchen. Dieser Pavillon ist beständig von Neugierigen umgeben, namentlich an Sonntagen, wo die guten Leute vom Lande, die wir bereits aus unserem letzten Bericht kennen, die wunderbare Fabrikation anstauen und gar nicht begreifen können, wie es nur menschenmöglich ist, mit einer kohlengeheizten Dampfmaschine Eis zu machen. Wir lachten Tags vorher selbst recht herzlich über eine alte Bauersfrau, die beständig den Kopf schüttelte und es partout nicht glauben wollte, als ihr Mann, der vermußtlich nicht viel mehr davon verstand, ihr ganz ernsthaft versicherte, es sei wirklich so und sie solle nur hingehen und sich überzeugen. Man hatte gerade aus den metallenen Behältern einige große Eisblöcke herausgenommen und offen hingelegt; die gute Frau näherte sich, hielt die Hand darauf und suchte in demselben Moment zusammen: jetzt glaubte sie's. Nachher bückte sie sich und leckte sogar (nichts für ungut) mit der Zunge daran, und da glaubte sie's noch mehr. Für einen Maler wäre es ein hübsches Genrebild gewesen. Die Linde'sche Eisfabrikation selbst beruht auf dem bekannten Prinzip der Verdampfung von Ammoniak durch Saug- und Druckpumpe, und die ausgestellte Maschine ist im Stande, in 24 Stunden 120 Zentner Eis zu liefern. Die Leistungsfähigkeit ist mithin eine enorme, aber die Kälteerzeugung umfasst auch ein sehr weites Gebiet, denn außer der eigentlichen Eisfabrikation kommt sie als Kältemittel im Braubetriebe, in Gärkellern, Krankenhäusern, Theatern, öffentlichen Sitzungssälen u. s. w., und auch zur Frischerhaltung von Nahrungsmitteln, speziell von Fleisch und Fischen in der heißen Jahreszeit, überall zur Anwendung. Daß wir nebenbei dadurch auf schnelle und billige Weise eine Portion Gefrorenes erhalten, wird im Hinblick auf die oben erwähnten wichtigen und großartigen Zwecke fast zur Nebensache. Aber unsere Damen verschmähen trotzdem ein Glas Eis nicht, und wir Herren ebensowenig ein Glas Champagner, der gut „frappiert“ ist, und wenn es nicht anders sein kann, auch mehr als eins.

Vor dem Linde'schen Pavillon, der wie die beiden anderen sehr hübsch von Baumgruppen eingefasst ist, erweitert sich der Garten nach allen Seiten und gestattet einen bequemeren Ueberblick, was uns sehr willkommen ist, denn hier beginnt ein besonderer, eigenartiger und dabei höchwichtiger Teil unserer großen Ausstellung. Es sind dies die Produkte aus Zement

und Thon (im Anschluß an einige ebendahin gehörende und bereits erwähnten Aussteller) und ferner die der inländischen Steindrücke, speziell Schiefer, Basalt und Sandstein, also das eigentliche Baumaterial. In letzterer Beziehung zeigt sich hier recht augenscheinlich der große Reichtum der rheinischen Provinzen und der angrenzenden Distrikte, denn hier handelt es sich nicht, wie in so manchen anderen Gruppen, um fremdes Material, das von Außen kommt und nur verarbeitet wird, sondern hier ist der Boden, also das Land selbst der Erzeuger, der seine Schätze in unerschöpflicher Fülle bietet und nur der fleißigen Hände gewärtig ist, daß sie diese Schätze heben. Mit den Kohlenminen, den Metallbergwerken und den Salinen ist daher diese Gruppe die am meisten vaterländische, und wir sind hier mehr als anderswo berechtigt, darauf stolz zu sein. Und hier tritt auch das große Verdienst derjenigen am denklichsten hervor, denen wir diese Ausstellung zu verdanken haben, indem sie durch dieselbe der Welt nicht allein vor Augen führen, was rheinischer Kunst- und Gewerfleiß vermag, sondern ihr auch zugleich zeigen, wie reich und gesegnet das Land ist, wo sich eine solche materielle Blüte und Wohlfahrt entfalten konnten.

Die Besprechung der eben erwähnten interessanten Gruppe, die wir gern als Ganzes unseren Lesern vorführen möchten, wozu aber für heute der Raum nicht ausreichen würde, im nächsten Artikel.

Die Knüppelrussen. *)

Ein Vorspiel vor der allgemeinen Volkshebung im Jahre 1813.

Von W. Herchenbach.

(Schluß statt Forts.)

Zu Bermelskirchen nahm auch das Volk in Masse Partei für die Konfribierten und widerlegte sich mit Gewalt der Ziehung. Auch hier wurde der Präsekt vertrieben, aber die Aufständischen begnügten sich nicht damit, das Aushebungs-geschäft unmöglich gemacht zu haben, sondern stürzten auch in wilder Wut das Haus des Maire und zerstörten dasselbe.

Am Mittwoch den 27., als die Nachrichten von Bermelskirchen nach Ronsdorf gelangten, fing es auch dort wieder an zu gähren. Unter Leitung einer Weibsperson versammelten sich die Unzufriedenen, vereinigten sich mit losem Gesindel, welches seine Freude am Zerstören hatte, und zogen zum Rathhause, das sie unter wildem Toben erführten. Hier bemächtigten sie sich der dort verwahrten Trommeln, Gewehre und Fahnen und zogen damit singend und lärmend durch die Straßen der Stadt.

Bisher hatten sich die Insurgenten mit dem Widerstande gegen die Aushebung begnügt, jetzt gingen sie schon einen Schritt weiter und streckten ihre Hände nach den verhassten Regieschildern aus. Bei den Taback-Debitanten Warth und König, so wie bei dem Kommunal-Gespäner Heynen verübten sie schlimme Exzesse, so daß die Bürgerschaft in große Bestürzung gerieth, die Angst wurde noch vermehrt, als sich das Gerücht verbreitete, von Bermelskirchen, Wipperfürth, Kronenberg und Remscheid seien ganze Banden im Anzuge, um sich an dem Abjunkten Rosenthal zu rächen, welcher sie mit seinen Leuten so schön abgewiesen hatte.

Der Bedrohte machte sich aus dem Staube, aber es blieb bei den Befürchtungen, denn noch an demselben Abende zogen sie, vierzig Mann stark, theils mit Säcken, theils mit alten Gewehren bewaffnet, nach Barmen. Die geraubten Trommeln rasselten ihnen voran und die Fahnen wehten lustig im Winde.

Am folgenden Tage, am 28. nämlich, ging auch der Tumult in Barmen los; die dortigen Konfribierten zogen ebenfalls lärmend durch die Straßen und rissen die Schilder der Taback- und Salzregie von den Häusern; am 29. gesellten sich ihnen die Konfribierten von Wald und Solingen zu, welche sich als die eigentlichen Häupter der Insurgenten betrachteten.

Von Elberfeld kommend, dessen Ereignisse wir nachholen werden, drangen sie stürmisch in die Stadt und lagerten sich, 500 an der Zahl, auf dem Markte. Die Leute befanden sich in einer großen Aufregung, weil sie glaubten, ihr Anführer habe sich in Elberfeld mit Geld erkaufen lassen und wolle sie verraten. Schreiend verlangten sie, daß derselbe augenblicklich die Todesstrafe erleide.

Der auf dem Rathhause versammelte Magistrat war ratlos, weil er kein Mittel ausfindig machen konnte, die Insurgenten zu beruhigen und den beabsichtigten Mord zu verhindern. Endlich fielen die Bürger auf das Mittel, die Wütenden bei den Vornehmsten und Reichsten der Stadt einzuquartieren und ihnen so den Anlaß zum Rauben zu nehmen, was sonst wohl nicht ausgeblieben wäre.

Sie nahmen die Quartiere an, ließen dem verdächtigen Anführer das Leben und verhielten sich ruhig. Da die meisten nur mit Säcken bewaffnet waren, so erhielten sie den Namen Knüppelrussen, auch wohl Klüppel- oder Klüppelrussen. Die vierzig Mann von Ronsdorf blieben zusammen und erhielten ihr Quartier und Nachtlager bei Herrn Brecht-Kübel in den Dörnen, der neuen katholischen Kirche gegenüber.

*) Nachdruck verboten.

In Elberfeld, bei Schwesterstadt Barmen, hatte der Zug ebenfalls am 28. begonnen; gegen Mittag dieses Tages rückten einige hundert Insurgenten ein, welche sich in den Häusern der Bürger umlegen ließen; bald aber verließen sie ihre Quartiere wieder, zogen in lärmenden Haufen durch die Straßen und rissen unter dem fortwährenden Geschrei: Vivat Ruß! Vivat Alexander! die Schilder von den Regien, zertrümmerten die Wappen, plünderten die Niederlagen und begingen Unfug aller Art. Unglücklich Schießen in den Straßen ließ die Elberfelder nicht aus dem Schrecken herauskommen.

Das Stempelbureau wurde gewaltsam erbrochen, das Stempelpapier zerrissen, auch Akten wurden in blinder Wut vernichtet, doch ist es nicht erwiesen, daß sie die öffentlichen Kassen plünderten.

Auch das Komödienhaus wurde erbrochen und im Innern verwüstet.

Maire und Magistrat hatten vollständig den Kopf verloren, sie fürchteten für den Augenblick eine allgemeine Plünderung und später die Rache des Gouvernements; denn es war einzusehen, daß diese schlecht oder eigentlich gar nicht bewaffneten und schlecht geführten Haufen bei einem ernstlichen Angriffe von regelrechtem Militär so gleich erliegen mußten. Gleichwohl wußte man kein Mittel, sie aus der Stadt zu bringen oder sie zu beschwichtigen.

Da sie in der Ueberschätzung ihrer Kräfte die Absicht aussprachen, sich bis zur Ankunft der Russen zu halten, so mußten sie an Verstärkung und Verproviantierung denken.

Die Chefs stellten deshalb an den Maire Dreydt die Forderung um Auslieferung der Konstriptionslisten, ferner bedeutende Lieferungen an Schuhwerk, Pulver und Blei. Da Dreydt sie hinhieß, so drohten sie das Rathaus zu stürmen und die Wohnung des Maire zu demolieren. Zu letztem wäre es wohl gekommen, wenn die Bürger nicht das Haus zu gut besetzt gehabt hätten.

Werfen wir einen Blick auf die, jetzt auf dem neuen Markte versammelte Schar, so fällt das Bild bunt genug aus. Trommeln und Fahnen spielten eine Hauptrolle, besonders zeichneten sich die Schwelmer durch ein schönes Banner aus; aber es war Alles ein so tolles Durcheinander, daß man trotz der herrschenden Furcht sich des Sächelns nicht enthalten konnte.

Die Anführer Debaranne und Abraham von Wald waren die einzigen Veritkenen, alle anderen zu Fuß und wie oben angedeutet, meistens mit Knüppeln bewaffnet.

Im Laufe des 28. wuchs der Haufe durch fortwährenden Zugang auf etwa 1000 Mann, die alle auf dem Neumarkte lagerten; diejenigen, welche mit Schießgewehren bewaffnet waren, vergnügten sich damit, eine Menge von Pulver zu verschleßen, die anderen trieben ein buntes Mottoria und das patriotische Lied:

Jetzt habe ich geladen meine Pistolen,
Der Teufel soll die Franzosen holen —

wurde an allen Ecken und Enden gesungen. Am 29. in der Frühe wiederholten die Chefs ihre Forderung, da man sie aber auch noch jetzt hinhieß, so wurde der Beschluß gefaßt, nach Barmen zu ziehen, um sich mit den dortigen Insurgenten zu vereinigen. Dieses geschah hauptsächlich in der Absicht, den gestellten Forderungen durch stärkere Machtentwicklung einen größeren Nachdruck zu geben.

Wie sie nach Barmen kamen, haben wir bereits oben gehört; am Morgen des 30. Januar zogen sie mit den in Barmen versammelt gewesenen Insurgenten wieder in Elberfeld ein und stellten sich abermals auf dem neuen Markte auf. Auch diesmal zögerte der Magistrat mit der Erfüllung ihrer Wünsche. Plötzlich ging in der Stadt das Gerücht, es sei Militär im Anmarsch. Die Bürger steckten die Köpfe zusammen und flüsteren miteinander, auch die Insurgenten wurden davon benachrichtigt. Im ersten Augenblicke waren sie alle Feuer und Flammen und wollten den Franzosen entgegenziehen. Die Fackel des Mutes loderte hoch auf, daß man einem der Insurgenten, welcher ein solches Beginnen als unüberlegt und kopflos tadelte, mit Kriegsgewehr und Loischießen drohte. Indessen machte sich doch bald die Vernunft geltend; was jedes Kind einsehen konnte, begriffen sie schließlich auch, nämlich, daß sie in ihrer jetzigen Bewaffnung und Zusammenfassung nichts ausrichten konnten.

Einer machte den Vorschlag, auf Werden zu marschieren, um das Zuchtthaus zu erstürmen und nach Essen, um sich der Gewehrfabrik zu bemächtigen. Das fand Anklang, und man fing an, sich aufzustellen und zum Abmarsch fertig zu machen.

Die Vorbereitungen und das Getümmel dauerten noch fort, als sich plötzlich etwas ereignete, was dem Aufstande ein sehr schnelles Ende machte. In vollem Galopp kamen etwa 60 Gensdarmen und Banziers an, welche ohne den geringsten Aufenthalt auf den Markt sprangen und sich anschickten, sofort in die lärmende Menge einzuhauen.

Jetzt zeigte es sich recht, wie wenig Debaranne und Abraham mit dem Pelzamtisol zu Anführern geeignet waren und welche geringe Disziplin unter den Insurgenten herrschte, denn kaum erblickten sie die Soldaten, so stoben sie nach allen Richtungen auseinander. Nur ein Färbergesell aus Elberfeld mit Namen Vogelsang hielt Stand und wehrte sich, bis er aus 17 Wunden blutete.

Die Knüppelrussen waren verschwunden; die meisten hatten sich in die Häuser geflüchtet, wo sie von den Bürgern versteckt wurden, bis sie auf heimliche Weise aus der Stadt gebracht werden konnten. Die Banziers und Gensdarmen aber brachten doch noch eine so große Menge von Gefangenen zusammen, daß das Rathaus zu klein wurde. Die vierzig Ronsdorfer kamen glücklich davon, mußten aber Trommeln

und Fahnen im Stiche lassen, die später von dem Untersuchungsamte in Düsseldorf wieder nach Ronsdorf gebracht wurden.

Am folgenden Tage kamen ein paar Kompagnieen Infanterie nach Elberfeld, welche die Ausgänge der Stadt besetzten und durch Trommelschlag bekannt machten, daß alle in den Häusern versteckten Insurgenten bei Todesstrafe ausgeliefert werden mußten. Eine solche Auslieferung aber fand nicht statt; wahrscheinlich hatten sie schon alle das Weichbild von Elberfeld verlassen.

Von Insurrektion war jetzt keine Spur mehr zu sehen, denn ein kleiner Zug, welcher sich gegen Düsseldorf aufgemacht und bereits in Gertrath die letzten Regie-Schilder zerstört hatte, war ebenfalls flüchtig geworden.

Man mag über die Knüppelrussen urtheilen, wie man will, man mag sie Tumultuanten oder gar Anarchisten und Räuber nennen, jedenfalls war dem unbesonnenen Aufstande eine politische Richtung nicht abzuspüren. Unter andern Führern wäre die Sache vielleicht rühmlicher abgelaufen, und wir würden die Knüppelrussen die Vorläufer der später so glorreichen Erhebung nennen.

Der Fabrikdistrikt war es nicht allein, welcher von der Freiheitsidee angesteckt worden; auch im Oberbergischen regten sich die Insurgenten, wie mein seliger Vater mir oft erzählt hat, aber es kam nicht zum rechten Ausbruche, weil die Niederschlagung zu urplötzlich geschah.

Napoleon hatte den Aufstand sehr rasch in Erfahrung gebracht und sandte den General Lemarols als außerordentlichen Kommissar mit Vollmacht über Leben und Tod an den Rhein. Schon am 3. Februar traf er in Düsseldorf ein, wo er sich mit den Worten einführte: Il faudra faire fusiler une centaine et tout se tranquillisera. Das Großherzogtum wurde durch den General Puthod militärisch besetzt und in Düsseldorf ein Prebotalgericht eingerichtet.

Schon am 5. fiel ein Opfer der Revolte in Elberfeld, ein gewisser Merten, welcher sich durch Frechheit gegen die Stadtbehörde besonders hervorgethan hatte. Um 8 Uhr morgens wurde er von zehn Soldaten, welche dazu kommandirt waren, an der Butterhalle erschossen. Auch in Solingen und am Gebelsberge fielen zwei Aufständische unter den französischen Kugeln. Der Anführer Debaranne hatte sich in Wald verborgen, wurde aber nach zwei Monaten entdeckt und ebenfalls erschossen.

Die übrigen Häufel führer wurden nach Düsseldorf geführt. Es leben jetzt noch Augenzeugen, welche ihren Transport sahen. Ihrer 40-50 waren hintereinander an ein Seil gebunden; so hielten sie ihren traurigen Einzug in die Hauptstadt. General Lemarols hätte sie gerne alle samt künftigen lassen; aber den vereinten Anstrengungen des General-Prokurators Sethe und des Appellationsgerichtsrates Rabe gelang es, daß die Zahl der Opfer sich nur auf wenige beschränkte.

Diese wurden in der sogenannten Kiesgrube erschossen; jetzt hat sich die Stätte des Todes bereits mit Häusern bedeckt.

Die Konstription wurde nachher den Bergischen nicht geschenkt; ja sie wurde verstärkt und eine fernere Aushebung von 3000 Mann befohlen. In Solingen ging sie mit aufgepflanzten Kanonen inmitten eines Quarees von bewaffneten Soldaten vor sich. Da war natürlich an Widerstand nicht zu denken.

Die Konstriptionen gingen mit Ortlum im Herzen zur Schlachthaus; auf den Feldern vor Leipzig fanden sie Gelegenheit, ihre erschossenen Brüder zu rächen, und sie thaten es mit dem ganzen Haffe, den sie Jahre lang in sich hineingefogen hatten.

Vermischtes.

* Berlin. Wie in jeder Großstadt, sind auch in Berlin die Kommissäre aller Art zahlreicher vertreten, als es für das Gebethe dieses Geschäftszweiges wünschenswert ist. Wo ein großes Geschäft in der Luft liegt, sind natürlich alle diese Leute in Aufregung, und Jeder sucht dem Anderen zuvorzukommen und den fetten Bissen von der Nase wegzuschneiden. Das kann für Jemanden, der wirklich ein großes Objekt zu kaufen oder zu verkaufen wünscht, oder von dem auch nur die Sage geht, daß er dies beabsichtigt, recht unangenehm werden, denn er wird von allen möglichen und unmöglichen Offerten sofort überrannt. In dieser traurigen Lage befindet sich augenblicklich der Kommandeur des 2. Garde-Dräger-Regiments, Prinz von Hohenzollern, oder vielmehr sein Privatsekretär, da er selbst es wohl vorziehen wird, die Wogen der plötzlichen über hereingebrochenen Sturmflut in seinem Bureau verlaufen zu lassen. Es hat sich nämlich das Gerücht verbreitet, daß die Prinzessin in ihrem Gemahl dreißig Millionen, ob Mark oder Thaler, ist nicht spezifiziert, mit in die Ehe gebracht habe, welche in Grundbesitz angelegt werden sollen. Auf dieses Gerücht hin sind dem Prinzen bisher nicht weniger als zweihundertunddreißig verschiedene Offerten von Kommissären gemacht worden, die ihm die Wahl unter fast sämtlichen größeren Herrschaften von Tilsit bis an die französische Grenze freistellen. Alle Gegenversicherungen des Sekretärs, daß der Prinz gar nicht beabsichtigt, sich anzukaufen, sind diesem Geschäftseifer gegenüber erfolglos.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 30.

Sonntag, den 25. Juli

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

XIII.

Gruppe XVIII: Die Baumaterialien. — Die Paderborner Bierhalle. — Die Anlagen des Gartens und einige andere Annerbauten.

Wir waren in unserem letzten Artikel auf dem Rundgange durch den Garten bis an den Lindeschen Eis Pavillon und damit an die wichtige Gruppe des Stein-Baumaterials gelangt, und müssen nun diese, schon der Ordnung wegen, durchaus vorher erledigen, bevor wir, wie Göthe sagt, die Blicke weiter schweifen lassen.

Der Garten selbst wird hier einfacher, die schönen Beete mit den blühenden Sommergewächsen verschwinden; nur einzelne kleine Gruppen von Pflanzsträußern, oder auch bloße Raseneinfassungen, bringen lebendiges Grün unter die hier ausgestellten Steinmassen.

Zunächst fällt unser Blick auf einen Triumphbogen vor uns zur Linken, welcher diesem ganzen Teil des Gartens zum stattlichen Schmuck dient. Es ist eine sehr schöne und überaus fleißige Arbeit aus der Zementfabrik von F. Kemmerling in Düsseldorf, und ein würdiges Seitenstück zu der bereits erwähnten prächtigen Zementbrücke von Dyckerhoff in der Hauptallee. Der Triumphbogen scheint einem antiken Muster nachgebildet zu sein; die Figuren, Säulen und übrigen Sculpturen sind geschmackvoll entworfen und tadellos ausgeführt, und das bis in die kleinsten Details gelungene Werk liefert einen neuen Beweis, wie weit man es in der Kunst des Zementgusses bereits gebracht hat. Wenn diese Arbeiten dem Wind und Wetter auf die Dauer widerstehen, was allerdings erst die Zeit vollständig darthun kann, so ist wirklich der Ersatz für den Stein, und wäre es selbst Marmor, gefunden.

Vor dem Triumphbogen ist eine weite freiliegende Estrade durch ein hübsches Säulengeländer abgezaunt, wo die Zementwarenfabrik von Windscheidt u. Cie. in Köln und Untel ihre mannigfachen Produkte ausgestellt hat. Neben den Röhren sind es vornehmlich die Platten mit schönen bunten Friese, die wir den Besuchern zu näherer Betrachtung empfehlen.

Etwas weiter rechts befindet sich ein niedlicher Aufbau der Beckumer Portland-Zementfabrik, leicht erkennbar an den auf dem Dache übereinanderliegenden kleinen Tonnen; die halben, freischwebenden Bögen an beiden Seiten sollen nur den Beweis für die Güte des Materials liefern. Eine besondere Spezialität dieser Firma sind noch die Zementfiguren auf hohem Sockel, zum Park- und Gartenschmuck, die in neuerer Zeit so sehr in Aufnahme gekommen sind.

Seitwärts von dem Triumphbogen liegt nun ein weites Feld mit Produkten aller Art aus den verschiedenen Steinbrüchen des Landes, auf deren Reichthum wir schon in unserem letzten Bericht hingewiesen haben. Hier erübrigt uns nun, die einzelnen, am meisten hervorragenden Firmen zu nennen. Da sind es zunächst zwei gewaltige gegen 30 Fuß hohe Steinpyramiden, die eine von Harfort aus Ruhrkohlsandstein und die ande-

ren von F. Zieck in Düsseldorf aus Basaltsteinen, die den Besuchern sofort in die Augen fallen. Sie bilden eine schöne Gruppe von Bausteinproben, speziell von Pflastersteinen aus Basaltlava und Granit, die von Sachverständigen längst als die dauerhaftesten geschätzt werden.

Hinter diesen Pyramiden liegt ein hübsches Kapellchen, dessen äußere Wände bis zu dem Türmchen ganz mit Schuppenschiefer bekleidet sind. Im Innern des kleinen Gebäudes hat man größere Schieferplatten ausgelegt. Es sind die Produkte der Hörde-Raumländer Brüche, die namentlich Dachschiefer von vorzüglicher Qualität liefern, welcher dem englischen an Güte nicht nachsteht.

Nicht am Leich finden wir einen anderen, sechseckigen Pavillon (nach einem Entwurf der Architekten Minklate u. Pöckel), der gleichfalls ganz mit Schiefer bekleidet ist, und zwar aus der Rheinböhlerhütte der Gebrüder Puricelli. Auch dieser Schiefer von prächtig dunkelblauer Farbe wird sehr gerühmt.

In dieselbe Kategorie gehören noch die Dachschiefer und sonstigen Schieferplatten der Firmen J. J. Breil in Mayen und J. Schunk in Clotten a. d. Mosel, und auch die Schieferbaugesellschaften von Mayer u. Co. in Taub und diejenige von Nettlar a. d. Ruhr verdienen lobende Erwähnung. Das Schiefergebiet ist auf der Ausstellung so reichhaltig vertreten, daß wir, wenn wir nicht überlang werden wollen (wobei wir außerdem noch das „Trockene“ befürchten) unmöglich alle Firmen namhaft machen können. Aber als Beschluß dieser Abteilung wollen wir wenigstens noch den kleinen offenen Pavillon der Ruhrbachthaler Gruben nennen (von A. Müller in Diez a. d. Lahn) wo gleichfalls schöne Schieferproben zu sehen sind.

Wir wenden uns nun zu den Mühl- und Haussteinen von Fr. Xaver Michels in Andernach, der sehr bemerkenswerte Gegenstände, namentlich in Niedermendiger Basaltlava, eingewickelt hat. Von demselben Material ist auch ein schönes Grabdenkmal, ebenfalls nach einer Zeichnung der Architekten Minklate u. Pöckel, das sich am Ende der Langhallen des Ausstellungsgebäudes befindet. Dort steht es unter den freundlichen Anlagen ganz für sich allein und macht einen ernsten und zugleich würdigen Eindruck; denn für diese Zwecke scheint die dunkle Basaltlava besonders geeignet. Auch gefiel uns an diesem Denkmal die Auffassung, nur das Kopfende zu bebauen und die eigentliche Grabstätte nur mit einem Gitter auf steinerner Unterlage zu umgeben. Das hier ausgestellte Gitter ist eine sehr schöne, stilgerechte Schmiedearbeit des Kunstschlossers Jungbluth in Köln.

Die reichhaltige Michelsche Gruppe wird von einem schlanken Schieferturme überragt, zu welchem die Grube Hasenloch bei Mayen (Fr. Triacca) das Material geliefert hat. Seitwärts folgt dann die Kollektiv-Ausstellung der Stein-Industrie von 9 Firmen, zumeist aus Koblenz und den dortigen Gegenden. Der aus den weißen Steinen aufgeführte Bau, dessen obere Galerie mit kleinen Fächern geschmückt ist, nimmt sich auf dem grünen Hintergrund der Bäume recht hübsch aus.

Im nahen Teich arbeitet der Pulsometer von Pieper in Mörs, welche Firma wir bereits aus der landwirthschaftlichen Gruppe kennen. Dieser Pulsometer führt den zwei vor den Kesselhäusern des Ausstellungsgebäudes liegenden Dampfmaschinen der Jsselburger Mühle das Wasser zu, die damit ihrerseits die Fontaine des großen Teiches speisen. Der Wasserstrahl derselben steigt gewöhnlich bis zu 70 Fuß Höhe und ist in stundenweiter Entfernung sichtbar. Wenn die Maschinen ihre volle Kraft einsetzen, was sie aber nicht thun dürfen, weil möglicherweise die Röhren plagen könnten, so würden sie den Strahl leicht auf 150 Fuß Höhe bringen.

Wir kommen nun zu den Basaltsäulen und Sandsteinblöcken und heben unter den letzteren besonders die roten und weißen aus den Brüchen des Teutoburger Waldes hervor, desgleichen eine gegen 18 Fuß lange und 2 Fuß im Quadrat haltende rote Sandsteinsäule aus Scheeberg bei Killburg. Zwei andere Firmen zeigen gleichfalls sehr schönen Basalt: J. u. C. Ankenbrand in Linz a. N. (speziell Plastersteine) und D. Zervas Söhne in Köln, die einen sehr hübschen Aufbau von Basaltlava und von Tuffsteinen errichtet haben. Wenn die lange Basaltbank nicht zu hart dünkt, mag sich darauf setzen zum Ausruhen und zugleich zum Umherschauen; sie bietet einen sehr günstigen Punkt zu einer allgemeinen Uebersicht der ganzen Gruppe.

Und dabei zeigen sich noch immer großartigere Steinmassen, so u. A. die symmetrisch auf zwischengelegten Kugeln aufgebauten Schleifsteine von P. Born in Oberhausen a. d. Ruhr, von denen die untersten leicht 6 Fuß im Durchmesser halten mögen.

Sehr bedeutend ist auch die Kollektiv-Ausstellung der Steinindustrie des Reg.-Bez. Trier (vertreten durch Baumeister Monshausen in Düsseldorf). Es ist eine ganze und überdies sehr geschmackvoll zusammengestellte Sammlung von rohem und verarbeitetem Stein-Material, auch künstliche Steinfabrikate, unter diesen sechs hübsche Figuren von Walter in Trier, und kolossale Schleif- und Mühlsteine, die wohl alle anderen an Durchmesser übertreffen.

Mehr nach dem Hauptgebäude zu, und den bereits erwähnten Jsselburger Dampfmaschinen gegenüber, liegt der Pavillon von Ph. Holzmann u. Co. in Frankfurt a. M. Sind schon die dort ausgestellten Gegenstände: Steingutröhren, Verblendziegel, Fayonsteine u. dergl. für den Bauverständigen sehenswert, denn sie sollen von vorzüglicher Güte sein, so ist der Pavillon selbst, nach dem allgemeinen Urteil aller Kenner, ein wahres Bijou der Holzarchitektur, und in seiner Art wohl der schönste im Garten. Es ist schade, daß er nicht höher steht, etwa auf einem Ziegelunterbau, weil dadurch seine schönen Verhältnisse noch mehr zur Geltung kommen würden. Eine zierliche, freiliegende Wendeltreppe führt nach oben zu den vier vorspringenden Erker-ähnlichen Ecktürmchen, die an allen vier Seiten durch kleine offene Galerien verbunden sind, wodurch ebensoviele Balkone entstehen. Man kann sich kaum etwas niedlicheres denken, und dabei ist der Bau ganz stilgerecht nach den besten mittelalterlichen Vorbildern ausgeführt. Der bereits erwähnte Inhalt ist allerdings weniger poetisch, aber für Architekten und alle, die mit dem Bauwesen zu thun haben, von hoher Wichtigkeit. Die Umgebung des Häuschens ist gleichfalls mit hineingezogen, denn dort hat man die Kanäle für Entwässerungen und sonstige Röhrenleitungen angelegt, alles halb offen und wie im Durchschnit, so daß auch der Laie die Anlage sofort verstehen und beurteilen kann. Die roten, gelben oder braunen Ziegelsteine, die teils die unteren Mauern des Häuschens bilden, teils in Proben umherliegen, tragen die natürliche Farbe ihrer diversen Thonsorten, sind also nicht künstlich gefärbt, was gleichfalls sehr bemerkenswert ist. Kurzum, der Holzmannsche Annerbau ist eine wahre Zierde des Gartens.

Von dem danebenliegenden Pavillon kann man, was wenigstens seine äußere Erscheinung betrifft, nicht wohl ein Gleiches sagen, denn er sieht aus wie ein buntgemaltes Leinwandhäuschen und die Farben sind zudem so verblichen, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, daselbe habe schon auf anderen Ausstellungen irgendwo gedient; allerdings etwas durchaus Erlaubtes, wenn nur, wie gesagt, das Häuschen an sich hübscher wäre und nicht so abgemüht erschiene. Der Inhalt enttäuscht freilich sofort für die unscheinbare Hülle; er besteht nämlich aus den feuerfesten Produkten der Fabrik von H. J. Hygen u. Co. in Duisburg und einzelne derselben sind auch für den Nicht-Techniker recht interessant. So namentlich die Gasretorten, die Röhren für Hochöfen und die Schmelztiegel für Gußstahl und sonstige Metalle. Eine „Emailier-Muffel“ brachte mich aber in Verlegenheit, denn ich sollte sie einer Dame

erklären, die sehr neugierig darnach fragte. Ich setzte mir schnell etwas zusammen von der starken Hitze der Glasur bei Porzellan und Steingutwaren und mithin auch des Emails, sprach von „verglaster Schmelzmasse“ und von „kieselsaurer Verbindung“, was ich zufällig eben vorher von zwei anderen Herren gehört hatte und zeigte dabei, um die Aufmerksamkeit von der fatalen „Muffel“ abzulenken, auf die daneben stehenden Schmelztiegel. All unser Wissen ist Stückwerk, heißt es schon in der hl. Schrift. Im Uebrigen erinnert die Hygensche Ausstellung in manchen Teilen an die bereits in unserem letzten Bericht erwähnte des Dr. Otto, die uns indes, schon weil sie verständlicher war, besser gefallen hat.

Manchmal hilft aber auch alles Wissen nichts und man muß die Antwort schuldig bleiben; so z. B. bei einem kleinen, übrigens recht hübsch konstruierten Häuschen, das nicht weit davon liegt und statt aller sonstigen Inschrift nur die Nummer 2262 trägt. Im Katalog steht unter dieser Nummer: Kollektiv-Ausstellung der Duisburger Baumaterialien-Fabrikanten, was uns unverständlich blieb, denn der Hauptgegenstand in der Mitte ist ein weißmarmorner Grabstein, der noch dazu in auffallend großer goldener Schrift die Namen der beiden darunter ruhenden Ehegatten enthält. Jedenfalls und von dem Irrtum im Katalog ganz abgesehen, etwas sehr Unpassendes, zumal der Grabstein selbst ein durchaus gewöhnlicher ist. Schon über das Ausstellungsgebäude hinaus liegen die kleinen Annerbauten von Muß und Janzen in Lüdinghausen und von F. Münster in Meerhog; beide Firmen haben, außer anderen Gegenständen, auch Dachsalzziegel ausgestellt, die in neuerer Zeit namentlich viel für die Dächer der Rheinischen Bahngelände Verwendung finden.

Wenn wir nun noch zum Schluß die Thon- und Steingutröhren von Adolf Bauer in Lindenthal bei Köln, und die Verblend- und Formsteinen von F. Loevenich in Geilenkirchen nennen, desgleichen die Produkte aus der Schenkelfergeschen Fabrik bei Saarbrücken (meist Röhren und dahin gehörende Gegenstände für Kanalisation und Wasserleitung, so haben wir für unseren Zweck des Guten schon fast zu viel gethan, zumal wir noch dem einem oder anderen Aussteller dieser Gruppe in einer großen offenen Längshalle an der Ostseite des Gartens wieder begegnen werden.

Nur die Turngeräte von B. H. Thomas in Köln, die hier in einem besonderen Häuschen, nicht weit von dem Holzmannschen Pavillon, ausgestellt sind, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, obwohl sie zu Gruppe IX der Bau- und Möbelschleier-Arbeiten gehören. Die verschiedenen Geräte werden sehr gelobt, aber sie stehen in dem engen Raume viel zu dicht nebeneinander, um einen praktischen Versuch zu gestatten.

Damit hätten wir diesen Teil unseres heutigen Rundganges vollendet, den zu machen uns jedenfalls schwerer gewesen ist, als es dem Leser geworden, ihn zu lesen, „denn dieser letzten Tage Dual war groß“, wie Wallenstein sagt, wobei wir unter „Dual“ die Hitze verstehen, die wirklich einige Tage lang ganz afrikanisch, d. h. unerträglich war. Ein günstiges Geschick hat aber gerade hier an das Ende unseres Rundganges die Paderborner Bierhalle von Mandel gelegt, so daß wir kaum mehr als zehn Schritte zu machen brauchen, um unter ein kühles Dach und zu einem kühlen Trunk zu gelangen, was bei 24 Grad Reaumur im Schatten nicht zu verachten ist. Diese Bierhalle befindet sich im Ausstellungsgebäude selbst und zwar im letzten Eckpavillon desselben, also ganz in der Nähe des Platzes, wo wir uns heute aufgehalten haben. Sie ist durch eine offene Portiere von dem Maschinenraum geschieden, und man braucht sich nur an einen Tisch in der Mitte des Lokals zu setzen, um die ganze Erste Gruppe, die großartigste der Ausstellung, in malerischer Perspektive vor sich zu haben. Die Kesselhäuser liegen bekanntlich dicht dahinter im Freien, und eine Menge Schwungräder sind in lausender Thätigkeit . . . nichts macht aber mehr Durst, als die Bedienung der Dampfessel und überhaupt der Dampfmaschinen, man frage nur jeden Heizer und alle übrigen Arbeiter, die dabei zu thun haben, und meinestwegen auch die unzähligen Besucher jener Gruppe, und alle werden mir Recht geben. Dazu ist diese Bierhalle, bei einer Höhe von etwa 40 Fuß, sehr luftig, und bis an die Balken des Dachstuhles, der die Kuppel trägt, ziehen sich die grünen Blättergürlenden hinauf. Das Bier ist vortrefflich und die dort verabreichten Schnittchen sollen die größten und besten sein — wenigstens wurde mir dieser Superlativ von kompetenter Seite versichert. Alles Grünbe, recht lange dort zu verweilen, was wir auch gern gethan hätten, wenn nur unser heutiges Pensum schon beendet gewesen. Aber

wir wollten noch einige andere Annerbauten und die Gartenanlagen selbst besuchen und brachen auf, nicht ohne dem freundlichen Wirt zu versprechen, recht bald wiederzukommen.

Der Garten steht nämlich jetzt, wie ich bereits im letzten Artikel sagte, in seinem vollen Flor und macht dem Obergärtner B. Piel große Ehre. Da bei den Teppich- u. Blumenbeeten, bei den Topfpflanzen und Ziersträuchern, weil sie mit zur Ausstellung gehören, immer die Namen der Kunst- und Handlungsgärtner zu lesen sind, so dürfen wir wohl die unbenannten auf Rechnung des Obergärtners setzen. Und dahin gehört in erster Reihe das größte und prächtigste Teppichbeet (vor dem Kruppischen Pavillon), das gewissermaßen alle übrigen in sich vereinigt. Welche Mühe und Geschicklichkeit gehören zur Anlage und auch zur Erhaltung eines solchen Beetes! Wohl die wenigsten Besucher nehmen sich Zeit, es in seinen symmetrischen Zeichnungen und in seiner bunten Zusammenfügung genau zu betrachten, denn die große Kanone steht dicht daneben, und die elektrische Eisenbahn zieht dicht daran vorüber. . . . Kanonen, Eisenbahnen und Blumen, das paßt nicht sonderlich; wir wollen aber trotzdem mit Anerkennung darauf hinweisen.

Caasmann u. Sohn in Düsseldorf haben neben dem Affenhaus ein sehr geschmackvolles Blumenparterre angelegt, wodurch das ganze dortige Viertel verschönert wird. W. Lenné in Düsseldorf nannten wir bereits früher. Von J. Reinarz in Düsseldorf sind die stattlichen Kronen-Lorbeerbäume, die im Halbkreis um den Rasenplatz vor dem Hauptportale stehen; auch finden sich von demselben Aussteller weiter hinauf im Garten noch schöne Palmen und Baumfarren, die von sorgfältiger Pflege zeugen. Den Preis aber von allen, wenigstens in Bezug auf den Blumen- und speziell den Rosenflor, verdient der Garten der Landwirtschaftlichen Ausstellung und zwar die Baumschulenbesitzer von Lambert u. Reiter in Trier. Dieselben haben in nicht weniger als acht großen Gruppen eine Kollektion Rosen ausgestellt, hochstämmige und niedrige, in vielen hundert Exemplaren und in allen Arten und Nuancen. Da sieht man so recht, daß die Rose doch die Königin der Blumen ist und bleibt, denn so hübsch auch die anderen Beete angelegt sind, besonders dasjenige von H. Köllner in Hilben mit gefüllten Pelargonien — man kehrt doch immer wieder zu den Rosen zurück. Das kleine eiserne Gewächshaus von Meyer u. Co. in Adln, das bei unserem ersten Besuch vor halb 2 Monaten noch im Entstehen war, ist jetzt längst fertig geworden und darf nicht unbefucht bleiben. Die Palmen, Farrenkräuter und Blattpflanzen in der Mitte des Raumes haben die Düsseldorfer Kunstgärtner Laurentius und Mayer geliefert, in der Seitenabteilung rechts befindet sich eine hübsche und reichhaltige Cacteen-Sammlung von Fr. v. d. Heiden in Hilben (der auch auf dem großen Rasenplatz des Gartens eine ansehnliche Gruppe von Agaven ausgestellt hat) und in der linken Abteilung zeigt uns A. Schützel in Bonn unter anderen Blumen auch eine Reihe von Exemplaren der neuen und so schnell beliebt gewordenen Nertera depressa mit ihren zarten moosartigen Blättchen und den erbsengroßen, kugelrunden, brandgelben Blüten. Auch die Rasenplätze haben sich herrlich entwickelt, Dank dem „aufgeschlossenen Peru-Guano von Ohlenborn“, an den wir aber auch durch überall angebrachte Plakate auf Schritt und Tritt erinnert werden. Sollte Herr D. den bekannten U. A. in der Reklame überbieten wollen? So hat denn der Landwirtschaftliche Sektor durch seine hübschen Anlagen einen neuen Anziehungspunkt gewonnen, und er verdient es, daß wir einen Besuch desselben ganz besonders empfehlen.

Bevor wir nun für heute den Ausstellungsplatz verlassen, möchten wir noch auf drei Anner im Garten aufmerksam machen, die sich gleich beim Eingange rechter Hand befinden und von denen namentlich der mittlere zu den schönsten von allen gehört. Es ist dies der Pavillon von Billeroth u. Bloch in Mettlach, einer weit über Europa hinaus rühmlich bekannten Firma. Schon der Pavillon selbst ist ein ansehnliches Bauwerk, und der mit einer hübschen Galerie eingefasste Raum vor demselben ist mit großen und kleinen Ornamenten aus Terrakotta reich verziert. Im Innern werden wir aber förmlich überrascht von der Pracht und Schönheit der ausgestellten Gegenstände. Die Wände sind mit den sogen. Mettlacher Platten bekleidet, einer Spezialität des Hauses, in welcher dasselbe wohl alle übrigen ähnlichen Fabriken überflügelt. Die geschmackvolle Zusammenstellung derselben, sowohl in den Zeichnungen wie in den Farben, gleicht wirklich der feinsten Porzellanmalerei, und die Platten des Fußbodens sind gleichfalls von großer Schönheit. Die Solidität der letzteren bewährt sich hier auf das Beste, denn trotz der vielen tausend Besucher, die dort täglich

nun schon seit Monaten aus und eingehen, sind die Platten so farbenfrisch und neu, als wenn sie erst gestern gelegt wären. Ein großer Glaschrank in der Mitte enthält eine reiche Auswahl von Vasen, Schüsseln, Tellern und Krügen, viele nach antiken Mustern und sämtlich von tadelloser Arbeit. An der rechten Seitenwand befindet sich ein Aufbau mit Speiseeisen und ähnlichen Dingen, nicht minder geschmackvoll und schön. Bei einer solchen Ausstellung begreift man schon die Menge der goldenen und silbernen Medaillen, welche diese Firma im Laufe von mehr als einem halben Jahrhundert für ihre Leistungen erhalten hat und die sie gewiß mit berechtigtem Stolz dem Publikum zeigen darf.

Neben diesem Pavillon steht ein niedlicher gothischer kapellenartiger Bau von bunten Ziegeln aus der Terrakotta-Fabrik von C. Cramer in Sakvey nach einem Entwurf der Düsseldorfer Architekten Tüschhaus u. v. Abema. Wenn wir die Arbeit richtig aufgefaßt haben, so soll damit wohl der Beweis geliefert werden, daß sich die Ziegel- und Verblendsteine in allen Formen, selbst den zierlichsten und elegantesten nicht ausgenommen, konstruktiv verwenden lassen, und diese Aufgabe scheint uns hier sehr glücklich gelöst zu sein. Das kleine, noch dazu unbedeutende Kinder-Grabmal im Innern hätte aber nach unserer Meinung besser durch irgend ein anderes Monument ersetzt werden können, wodurch der Raum nicht abgesperrt und eine Besichtigung des ganzen Gebäudes ermöglicht würde.

Die dritte und letzte Firma auf dieser Seite ist die Eisengießerei von Schulz u. Wehrenbold in Justushütte bei Gladbach, deren Hauptgegenstände übrigens in der Siegerner Kollektivausstellung der Gruppe III zu sehen sind. Hier zeigt sie uns nur eine Veranda mit Balkon und eine Wendeltreppe, sämtlich aus Gußeisen und von sauberer geschmackvoller Arbeit. Kein Kind geht vorüber, ohne diese Treppe zu besteigen, und wir haben auch viel große Kinder hinaufsteigen sehen. Wozu wären aber auch die Treppen, wenn man sie nicht besteigen sollte?

Drolliges von der Reklame.

Die Geschäftsreklame, diese in England und Amerika geborene, in Frankreich großgezogene Kind der Industrie, bürget sich auch bei uns immer mehr und mehr ein und tritt oft in einem wahren Bajazzogewande auf. So eine Blisafsäule in Berlin z. B. oder eine Strakenstraße Leipzigs während der Meßwochen ist bunter als die Fackel eines Harlekins von Betteln und Plakaten in allen Größen und Farben, und bietet eine wahre Blumenlese raffiniertester Reklamen. Da heamen den Schritt des arglos Vorübergehenden z. B. plötzlich die mit großen, armstarken Lettern auf einem riesigen feuerroten Plakate gedruckten Worte: „Ein Duell“. Man bleibt stehen, um die standalöse Mordgeschichte zu lesen; was aber findet man darunter? „Ein Duell — ist verboten, nicht aber die Konkurrenz der Billigkeit, in der die unterzeichnete Firma unübertroffen dasteht. Darum kauft . . .“ Oder mit diesen fetten Buchstaben prangt da an einigen Ecken der Mahnruf: „Fünf Minuten Aufenthalt!! . . .“ Wer dies sieht, bleibt unwillkürlich stehen, und wenn er es noch so eilig hätte. Und was eröffnet ihm die darunter stehende kleine Schrift? „Fünf Minuten Aufenthalt — bloß erfordert die Beaugenscheinigung unseres Warenlagers, bei dessen Anblick Leute von Intelligenz und Geschmack in Estannen geraten u. s. w.“ Unwillig über diesen unnötigen Aufenthalt eilt man weiter. Aber schon die nächste Strakenstraße fesselt uns aufs Neue: „Feuer! Feuer! Feuer!“ — Wie? Feuer? In Leipzig, wo so etwas gar nicht vorkommt, oder doch ganz still abgeht! Bewahre Gott! Man lese nur weiter: „Feuerzeuge, höchst praktisch und billig, neueste Erfindung, sind allein zu haben bei H. K., Petersstraße Nr. 4.“

Einiges Drolliges sowohl hinsichtlich der Reklame als ihrer Stiefschwester, des Humbugs, teilt Theodor Winkler in der „Bresl. Ztg.“ mit. Ein gründlicher Geschichtschreiber der Reklame mußte in erster Reihe den weltbekannten amerikanischen Reklame-König Barnum nennen, der durch die Ausstellung von Washingtons angeblicher Name (einer alten Negerin, die damals 161 Jahre zählen sollte, später aber 75—80 Jahre alt starb) seinen ersten Humbugs-Trinapf feierte und zu dem Riesengeschäft den Grund legte, das er nachmals mit der Sängerin Jenny Lind machte. Doch diese Affaire hatten wir für zu bekannt, um sie hier dem Leser nochmals aufzutischen.

Ein kleiner Kaufmann in Birmingham hatte sich unter anderen Handelsartikeln auch Turnersche Stiefelwische zugelegt und hoffte damit ein glänzendes Geschäft zu machen. Allein der Erfolg entsprach keineswegs seinen hochgespannten Erwartungen. Das verdroß nun unseren Handelsmann sehr und die verfehlte Spekulation ging ihm gar schwer im Kopf herum. Um einen Artikel kaufen zu können, dachte er, muß man erst Kenntnis davon haben, wo derselbe zu bekommen ist, und ließ in Folge dessen eine Reihe gewöhnlicher Anzeigen in die öffentlichen Blätter rücken. Jedoch auch diese verfehlten die beabsichtigte Wirkung. Von Neuem strengte er sein Denkönnen an, um den richtigen Köder auszulügeln, mit dem er das wischbedürftige Publikum in seinen Laden zu locken vermochte. Da

kam ihm ein Gedanke, der ihm mehr zu verheissen schien. Der bloße Buchstabe, kalkulierte unser Handelsmann, ist dem Auge eine zu gewöhnliche Erscheinung, als daß er Anspruch auf nachhaltige Beachtung haben könnte. Zu was befiht der zivilisierte Mensch Pinsel und Farbe, wenn er sich ihrer nicht bei passender Gelegenheit bedient? Wort und Bild müssen sich zusammenthun, um die Schlafmütze, welche sich Publikum nennen läßt, aufzurütteln! Gedacht, gethan.

Wenige Tage nachher prangte an der Ladenthür des Kaufmanns ein großes, farbiges Plakat. Schon von ferne stach dem Vorüberwandelnden die schreiend rote Farbe des Papiers in die Augen. Näher beisehen aber hemmte es Aller Schritte. Eine Illustration mit Text war darauf zu sehen. Erstere stellte das Bonboir eines Gentlemans dar. Auf der Diele erblickte man einen zerbrochenen Toilettenspiegel, der augenscheinlich nicht freiwillig diese Erniedrigung gesucht hatte, sondern von seinem Eigentümer herabgeworfen worden war. Die Stelle des Degradierten aber vertrat nichts Geringeres als einer der Stiefel des Herrn. Dieser stand prahlerisch mitten auf dem Tische, während der Gentleman selbst in der spiegelblanken Fußbekleidung gemächlich kontrollierte, wie das Rastmesser seine Aufgabe erfüllte, welches er eben handhabte, um sein Kinn von dem überflüssigen Haarwuchse zu befreien. Zur Vollendung der komischen Staffage zeige der Hintergrund des Bildes die Hausstube, wie sie sich eifersüchtig auf den anderen Stiefel stürzt, weil sie, sich selbst darin abspiegelnd, eine verhasste Nebenbuhlerin zu erkennen wähnt.

Ueber diesem Bilde aber stand mit großen fetten Lettern: „Marvel!!“ (d. h. Wunder), „Turners Incomparable Blacking“ (d. i. Turners unvergleichliche Stiefelwache).

Dieser Zettel wirkt in der That Wunder. Die Fee, auf diese drollige Weise die Vorzüglichkeit einer Ware der Öffentlichkeit vor Augen zu führen, fand lebhaften Beifall. Man kam, sah, lachte und kaufte, kaufte, kaufte zunächst des Scherzes und der Kuriosität halber, und da — Hauptsache! — sich die Qualität der Ware in der That als preiswürdig herausstellte, so gewann die Verkaufsstelle der Turnerschen Stiefelwache in kurzer Zeit einen so verbreiteten Ruf, daß der Kaufmann nach einigen Jahren ein großes Vermögen aus diesem Artikel herauskühlte.

Das selbe Dikt (nämlich die Turnersche Wache) spielt überhaupt in der Geschichte der Klame eine bedeutende Rolle. Als Wort und Bild ihre Wirkung auf das Publikum verloren hatten, griff man zu stärkeren Mitteln. Und zu welchen glaubt wohl der Leser? Kein Geringerer als Apollo mit seinen neun Musen wurde ins Joch gespannt, um den Karren der Geschäfte aus dem Schlamm der Stotlung zu ziehen. Die Bühne des Theaters wurde als der geeignete Ort angesehen, wo die Läutrompete der Klame für Turners Glanzpräparat am nachdrücklichsten in die Ohren des Publikums gellen würde. Ein Literat war bald gefunden, der ein zweckentsprechendes Schauspiel zusammenschrieb, und dieses dramatische Meisterwerk, das den Titel „der Schiffbruch“ führte, kam in London im Jahre 1813 wirklich zur Ausführung. Ein Augenzeuge schildert den Inhalt des Stückes wie folgt:

Die Szene stellt einen Garten vor; in einer Laube war ein junger Mann sichtbar, der sich namentlich durch auffallend blankgewichene Stiefel auszeichnete. An seiner Seite saß ein schönes Fräulein, Beide waren damit beschäftigt, Thee zu trinken. Er stand im Begriff, nach Indien zu gehen, und sollte nach seiner Rückkehr die Wache heiraten. Indes sie sich noch ewige Treue schwören, tritt ein Matrose herein, der dem Sir James die Botschaft bringt, daß das Schiff sogleich in See stechen werde. Bum! Verwandlung. Am Gestade stehen Matrosen. Die Lebenden nehmen Abschied; ein Schwan und noch ein Schwätzchen. Sir James steigt in ein Boot, die Holbe winkt mit dem Taschentuch, Thränen fallen und schließlich — der Verhang. Hierauf begann der zweite Akt. Sturm zur See. Donner, Blitz, brausende Wogen, da — hui, ein Blitz, der in das Schiff schmettert. Das Schiff sinkt. Verwandlung: Man denkt, das Schiff ist mit Mann und Maus untergegangen. Dem aber ist nicht so. Die Scene stellt jetzt eine wüste Insel dar. Eine Schaar von Wilden tanzt, daß der Boden kracht. Mitten in der fanatischen Polka zeigt ein Häuptling der Wilden nach der Küste und — bum! werden Schiffstrümmern und einige Menschen ans Ufer geworfen. Unter letzter n auch Sir James, dessen Stiefel nicht das Geringste von ihrem Glanz verloren haben. Die Wilden ergreifen die Schiffbrüchigen, um sie ihren Götzen zu opfern. Schon ziehen sie die Messer und wollen loschlagen, in diesem verhängnisvollen Augenblicke machen sie die Bemerkung, daß sich — das Bild ihres Götzen in James' Stiefeln abspiegelt. Ueberwältigt von dieser überraschenden Wahrnehmung, fallen Alle auf die Kniee; denn das ist ein Bild des Himmels, die Gottheit nimmt offenbar den jungen Engländer in Schutz. Immer noch auf den Knien liegend, erheben jetzt die Wilden ihre Stimme und rufen James zum Herrscher aus. Einverständnis! Abgemacht! James regiert eine Weile, speist gebotene Kolibri, Löwenleiden Beestee mit Viktoriamegla Salat, kurz, lebt wie Gott in Frankreich. Endlich aber legt er die Krone nieder, fällt sich seine Reisetasche mit Diamanten und kehrt nach Plymouth zurück, wo er sogleich seine Geliebte heiratet, alles und stets mit dem unverändert blanken Stiefelpaar. Nun aber kommt zum Schluß mit Pauken und Trompeten Moral und Aukanzwendung dieser schönen Dichtung. Und diese heißt:

„Kauft Wache bei John Cow, Leicestersire t Nr. 345, wenn Ihr in Hydepark Epoche machen und — bei den Schrecken eines Schiffbruchs stets blanken Stiefel behalten wollt!“

Das war denn doch eine Klame sonder Gleichen — fügt unser Gewährsmann seiner Erzählung hinzu — und noch dazu eine, womit nicht nur der Wache-Fabrikant, sondern auch noch der Dichter und der Theaterdirektor ihre Rechnung fanden.

* * Der Leuchtturm des hl. Ignatius von Loyola.

Wegen der wüthenden Verfolgungen, die allerorts wiederum gegen die Gesellschaft Jesu toben, wird der Leser mit Freuden beifolgendes Gedicht eines Kölners, Joost van den Bondel, lesen. P. Baumgartner hat es aus dem Holländischen übersezt und in dem neuesten Hefte der „Stimmen aus Maria-Laach“ veröffentlicht.

Leuchtend steht der weiße Pharos
Strahlet durch die weiten Lanbe,
Nicht mit Meißel, nicht mit Ädoppel,
Nicht mit Beil gefügt und Säge,
Sondern in dem Namen Jesu
Durch des Gotteswortes Hammer,
Das zermalmt den stärksten Marmor —
Leuchtend steht der weiße Pharos,
Troßt des Abgrunds dunkeln Pforten,
Flammet in die Nacht des Irrtums,
Flammet in die Nacht der Trennung,
Hält getreulich Wacht und leuchtet
Rings herum nach allen Seiten
Den verschlagenen Seelen zu.
Nicht nur meilenweit, nein, weiter
Als der Sterne Bahnen schweifen,
Ist kein Ufer, keine Abede,
Die er freundlich nicht erblickt.
Wer dem Schiffbruch treibt entgegen,
Und schon jagt in bangem Schrecken
Vor dem Tod in grauer Tiefe,
Atmet auf in heil'gem Dichte
Des gebenedeiten Namens,
Der in fünf geweihten Lettern,
Wie in fünf blutroten Strömen,
Ja, aus Gottes Herzen fließt.
O wie glühst Du, o wie flammt Du,
Du, des Volkes irener Diener,
Christi heller Feuerturm!

Schlummert nicht, getreue Wächter!
Nährt und facht die ew'ge Flamme;
Scheut nicht Schmerz, nicht Blut, nicht Thränen,
Scheut nicht Arbeit, scheut nicht Leiden!
Alles wiegt die Krone auf,
Die im Himmel euch bereitet.
Reichtum lacht dort eurer Armut,
Himmelssonne eurer Keuschheit,
Ewig' Macht krönt den Gehorsam
Jesus selbst ist euer Lohn.

Joost van den Bondel, in Köln geboren, gehört zu den größten Dichtern, welche die Welt gesehen. Nie hat er das heilige Köln vergessen können. Darum freuen wir uns, daß die „Stimmen von Maria Laach“ diesen fast verschollenen Kölner in einer Reihe von Artikeln gebührend erhoben. Das neueste Heft bringt auch einen interessanten Artikel über den Kölner Dombau aus der Feder des in der Kunstgeschichte so bewanderten P. Weiffel, ferner einen Artikel des durch seine hureisenden Naturschilderungen bekannten P. Kolberg über die „mysteriösen Tiefenäste“, einen ungedruckten Gesandtschaftsbericht über die unglückliche Maria Stuart, eine kleine Lebentstizze der Stifterin der Kongregation des hl. Herzens von B. Kreiten und so manches Andere, das beweist, daß die „getreuen Wächter“ auch nach ihrer Vertreibung aus Deutschland keine Arbeit scheuen, um für ihr Vaterland wenigstens literarisch thätig zu sein. Mögen denn auch die deutschen Katholiken durch fleißiges Abonnement dieser Thätigkeit entgegenkommen!

Vermischtes.

* Als Produkt der Schrüllen wohlhabender alter Fräulein, so schreibt der Lou'ville „Glaubensbote“, besteht in Philadelphia ein eigenes Institut in dem Hause 1242 Lombard St. Es ist dasselbe eine Zuchtanstalt für verwahrloste, herrenlose Hunde und Katzen. Das Institut hat im Laufe des letzten Jahres eine solche Ausdehnung genommen, daß während der Zeit nicht weniger als 3514 Tiere dort aufgenommen sind. Während der letzten Monate hat die Anzahl der dort untergebrachten Pensionäre sogar auf 120 pro Woche sich gesteigert. Die Anstalt wird von einer zartfühlenden Matrone geleitet, und alle Hunde und Katzen können Aufnahme in ihr finden, die entweder gar keinen Eigentümer haben oder von diesem aufgegeben sind. In einzelnen seltenen Fällen läßt die Verwaltung sich auch herbei, ein gar zu alt oder gebrechlich gewordenes Mitglied der Katzen- oder Hundezunft auf sanfte Weise vom Leben zum Tode zu bringen. Das Tier wird alsdann mit Morphium in einen Schlaf gebracht, aus dem es kein Erwachen mehr gibt. Hunde- und Katzen-Liebhaber können sich gegen das schriftliche Versprechen, für die Tiere liebevoll sorgen zu wollen, einzelne Exemplare derselben aussuchen.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

N 31.

Sonntag, den 1. August

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

XIV.

Die Illumination des Gartens am letzten Sonntag.

Schon zum zweiten Male haben wir im Ausstellungsgarten ein Illuminationsfest gehabt, und wenn wir heute, selbst auf die Gefahr hin, unseren beabsichtigten Rundgang dadurch etwas hinauszuschieben, nicht einige Worte darüber sagten, so könnte es wirklich den Anschein haben, als bekümmerten wir uns um dergleichen nicht, oder hielt er es nicht der Mühe wert, unseren Lesern davon zu erzählen. Aber im Gegenteil: diese Feste sind so schön, so wunderschön, daß sie bei jedem, der sie mitgemacht hat (und das waren diesmal, gering angeschlagen, 16 bis 20 tausend Menschen!) gewiß auf lange Zeit in lebhafter Erinnerung bleiben werden. Und deshalb dürfen auch wir sie nicht mit Stillschweigen übergehen. Auch kommen wir mit unserer Schilderung, obwohl das Fest bereits am letzten Sonntag stattgefunden hat, keineswegs post festum, denn er kann ganz gut als Programm für das nächste gelten, das, wie wir hören, schon für den zweiten Augustsonntag in Aussicht genommen ist.

Das herrliche Wetter hatte schon den ganzen Tag eine außerordentlich große Menschenmenge in die Ausstellung geführt, aber nach 6 Uhr, weil dann das Entree nur 30 Pf. beträgt, begann eine wahre Völkerwanderung. Glücklicherweise ist der Garten so groß und die Alleen und Wege sind so breit und bequem, daß viele tausend Menschen ganz unbelästigt darin umherspazieren können. An einzelnen Hauptplätzen, wie vor dem Café Bauer und mehr noch vor der großen Restauration und den Bierpavillons, war freilich das Gewühl am dichtesten, und man hatte Mühe weiter zu kommen; dort war auch buchstäblich längst kein Tisch und kein Stuhl mehr unbefetzt, und dabei hatte man überall, wo es nur eben anging, eine Menge Tische und Stühle noch extra aufgestellt. Glücklicherweise, die folgergestalt einen sicheren Platz erobert hatten und nun den mit jeder Viertelstunde noch zunehmenden Menschenstrom an sich vorüberziehen lassen konnten. Wir aber begaben uns mutig in den Strom selbst hinein und ließen uns weiter treiben, halb hierhin, halb dorthin, bis an das äußerste östliche Ende des Gartens, wo, wie der Dichter sagt, „heller Gesang unser erstauntes Ohr traf.“ An gewöhnlichen Tagen ist diese Gegend des Ausstellungsplatzes nicht sehr belebt, obwohl dort eine große offene Restaurationshalle liegt, die man nach der Rangordnung in die sogen. zweite Klasse gesetzt hat, vermutlich nur deshalb, weil dort vorzugsweise die vielen Landleute unter den Besuchern und auch die Arbeiter der Maschinen-galerie und der Kesselhäuser verkehren. Dem sei wie ihm wolle, man ist dort vortrefflich aufgehoben, die Speisen sind gut, und der „kalte Aufschnitt“, der in einem kleinen Zelt-häuschen dicht daneben verkauft wird, ist sogar ausgezeichnet, was wir übrigens aus eigener Erfahrung schon von früher wußten.

An jenem Abend war aber auch diese Halle bergestalt überfüllt, daß unzählige Gäste ihren Schoppen im Stehen tranken, weil ein leerer Sitzplatz oder gar ein leerer Tisch zu den vollständigsten Unmöglichkeitlichkeiten gehörte. Und dort war es auch, von wo das Singen erschallte, nur hielt es schwer, sich bis zu den Künstlern durchzuarbeiten. Als uns dies endlich gelang, sahen wir, daß es Tiroler in ihrem Nationalkostüm waren, zwei Herren und zwei Damen, von denen die eine gerade ihr Holz- und Strohinstrument auseinander klappte und darauf zu musizieren begann. Die meisten meiner Leser kennen wohl das Instru-ment und die Art, wie es gespielt wird; allerdings sind es keine zarten Geigen- und Fldtentöne und auch die Musik an sich ist keine Mozartsche, aber in dieser Umgebung und vor diesem bunten Publikum hörte es sich ganz nett an. Das bewies wenigstens der stürmische Applaus am Schluß. Nach einer Pause sangen alle Vier ein hübsches Tiroler Lied, was mir entschieden besser gefiel, wobei ich aber doch noch Zeit fand, die Geschicklichkeit der Kellner zu bewundern, die mit fünf vollen Schoppen in jeder Hand (an jedem Finger einen) sich durch die engen Reihen hindurch brängten und immer mit ebenso viel leeren zurückkehrten. Die Künstler jodelten noch lustig weiter, als wir bereits in der „Wurstbude“ saßen und recht und schlecht wie alle übrigen einen Jubel verpeisten, welcher die strenge Kritik, der nun einmal alle Restaurationen der Ausstellung verfallen sind, nicht zu fürchten brachte. Zugleich war uns ein diskreter Blick in eine große Kiste gestattet, die gleichfalls in diesem Raume stand, und wo auf mächtigen Eisblöcken noch bedeutende Vorräte von Schinken, Würsten, Zungen und sonstigen Fleischwaren lagerten, von denen der Wirt immer ein Stück nach dem andern herausholte und mit einer wahren Virtuosität in Scheiben schnitt und auf Teller verteilte, die immer sofort verschwanden und durch neue ersetzt werden mußten. Die Fabel von Gargantua, dem Nimmersatt, war in diesem Pavillon zur Wahrheit geworden, und in den anderen Bierhäusern ging es jedenfalls ähnlich her.

Abichtlich habe ich bei den Tirolern und diesen kultuarischen Einzelheiten etwas länger verweilt, als ich wohl sonst gethan haben würde; aber ich wollte den Abend hereinbrechen lassen. Die Sonne war inzwischen prächtig untergegangen und hatte den ganzen westlichen Himmel mit roten Wolken geschmückt, wie wenn sie uns noch ein Andenken an den schönen Tag zurücklassen und die Nacht verzögern wollte. Aber für den Ausstellungsgarten sollte diesmal keine Nacht kommen.

Schon sahen wir, als wir endlich aufbrachen, überall kleine Lichter und Flämmchen entstehen, und je mehr wir uns der Mitte des Gartens näherten, desto mehr leuchtete und blitzte es durch die Gestränge und Anlagen von nah und fern. Die Bäume der Alleen waren in passender Höhe durch Eisendrähte verbunden, an die man bereits anfing, bunte Papierlaternen zu hängen, und zu demselben Zweck hatte man auch Drähte quer über die Wege und über die freien Plätze nach allen Richtungen hin gezogen. Eine Stunde später schaukelten denn auch viele tausend Laternen mit sanftem Licht über den Köpfen der Menge.

Andere Arbeiter beeilten sich, die Rasenflächen und Blumenbeete mit kleinen Lämpchen zu garnieren, und noch andere waren zu demselben Zweck an großen und kleinen Lattingerüsten beschäftigt, die man an den Kreuzwegen und vor mehreren Anneybauten errichtet hatte. Das Café Bauer, wo vielleicht allein gegen tausend Menschen saßen, war am schnellsten und leichtesten mit seiner Illumination fertig geworden: es hatte einfach seine eleganten Gasstrahlröhren im inneren Saal und unter dem Vorbau angezündet und ebenso auf dem schräg abfallenden Dach seine Wappen und Sterne aus Gasflammen, wobei es seinen eigenen Namen natürlich nicht vergessen durfte. Man meinte, ein elegantes Caféhaus auf irgend einem Pariser Boulevard zu sehen. Dicht davor entstand ein runder Tempel aus unzähligen kleinen Lampen, und die große Restauration, auf deren freier Terrasse wohl noch mehr Menschen saßen, als im Café Bauer, steckte nach und nach eine ganze Fagade an, gleichfalls mit strahlenden Sternen, Guirlanden und Portalen. Nun um das große Bassin auf dem freien Plage vor den Bierpavillons erhoben sich hohe und schlanke Arkaden, an denen viele tausend Lichter funkelten und Tageshelle verbreiteten. Hier war auch das Hauptrenbezvous der Besucher, wozu die beiden Orchester nicht wenig beitrugen, die immer abwechselnd spielten, so daß die Musik so gut wie gar nicht aufhörte.

Im westlichen Teile des Gartens, nach dem Eingang hin und in der großen Allee, war man in ähnlicher Weise thätig, und auch von dort her leuchteten schon die Lichter und Flammen durch das Grün. Und doch war dies Alles nur die Einleitung, gewissermaßen nur das Vorspiel zu der eigentlichen Illumination im höheren Stile, die uns bevorstand.

Plötzlich flog ein blendender Schimmer wie Sonnenschein über den ganzen Garten, und der Himmel weiß, wie viel tausend Augen sich in demselben Moment in die Höhe richteten. Der Schein kam von dem elektrischen Apparate auf dem Dache des großen Restaurationsgebäudes, und das war für uns die Lösung, nach einem passenden Aussichtspunkte umzuschauen. Kein besserer im ganzen Garten, als das platte Dach des linken Seitums des Hauptportals, zu welchem man durch den bereits früher von uns erwähnten Fahrstuhl bequem hinaufgelangt. Der kleine Gasmotor, der den Fahrstuhl in Bewegung setzt, arbeitete lustig und unverdrossen, als wüßte er, daß es an diesem Abend für ihn noch viel zu thun geben würde. Uebrigens mußten in jenem Moment noch wenig Menschen an diese Gelegenheit zu einer Luftfahrt gedacht haben, denn wir konnten sofort einsteigen und waren nach zwei Minuten oben. Später wurde auch hier der Menschenandrang ein ungeheurer, und ob alle Fahrlustigen hinaufgekommen sind, ist sehr die Frage, denn der Stuhl nimmt jedesmal nur fünf Personen auf.

Aber jetzt, Welch ein Anblick, als wir hier oben auf der Plattform standen und hinunterschauten! Nichts wie ein Flammen- und Lichtermeer, wohin man sah; in den ersten Momenten wirklich augenblendend, bis man sich nach und nach an den Zauber gewöhnte und zugleich anfing, sich etwas zu orientieren. Alle Rasenflächen und Blumenbeete waren von feurigen Pinten eingefakt, das große Teppichbeet vor dem Kruppischen Pavillon zeigte alle seine Figuren in blizenden Arabesken, und die zahllosen Papierlaternen bezeichneten deutlich die verschiedenen Alleen und Baumgruppen. Die Dyerhoffische Zementbrücke schien ganz aus Feuerstreifen gebildet, und die Menschen, die dort standen und die Treppen auf und abstiegen, kamen uns vor wie die Puppen eines Schattenspiels. Aus der Ferne funkelten allerlei Flammenpyramiden und Lichtertempel durch das Grün, und die Musik schallte vernehmlich herauf. Dazu verstandte der elektrische Reflektor, mit dem wir ungefähr auf gleicher Höhe standen, seinen breiten sonnenhellen Schein wie Strahlenbündel nach allen Richtungen, ... plötzlich fiel sein blendendes Licht auf die stäubende Wassersäule der großen Fontaine und verwandelte dieselbe in flüssiges Silber, oder auf irgend ein Gebäude des Gartens, das auf einmal mit den umgebenden Räumen sonnenhell dalag, um nach einigen Minuten wieder in dem allgemeinen Schimmer, der gegen diese Lichtfülle ganz matt und farblos erschien, wieder zu verschwinden. Das prächtigste Schauspiel gewährte aber im fernen Hintergrunde die Ruine des Gartens, die wie durch einen Zauberschlag in rotem bengalischen Feuer aufflammte, wodurch alle Teile des phantastischen Gebäudes, die Türme, der Altan und die zerklüfteten Mauern, so deutlich hervoriraten, daß man jedes Steinchen erkennen konnte. Ein wirklich unvergleichlich schöner, aber schrecklich schöner Anblick,

bei dem man sich recht gut in die Zeiten des Faustrechts versetzen konnte, wo sich die Raubritter untereinander beföhden und wo dann der Sieger die Burg des Besiegten in Flammen aufgehen ließ. Als die rote Lohe im Größten war und nur noch in den Fensteröffnungen nachglühte, warf der elektrische Reflektor sein grelles weißes Licht auf die Ruine und zeigte uns nun das Bild einer ausbrennenden Burg in Mondschelnbeleuchtung. Später erschien die Ruine nochmals und zwar in grünem Feuer, und der Reflektor übergieß sie mit rotem Schimmer; da war es ein Zauberschloß, wie in einem Feenmärchen. Auch sonst wechselte der elektrische Apparat, der sich nach allen Seiten hin drehte, vielfach seine Farben, und von wahrhaft zauberischer Wirkung war die saubende Fontaine, deren Maschine fast ihre stärkste Kraft (gegen 100 Fuß Höhe) eingesetzt hatte, wenn der Sprühregen minutenlang in rotem Lichte strahlte, der sich in Millionen Feuerfunken auflöste. Dann fiel wieder der blendendweiße Schein auf die Kuppeln und Portale des Ausstellungsgebäudes und über das ganze Dach bis zu den Ecktürmen mit ihren Flaggen und Fahnen, und warf noch einen langen hellen Glanz in die dunkle Landschaft hinein. Man wurde des wunderschönen Schauspiels nicht müde, und der tausendstimmige Beifall und Zaruf bewiesen am besten die Anerkennung und Freude des Publikums. „Wie unser Düsseldorf zu Ehren kommt“, rief neben uns ein begeisteter Zuschauer, „schon diese Ausstellung an sich, wie man in Deutschland so großartig noch keine gesehen hat, und nun noch solche Illuminationsfeste mit 25,000 Menschen!“ Der Herr setzte die Ziffer entschrieben zu hoch an, aber wir wollen die patriotische Uebertreibung nicht rügen. Auch bei 5 oder 6 Tausend weniger, ist die Zahl noch immer bedeutend genug, und das Jahr 1880 wird in den Annalen Düsseldorf mit goldener Schrift verzeichnet werden.

Die draußen vor dem Haupteingange liegende Concordia hatte auch nicht zurückbleiben wollen; ihre breite Fagade war brillant illuminiert, und auf dem Balkon in der Mitte brannten unaufhörlich bengalische Feuer, die den ganzen Platz erhellen.

Einen eigentümlichen Gegensatz mit all diesen Flammen und Lichtern bildete der Mond, der in der Stille und gewiß von den Meisten unbemerkt, hinter den dunklen Wäldern des Grafenberges aufstieg. Doch unser Illuminationspiel mochte ihm wohl zu gering erscheinen, denn er zog einen Wolkenschleier vor sein Antlitz und verschwand. Laßt nur eure Laternen und Lämpchen ausbrennen (so dachte er vielleicht), ich will euch nicht stören; wenn ihr fertig seid, so komme ich wieder hervor und behaupte mein altes Recht. . . .

Endlich trieb es uns aber doch in den Garten hinauf, zumal sich oben nach und nach eine große Menschenmenge eingefunden hatte, die noch immer im Zunehmen war, so daß man sich auf dem verhältnismäßig nur kleinen Raum fast nicht mehr bewegen konnte. Es war auch gar nicht leicht hinunter und ins Freie zu kommen, so drängten unten die Neugierigen nach, die alle noch hinauf wollten.

Als ich darauf die begleitenden Freunde an die Heimkehr erinnerte, weil es am Schluß des Festes bei dem allgemeinen Aufbruch wohl unmöglich sein würde, einen Platz auf der Pferdebahn oder sonstwie zu erlangen, wurde ich laut überstimmt und auf die Eisenbahn vertröstet, die noch bis Mitternacht mehrere Extrazüge angezeigt hatte. Wir mußten, hieß es, durchaus noch einmal den Garten durchwandern; auch habe das viele Schauen hoch oben in der freien Luft gewaltigen Durst erzeugt. Ich fügte mich gern und hatte es auch nicht zu bereuen, denn nun erst sahen wir den Garten in der ganzen Fülle seiner Illumination. Ich würde hier aber entschieden zu lang werden, wollte ich noch einmal zu schilbern anfangen, auch wäre es mehr oder weniger nur eine Wiederholung des bereits gesagten. Ueberrascht wurden wir aber doch, als wir, am Café Bauer vorüber, an das nördliche Hauptportal kamen. Um das große Bassin vor dem Eingang brannten dunkelrote bengalische Feuer, die weit hin in den Garten hineinleuchteten; das hohe Portal schien förmlich zu glühen und die klare Wasserfläche spiegelte das prächtige Bild zurück.

Jeder Bierpavillon glich noch immer einem wimmelnden Ameisenhaufen, aber einem Biertrinkenden, und doch glückte es uns, einen unbesetzten Tisch zu finden und nach und nach auch die nötigen Stühle dazu. Wir saßen dicht vor der Lichterfagade des Restaurationsgebäudes, die uns indes, so in der Nähe, ziemlich näcktern vorkam. Die eigentliche Poësie der Illumination und überhaupt des ganzen Abends hatten wir auf dem Turme genossen. Wir erzählten einigen Herren davon, die neben uns saßen, wie wunderschön es gewesen, und daß der An-

blick hier unten mit dem dort oben gar nicht zu vergleichen sei. „Gewiß“ entgegnete einer von ihnen, „und wir wollten auch hinauf; aber wir wollten auch unseren guten Platz hier bei Dietrich nicht verlieren, und da haben wir doch vorgezogen, hier unten zu bleiben.“ — Gambrius mag auf diese Getreuen stolz sein, dachte ich bei mir im Stillen, aber die edlen Zecher hatten von der Illumination so gut wie nichts gesehen und waren nicht wenig erstaunt, als wir ihnen das prächtige Kutenbild ausmalten.

Die beiden Orchester hatten sich inzwischen vereinigt und spielten zusammen, und wenn irgend eine volkstümliche Melodie ertönte, so sang das Publikum mit, was sich nicht allein recht hübsch anhörte, sondern auch dem Feste einen sehr gemüthlichen Anstrich gab. Sonst herrschte unter den vielen tausend Menschen, trotz der heitersten Stimmung, überall Anstand und Sitte, das schöne Privilegium der Rheinländer bei allen ihren Festen, so daß die stereotypische Phrase, mit der manche Zeitungen ihre Notiz schlossen: „Sübrungen sind keine vorgekommen“, ziemlich überflüssig erschien.

Aber auch die schönsten Feste gehen zu Ende, und als sich nach und nach die dichten Menschenmassen lichteteten und nur noch einem Zuge, und zwar nach dem Auszuge folgten, da brachen auch wir auf zur Heimkehr. Wiber Erwarten fanden wir sofort Platz in einem der zahlreichen Tramwaywagen, die in langen Reihen hin und herfuhrten. Wir hätten es übrigens sonst wie so viele Andere gemacht, die wohlgenut zu Fuß nach Hause schlenderten, wozu die herrliche laue Nacht ganz besonders einlud. Die Sterne schimmerten nur schwach, denn der Mond, der hoch am Himmel stand, überstrahlte sie mit seinem Glanz. Er lächelte freundlich herab, wie er seit Jahrtausenden gelächelt; es spielte aber doch ein ironischer Zug in seinen Mienen, als wollte er sagen: Seht ihr wohl, daß ich Recht hatte? Jetzt sind all eure Kerzen und Lämpchen niedergebrannt, und mein Licht kommt wieder zu Ehren. Bedankt euch schön, denn wenn ihr mich nicht hättet, so müßtet ihr jetzt, trotz eurer prächtigen Illumination, im Dunkeln nach Hause gehen.

Mit der versprochenen Fortsetzung unseres Rundganges steht es aber heute etwas schlimm aus, lieber Leser, und wir müssen denselben wohl auf die nächste Nummer verschieben. Nun, wir werden es schon nachholen, denn die Ausstellung selbst bleibt uns ja; aber wer weiß, ob es uns vergönnt sein wird, dort noch einmal bei so herrlichem Wetter und unter den übrigen so auffallend günstigen Auspizien wie diesmal, ein ähnliches Fest zu erleben.

* Kleine Kinder bei Tische.

Ich will durchaus nicht bestreiten, daß kleine Kinder außerordentlich niedlich sein mögen, namentlich wenn man sie selbst besitzt; aber auch als fremdes Eigentum erregen ihre harmlosen Spiele das Auge, wobei jedoch immer eine gewisse Entfernung zu berücksichtigen ist. Zu nahe Berührung behält stets etwas Bedenkliches, weil es tief im kindlichen Gemüth begründet liegt, uns ein kleines Andenken mit auf den Weg zu geben, und die Wahl dieses Andenkens nicht immer eine glückliche ist. Als ich noch junger Offizier war, ritt ich allsonntäglich aus meiner kleinen Garnison auf das benachbarte Gut meines Onkels, dem meine vortreffliche Tante eine blühende Kinderschaar geboren hatte. Die lieben Kleinen waren sehr zuthunlich zu mir und nahmen auf meinen Reiten Reitunterricht, auch machten sie sich gern mit meinem langen Palasch zu schaffen. Wenn ich aber am andern Morgen aufstand, dann zeigte mir mein Burche mit tiefer Entrüstung, daß die neuen Spanletten voll Mostrieh geschmiert waren, und wenn ich nachher vor der Front meines Zuges hielt und Gewehr aufkommandiert wurde, dann weigerte sich die Eisenbraut beharrlich, sich aus der Scheide ziehen zu lassen.

Seit jener schönen Zeit ist manches Jahr vergangen, und die damals kleinen Neffen lassen sich jetzt vielleicht schon selber Mostrieh in die Spanletten schmierem, während das bei mir nun nicht mehr möglich ist. Kinder habe ich aber immer noch ebenso gern wie früher, wenn sie auch nicht mein eigen sind, sondern meinen Verwandten und Freunden angehören.

Die Häuser, mit denen ich Umgang pflege, zerfallen nach meiner Einteilung in drei Klassen, nämlich 1. in solche, bei denen die kleinen Kinder erst nach dem Essen zum Vorschein kommen, 2. bei denen sie zum Dessert an den Tisch geschoben werden, und 3. bei denen sie das ganze Mittagmahl mit den Erwachsenen teilen.

Jede dieser verschiedenen Klassen hat auch ihre verschiedenen Annehmlichkeiten.

Wenn ad 1 die kleinen Kinder erst nach dem Essen gezeigt werden, gestaltet sich das Verhältnis am günstigsten. Man hat sein mehr oder minder gutes Diner eingenommen, sich eine bequeme Sofaede ausgesucht und sitzt nun dort, den Oberkörper an die weichen Polster

gelehnt, die Beine von sich gestreckt, den aromatisch duftenden Kaffee vor sich auf dem Tisch, und ab und zu einen Zug aus der echten Regalia nehmend, als plötzlich die Amme mit dem kleinsten, oder das Kindermädchen mit dem nächst kleinen Sprossen in der Thür erscheint. Sofort stockt die lebhaft angeregte Unterhaltung, Vater und Mutter blicken sich glücklich lächelnd nach dem kleinen Wesen um, und das Mädchen tritt, ebenfalls glücklich lächelnd, mit demselben näher. Was meine Benignität betrifft, so richte ich mich leise stöhnend aus meinen Polstern auf und schließe mich mimisch der allgemeinen Seligkeit an. Die Mutter nimmt ihr Herzblatt dem Mädchen vom Arm und tänzelt mit ihm im Zimmer umher; der Vater will dann auch seinen Anteil haben und schaukelt es, während er sich durch die Situation zum Singen verleiten läßt, auf dem Knie, und ich mache während der ganzen Scene ein freundliches Gesicht. Es ist schon spät, das Kind muß früh zu Bett, wird daher dem Mädchen bald zurückgegeben, und entfernt sich mit reizenden Kufhändchen, die natürlich von den Zurückbleibenden erwidert werden. Unterdessen ist die Zigarre erloschen; man setzt sie frisch in Brand, zieht sein Antlitz allmählich wieder ernst und stößt einen ganz leisen Seufzer aus. Es war eine angenehme, kleine Episode; man fühlt sich ordentlich neubelebt und erfrischt danach.

Beim zweiten Fall gestaltet sich die Sache schon anders.

Das Diner war trefflich, der Wein mundete nicht minder, und die Unterhaltung wurde dadurch zu einer äußerst angeregten. Da kommen die beiden Kleinen herein; das Eine auf dem Arm, das Andere an der Hand des Mädchens wackelnd. Beide machen große Augen, stecken verlegen das Fingerglied in den Mund und blicken erstaunt auf die ungewohnte Erscheinung.

„Wer ist denn das, Bébé?“ fragte die Mama, „Du wirst Dich doch nicht etwa fürchten?“

Bébé fürchtet sich aber doch, macht ein Weinerliches Gesichtchen und birgt den blonden Kopf am Hals des Mädchens.

„Sei doch nicht so unartig . . . gib doch Händchen,“ mischt sich nun auch die Kindermaid hinein, indem sie mit dem kleinen Engel dicht zu mir herantritt . . . „na, gib doch Dein Pätschchen . . . der Herr ist Dir ja so gut.“

Ich strecke schon meine Rechte aus, um dem Kinde mein freundliches Entgegenkommen zu zeigen, als es ein Schippchen macht und zu weinen beginnt. Die Situation ist keine angenehme.

„Setze sie nur heran, Auguste,“ sagte die Mutter, um weiterem Unheil vorzubeugen, während sie den andern Engel an der Hand behält.

„Du bist schon klüger und vernünftiger, nicht wahr, Karlchen?“ redet sie zu diesem hinab, „Du gibst dem Herrn Dein Händchen, nicht wahr?“

Der Kleine nimmt den Finger aus dem Mund, behält letzteren offen und streckt mir das nasse Pätschchen hin.

„Siehst Du wohl . . . so ist Karlchen artig,“ lobt die Mama, „wer ist denn der Herr? — Sage 'mal, wer der Herr ist!“

„Papa!“ kräht Karlchen, durch die ihm gewordene Anerkennung verwirrt gemacht.

Die Situation ist jetzt noch weniger angenehm. Unterdessen ist Karlchen ebenfalls an den Tisch geschoben, und beide Kinder bekommen Kompott; das Eine wird von Mama gefüttert, und das Andere vom Mädchen. Dabei sperren sie die kleinen Mäulchen auf wie ein paar junge Sperlinge im Nest. Die Unterhaltung ist bedenklich ins Stocken geraten, und Jeder möchte sie gern wieder in Fluß bringen; aber weiß nicht recht, wie er es anfangen soll. Ich zerquäle mir den Kopf nach einer unbefangenen Bemerkung, aber ich finde keine. Die Pause wird ganz entschieden zu lang.

„Ein herrlicher Abend heute!“ bringe ich endlich mit beklemmtem Atem heraus.

Gleichzeitig aber schlägt Bébé, in einem Anfall von Fröhlichkeit mit dem Pätschchen in das Apfelsuss, daß es in der ganzen Nachbarschaft herumspritzt.

„Aber, Bébé!“ werweist die Mama, sich das Antlitz trockenend . . . „Wie meinten Sie?“ setzte sie dann zu mir gewendet hinzu. Es war mir unmöglich, meine geistreiche Bemerkung zu wiederholen, und ich bat deshalb erröthend um den Käse. Karlchen, der neben mir sitzt, stößt mir mit dem kleinen Weinchen fortwährend in die Seite; die gnädige Frau blickt mich freundlich fragend an, und Bébé ist jetzt so guter Laune, daß es nach jedem Bissen freischt und dann förmlich zittert vor Vergnügen. Diesen günstigen Moment glaubt die Mama benutzen zu müssen, um gleichzeitig die Unterhaltung und den Glauben an die Klugheit ihres Kindes wiederzustellen.

„Wer ist denn der Onkel?“ fragt sie, „sieh Dir doch einmal den Onkel genau an; wie heißt denn der Onkel, Bébé?“

„Krrrrrr!“ freischt das kleine Ding, während Aller Blicke jetzt auf mich gerichtet sind.

Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll und stopfe aus Verlegenheit eine Unmasse Brot in den Mund.

„Kennst Du denn den Onkel nicht mehr, Bébé!“ fragt jetzt der Papa an mir vorüber; „es ist ja Onkel Adolf . . . sage 'mal Onkel Adolf, Bébéchen!“

„Onkel Schafkopf!“ ruft der Engel und freischt dann vor Vergnügen, daß er zittert. Die ganze Gesellschaft lacht und ich lache natürlich mit; als ich aber zufällig einen Blick in den Spiegel mir gegenüber werfe, bekomme ich einen Schreck vor dem wenig geistreichen Ausdruck meines Antlitzes. Von jetzt an ist der Abend verloren; die Kinder sagen Gutenacht und gehen; aber der Unterhaltungsstoff geht

mit ihnen; es ist, als wenn ich die Kiefern nicht mehr auseinander bekommen könnte; ich fühle deutlich, daß ich ein unglückliches Gesicht ziehe, und wenn ich wirklich einmal eine Bemerkung mache, ist die Stimme tonlos, und je mehr ich räuspere und träge, desto dämpfer und rauher wird sie. Zuletzt geht dem Hausherrn die Zigarre aus, die gnädige Frau verzieht den lieblichen Mund zum Gähnen, und man selbst sieht auf, sagt zum Abschied noch eine Aßernheit, und verläßt, höchst unzufrieden mit sich selbst, das Lokal. —

Nun wäre noch der dritte Fall zu beleuchten, bei dem die Kinder von vornherein das Mittagewahl mit den Erwachsenen teilen, und zwar: a) wenn man sich vorher angesagt hat, b) wenn man sich vorher nicht angesagt hat. Hat man sich vorher angesagt, so kann man auf einen ziemlich friedlichen Verlauf des gemeinschaftlichen Dinners nehmen; nur fällt der Umstand störend ins Gewicht, daß dann in der Regel ein ceremoniöses Omelette aux confitures oder irgend eine andere schnellzubereitende Mehl- oder Eierpeise eingeschoben wird, die trotz ihrer Hitze etwas Erfrischendes hat. Ich bin eine sehr bescheiden veranlagte Natur und liebe es durchaus nicht, wenn meinerwegen auch nur die geringsten Umstände gemacht werden; deshalb sieht mich dieser eingeschobene Eierkuchen jedesmal in Verlegenheit; denn wenn er noch so weich und lustig ausgeblasen ist, erscheint er mir stets als harte Scheidewand zwischen dem Gastgeber und meiner Person. Man betrachtet mich noch immer als Fremden und, anstatt mich an der Ehrenspeise zu erquickern, wie es die Absicht der lebenswürdigen Wirtin war, verbrenne ich mir daran die Zunge und habe am andern Tage eine Blase darauf. Um diesen Umstand zu beseitigen, unterließ ich einmal die vorherige Ansage, geriet aber dadurch aus dem Regen in die Traufe. Heiter und unbefangenen lächelnd erschien ich kurz vor dem Essen im Schooß der Familie und bemerkte sofort, daß ich das jedenfalls nicht nach Wunsch gemacht. Der Hausherr sah etwas gekniffen aus und die lebenswürdige Wirtin machte ebenfalls ein verlegenes Gesicht und verschwand alsbald in die hinteren Räume.

„Rein Mensch kann seinem Schicksale entgehen,“ dachte ich; „sie läßt doch noch den Eierkuchen backen. . . . Dieser Eierkuchen ist mein Kismet.“

Nach einiger Zeit kam die gnädige Frau mit zufriedener Miene zurück; dann gingen wir zu Tisch, und ich harrete mit banger Erwartung meines Eierkuchens. . . . aber der Eierkuchen kam nicht, sondern gleich nach der Suppe gebratene Hühner, und außer den gebratenen Hühnern noch ein Stück Rindfleisch mit Sauce.

Ich hatte natürlich einen unglücklichen Tag gewählet; denn wenn es Hühner gibt, ist gewöhnlich pro Mensch ein halbes gerechnet, und wenn der eingeschobene Mensch auch seine Hälfte haben soll, dann kann natürlich ein Kind nichts bekommen. Diese Reflexion mußten die Kleinen ebenfalls angestellt haben; denn die sämtlichen Blicke wandten sich nach der Schüssel mit den Hühnern, und dann fing plötzlich der jüngste Spross laut an zu weinen. Mit seinem unübleren Nachtalent hatte er es herausgebracht, daß ich ein halbes Huhn bekäme, und er dafür dem Rindfleisch verfallen sei. Ueber hätte ich noch den Eierkuchen gegessen, als dieses halbe Huhn; denn wenn ich mir auch nicht den Mund daran verbrannte, so wurde es mir dennoch bedeutend schmerzlicher. Nachher sagte ich mir wieder an und zog es vor, lieber den Eierkuchen über mich ergehen zu lassen, als ein armes, unschuldiges Wurm seiner natürlichen Rechte zu berauben.

Da ich als Kinderfreund allgemein bekannt bin, wurde ich einmal in eine mir ebenso befreundete als zahlreiche Familie zum Osterfest eingeladen. Das ist eine hübsche deutsche Sitte, deren Ursprung ich zwar nicht kenne, der mir aber sehr sympathisch ist. Da es ein schöner warmer Ostertag war, sagte ich meinem Diener, er möge mir die neue helle Sommerhose hinstellen, was ihm zwar nicht ganz einzuleuchten schien, worin er sich aber dennoch fügte. Zum Kaffee ersetzten ich im trauten Freundeskreise, trunkte sehr viel eingebundenen Käse ein und war fröhlich und guter Dinge. Nachher zündeten wir uns Zigarren an, und ich verstaute die mitgebrachten Eier hinter einigen verschwiegenen Gebüßen. Die Eltern hatten daselbe vorher getan, und ein schon recht vernünftiges Töchterchen erzählte mir erst, daß ich neue Beinkleider an habe und dann, daß sie für mich auch ein Ei versteckt. Nun begann unter allgemeinem Jubel das Suchen. Die kleinen weißen Waden liefen kreuz und quer in den sauber geharkten Steigen, hinter jeden Strauch wurde gequack, jedes große Blatt wurde umgewendet, und ein helles fröhliches Lachen erscholl jedesmal, wenn ein buntes Ei gefunden wurde. Zuletzt hatte jeder sein Teil, die Eltern sowohl wie die Kinder, nur ich hatte, zum allgemeinen Jubel der Kleinen, das meine noch nicht aufgefunden.

„Der Onkel kann sein Ei nicht finden! Der Onkel kann sein Ei nicht finden!“ riefen die Stimmchen, indem man mich umtanzte und in die kleinen Hände schlug. — Ich machte pflichtmäßig noch einen Gang durch das Stüchchen Garten; aber es war vergebens, ich hatte keinen Winkel unbüchelt gelassen und mußte mich schließlich entfernen, ohne meine Aufgabe gelöst zu haben.

Während des Heimganges ging mir die Geschichte ordentlich im Kopf herum. Meine kleine Freundin hatte mir freilich ein Wäschchen niedergeschlagen geschienen, daß ich ihr Ei nicht gefunden, und als sie mir das Wäschchen zum Abschied gereicht, hatte sie mich schelmisch angelächelt, als ob sie mich trösten wolle. Ich habe in solchen Dingen ein gewisses Ungeschick, das heute nicht zum ersten Mal Spielverberber war, und es verdroß mich, daß ich die Freuden der Kleinen zu Schanden gemacht. Als ich in meiner Häuslichkeit anlangte, war es mir

noch zu früh zum Schlafengehen, und ich zündete mir deshalb eine Zigarre an und spazierte mit ihr eine Weile im Zimmer auf und ab. Dann trat ich auf den Balkon und setzte mich auf den dort stationierten Korbsstuhl. Kaum hatte ich mich aber niedergelassen, als ich ein leises Knistern hörte, und gleichzeitig wurde es mir etwas kalt.

„Mit dem alten Dinge bricht man am Ende noch zusammen,“ dachte ich, wieder aufstehend, „und der Abendnebel macht sich auch schon bemerkbar.“

Dann warf ich meinen Stummel fort, entkleidete mich und ging zu Bett. Am andern Morgen, als ich bei meinem Mokka saß, kam mein Diener mit dem neuen Sommerbeinkleid herein und sah mich ernst und vorwurfsvoll an.

„Aber, gnädiger Herr“ . . . sagte er, indem er mit einem großen seltsamen Fleck zeigte.

Ich betrachtete ihn mit großer Aufmerksamkeit; da schoß mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Schnell stand ich auf, begab mich in mein Schlafzimmer, wo mein Kleiderständer steht, öffnete es und griff in eine Tasche des Rockes, den ich gestern Abend angehabt.

„Warte Du kleiner Schelm“, dachte ich in demselben Moment, „nun habe ich es doch gefunden.“

Bermischtes.

* Aus Rosenheim, 21. Juli, wird geschrieben: Eine auffallende Naturerscheinung zeigte sich gestern zwischen 5 und 8 Uhr auf der Spitze des Wendelstein. Den Tag über waren mehrere Gewitter über unsere Gegend hingezogen und hatten sich unter heftigen Blitzen und starken Regengüssen entladen. Eben hatte wieder ein solches ausgetobt, da erschien auf der Spitze des Wendelstein eine glänzende Flammen-Pyramide, welche bald hoch aufzuckte, dann wieder gänzlich verschwand. Anfangs glaubte man, die da oben befindliche Kapelle sei vom Blitz getroffen worden und brenne. Dem bewaffneten Auge zeigte sich aber die Kapelle als vollkommen unbeschädigt, und die bald mehr, bald minder auflobernde, stärker als gewöhnliches Feuer glänzende Flamme erwies sich als eine Erscheinung elektrischer Natur. Trotz der Tageshelle war die Lichterscheinung viele Meilen weit sichtbar. — Ueber eine andere Naturerscheinung wird aus Augsburg gemeldet: In dem Pfarrhose eines im diesseitigen Kreise gelegenen Dorfes bemerkte man an einem heißen Sommerabend dicke Rauchwolken, welche unter dem Dache des gegenüberstehenden Kirchturmes emporstiegen, sich 1—2 Meter hoch in die Luft erhoben und hier von einem leichten Winde zerstreut wurden; immer aber wieder aufs Neue aus einer Ecke des Kirchturmdaches hervorquollen. Da auf dem Glockenstuhl und in dem Gebälge des Kirchturmes viel Tauben nisten, so nahmen wir Knaben und auch der Herr Pfarrer an, es habe sich wohl der dort massenhaft angehäufte Taubenmist auf irgend eine Art, vielleicht in Folge der Reibung der Kirchenglocken, entzündet. Giltig kletterten wir Knaben durch den uns immer zugänglichen Turm in das Gebälk desselben und — fanden zwar keine Spur von Feuer, aber durch eine Lücke im Turmdache sahen wir die unten beobachtete Rauchwolke, es war aber keine elektrische Erscheinung, kein Glanzfeuer, sondern eine aus Milliarden winzig kleiner Fliegen gebildete, in die Luft aufsteigende Säule, die übrigens aller Wahrscheinlichkeit nach von dem dort massenhaft angehäufte Taubenmist ausflogen und deren Entstehen wahrscheinlich mit demselben in einer gewissen Beziehung gestanden haben mochte.

* Die „Dresdener Nachrichten“ melden, daß bei einer in Dresden lebenden russischen Familie aus den höchsten Gesellschaftskreisen Petersburgs die bestimmte Nachricht eingegangen sei, der Kaiser Alexander habe anfangs voriger Woche der Fürstin Dolgorucki die Hand gereicht. Diese Vermählung zur linken Hand werde natürlich noch sorgfältig verheimlicht, da sie ein wenig hart sich an den Tod der Czarewna anschleife.

* Wissensdrang. Erster Universitäts-Student: „Was thust du denn da?“ — Zweiter Student: „Ich seh' mir grad die Photographien meiner Professoren an, damit ich doch wenigstens weiß, wie die Herren aussehen.“

* Zerstreut. Ein Professor der Naturwissenschaften fing einen Frosch und zog seine Uhr heraus, um den Pulsschlag des Frosches festzustellen. Als er genug experimentiert, warf er die Uhr ins Wasser und steckte den Frosch in die Westentasche.

* Im Forstexamen. A.: Was thut ein ordentlicher Jäger, wenn er großen Durst hat, im Walde wohl einen Ziehbrunnen findet, an dem aber der Eimer fehlt? — B.: hm, da wäre guter Rat teuer! — A.: Ganz einfach, der ordentliche Forstmann nimmt aus der Jagdtasche seine Pille und thut daraus einen erquickenden Zug.

* Zeitgemäß. In der „Schaumburg-Dippelschen Landes-Zeitung“ findet sich folgendes Inserat: „Wegen der vielen städtischen Steuern bin ich geneigt, mein Haus nebst Hypothekenschulden zu verschenken. H. Knief, Tischlermeister in Stadthagen.“

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Gb. Hüsgen.

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum

„Düsseldorfer Volksblatt.“

N 32.

Sonntag, den 8. August

1880.

A. E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten).

XV.

Die letzten Annerbauten des Gartens.

Aller guten Dinge sind drei, sagt ein altes Sprichwort, und wir wollen dasselbe auf unsere betrachtenden und beschreibenden Rundgänge im Garten anwenden, deren wir bereits zwei gemacht haben und heute den dritten und letzten machen wollen, um regelrecht abzuschließen. Dann haben wir diesen Teil der Ausstellung „hinter uns“, und können uns wieder in das Hauptgebäude begeben, um dort die Inspektion der noch übrigen Gruppen vorzunehmen. Wir wollen uns deshalb auch heute gar nicht zerstreuen lassen, sondern sofort beginnen.

Gleich hinter der großen Diederhoffschen Zementbrücke, an der wohl niemand vorübergeht, ohne ihr einen Blick der Bewunderung zuzuwerfen, liegen einige bedeutende Annerbauten, die wir noch nicht besprochen haben. Zu diesen gehört in erster Reihe ein äußerst geschmackvoller Holz-Pavillon von Fr. Curtius in Duisburg, mit Produkten der chemischen Groß-Industrie. Leider hat dieser Pavillon eine Schattenseite; er ist nämlich vor 11 Uhr morgens fast nie geöffnet, und da wir stets nur in der Frühe unsere Touren mit dem bewußten blauen Notizbuche machen (später, wenn erst die vielen 1000 Besucher da sind, ist dies geradezu unmöglich) so können wir nur wenig darüber sagen.*) Es sind zumeist chemische Fabrikate, die dort ausgestellt sind und wobei auch dem Laien die Eleganz und Sauberkeit der Anordnung auffällt. Für Fachleute wäre gerade hier ein stiller und ungeführter Besuch zur eingehenden Musterung der einzelnen Produkte sehr wünschenswert. Allerliebste sind die Anlagen und Blumenbeete rund um den Pavillon, unter denen wir auch wieder den hübschen Zementfiguren von Grob in Brohl begegnen, der leider seine Sachen allzusehr zersplittert hat (auch die schöne monumentale Fontaine im Vestibül des Haupteinganges ist von ihm) um einen Gesamteindruck zu bieten.

Wir lassen beim Weitergehen den Küpperschen Bierpavillon links liegen, werfen aber doch einen sympathischen Blick auf die vielen leeren Fässer, die man gerade im Begriff ist, fortzuschaffen: es sind die Rudera von gestern, und für heute ist bereits durch neue Anfuhr gesorgt. Dieser Pavillon liegt dicht am Wasser, malerisch und kühl, und es sitzt sich dort abends nach einem heißen Tage mit guten Freunden recht gemütlich.

*) Dieser Pavillon ist übrigens nicht der einzige, der so spät geöffnet wird, was schon Gelegenheit zu mancher Kontroverse mit den Aufsehern gegeben hat. Diejenigen Besucher nämlich, die schon um 8 Uhr kommen, also den doppelten Eintrittspreis bezahlen, sehen sich getäuscht, wenn sie den einen oder anderen Annerbau noch verschlossen finden, wobei sie nicht wissen, ob eine Verpflichtung für die Besitzer vorliegt, dieselben zu gleicher Zeit mit dem großen Ausstellungsgebäude zu öffnen. Billig wäre das letztere jedenfalls, ob man aber ein Recht hat, es zu verlangen, ist eine andere Frage, die uns wichtig genug scheint, um sie hier wenigstens zur Sprache zu bringen.

Dem Küpperschen Pavillon gegenüber haben Opberbecke u. Neese in Düsseldorf ihre Marmorwaren ausgestellt, unter denen sich manche hübsche und ansehnliche Arbeit befindet, so namentlich der große Marmoramin rechts, an welchem uns nur der Aufbau und vollends die Uhr in der Mitte etwas schwer scheinen. Der kleine Kamin links hat uns besser gefallen. Auch die Grabdenkmäler, die allerdings mit den Waschtischen und ähnlichen Gegenständen einen störenden Kontrast bilden, sind ernst und würdig gehalten.

Etwas zurück liegt ein schöner Portal-ähnlicher Zementbau, eigentlich eine Hausfronte mit geschmackvollem Ziegelunterbau von Fr. Boß u. Co. in Düsseldorf, zu welchem die Oberkasseler Zementfabrik bei Bonn das Material geliefert hat. In diese Fassade schließt sich nach hinten eine offene Galerie, die mit Mosaikplatten der Singiger Aktiengesellschaft belegt ist. Dieselben stehen den Platten von Willeroth u. Boch (nicht Bloch, wie uns kürzlich ein Druckfehler sagen ließ) ebenbürtig zur Seite, weshalb sich auch diese beiden Firmen in das Partekett des Stollwerthschen Ausstellungsraumes geteilt haben.

Zwei weitere Annerbauten bilden den Schluß dieses Viertels: ein eleganter Gartenpavillon mit anscheinend sehr soliden Gartenmöbeln von W. Schmidt in Detmold und ein großartiger, wenn auch schwerer Zementbau von Hüser u. Co., gleichfalls in Oberkassel bei Bonn. Die Säulen sind wohl etwas zu massiv; sehr schön ist dagegen die Imitation des roten und grauen Sandsteines, die zudem in den einzelnen Teilen sehr sorgfältig ausgeführt ist. Dieselbe Firma hat auch das bunte Zement-Pfannendach für das Gebäude der kunstgewerblichen Werkstatt geliefert, eine prächtige Arbeit, die dieses Dach von allen übrigen Bauten des Gartens glänzend unterscheidet.

Wenn wir nun zu den guten Leuten vom Lande gehörten, die, vorzüglich in den Nachmittagsstunden, durch den Garten ziehen und nichts unbeschaut lassen, so müßten wir eine Station vor dem hier liegenden Affenhaus machen, und mit Ach und Oh den Sprüngen, Grimassen und Fagen dieser Vierhänder zusehen. Die Affen gehören einmal in jeden Zoologischen Garten, und Darwin würde gewiß böse werden, wenn er sie in einem solchen Etablissement nicht anträfe; aber eben deswegen wollen wir nicht viel davon wissen. Es sind drollig-wiederwärtige oder widerwärtig-drollige Geschöpfe. Die eben erwähnten guten Leute haben indeß wohl nie etwas von Darwin gehört, und also auch nichts von der „Urform“ und der „Urzelle“; sie teilen sogar ihr Butterbrod mit den „Urvätern der Menschheit“, würden aber gewiß große Augen machen, wenn irgend ein moderner Naturphilosoph ihnen sagte, daß wir Menschen nicht von Adam und Eva, sondern von diesem Getier abstammen.

Wir gehen daher weiter und zwar an alten Bekannten vorbei, am Pavillon der Kölnischen Zeitung und am Café Bauer, lassen auch das Bassin mit den Springbrunnen vor dem nördlichen Portal, das bei der letzten Illumination so schön beleuchtet war, rechts liegen und schlagen den Weg links ein, wo die Dortmunder Löwenbrauerei kürzlich einen neuen, zierlichen blau und weißen Pavillon errichtet hat, weil sie vermutlich in

ihrem großen Lokal nicht alle Gäste hat unterbringen können. Der Blick von hier über den Weiher ist ganz romantisch, schon wegen der am jenseitigen Ufer liegenden Ruine, und wenn wir die hübsche Aussicht länger genießen wollen, brauchen wir uns nur auf eine der Bänke des kleinen Pavillons von F. W. Siebel in Klippersteg bei Köln niederzulassen, obwohl uns die dort ausgestellten Dach- und Falzziegel, ehrlich gestanden, nicht allzusehr interessieren.

Dicht daneben und gleichfalls am Wasser liegt ein kleiner Pavillon, eigentlich mehr ein Leinwandhäuschen, von A. Feltenberg in Opladen, von dem wir nur die außen befindliche Aufschrift, „Badeeinrichtung“, notieren können, denn das Innere des Häuschens, das stets verschlossen ist, haben wir nicht gesehen. Die wirklich mehr als naiven Malereien der „gothischen“ Fensterfüllungen können dafür nicht genügend entschädigen; wir kommen sogar bei diesem Pavillon mit unserer Absicht, Alles hübsch zu finden und zu loben, in arge Verlegenheit . . . und wenden uns deshalb lieber gleich zu dem schönen Zementportal von H. Janssen in Wesel, das uns sofort entschädigt und versöhnt. Dies Portal hat große Ähnlichkeit mit dem bereits erwähnten Triumphbogen von Hemmerling, und verdient umsomehr hervorgehoben zu werden, als es in einer weniger besuchten Gegend steht. Namentlich finden die zwei großen Portrait-Medaillons den Beifall aller Kenner.

So sind wir unmerklich an die nördliche Seite des Gartens gelangt, der uns am deutlichsten daran erinnert, daß er ein zoologischer ist. Hier befindet sich nämlich der Bärenzwinger mit seinen brummenden und stets hungrigen Injassen, links springen hinter ihren Gittern die Wölfe, Füchse und Schakale hin und her, und dazwischen liegt der Eingang zu der Hagenbedeckten Schlangen- und Krokodil-Menagerie, deren Besitzer noch immer mit anerkannter Generosität seine Schildkröten verschenkt. Die kleine Brücke links führt zu dem neuen Raubtierhause, das durch ein kürzlich angekommenes junges Löwenpaar in sehr würdiger Weise eingeweiht worden ist. Wir wären übrigens nicht bis soweit gegangen, wenn hier nicht ein großer Betonbau läge, von F. Blenz in Düsseldorf, den wir, trotz seiner Abgeschlossenheit, oder eben deswegen, nicht unberücksichtigt lassen dürfen. Der Bau mit Treppe und Terrasse ist schwer und massiv, was aber absichtlich ist, um die Verwendung des Materials (aus der Vorwohler Zementfabrik von Prüssing, Plank u. Co.) für Grundbauten, Stallungen, Gewölbe u. s. w. zu zeigen.

Glücklicherweise ist es noch früh am Morgen, so daß die Versuchung, in das nahe Viertel hinüberzugehen, nicht groß ist, denn wir würden dort noch keine Gesellschaft finden, und die Musikkapellen spielen auch erst nachmittags. Kehren wir daher um und beschließen unseren Rundgang an der östlichen Breitseite des Gartens. Das bildet den Schluß, und wir haben alsdann unserer Führerpflcht vollauf genügt.

Gerade vor den Kameelhäusern, deren Bewohner in der Morgensonne auf und abspazieren und vielleicht an ihr afrikanisches Heimatland denken, hat man einen sehr günstigen Ueberblick über das ganze bereits von uns beschriebene Schiefer- und Steinfeld; wir lassen es rechts liegen und gehen weiter, an den beiden Pulsometergerüsten von Gebr. Wanzleben in Grefeld vorüber, und treten in eine offene große Halle, die sich an der Grenzmauer des Gartens entlang zieht. Viel Neues enthält freilich diese Halle nicht, aber die Aussteller haben auch hier ihre Sachen hübsch und sorgfältig geordnet und mithin, wie alle anderen, ein Recht, nicht übergangen zu werden. Der Raum ist in mehrere Sektoren geteilt, aus deren erstem wir die asphaltierten Dachpappen von drei Firmen besonders hervorheben: Cassel, Beckmann u. Co. in Bielefeld, F. C. Leje in Bochum und B. Zimmermann in Mülheim a. R. Diese Art von Dachbedeckung hat ihre Gegner und Vertreter, und wir sind nicht kompetent genug, um uns ohne Weiteres auf die Seite der einen oder der anderen zu stellen. So weit darf ich aber jedenfalls nicht gehen, wie der Professor M. an der Berliner technischen Hochschule, der einst in den Hörsaal trat und den versammelten Studenten, schon beim Eintreten, zurief: „Meine Herren, sie tangen alle nichts!“ und dann, als er sich auf dem Katheder befand, während sich die Studenten den Kopf zerbrachen, ob das sie groß- oder kleingeschrieben zu verstehen sei, hinzufügte: „ich meine nämlich die Pappdächer!“ Das Faktum ist historisch, aber, wie gesagt, so etwas würde ich mir nie erlauben.

In der zweiten Abteilung finden wir eine sehr reichhaltige und geschmackvolle Ausstellung von F. Grathes in Düsseldorf: Stukturen und sonstige Ornamente in Zement, Flurplatten,

hübsche Bildsäulen und dergl. Wenn sie die einzige dieser Art im Garten wäre, so würde man gewiß viel Wesen aus ihr machen und sie laut bewundern; aber diese Branche ist gerade auf der Düsseldorf Ausstellung so vielfach und zugleich so glänzend vertreten, daß der Einzelne in der Menge fast verschwindet. Ähnlich geht es den Thonwaren- und Kunststeinplatten, Blumentöpfen, Ornamenten, Aquarien u. s. w. von B. Bertram in Lüttelberg bei Bonn, die fast die ganze Hinterwand des dritten und längsten Sektors einnehmen; auch unter ihnen sind viel elegante und geschmackvolle Gegenstände, aber es ist Alles schon dagewesen, was uns freilich nicht verhindert, auch hier einem fleißigen und strebsamen Fabrikanten gerecht zu werden. So begegnen wir in dieser Halle auch dem Schiefer noch einmal in zwei neuen Firmen: F. Unkelbach in Limburg a. d. Lahn, mit sehr schönen Tischplatten von auffallend zarter Farbe, und F. B. Katschek & Söhne in Mayen, mit einem Musterdach en miniature, das mit verschiedenen Arten von Schiefer gedeckt ist. H. Keinarz in Heerdt bei Düsseldorf stellt ein hohes Giebeldach hin, mit Zementmosaikplatten in hübschen Zeichnungen und sorgfältiger Auswahl, und die Dampfziegelei von C. Bloem in M.-Glabach zeigt uns außer den Proben ihrer feuerfesten Steine, auch den angefangenen Bau eines Fabrikschornsteins, was recht instruktiv ist. Fußboden-Platten, Fliesen, Chamottesteine und Ähnliches finden wir noch von zwei anderen Firmen, von Fr. Pabst in St. Johann a. d. Saar und von Lambert, Servais und Co. in Ehrang bei Trier, und schließlich weisen wir noch auf das große Zementrohrstück von C. H. Böding in Abolstadt bei Saarbrücken hin, von welchem Rohr ein amtlich beglaubigtes Zeugnis ausagt, daß dasselbe 9 Jahre lang als Kanalrohr des dortigen Hospitals gedient hat. Jedenfalls die beste Garantie für die Güte und Dauerhaftigkeit des Materials. Und damit hätten wir auch dieser Halle ihr gebührendes Recht widerfahren lassen und können weiter gehen, wobei wir uns mehr und mehr dem Ende nähern.

Hätten wir nicht bereits in unserem letzten Bericht, bei Gelegenheit der Illumination, mit Anerkennung von der Wurst- und Schinkenbude und der damit verbundenen Restauration gesprochen, so würden wir es jetzt thun; indessen verhindert uns dieser Umstand nicht, dort eine kleine Stärkung zu nehmen und dann weiter zu gehen.

Den ganzen noch übrigen Teil der Breitseite des Gartens nimmt eine lange bedeckte Halle ein, in welcher eine große Anzahl von Eisenbahnwagen ausgestellt sind, denen sich einige Tramwaywagen anschließen. Es sind allerdings nicht die hoch-eleganten und mit raffiniertem Luxus konstruierten Waggon von v. d. Zypen und Charlier, die wir schon früher geschildert haben, und von denen man nicht recht weiß, ob die schönsten von ihnen nur Prunk- und Prachtstücke sein sollen, um den Geschmack und die Leistungsfähigkeit jener Firma recht glänzend zu zeigen, oder ob sie zum allgemeinen Dienst bestimmt sind. Hier sehen wir einfachere, aber trotzdem sehr schöne und bis in die kleinsten Details vortrefflich gebaute Waggon zum gewöhnlichen Betriebe, mit welchen die Fabrikanten, C. Weher u. Co. in Düsseldorf, den alten bewährten Ruf ihrer Firma aufs neue sehr rühmlich behaupten. Interessant erscheint uns namentlich darunter ein Kühlwagen für den Fleisch-Transport, dessen Doppelwände und Eisbehälter sehr sinnreich konstruiert sind. Auch J. Grodzens in Aachen hat zwei Güter-Transportwagen ausgestellt, die allgemeine Anerkennung finden. Ein Gleiches gilt von den drei Tramwaywagen (von Herbrand u. Co. in Ehrenfeld bei Köln) von denen der mittlere und größte, für 50 Personen wirklich den Titel eines Prachtexemplars verdient. Leider ist er für Berlin bestimmt; wir behielten ihn sonst gern hier, um mit einem Duzend von ihnen den Ausstellungsdienst zu versehen, wobei wir gewiß nicht zu befürchten hätten, daß sie trotz ihrer Größe unbesezt bleiben würden.

In der Mitte dieser Halle ist ein weites offenes Thor, von dessen Schwelle man den großen Binnenhof überschaut, der hinter der Maschinengalerie des Ausstellungsgebäudes liegt und wo sich die zwei hohen Schornsteine mit den Kesselhäusern und den treibenden Dampfmaschinen befinden. Dort wird die bewegende Kraft für die meisten der im Innern arbeitenden Maschinen erzeugt. „Hier nähren früh und spät den Brand die Knechte mit geschäft'ger Hand“ . . . und an heißen Tagen mag dort mancher Schweißtropfen vergossen werden. Gottlob ist Mandel (die Baderborner Bierhalle) in der Nähe, und wenn je ein frischer Trunk berechtigt ist, so muß es hier sein.

Die Kesselhäuser stehen unter hohen Dächern von verzinktem

Eisenblech aus der Fabrik von L. F. Buderus u. Co. in Neuwied, die auch noch in einem besonderen Pavillon, mit gleicher galvanisierter Blechbedachung, eine Menge von Wirtschaftsgeräten und sonstigen Gegenständen aus demselben Metall ausgestellt haben.

Durch den ganzen Hof ziehen sich nach allen Richtungen hin doppelte und dreifache Schienengeleise, denn hier, wie auch vor der südlichen Langhalle, kamen vor Eröffnung der Ausstellung von den verschiedenen Bahnhöfen die unzähligen Kisten und Frachtgüter an, unter ihnen die viele hundert Zentner schweren Maschinenteile und die übrigen kolossalen Eisenmassen, die dann in das Innere des Gebäudes geschafft wurden. Auch eine Riesenarbeit, von welcher wohl die Meisten, die jetzt die fertige Ausstellung in gemüthlicher Ruhe durchwandern, keine Ahnung haben. Nennen wir noch kurz das Hervorragendste in diesem Hofe, der speziell von Technikern, Maschinenbauern und Fachleuten viel besucht wird, für die allerdings unsere kleinen Notizen nicht bestimmt sind. Wir wollen damit nur dem Laien, der bis in diese Gegend des Gartens kommt, (was übrigens von hundert Besuchern noch kaum einem passiert, und Damen gar nicht) etwas an die Hand gehen.

In dem ersten Raume, unter dem offenen Schuppen links, ist ein sogen. „kombinierter Röhrendampfkessel“ zu sehen, eine noch neue Konstruktion von Prégardien in Deuz, die, wie uns wenigstens der anwesende Vertreter der Firma versicherte, eine große Zukunft hat. Wir wollen es ihm gern glauben, obwohl wir, unter uns gesagt, nicht viel davon verstehen.

Au derselben Seite in der Mitte und an einem großen Schilde kenntlich, paradiert ein gewaltiger Fluss-Dampfschiffessel von C. Berninghaus in Duisburg, den gewiß viele mit Interesse betrachten werden, und zwar deswegen, weil sie jedenfalls schon oft eine Rheinfahrt auf einem unserer Salon-Dampfer gemacht und doch vielleicht noch nie einen solchen Kessel gesehen haben, obwohl sie ihn während der Fahrt, aber tief im Schiffsraum versteckt, unter ihren Füßen hatten. Von derselben Firma ist auch der einer der beiden Dampfkessel für den bereits oben erwähnten Betrieb der im Ausstellungsgebäude arbeitenden Maschinen.

Unter einem hohen gewölbten Dache von verzinktem Eisenblech zeigt uns J. Hilgers in Rheinbrohl eine Menge Gegenstände aus dem gleichen Material; die wichtigsten, oder doch jedenfalls für uns die interessantesten, sind die verzinkten eisernen Pontons für Armeen im Kriege, deren Tüchtigkeit sogar durch beigefügte Atteste der preussischen und bairischen Militärbehörden beglaubigt wird. Dieselbe Firma hat auch die landwirthschaftliche Ausstellung (Gruppe I) mit einer Anzahl von Maschinen und Geräten aus verzinktem Eisenblech beschickt, was wir hier nachträglich bemerken, da wir es in unserem damaligen Berichte übersehen haben. So gern man auch möchte, man kann unmöglich alle Aussteller nennen, und muß selbst von den bedeutenderen immer welche überschlagen.

So wäre auch in diesem Hofe noch vieles zu besehen und zu besprechen: Dampfmaschinen und Werkzeugmaschinen, Kessel und Reservoirs, Säulen und Träger, Eisenplatten und gewellte Bleche, ja sogar Hundehäuser aus verzinktem Eisenblech, in denen der treue Phylax, der nächtliche Fabrikwächter, gegen Wind und Wetter geschützt ist . . . und noch hundert andere Dinge. Aber wir sagen mit dem Lateiner: sapienti sat, was in freier Uebersetzung soviel heißen will als: Genug für heute und das nächste Mal mehr.

Etwas vom Wetter.

Meteorologische Betrachtungen von B. Egermann.

„Was für Wetter werden wir haben?“ — Diese Frage können wir täglich hören; der Tourist, der Produktenbörsenspekulant, dem die Witterungsverhältnisse als Preiskraube dienen, Bauer und Gutsbesitzer, sie Alle möchten wissen, was für Wetter die nächsten Stunden und Tage bringen werden. Auch der Seemann, dieser freilich mit geklärtem Blick, schaut nach dem Himmel, ob sich dort nicht etwa „dunkle Punkte“ zeigen, aus denen Sturm und Unwetter hervorgehen könnten. Solche, die Biel vergessen und Wenig gelernt haben, erkundigen sich bei dem „hundertjährigen Kalender“ nach der Witterung des nächsten Tages und glauben fest und fest daran, daß es morgen regnen, donnern oder hell und sonnig sein wird, weil es da drinnen so gedruckt steht; ein Anderer ärgert sich über sein Barometer, dessn Stand auf „Schön Wetter“ zeigte, während da draußen ein hartnäckiger Regen seine Hoffnungen zu Wasser macht: Kurz, die Wetterfrage ist so zu sagen zur

Tagesfrage geworden, und — wie das Sprichwort lautet — der liebe Gott kann es Niemanden recht machen; der Veranlagungsreisende murrst über den Regen, der seine projektierte Lustpartie zu Wasser macht, vom Landmann aber seit Wochen ersehnt worden ist, und wenn dieser für seine hülfslos angefeuchteten Saaten wieder Sonnenschein wünscht, was Der oder Jener für seine Zwecke nach einer sanften Regenschauer seufzen. — Und so geht es weiter. —

Allein die Sache hat ihre sehr ernsthafte Seite; erwägen wir, was unter gewissen Witterungsverhältnissen für die große Mehrzahl der Menschen auf dem Spiele steht, so gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß die Landwirtschaft im weitesten Sinne des Wortes, und die Schifffahrt, beide wegen ihrer unendfältigen Beziehungen zum materiellen Wohl der Menschheit, zu Handel und Verkehr, ein sehr reelles Interesse an der Gestaltung der Witterungsverhältnisse haben, daß ihre Frage: „Was werden wir für Wetter bekommen?“ wirklich Sinn und Berechtigung hat. Stehen doch die Interessen der produktiven Thätigkeit der Menschheit höher, als die egoistischen Wünsche Einzelner! — Werden Vergnügungsobjekte oder habgierige Börsenspekulationen vom Wetter durchkreuzt, so schadet das nicht. Wohl aber schadet es, wenn die Früchte segensreicher Thätigkeit durch unerwartete Elementarereignisse vernichtet werden, unter Stürmen Schiffe mit Menschen und Gütern zu Grunde gehen!

Zwar vermag der Mensch nicht anzuhalten, was da oben am Himmel sich entwickelt, denn gewaltig ist der Elemente Macht, aber er kann sich einigermaßen schützen, soweit es in seiner Macht liegt, einestheils durch Verhinderung seines Eigentums und der Produkte seiner Thätigkeit gegen die Schäden elementarer Ereignisse, anderenteils an der Hand der forschenden Wissenschaft, indem er das, was sie lehrt, als Richtschnur für gewisse Vorrichtungen und Unternehmungen benützt. So z. B. wird der Landmann die Heuernte verschieben, wenn er weiß, daß Regenwetter eintritt, wird der Schiffer den Hafen nicht verlassen, wenn die Zeichen des himmlischen Sturms verkünden.

Die Wichtigkeit der Witterungskunde ist schon im Altertum erkannt worden und man darf sagen, daß das Streben nach Erforschung der Witterungsverhältnisse die ersten Anfänge der Physik bildet, da die Witterungsveränderungen die Menschen zu Nachdenken über die Ursachen anforderten, und dieses zwar nicht direkt zum Ziele, wohl aber zur Auffindung physikalischer Gesetze führte. Es erinnert uns das an die Geschichte mancher Erfindungen und Entdeckungen; die Erfindung des Schießpulvers war nicht Ziel, sondern ein unerwartetes Produkt chemischer Experimente; der, der eigentlich Gold fabrizieren wollte, gewann Porzellan, das allerdings eine Goldquelle wurde; die Seefahrer der Portugiesen und Spanier fanden anstatt des Seeweges nach Ostindien, den viel wichtigeren nach Westindien und entdeckten Amerika.

Die unablässig auf die Witterungskunde gerichtet gewesene Geistesthätigkeit der Menschen hat, begünstigt durch vorarbeitende große Errungenschaften im Gebiete der Physik überhaupt in neuerer Zeit solche Erfolge errungen, daß die Witterungskunde heutzutage zu einer selbständigen, höchst wichtigen Wissenschaft unter dem Namen Meteorologie geworden ist, deren praktische Resultate schon jetzt der Menschheit vielfältig zum Segen reichen. Wir erinnern nur an die erfolgreiche Thätigkeit zahlreicher „Wetterstationen“, von denen wir wünschen, daß deren noch recht viele in angemessenen Zwischenräumen errichtet werden mögen, damit sich ein vollständiges Stationsnetz bilde.

Trotz der eminenten Fortschritte der Meteorologie sind aber doch manche Punkte dunkel und unauflöslich geblieben, was seinen Grund darin hat, daß wir hinsichtlich verschiedener Erscheinungen noch auf bloße Beobachtungen beschränkt sind. Wollen wir die Gesetze dieser Erscheinungen kennen lernen, so müssen wir zunächst eine lange Reihe von Beobachtungen anstellen und aus ihnen die allgemeinen Resultate herleiten. Erst wenn diese feststehen, wird es möglich, einzelne Abweichungen und ihre Gründe zu erforschen.

Bei allen Untersuchungen über die Gesetze für meteorologische Vorgänge müssen die sorgfältigen Beobachtungen eines Ortes unter einander mehrfach zusammengestellt und verglichen und bloße Zufälligkeiten ausgeschlossen werden. Die Erklärung der letzteren ist sehr schwierig. Man wird wohl schon die Erfahrung gemacht haben, daß einzelne Erscheinungen mit dem betreffenden allgemeinen Gesetze in direktem Widerspruch stehen. Da nun der Glaube ausgeschlossen sein muß, die Natur habe Launen, wie sie die Menschen zum Schaden für sich und ihre Mitmenschen äußern,

so muß man die Einwirkung anderer Kräfte, die sich der Beobachtung entzogen haben, annehmen. Dies gilt z. B. von den Abweichungen, wie sie sich bei Barometerbeobachtungen zeigen. Wir wissen, daß mit dem (durch das Barometer angezeigten) Steigen des Luftdruckes ein verhältnismäßiges (durch das Thermometer angezeigtes) Sinken der Temperatur Hand in Hand geht, umgekehrt beim Steigen der Temperatur auf eine Verminderung des Luftdruckes gerechnet werden kann. Sehr oft jedoch bemerken wir Ausnahmen von diesem Gesetz, indem Luftdruck und Temperatur gleichzeitig steigen oder sinken.

Trotz aller Sorgfalt wird aber der einzelne Beobachter außer Stande sein, solche Abweichungen zu erklären; die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten würden sich auch dann nicht mindern, wenn er das Glück hätte, Mitteilungen über die bezüglichen Beobachtungen vieler Punkte Europas vor sich zu haben. Zur richtigen Beurteilung einer von dem Gesetze abweichenden Naturscheinung, die ja niemals isoliert dasteht, sondern stets mit den gleichzeitigen meteorologischen Vorgängen auf der ganzen Erde zusammenhängt, gehört vielmehr die Kenntnis von den gleichzeitigen meteorologischen Beobachtungen auf beiden Halbkugeln unseres Planeten. Leider ist solche umfassende Kenntnis noch nicht möglich, weil noch nicht überall Beobachtungsstationen vorhanden sind.

Das Interesse der meteorologischen Wissenschaft und die Rücksicht auf ihre praktischen Zwecke verlangen daher die Vermehrung und die gleichmäßige Verteilung der Beobachtungsstationen über die ganze Erde. Dafür zu sorgen ist Sache der Regierungen und naturwissenschaftlichen Gesellschaften.

Der Urgrund aller atmosphärischen Erscheinungen und Veränderungen ist in der

Wärme

zu suchen, die überhaupt in der ganzen Natur die erste Rolle spielt. Ohne Wärme ist kein organisches Leben möglich, unsere Erde selbst würde ein toter Körper sein. Wer seine Schulkenntnisse noch nicht ganz verschwinden hat, wird wissen, daß in der Wärme sich alle Körper ausdehnen. Da nun auch die atmosphärische Luft ein Körper, und zwar ein sehr elastischer ist, so bewirkt die Wärmeentwicklung auf und über der Erdoberfläche, daß die Luft sich ausdehnt und in Folge dessen bei ihrer Dichtigkeit und Elastizität dabei in Bewegung gerät. Eine solche Bewegung der Luft empfinden wir als Wind; dieser führt die unter dem Einfluß der Wärme aus Land und Gewässern aufsteigenden Wasserdämpfe, nachdem dieselben sich zu Wolken verdichtet haben, weiter und bringt entweder anderen Gegenden Regen, oder veranlaßt, daß unter gewissen Verhältnissen sich jene Wasserdämpfe auflösen, wodurch dann heiteres Wetter entsteht. Alles das ist somit die Wirkung der Wärme, die man daher mit Fug und Recht als Bestimmungsgrund der Witterung bezeichnen kann.

Obgleich das Innere des Erbkörpers sich noch in feuerflüssigem Zustande befindet, also in einer Glühhitze, die alle von menschlichen Einrichtungen künstlich erzeugten Hitzegrade bei Weitem übersteigt, so übert diese Hitze dennoch keinen Einfluß auf die Luftwärme, das Klima. Wäre ein solcher Einfluß vorhanden, so müßte auf allen Punkten der Erde ein gleicher Wärmegrad herrschen. Der feuerflüssige Zustand des Erdinnern ruft ganz andere Erscheinungen hervor, deren Beschreibung nicht hierher gehört; auf die Atmosphäre kann er deshalb nicht wirken, weil die Erbrinde aus schlechten Wärmeleitern besteht, die jede Wärmeausströmung verhindern.

Die atmosphärischen Wärmeverhältnisse, ihre Verschiedenartigkeit und ihr Wechsel hängen vielmehr ausschließlich von der Sonne ab. Diese ist die Wärmequelle für uns, und was speziell das Klima, den Wechsel der Jahreszeiten betrifft, so ist hiefür außer der Neigung der Erdoberfläche noch der während des Umlaufs wechselnde Stand der Erde zur Sonne entscheidend.

Aber auch die Letztere selbst erleidet in den sogenannten Sonnenflecken Veränderungen, die nach den scharfsinnigen Beobachtungen einiger Astronomen bedeutenden Einfluß auf die atmosphärischen Zustände äußern. Es steht bereits ziemlich fest, daß wir in unseren Breiten schlechte, d. h. kalte und regnerische Sommer haben, wenn die Sonne nur wenige oder keine Flecken zeigt, dagegen gute Sommer, wenn diese Flecken sich mehren. Diese Fleckenerscheinungen kommen und verschwinden in so unregelmäßigen Perioden, daß sie nicht wohl mit der doch jedenfalls regelmäßigen Rotation des Sonnenkörpers in Zusammenhang gebracht, sondern eher als die Ergebnisse gewaltiger Revolutionen auf demselben betrachtet wer-

den dürfen. Wenn das Erscheinen und Verschwinden der Sonnenflecken von der Rotation abhängt, so müßte angenommen werden, daß die eine Hälfte der Sonnenkugel fast fleckenfrei sei, was nicht denkbar ist.

Die vorhin erwähnten astronomischen Auffassungen lassen sich nun folgendermaßen erklären. Ist die Oberfläche der Sonnenkugel ganz oder wenigstens ziemlich frei von Flecken, dann strahlt sie natürlich ihre Glut mit voller Kraft aus. In Folge der hierdurch bedeutend erhöhten Wärme-Entwicklung steigen aus dem Indischen Ozean und dem Südchinesischen Meere ungeheure Mengen von Wasserdämpfen mit den erhitzten Luftschichten in die Höhe, fließen mit den oberen Luftströmen nordwestwärts ab und schlagen sich in unseren kälteren Breiten in anhaltenden kalten Regenzüssen nieder. Während wir das Uebermaß solcher Niederschläge beklagen müssen, leiden Indien, China und Persien an ausdörender Trockenheit, welche die Erntehoffnungen vernichtet und schließlich Hungernot mit allen ihren entsetzlichen Folgen erzeugt.

Die Sonnenflecken-Periode dagegen verhindert das Entstehen derartiger Gegensätze auf den beiden Erdhälften, so daß wir die eigentümliche Erscheinung, über deren Entstehung und Natur die Gelehrten sich streiten, als einen wohlthätigen Witterungs-Regulator begrüßen müssen. (Fortf. folgt.)

* Franzosenleichen im Brunnen. Dem „Wiener Fremdenblatt“ wird aus Langenlois berichtet: In dem großen Pfarrhofgarten zu Weinburg befand sich ein alter verschütteter Brunnen, der einst mit Zieh-Eimern eingerichtet war; ungefähr 2 Klafter davon entfernt steht ein Brunnen neuerer Konstruktion mit Röhrenleitung, welcher bisher das nötige Wasser lieferte. In jüngster Zeit wurde derselbe nicht nur schadhast, sondern zeigte sich auch nicht mehr hinreichend ergiebig, so daß der jetzige Pfarrer sich entschloß, den alten, verschüttet gewesenen Brunnen wieder in Stand setzen zu lassen. Vorige Woche begann die Ausgrabung, und da einige alte Dorfbewohner und deren lebende Nachkommenschaft erzählten, daß in dem verschütteten Brunnen zwei im Jahre 1809 hineingeworfenen Franzosen liegen sollen, so war man allerseits sehr gespannt darauf, ob sich diese schon die Form einer Legende annehmende Erzählung bewahrt habe oder nicht. Es waren nämlich, wie die Sage dort ging, zur Zeit, als die Franzosen im Jahre 1809 jene Gegend überschwemmten, zwei französische Soldaten ins Dorf gekommen, ließen sich zum Pfarrer führen und verlangten von ihm Geld. Als der Pfarrer ihnen erklärte, daß er selbst kein Geld habe, schlugen und marterten sie ihn auf alle mögliche Weise. Sie zerrten ihn in den Garten hinaus, banden ihn an einen Baum, brannten ihn mit brennenden Holzstücken, nur um ihn zur Herausgabe der, wie sie meinten, von ihm versteckten Kirchenschatze und Gelder zu zwingen. Auf das jammervolle Geschrei des gepeinigten Pfarrers kamen einige beherzte Männer des Dorfes mit Heugabeln, Zaunpfählen und Senfensticken bewaffnet, dem Pfarrer zu Hilfe, überwältigten nach kurzem Kampfe die Franzosen, entwaffneten dieselben und machten in ihrer gerechten Wut mit den fremden Eindringlingen und frechen Räubern kurzen Prozeß, indem sie dieselben in den nahen Brunnen des Pfarrhofgartens warfen. Während dieser Vorgänge im Pfarrhause kam aber eine größere Schaar französischer Soldaten gegen die Kirche und den daneben gelegenen Pfarrhof heran und hätten diese ihre um Hilfe rufenden Kameraden noch retten können, wenn sie nicht vorher in die Kirche eingebrungen wären und sich dort eingehend mit der Nachsuchung beschäftigt hätten, ob nicht etwa leicht transportable, brauchbare Gegenstände zum Mitnehmen vorhanden seien. Als ihre Forschungen beendet waren, unterhielten sie sich mit Versuchen im Orchesterspiel und hörten nicht die Hilferufe der lebenden Kameraden. Die Ketten des Pfarrers wußten jedoch in ihrer Angst um die eigene Haut nicht anders zu helfen, als daß sie einen schweren Wurzelstock eines vor einigen Tagen gefällten Binderbaumes zum Brunnen schlepten und auf die beiden Franzosen hinabwarfen, worauf sie sodann den Brunnen in Eile so gut es eben ging, verschütteten und mit Zweigen, Gras und dergleichen verdeckten. Diese ganze Erzählung klang nun den Meisten wie eine Märche aus der Sagenzeit. Alles war daher auf das Ergebnis der Ausgrabungen sehr gespannt. Als man nun beim Ansräumen des Brunnens auf ungefähr drei Klafter Tiefe kam, fand man den schon teilweise verfaulten Wurzelstock, nach dessen Hinwegräumung stießen die Arbeiter auf zwei kreuzweise übereinander liegende Gerippe. Diese waren gut erhalten und weisen auf zwei hohe kräftige Gestalten hin; ferner fanden sich zwei Messing-Täfelchen mit dem napoleonischen Kaiser-Adler, in jeder Ecke die Ziffer 4 eingepreßt. Auch die aus Messingschuppen bestehenden sogenannten Sturmbänder der damaligen ungeheuren Szaloz sind noch gut erhalten und gegliedert; weiter wurden zwei lederne Säbelscheiden, mehrere Nemen und eine weiße Steingutpfeife, Knöpfe und andere Metallgegenstände, Alles noch ziemlich gut erhalten, aus dem Brunnen herausgefördert. Von einem Säbel, Gewehr oder sonstiger Waffe fand sich keine Spur, ein Zeichen der Wahrheit für die Angabe, daß die Franzosen früher von den erbitterten Dorfbewohnern tatsächlich entwaffnet und die Waffen später verborgen wurden. Die Gebete der beiden Franzosen ließ der Pfarrer unter Gebet in geweihter Erde bestatten.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Gb. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
G. Beder & Co.

N 33.

Sonntag, den 15. August.

1880.

A.E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

XVI.

Eisen und Stahl in Gruppe III. — Metall- Industrie in Gruppe V.

Wir betreten wieder das nördliche Vestibül, wo der große Stolberg'sche Spiegel steht, um uns in die Querhalle zu begeben, welche hier die drei Längshallen durchschneidet. Bevor wir aber die Besichtigung des Sektors selbst vornehmen (und zwar Gruppe III: das Hüttenwesen), müssen wir einige Bemerkungen über die nächste Umgebung voranschicken.

Gleich hinter dem Vestibül führen zu beiden Seiten Treppen auf die obere offene Galerie; dort liegt rechts nach dem Garten hinaus das Beses- und links das Redaktionszimmer. Beide Räume sind recht gemüthlich mit Sofas, Fauteuils und langen Tischen eingerichtet, eine Aufmerksamkeit, für welche wir dem Vorstand unsern Dank sagen müssen. Im Beseszimmer hat man fast das Gute zu viel gethan, was wenigstens die Zahl der Zeitungen betrifft, von denen weit über 100 ausgelegt sind. Sie alle zu lesen, wäre eine Herkulesarbeit, und selbst dieser mythische Halbgott, der übrigens nicht lesen konnte, hätte sie wohl schwerlich fertig gebracht. Aber es ist doch angenehm, zu wissen, daß man dort jede nur einigermaßen bedeutende Zeitung und mehrere ausländische, finden kann, obwohl die Gelegenheit im Ganzen nur wenig benutzt wird. Doch das ist Sache des Publikums; das Etablissement selbst verdient, wie gesagt, alle Anerkennung. Dasselbe gilt von dem gegenüberliegenden Redaktionszimmer, das indes auch nicht allzuviel besucht wird, und doch bietet es mitten in dem großen Ausstellungsstrouble unter uns einen sehr bequemen und ruhigen Platz zur Korrespondenz und zu jeglicher schriftlichen Arbeit. Charakteristisch ist es, daß der erstere dieser beiden Räume über der altdeutschen Werkstatt und der zweite über der altdeutschen Weinneipe liegt: die meisten Besucher bleiben daher lieber unten und ziehen das Trinken dem Lesen und Schreiben vor. Wer aber zufällig hinaufkommt, der versäume nicht, einen Blick von der Galerie auf die verschiedenen Gruppen dieser Längshalle zu werfen, und zwar nach beiden Seiten hin. Die Perspektive, hier über die Equipagen und die Leder- und Papierausstellung, dort über die Chemikalien und die Nahrungs- und Genussmittel, ist überaus malerisch; alles stammert und schimmert und blüht, und die auf- und abwogende Menschenmasse in den Gängen bietet ein wirklich großartig bewegtes Bild.

Unten an der Treppe, die zum Beseszimmer hinaufführt, befindet sich der Friseur- und Barbiersalon von H. Vades in Düsseldorf, den wir schon deshalb nennen, weil der Besitzer in Gruppe XII eine Auswahl von Chignons und Perrücken ausgestellt hat, die von Kennern sehr gelobt werden. Dergleichen paßt allerdings schlecht in unseren heutigen Bericht, der von Eisen und Stahl handeln wird, aber in einer Gewerbeausstellung sind alle Geschäftszweige vertreten, und so mag denn auch jene Notiz hier eine Stelle finden. Ein gleiches Recht darf deshalb auch der Konditor Neuhaus (übrigens ein alter Bekannter)

beanspruchen, der an eben dieser Seite eine kleine Verkaufsstelle etabliert hat und der namentlich von den Damen nicht unbeachtet bleibt, die an heißen Tagen gern ein Glas Limonade zur Kühlung trinken.

Also Eisen und Stahl, sagten wir eben, erwarten uns in der nun folgenden Gruppe, und zwar sofort in sehr bedeutenden und oft kolossalen Repräsentanten, in hohen Portalen, in wandgroßen Platten, in langen „Trägern“ und in ragenden Säulen. Das ist das eigentliche Terrain für Eisenhüttenleute und für alle, die damit vertraut sind, und die sich, sei es als Kenner oder als Liebhaber, dafür interessieren, und in dieser Gruppe, und in den dazu gehörenden des Bergwerks- und Hüttenwesens, ist es auch, wo die hohe Bedeutung der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie in ihrem vollen Glanze zur Geltung kommt. Deshalb ist aber auch hier ein näheres Eingehen und oft sogar ein ernstes Studium unerlässlich, um den Wert der ausgestellten Gegenstände in seinem ganzen Umfange zu ermessen; alsdann aber wird man sich sofort überzeugen, daß die Behauptung, welche auf der letzten hier in Düsseldorf abgehaltenen Generalversammlung des Technischen Vereins für Eisenhüttenwesen von dem Sekretär des Vereins ausgesprochen wurde, vollkommen berechtigt ist, daß nämlich noch niemals in Deutschland auf einer früheren Ausstellung, gleichviel welcher, ein so vollständiges und zugleich so großartiges Bild von der Gesamtleistung der Eisenindustrie in Rheinland und Westfalen gegeben worden ist, wie auf der diesjährigen zu Düsseldorf.

Wir können hier auf unseren Rundgängen, wo noch so viel, so sehr viel anderes zu besprechen ist, nur ganz kurz verfahren und nur auf das Hervorragendste hinweisen. So gleich am Eingang auf das große Portal der Aktiengesellschaft Phoenix in Saar bei Auhort, das ganz aus den Produkten des Hüttenwerkes zusammengesetzt ist. In einer Seitenkoje links steht ein großer Glaszirkel mit Erzproben, und Karten und Pläne vervollständigen das großartige Bild. Ein kolossaler Schächtring erregt gleichfalls die Bewunderung der Besucher.

In der gegenüberliegenden Koje zur Rechten hat der Aachener Hütten-Verein „Rote Erde“ seine faconirten Eisen ausgestellt, eine äußerst sorgfältig und geschmackvoll arrangierte Sammlung.

In der Mitte der Halle befindet sich ein imposanter pyramidenartiger Aufbau von gewellten Feuerröhren für Dampfkessel aus der Fabrik von Schulz, Knaut u. Co. in Essen. Speziell bemerkenswert ist das Einfassungsgeländer aus gewalztem und geschmiebetem Eisen, wo die eisernen Klappen der Ständer ganz so aussehen, als wenn sie aus Leder gefertigt wären.

Die Aktiengesellschaft für Eisen-Industrie zu Styrum, Oberhausen, zeigt uns in der Koje links eine Menge Bruch-, Biege- und Zerreißproben, und in der darauf folgenden Koje, die zugleich die Ecke mit der großen Längshalle bildet, hat die „Union“ zu Dortmund, gleichfalls eine Aktiengesellschaft für Bergbau, Eisen- und Stahl-Industrie, ihr Bureau etabliert, während die großartige Ausstellung selbst sich in der Mittel-

halle befindet. Auch hier sind die Wände mit photographischen Ansichten der verschiedenen Fabrikgebäude und Pläne bedeckt, und besonders interessant erscheinen uns auf einer Konsole in der Ecke die kleinen Gegenstände aus geschmiedetem Eisen, von denen viele so zierlich gearbeitet sind, als wenn sie aus Kartonspapier gefertigt wären. In der Ecke auf der anderen Seite hat die Gesellschaft für Blei- und Zinkfabrikation zu Stolberg bei Aachen sehr hübsche Produkte zusammengestellt. Schon die massive Balustrade, welche den Raum abschließt, macht einen vortrefflichen Eindruck, und in der Ecke selbst sehen wir Wetterfahnen und allerlei Ornamente in Zink von vorzüglicher Arbeit. Nicht minder interessant sind die Bleibarren und verschiedenen Blei- und Zinkerze, und auf einem besonderen Tischchen das Modell der Grube Bastenberg.

Indem wir jetzt die mittlere Längshalle durchschreiten, kommen wir zu der bedeutendsten Ausstellung dieser Gruppe, zu derjenigen der Gutehoffnungshütte in Oberhausen. Sie nimmt auf einer erhöhten Estrade das ganze große Viereck ein, und wenn man Alles, was dort zu sehen ist, näher beschreiben wollte, so könnte man leicht eine kleine Broschüre daraus machen. Nach Krupp beschäftigt dieser Aktien-Verein die größte Anzahl von Arbeitern, über 6000 (die Gesellschaft „Union“ steht im Katalog mit 6000, und der „Phönix“ mit 5000 Arbeitern verzeichnet) und das Absatzgebiet der Gutehoffnungshütte erstreckt sich so ziemlich über alle Teile der Erde. Zwei Gegenstände frappieren hier besonders den Laien: ein kolossaler Anker, 8000 Kilo schwer für die deutsche Panzerkorvette „Stein“ und eine Kurbelachse für große Seedampfer, „um die uns die Engländer beneiden“, wie ich von einem Herrn in der Nähe hörte. Auch eine Ankerfette mit mehr als Zoll dicken Gliedern fiel uns sofort in die Augen; man sollte glauben, daß keine Macht und Gewalt auf Erden eine solche Kette zerreißen könnte, und doch legt man uns als „Zerreißprobe“ ein zerrissenes Glied vor, freilich bei einer Kräfteanwendung von über 100,000 Kilo! Nicht weniger interessant ist das hübsch ausgeführte Modell eines „Waggonklippers“, durch den die Kohlen und Erze aus den Eisenbahnwagen in die Schiffe verladen werden und wo das Eigengewicht der Ladung als bewegende Kraft dient. Man kann mit dieser Vorrichtung 20 große Waggon in einer Stunde entleeren. In Gruppe IV., wo die eigentlichen Maschinen ausgestellt sind, befindet sich eine sogen. Zwillingdampfmaschine derselben Gesellschaft; es ist die größte von allen ausgestellten, mit einem Nennschleiben-Schwungrad von über 13 Fuß Durchmesser und einer Kraft von 100 Pferden. Ebenfalls liegt auch eine Doppelturbelachse für einen Dampfer, von mehr als 20,000 Pfund Gewicht.

Wir gehen weiter und zwar zu einem neuen kolossalen und dabei recht geschmackvoll komponierten Rohraufbau des Düffeldorfer Eisenwalzwerkes zu Oberbilk, und von da in die linke Ecke, die wieder eine Ecke bildet zu den Proben von entphosphorisiertem Eisen des Hrdor Bergwerks- und Hüttenvereins, alles Gegenstände von hohem Interesse für Fachleute und Kenner. Verständlicher für uns Laien sind schon (in der rechten Ecke) die großen Kanalisationsröhren und speziell der Durchschnitt des Hauptrohrstranges der neuen Gasanstalt in Köln aus der Friedrich-Wilhelms-Hütte in Mülheim a. d. Ruhr. Das Rohr hat einen Durchmesser von 120 cm. Die Zeichnungen und Abbildungen an den Wänden erläutern auch hier die einzelnen Konstruktionen.

Au derselben Seite folgt jetzt eine große und helle Ecke mit Kupferfabrikaten aller Art von F. A. Hesse Söhne in Heberheim, einer rühmlich bekannten, schon beinahe 50 Jahre bestehenden Firma. In der Mitte liegt ein ungeheurer kupferner Kessel von ungefähr 12 Fuß Durchmesser, von großen und kleinen Kupferblöcken umgeben, und an der Wand lehnt eine starke Kupferplatte von nicht minder riesiger Dimension.

In der Querhalle selbst folgen jetzt Drahtgewebe und Flechtwerke aus Eisen und Messing von C. S. Schmidt in Niederlahnstein und Drahtseile von H. Kleinholtz in Oberhausen. Die letzteren sind in der Ecke links noch großartiger vertreten und zwar durch die Drahtseilfabrik von C. L. Neufeld in Dortmund. Die Taue und Seile, von denen manche so dick sind, daß man sie mit zwei Händen nicht umspannen kann, sind so sorgfältig und zierlich geflochten, wie die feinsten Hanfseile, denn der stärkste Metalldraht wird in der arbeitenden Maschine zu einem schmiegsamen Seidenfaden. Diese Seile bilden zudem den Uebergang zu leichteren und eleganten Metallgegenständen, denn die schweren Eisen- und Stahlmassen liegen jetzt hinter uns; freilich werden wir ihnen noch einmal in der großen Maschinengalerie begegnen.

Da ist es zunächst ein hübscher und zugleich stattlicher Aufbau von glänzendem Messingblech mit goldblitzenden Säulen und blanker Kruppel aus der Fabrik von W. Prym in Stolberg bei Aachen, und daneben eine nicht minder geschmackvolle Ausstellung von Drahtstiften und Nägeln der Düffeldorfer Eisen- und Draht-Industrie in Oberbilk. Von da kommen wir zu den Messern und Scheeren und den sonstigen damit verwandten Dingen aus Stahlfabrik von F. A. Hendels in Solingen. Die Stadt Solingen ist das deutsche Sheffield, und die noch heute im Orient verkauften „ächten“ Damaszenerklingen sind fast sämtlich Solinger Fabrikat. Man kann sich also leicht denken, wie großartig eine Ausstellung wie die der genannten Firma ausfallen muß, wenn dieselbe die besten Proben von allen ihren Fabrikaten bringt. Und das ist hier in der umfassendsten Weise geschehen. In der offenen Ecke zur Linken ist außerdem ein Detailverkauf des Hauses etabliert, der begreiflich einen sehr bedeutenden Zuspruch hat.

Etwas ganz Apartes sind die Mäntelungen von A. Wolbe in Solingen, die gewiß keiner von den vielen tausend Besuchern unbeachtet läßt. Die mittlere gegen acht Fuß hohe Mäntelung soll sogar von dem schottischen Riesen Murph stammen, in welcher sich dieser Goliat während der 60er Jahre in Paris produzierte und wo auch wir ihn, wie wir uns recht gut erinnern, oft gesehen haben. Seine Mäntelungen sind natürlich nur Schaustücke; die eigentliche Spezialität der Firma bilden Helme, Kräfte und sonstige Militäreffekten.

Vis-à-vis steht ein eleganter, reich verzierter und ganz aus Zink erbauter Pavillon von W. Grillo in Oberhausen und daneben sehen wir in gleichfalls sehr geschmackvoller Anordnung die Produkte der Holzschraubenfabrik von Gerdes u. Co. in Schwelm in Westfalen. Eine große Wase bildet hier das Hauptschaustück, und zwar die darin enthaltenen Blumen und Blätter, namentlich Farrenkräuter, die so überaus künstlich aus großen und kleinen Schrauben zusammengefügt sind, daß sie die Natur auf das täuschendste nachahmen.

Die Brettseite dieser Querhalle wird hier fast ganz von den Britannia- und Lenkonte-Waren aus der Fabrik von F. B. Kahser Sohn in Esfeld eingenommen. Diese Ausstellung ist großartig und geschmackvoll, namentlich der ans vielen Teilen bestehende vergoldete Tafelaufsatz in dem mittleren Glaskorridor. Eine Spezialität des Hauses sind noch die Schalen und Tischplatten in Corviniello (eine neue Erfindung des Obersten v. Corvin), wo die Metallfläche auf gelblichem Wege mit Einlagen von Perlmutter, Schildpatt u. s. w. versehen wird. Die dadurch entstehenden Blumen, Vögel, Blätter und Arabesken sind wirklich wunderhübsch und finden hauptsächlich bei der Damenwelt ungeteilten Beifall. Diese Erfindung scheint eine große Zukunft zu haben. Die Firma hat auch an Ort und Stelle einen Detailverkauf eingerichtet von allerlei niedlichen kleinen Gegenständen; der am meisten begehrte ist freilich der am wenigsten niedliche, denn es ist ein goldenes oder silbernes Schweinchen, das seit einiger Zeit Mode geworden ist und an der Uhrkette getragen wird. Es soll Glück bringen und ist also vermutlich burschikosen Ursprungs, und zwar aus Berlin, wie man uns versicherte. Die Reichshauptstadt hätte uns wohl mit einer hübscheren Idee beglücken können, aber das Ding ist, wie gesagt, Mode geworden und das genügt, um ihm trotz Geschmack und Nüchternheit sofort allgemeinen Anklang zu verschaffen.*) Auch auf Briefbogen figuriert seit einiger Zeit das Schweinchen und man denke sich ein Willet-dour mit einer solchen Biquette, denn gerade das schöne Geschlecht soll sich des Symbols mit Vorliebe bedienen. Das beste Geschäft macht aber dabei unstreitig der Verkäufer.

Mittlerweile sind wir an das Ende der Querhalle gekommen und befinden uns nun in der südlichen Längshalle, deren Außenwand an die Düffelthalerstraße stößt. Zur Linken, nach der Maschinengalerie hinauf, entwickelt sich nun ein weiteres und sehr reiches Bild der Metallindustrie, wo es noch viel Schönes und Interessantes zu sehen und zu beschreiben gibt. Das wird unser Thema für unseren nächsten Bericht sein. Wir wollen hier nur zum Schluß noch auf einige Gegenstände rechts aufmerksam machen, die mit zu dieser Gruppe gehören und dieselbe von der XVIII. Gruppe, dem Bau- und Ingenieurwesen, trennen.

*) Ein Freund versichert mir soeben, wo ich die Revision dieses Artikels lese, das Schweinchen habe nicht in Berlin, sondern in Wien das Licht der Welt erblickt, was ich hier, um gerecht zu sein, nicht verschweigen will; da aber der Freund selbst ein Berliner ist, so wäre vielleicht ein leiser Zweifel an der Wahrheit dieser Versicherung erlaubt.

Da sind es zunächst die prächtigen Kronleuchter, Wandlamben, Hängelampen und ähnliche Beleuchtungsapparate von H. D. Sichelberg u. Co. in Iserlohn, die uns in der linken Ecke entgegenblitzen, und die wohl einen Vergleich mit den schönsten und elegantesten Pariser Arbeiten der Art aushalten können. Sehr schön wird man die einzelnen für die Christuskrone in Bochum angefertigten Sachen finden: Leuchter, Kerzenträger, Evangelienpult u. s. w., die nicht allein sehr gut gearbeitet, sondern auch in einem reinen und würdigen Stil gehalten sind. Gleiche Anerkennung verdienen die Kronleuchter von Kissing u. Müllmann in Iserlohn, die sich in ihrem offenen, eleganten Pavillon brillant ausnehmen und dem ganzen Sektor zur Zierde gereichen. In der Ecke auf der anderen Seite blüht es gleichfalls von spiegelblanken Messingwaren, speziell von Wasserkesseln und dergleichen Gefäßen; sie stammen aus der Fabrik von H. u. G. Schmöle in Mendeb bei Iserlohn, einer renommierten Firma für Druck- und Gußwaren aus Messing, Tombak und Neussilber.

In der Ecke daneben hängt der große Kronleuchter aus der Fabrik von F. H. Schmidt Söhne in Iserlohn, der längst wegen seiner wirklich kolossalen Dimensionen eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, denn jeder will ihn sehen und bewundern. Er ist auch sehr schön gearbeitet, aber so groß, daß man fast auf den Gedanken kommt, man müsse erst einen besonderen Saal für ihn bauen.

Die Firma Dröckelmann, Jaeger u. Co. in Neheim hat eine große Anzahl von Petroleumlampen ausgestellt, unter denen wir manches hübsche und geschmackvolle Exemplar bemerkt haben. Wichtig ist der Petroleumbrenner dieses Hauses, der wegen seiner praktischen Konstruktion und der dadurch verbürgten Sicherheit eine ganz besondere Empfehlung verdient. Noch einmal begegnen wir einem Fabrikanten aus Solingen: G. d. Wüsthof, der recht hübsche Stahlwaren ausgestellt hat. Eine Spezialität dieser Firma ist ein neues Messer zum Kartoffelschälen, allerdings ein sehr profaisches Instrument, das aber bei den Hausfrauen großen Beifall findet, weil es sich (denn es schält papierdünn) schon nach 14tägigem Gebrauche bezahlt macht. Drahtstifte und namentlich Schuhnägel sind übrigens wohl noch profaischer, als jenes Messer, und doch gibt es zwei große Fabriken in Gerresheim bei Düsseldorf, die eine von Jgn. Dreher und die andere von D. Kühne und Sohn, die Hunderte von Menschen beschäftigen, wobei die erstgenannte noch mit nennlicher Dampfkraft arbeitet. Beide Firmen haben eine reiche Auswahl ihrer Produkte eingeschickt. Zitteren wir nun noch die Zinn- und Britannienwaren von Della Bedova u. Co. in Bochum, die, trotz der großen Konkurrenz auf diesem Gebiete, manches hübsche Muster vorlegen, und Götter u. Dämonen in Iserlohn, deren Tafel- und Kabinetleuchter alle Beachtung verdienen, so können wir (denn diese Firmen bilden hier den Abschluß der Gruppe) für heute getrost unser blaues Notizbuch zuklappen und uns und dem Leser eine kleine Ruhepause gönnen.

Deutsches BADELEBEN vor 300 Jahren.

Wieder einmal befinden wir uns in der Jahreszeit, wo Jeder, sofern er es nur irgend vermag, dem Staub und Lärm der großen Städte entflieht und sich hinaus aufs Land, in die Berge und Wälder begibt. Das Treiben in den letzteren war wie in der Gegenwart auch schon vor Jahrhunderten reich an Auffallendem und Charakteristischem. Unter den deutschen Wäldern, deren Heilquellen nicht nur für die Kranken, sondern auch für die Genesenden ein Sammelpunkt geworden, ist Baden-Baden eines der ältesten. Interessant ist die Schilderung, welche der Doktor der Medizin, Pantaleon, Rektor der hohen Schule zu Basel, von dem Leben und Treiben in Baden im Jahre 1580 gibt. Er erzählt, wie wir der „Berl. Ztg.“ entnehmen, Folgendes: An dem St. Bernabab kommen oft der armen Leute, besonders im Mai, etliche Hundert zusammen. Sie müssen aber vorher nach einer Herberge umlügen, damit sie ihr Heimwesen haben und nicht auf der Gasse liegen. Die Armen werden durch frommer Leute Almosen täglich erhalten. Sie setzen ihre Schüsseln auf die Mauer um das Bad, und bleiben darin sitzen. Dann legt man Geld, Brot, Suppe, Fleisch oder Anderes in die Schüsseln und Niemand weiß, wem diese zugehörig sind. Werden vielleicht große Mengen zugebracht, so teilt der Wächter, der sein Häuslein an dem Bade hat, die Gaben ordentlich aus und ermahnt die Armen, zu beten und sich dankbar zu erzeigen. Danach geht ein Jeder hinaus und nimmt, was in seiner Schüssel ist. Wenn die Armen etwas gegen Zucht und Ordnung begehen, werden sie

von dem Wächter gestraft und in das Laubenhäuslein gesetzt das unten beim Hause „zum Schlüssel“ steht. Wenn ihr Badefahrt nach einem Monat beendet ist, mahnet der Wächter sie ab und heftet sie je nach Beschaffenheit ihrer Krankheit wegziehen, damit andere Leute Platz erhalten. Sie müssen ihm auch bei schwerer Strafe gehorchen.

In dem Stadthof, einer großen lustigen Herberge mit viel schönen Stuben, Sälen und zwei großen Küchen, sind acht Wälder, unter denen fünf gemeinsam sind, die übrigen drei aber gewissen Personen gegen bestimmtes Geld für jede Woche mit den dazu gehörigen Gemächern verlehnen werden. Das erste ist das Herrenbad, in welchem Männer, Edle und Nichtadlige, Geistliche, und Weltliche, Jung und Alt, Katholische oder Evangelische ohne alles Disputieren und Zanken friedfertig und freundlich nach und nach zusammenkommen. Dies Bad ist fast in gleicher Höhe mit dem Hof, und wer darin sitzt, kann durch die Thür hinaus in den Hof sehen und mancherlei Volk bestaunen. Wer in dies Bad will, zahlt zum Einzug zwei Doppelotterer oder einen Angster und drei Kreuzer, außerdem geben die Mitglieder alle Morgen um 6 Uhr das Frühstück, der Reihe nach einer um den andern, einer viel, der andere wenig, je nachdem er sich sehen lassen will. Man betet vor und nach der Morgensuppe und danket dann mit einem kurzweiligen Lied dem Wirt, daß er lange in Ehren lebe, bis er wieder ein Frühstück gebe. In diesem Bad wird auch ein Schultzeß gewählt durch die Mehrheit der Badgenossen, bezugleich ein Statthalter, Säckelmeister, Kaplan, Schreiber, Großwäibel, Kalthand, ein Scherge und Nachrichten, die nach der Suppe zum Gericht zusammenstehen, um Vergehen gegen die Zucht und Ordnung, welche in diesem oder in den anderen Bädern dieses Hofes begangen worden, zu strafen und abzustellen. Es muß auch ein jeder Badgenosse dem Schultzeß mit der linken Hand an den Stab geloben, ihm zu gehorchen. Die Bußen, welche fallen, geben sie den Armen oder zum Wein oder verzehren sie miteinander. So geht ihnen der Morgen in Kurzweil hin. Wenn Jemand ausgebadet hat, nimmt er freundlich Urlaub und gibt sein ehrliches Abschiedsgeschenk.

Das zweite Bad ist das Frauenbad, in welchem allerlei ehrbare Frauen und Jungfrauen zusammenkommen. In diesem haben auch die Frauen alle Tage nach der Reihe ihre Wirtin, halten eine fröhliche Suppe, danken der Wirtin und wählen dann mit dem Kranz und fröhlichem Gesang eine andere, wie in dem Herrenbad. Sie haben auch eine besondere Säckelmeisterin, welche in den Säcken ihr Geld und Geschenke nimmt, die sie auch miteinander freundlich verzehren. Wenn aber bei Jhnen etwas Ungeschicktes und Strafwürdiges vorgeht, zeigen sie es dem Schultzeß und dem Gericht im Herrenbade an, damit darüber etwas nach altem Brauch erkannt werde.

Etwas vom Wetter.

Meteorologische Betrachtungen
von B. Eggermann.

(Fortsetzung.)

Unterziehen wir die Veränderungen, die in der Temperatur vor sich gehen, einer genaueren Prüfung, so bemerken wir, daß dieselben mit dem höheren und tieferen Stand der Sonne in enger Verbindung stehen und von ihm nicht bloß der Wechsel der Tagestemperatur abhängt, sondern auch die Unterschiede in den Temperaturen der verschiedenen Jahresabschnitte herzu-leiten sind.

Die Ursache dieser Unterschiede ergibt sich leicht aus dem allgemeinen physikalischen Gesetze, daß eine Fläche bei einerlei Abstand von einer Wärme- oder Lichtquelle desto intensiver erwärmt oder erleuchtet wird, je senkrechter deren Strahlen auf die Fläche fallen.

Einige Naturgelehrte haben sich bemüht, auf rechnerischem Wege, unter Zugrundelegung der verschiedenen Strahleneinfallswinkel, eine Norm für die täglichen und jährlichen Temperaturveränderungen zu finden; sie sind aber auf so viele Schwierigkeiten und störende Nebenumstände gestoßen, daß sie das Ziel ihrer höchst verwickelten Arbeit nicht erreichen konnten. Es war das ein Versuch, den Weg der Erfahrung, der allein zu zuverlässigen Resultaten führt, zu verlassen.

Zu solchen Resultaten gelangt der Praktiker durch zweckmäßige Benutzung eines guten Thermometers. Dasselbe muß so placiert sein, daß es die Temperatur der freien Luft frei von allen fremdartigen Einflüssen anzeigt. Am besten hängt man es an der Nordseite, etwa in der Entfernung eines Fußes vom Fenster auf, wobei helle, sonnenbeluchtete Gegenwände wegen des die Genauigkeit der Beobachtungen beeinträchtigenden

Wärmereflexes nach Möglichkeit vermieden werden müssen. Ist das Thermometer, dessen Scalatafel am zweckmäßigsten aus Glas besteht, bei Regen- oder Schneewetter naß geworden, so muß einige Zeit vor der Ableseung der Grade die Kugel sorgfältig getrocknet resp. von Schnee befreit werden, weil durch die Verdunstung der anhaftenden Feuchtigkeit zc. sich Kälte entwickelt und so die Quecksilberfäule heruntergetrieben wird. Im Winter muß aus entgegengesetztem Grunde warme Stubenluft vom Instrument abgehalten werden.

Verfolgt man die Angaben eines zweckmäßig placierten guten Thermometers, so findet man, daß die Temperatur der freien Luft sich fast in jedem Augenblick ändert. Im Interesse des Zweckes kann man aber diese einzelnen Veränderungen nicht verwerten, sie würden, wollte man sie alle aufzeichnen, die Uebersicht erschweren. Deshalb nimmt der Beobachter seine Zuflucht zur Feststellung der mittleren Temperatur jedes Tages, indem er etwa von Stunde zu Stunde die Grade aufzeichnet, dann die Summe der notierten Grade durch die Zahl der Beobachtungen dividirt, und so die mittlere Tages-temperatur findet.

Beträgt z. B. die Summe der bei 12 Thermometer-Beobachtungen notierten Grade 180, so ist die mittlere Temperatur $= 180 : 12 = 15^\circ$. — Die Summe der so ausgerechneten mittleren Tages-temperatur eines Monats durch die Zahl der Monatstage dividirt, ergibt die mittlere Monats-temperatur u. s. w.

Die Thermometerbeobachtungen für gewöhnliche Zwecke beginnen in der Regel 8 Uhr morgens, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit; die zu ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken bestimmten aber dürfen keine Unterbrechung erleiden, sondern müssen im Interesse der Genauigkeit, womöglich stundenweise, selbst die Nacht hindurch fortgesetzt werden.

Dabei stellt sich ein Maximum, d. i. ein höchster, und ein Minimum, d. i. ein niedrigster Stand der Tages-temperatur heraus; ersteres tritt während des Sommers zwischen 2—3 Uhr nachmittags, im Winter etwas früher, das Minimum etwaige Zeit vor dem Aufgang der Sonne ein. Befindet sich diese über dem Horizonte, so wirkt sie alsbald auf den Boden und die darüber liegenden Luftschichten. Ein Teil der so entstehenden Wärme dringt in das Innere der obersten Erdschicht, ein anderer Teil geht durch Strahlung nach oben verloren. Während des Steigens der Sonne, also am Vormittag, erhält die Erde nach und nach einen Wärmewachst, der die durch Ausstrahlung verloren gehende Wärmemenge ersetzt, die Temperatur steigt daher stetig, selbst dann noch, wenn die Sonne bereits die Mittagslinie überschritten hat. Mit ihrem Sinken gegen Abend vermindert sich jedoch der erwähnte Wärmewachst rasch, der Wärmeverlust beginnt immer mehr zu überwiegen und die Temperatur würde nach Sonnenuntergang noch tiefer fallen, als es geschieht, wenn nicht nun der Boden die von ihm eingegogene Wärme ausstrahlte und der allzu raschen Abkühlung der Luft ausgleichend entgegenwirkte. Dieser Prozeß setzt sich bis ungefähr eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang in dem Verhältnis fort, daß, je mehr die Luftausstrahlung abnimmt, die Temperatur bis zum Minimum fällt, um nach kurzem Stillstande wieder zu steigen.

Mit Bezug hierauf möchten wir den Moment des Minimums als Anfang und Ende des meteorologischen Tages bezeichnen, um so mehr, als mit ihm unter normalen Verhältnissen das Maximum des Luftdruckes zusammenfällt.

Der hier beschriebene Vorgang verläuft überall auf der Erde in gleicher Weise, wie zahlreiche Beobachtungen bestätigen; nur in den Küstengegenden heißer Klimate tritt das Wärme-Maximum oft schon am Vormittag ein, wo aber dann der Eintritt eines kühlen Seewindes entgegenwirkt. Eine ganz natürliche Erscheinung: die schnell erhitzte Luft steigt in die Höhe, die über dem Meere lagernde kühlere Luft strömt in die Lücke ein.

Vergleichen wir die mittleren Jahrestemperaturen von Orten verschiedener Breite, so zeigt sich, daß dieselben nach den Polen zu abnehmen. Während die mittlere Temperatur am Äquator $+ 27-28^\circ$ N. beträgt, finden wir auf Teneriffa nur $+ 21,7^\circ$, in Paris $+ 10,8^\circ$ und am Nordkap (Norwegen) $+ 0^\circ$. — Daß hierbei noch andere Umstände, wie Windrichtung, Feuchtigkeit, Gehalt der Atmosphäre u. s. w. Einfluß üben, ist selbstverständlich; sie sind Ursache, daß es auf den Küsten und Inseln durchschnittlich wärmer ist, als in den unter gleicher Breite liegenden Regionen der Kontinente.

Die mittlere Temperatur eines Ortes hängt jedoch auch von der Höhe seiner Lage über dem Meere ab. Je höher diese Lage, desto tiefer die Temperatur. Es hat dies seinen Grund hauptsächlich in der verschiedenen Wärmestrahlung und Wärmekapa-

zität der Luftschichten von verschiedener Dichtigkeit. Im Allgemeinen wird angenommen, daß die mittlere Temperatur bei jeder 600 Fuß höheren Lage um je 1° niedriger sei als in der vorhergehenden. Wir möchten dem aber nicht unbedingt beipflichten, denn Tages- und Jahreszeiten, Boden- und Witterungsverhältnisse wirken so verschiedenartig auf die Temperatur ein, daß jene allgemeine Annahme unzutreffend erscheint.

Bei Beginn dieses Abschnittes hatten wir bez. Einflusses der Wärme auf die Dichtigkeit der Luft gedacht und erwähnt, wie derselbe Luftbewegungen hervorruft.

So lange die Dichtigkeit der Atmosphäre sich überall gleich bleibt, herrscht Ruhe in derselben; wird aber diese Gleichmäßigkeit gestört, so gerät die Luft in Bewegung, es entsteht eine Luftströmung, die mit einem allgemeinen Ausdrucke Wind genannt wird. Vermöge ihrer hochgradigen Ausdehnungsfähigkeit resp. ihres Strebens, sich innerhalb des Anziehungsbereiches der Erde überall dorthin auszubreiten, wo sie keinen Widerstand findet, strömt die Luft nach den Gegenden, in denen die überlagernden Luftschichten durch ungewöhnliche Wärmeentwicklung einen Verlust an Dichtigkeit erlitten haben, indem sie nach oben aufsteigen sind, um in gewisser Höhe seitwärts abzufließen. Diese Stelle des Lufteocans kann gewissermaßen mit einer Lücke verglichen werden, in welchen die dichtere weil kältere Luft anderer Gegenden mit mehr oder weniger Gewalt ihrer Spannkraft eindringt, um die Lücke auszufüllen. Diese Strömung wird so lange dauern, als die Ursache dazu vorhanden ist, und endigt, sobald der Ausgleich der betreffenden Temperaturunterschiede stattgefunden hat.

Diese Strömungen in der unsere Erde umgebenden, von ihrer Anziehungskraft festgehaltenen Luftschicht sind für den Haushalt der Natur von größtem Segen. Abgesehen von ihrem direkten wohlthätigen und förderlichen Einflusse auf Leben und Gedeihen aller organischen Wesen — wir erinnern z. B. an die Uebertragung des Blütenstaubes zur Befruchtung weiblicher Blüten — werden sie wichtig für die klimatischen Verhältnisse. Durch die Winde wird die eisige Kälte des Nordens und die tropische Hitze des Südens gemildert; ohne Winde würde das Innere der großen Kontinente des Regens entbehren und zur unfruchtbaren Wüste werden.

Da wohl Jeder weiß, daß die Winde bald aus der oder jener Himmelsgegend wehen, so können wir auf eine besondere Erklärung der sogenannten Windrichtung verzichten und uns auf die Bemerkung beschränken, daß zur genauen Bestimmung der Windrichtung der Horizont in 16 gleiche Teile geteilt ist und der so eingeteilte Horizontkreis Windrose heißt. Bei Beobachtung des Windes muß darauf Bedacht genommen werden, daß sehr häufig die Luftströmung in der Höhe der Atmosphäre eine andere ist, als über der Erdoberfläche. Während der Wolkenzug von West nach Ost geht, zeigen die Windfahnen eine Luftströmung von Nordwest nach Südost an. Da solche Abweichungen auf einen bevorstehenden Wechsel schließen lassen, so müssen sie aufgezeichnet werden. Was die Einrichtung der Windfahnen betrifft, so muß sie in jeder Beziehung dem Zwecke entsprechen. Dazu gehört selbstverständlich vor Allem, daß die Fahne nach allen Seiten hin frei dem Winde ausgesetzt, also hoch genug angebracht ist. Soll sie speziell meteorologische Beobachtungen dienen, so weicht die Einrichtung insofern wesentlich von der gewöhnlicher Wetterfahne ab, als der Windflügel mit Pfeil sich nicht um eine feste Axe dreht, sondern die Fahne fest auf der Spitze einer dünnen (cylindrisch geformten) Eisenstange ruht, die durch 2—3 angelartige Hälften gehend leicht in denselben spielt und an ihrem Fußende einen dem Fahnenpfeil streng parallel stehenden Zeiger trägt, der jeder Drehung des Windflügels resp. des Pfeiles folgt und auf einer Windrosenscheibe genau die Windrichtung angibt. Die Windrosenscheibe ist ganz so, wie das Blatt eines guten Kompasses in 360 Grade eingeteilt und mit den Buchstaben der Himmelsgegenden und ihren Unterabteilungen versehen. Der Nullpunkt der Einteilung — (dieselbe fängt mit 0° an und endigt mit 360°) ist mit dem Buchstaben N. (Norden) genau nach Norden gerichtet. Ist diese Einrichtung, wie sie meteorologische Observatorien gar nicht entbehren können, akkurat hergestellt, so hat der Beobachter keinen Irrtum zu fürchten und leichtes Spiel, indem er nur zu notieren braucht, daß der Zeiger z. B. $S. 83^\circ D.$ als Windrichtung angibt, d. h. eine Richtung, welche von S. gegen D. gerechnet, von S (Süd) einen Abstand von 83° hat.

Fortf. folgt.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 34.

Sonntag, den 22. August.

1880.

A.E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

XVII.

Fortsetzung und Schluß der Gruppe V.: Die Metall-Industrie.

Der Besuch der Ausstellung, weit entfernt, abgenommen zu haben, ist noch beständig im Wachsen, und wie man behauptet, hat der letzte Sonntag in dieser Beziehung über alle anderen den Preis davon getragen, denn gegen 35,000 Menschen sollen dort gewesen sein. Eine genaue Feststellung ist schwierig, schon wegen der Abonnenten, aber wer das Gemühl zwischen 6 und 7 Uhr im Garten und vor dem Ausstellungsplatze gesehen, der wird die Zahl kaum übertrieben finden. Das Schlußtableau bildete dann der Bergisch-Märkische Bahnhof gegen 10 und 11 Uhr, als die letztenzüge abgingen. Auf diese mußten die meisten Besucher gewartet haben, denn das Gedränge war geradezu ungeheuer und konnte auf den ersten Blick fast Besorgnis erregen. Glücklicherweise ist kein Malheur passiert und Alles ist gut abgelaufen, d. h. gut fortgekommen, was für die Bahnverwaltung keine Kleinigkeit war. Daß nicht alle auf einmal befördert werden konnten, lag an der Hand, und weil dies eben alle wollten, so wurde manche Stimme der Unzufriedenheit und Klage laut. Wir glauben, mit Unrecht, denn in so außergewöhnlichen Fällen darf das Publikum nicht die gewöhnlichen Ansprüche machen. Viele konnten schließlich noch froh sein, wenn sie in einem Güter- oder Viehwagen, die übrigens mit Bänken versehen waren, mit Not und Mühe einen sicheren Platz erlangten. Nur kleine Kinder sollte man bei solchen Gelegenheiten nicht mitnehmen, oder dann wenigstens einen früheren Zug zur Heimfahrt benutzen, denn da ist wirklich Gefahr zu besorgen und die Verantwortlichkeit ist in solchem Falle doch nur den Eltern zur Last zu legen. Wir sahen eine Menge dieser eingeschlafenen Kleinen auf den Armen des Vaters oder der Mutter, und diese mußten sich dann, als das Signal ertönte, „Hals über Kopf“ durch die Menge hindurch arbeiten, wobei sie oft nicht einmal den richtigen Zug im Auge hatten, mit welchem sie heimfahren wollten. Sogar Hunde sahen wir angstvoll auf dem Perron hin und herlaufen und ihren Herren suchen. . . . die ganze „Familie“ soll eben teilnehmen an dem großen Ausstellungs-feste, was gewiß anzuerkennen ist, aber, wie gesagt, Alles mit Maß.

Die Illumination ist, Dank dem schönen Wetter, auch diesmal wieder herrlich ausgefallen, das große Doppelfonzert am Nachmittag desgleichen — kurzum Düsseldorf ist um einen schönen Tag reicher, und die Ausstellungs-kasse um eine schöne Einnahme, was auch nicht zu verachten ist.

Mehrfach hat man uns schon gefragt (ein Berichterstatter soll natürlich alles wissen), ob die Ausstellung über den angesetzten Termin hinaus, also Ende September, noch um einige Wochen verlängert würde. Wir können darauf eine deutliche aber leider nicht genügende Antwort geben: Wir wissen es nämlich nicht. Die offizielle Anzeige des Vorstandes lautet auf

Ende September, und vor der Hand bleibt diese maßgebend; Andere freilich, die sehr gut eingeweiht sein wollen, behaupten, man würde 14 Tage zugeben; sicher ist es jedenfalls noch nicht, und vielleicht denkt der Vorstand ebenfalls: Alles mit Maß. Verlieren wir daher unsere Zeit nicht, und setzen wir wohlgenut unseren Rundgang fort; denn es ist noch gar viel abzumachen, eine Phrase, die wir schon mehrfach gebraucht haben.

Wir befinden uns nach unserem letzten Bericht in der südlichen Längshalle, in Gruppe V., der Metall-Industrie, wo wir bereits verschiedene Gegenstände geschildert, wo aber noch weit mehr zu besprechen ist. Bei der außerordentlichen Reichhaltigkeit dieser Gruppe können wir begreiflich nur das Hervorragendste notieren.

Gleich in der Mitte, neben den bereits erwähnten Britannienwaren von Kaiser, sehen wir die großartigste Ausstellung der ganzen Gruppe, nämlich die Produkte der Gußstahl- und Waffensfabrik (vorm. Berger u. Co.) in Witten a. d. Ruhr: eine förmliche Zitabelle, von Kanonen flankiert, deren größte recht gut für einen Ableger des Krupp'schen Riesengeschützes passieren könnte. Hohe Gewehrpyramiden zu beiden Seiten, und im Hintergrunde, bis an die Decke hinauf, eine förmliche Mauer von Eisenplatten aller Art. Auch kleine Geschütze für den Gebirgs-transport, ähnlich wie bei Krupp; ferner kolossale Schiffs- und Maschinenachsen im Gewicht von 10- bis 12tausend Pfund. Die Fabrik arbeitet mit 1500 Pferde- und 1800 Menschenkräften und produziert jährlich über 6 Millionen Pfund Stahl, Eisenblech u. s. w.

In der ersten Koje rechts zeigt uns die bekannte Gesellschaft der Viel-les-Montagne in Deutschland ein großes, vortrefflich gearbeitetes Zinkbad, und vorn eine Reihe von sehr hübschen Mobelhäuschen mit Zinnschmuck verschiedener Art, und auch sonst noch viel bemerkenswerte Gegenstände aus demselben Metall. *) Aus der zweiten Koje heben wir die lackierten Blechwaren von Schaaßhausen u. Diez in Coblenz besonders hervor, darunter die sehr geschmackvollen Tische und Ofenschirme, desgleichen die „gestanzten“ Plakornamente von Walchenbach u. Pelzer in Stolberg bei Aachen. Eine kupferne Turmkrönung mit Wetterhahn aus dieser Fabrik ist eine ebenso sorgfältige wie geschmackvolle Arbeit. Dasselbe lobende Prädikat verdient in der folgenden (dritten) Koje J. G. Wilbemann in Düsseldorf für seine getriebenen Messingornamente, namentlich für die Wandleuchter und Schilde, die einen sehr hübschen Zimmerschmuck abgeben und nach guten stilgerechten Zeichnungen ausgeführt sind. In einem großen Glaschrank der nächsten Koje sehen wir unzählige kleinere

*) Die im Katalog angegebenen Nummern stimmen leider nicht immer mit den ausgestellten Gegenständen überein; so hier für diese Koje mit Nr. 901, die den bereits früher erwähnten Rüstungen u. s. w. von Kolben in Solingen zukommt. Oft sind auch die Nummern nicht augenfällig genug angebracht und deshalb schwer zu finden, und manchmal, obwohl sehr selten, fehlen sie ganz. Die späteren Auflagen des Kataloges sollen hier übrigens manches berichtigt haben.

Messinggusswaren: speziell Fingerhüte und Glocken von C. W. B. als in Dese in Westfalen; ferner eine hübsche Ausstellung von Funke u. Quentlin in Hagen: Springbrunnen und dazwischen Schreiner, und sehr schön gearbeitete Thürschlösser von C. H. Walder in Nonsdorf bei Giefeld. Der darauf folgende große und helle Raum bringt einige Abwechslung in diese Nomenklatur, zunächst durch die Pflugscharen, Schaufeln und Spaten aus der renommierten Fabrik von Alb. Buz u. Co. in Witten a. d. Ruhr, und durch die Ambosse und Wagenwinden von C. D. Beddinghaus in Mülspe; außerdem sind auch hier wieder sehr schöne Metallbrunnen in Messing und Kupfer von v. Alfen u. Ohnen in Stolberg bei Aachen ausgestellt.

Etwas länger muß man durchaus in der Koje nebeneinander verweilen, um ein prächtiges Gitterthor und ein Balkongeländer genau zu betrachten. Es sind dies ganz vortrefflich ausgeführte Schmiedearbeiten aus der Fabrik von Zippmann, Furtmann u. Funke in Düsseldorf, die den besten Produktionen dieser Art würdig zur Seite stehen. Auch die eisernen und bronzenen Fenster- und Thürbeschläge dieser Firma, desgleichen die metallenen „Füllungen“ für Hausthüren verdienen hervorgehoben zu werden. In einem langen Saal nebeneinander finden wir eine Menge Hausstands- und Küchengeräte, und speziell Kochherde von Hohlwein in Wiesbaden, Gas- und Petroleumlampen von G. Gantsch in Münster i. Westf., und vis-à-vis in der Längshalle selbst eine sehr bemerkenswerte Ausstellung von emaillierten Blechgeschirren aller Art aus der Fabrik von D. G. Weismüller u. Co. in Düsseldorf. Wir sehen dort ganze Service an Tellern, Schüsseln, Tassen und dazwischen gehörenden Gefäßen, sämtlich aus Eisenblech und mithin unzerbrechlich (für Hausfrauen eine sehr willkommene Sache) mit gefälligen Malereien und oft in sehr eleganten Formen, z. B. eine große Bowle, die auch auf einer feinen Tafel unter Silbergeräten u. dergl. recht gut paraderen könnte. Auch auf die Kaffeemühlen und Bohnenschnitmaschinen von Fr. u. W. Schlandermann in Bogelsang möchten wir unsere Leserinnen besonders aufmerksam machen. Und da wir doch einmal noch eine jüngere Firma genannt: Schütte u. Wittler in Düsseldorf, deren hübsche und praktische Gegenstände allgemeine Anerkennung finden. W. Jungbluth in Unter-Barmen fabriziert die in neuester Zeit so sehr in Aufnahme gekommenen Petroleumherde und geschmackvollen Kannen und Wannen aus Zink, die gleichfalls in keiner guten Haushaltung fehlen dürfen. In einer neuen Koje (schon der siebenten) finden wir ausnehmend feinen Verzierungsguss von C. Meinerz u. Co. in Aachen, einer gleichfalls noch jungen Firma, und ein Kenner versicherte uns, daß diese Arbeiten den berühmten Lauchhammerschen nicht nachstünden. Die darauf folgende Koje enthält Kochherde und Oefen von G. Greve in Münster in Westfalen; in Bezug auf die ersteren macht uns der Aussteller auf die Wandbekleidung aus emailliertem Eisenblech (also nicht wie gewöhnlich aus Kacheln) besonders aufmerksam, die den Vorzug haben sollen, nicht zu reißen und zu zerspringen. Auch die Aquarien, Vogelkörbe, Blumentische u. s. w. von L. Grabensee in Düsseldorf dürfen wir nicht unerwähnt lassen, besonders eines großen messingenen Papageienkäfig, der sich in einem feinen Salon sehr gut ausnehmen würde. Koch- und Sprungherde finden wir außerdem noch von F. W. Denster in Greveling u. Brött in Herford in Westfalen, und einen sehr schönen Marmorlamina mit Pendüle von C. Hoch in Düsseldorf, der vielleicht zu den besten und geschmackvollsten Stücken der Ausstellung gehört. Damit gelangen wir vollends in die Heizapparate, und zwar zunächst in die neunte Koje, die ganz von den Mantelöfen der Eisenhütte Westfalia in Lünen an der Rippe in Beschlag genommen ist, und wo uns nur die Wahl unter einer so großen Menge schwer fallen würde. Dieselbe altrenommierte Firma stellt auch Kochtöpfe und Bratpfannen aus, in denen der Braten niemals anbrennt und die Milch niemals überkocht, zwei überaus schätzenswerte Eigenschaften.

Sehr bedeutend ist in der 10. und letzten Koje auf dieser rechten Seite die Ausstellung von C. Hagedorn in Düsseldorf, einer alten berühmten Firma, deren feine Salonöfen durch ganz Deutschland gehen. Hier sind es namentlich zwei Marmorlamina von überaus eleganter und sorgfältiger Arbeit, die wir den Besuchern zur besonderen Beachtung empfehlen, desgleichen einen sehr schönen Ofen mit hohem Aufsatz aus buntem Marmor mit reicher Verzierung in vergoldeter Bronze. In der Halle selbst, da wo dieselbe von der hinter ihr liegenden Maschinengalerie getrennt ist, sieht noch ein Hagedorn'scher

Ventilationsofen, hoch und breit wie ein Portal und wohl in etwas zu kolossalen Verhältnissen, wenigstens adret ein Ball- oder Konzertsaal dazu von der Größe des Gürzenichsaales in Köln, oder des Kaiserkaales in der Düsseldorfer Tonhalle.

Wir wenden uns nun zu den Kojen der gegenüberliegenden Seite, wobei wir zugleich die bedeutendsten Gegenstände des Mittelraumes dieser Gruppe herbeiführen wollen, um unseren heutigen Bericht nicht allzu lang zu machen.

In der ersten Koje auf dieser Seite befindet sich ein elegantes Badezimmer von G. Schüll in Düsseldorf, das als Modell zu einer derartigen Einrichtung in einem herrschaftlichen Hause dienen soll, aber auch den Besuchern zur eventuellen Benutzung offen steht. Dieselbe Firma hat die landwirtschaftliche Ausstellung mit guten und praktischen Wasch- und Bringmaschinen besetzt, was wir hier nachträglich bemerken.

In der Längshalle selbst begegnen wir noch einmal der Esselburger Hütte, die wir bereits vom Garten her durch ihre große Dampfmaschine kennen; hier zeigt sie uns eine ihrer Spezialitäten, nämlich gußeiserne Fensterrahmen; aber sie hat zu dem Ende einen großen geschmackvollen Holzbau errichtet, gewissermaßen ein Haus ohne Dach, und in alle Fensteröffnungen ihre verschönten Rahmen eingesetzt. Und da sie zugleich Poterieguss (emaillierte Kochgeschirre) fabriziert, so hat sie in dem innern Raum zwei hohe Pyramiden mit diesen Waren ausgestellt.

Aus der Koje vis-à-vis erhalten wir plötzlich einen ernstlichen Gruß, wie ein Memento mori: es sind die Metallstücke von M. Würfel in Bochum. Gar Manche sagen: „Ach, das sind Särge, gehen wir vorüber“, denn sie mögen nicht an den Tod erinnert werden. Ja, wenn das nur etwas hübsche, aber der Tod geht uns nicht vorüber. Hodie mihi, cras tibi. Die Särge sind sehr schön gearbeitet, einer von ihnen hat sogar Spiegelglas im Dedel, um hineinzuschauen, und drinnen liegen weiße Atlaskissen, um die Leiche weich darauf zu betten. . . für solche Leute, die auch noch im Grabe etwas vor den anderen Menschen voraus haben müssen. Das beste Ruhebett ist nach dem Sprichwort ein gut Gewissen, und dann schläft es sich auf Hohlspanen („sechs Bretter und zwei Brettchen“) ebenso sanft wie auf Atlas und unter Spiegelglas.

In der folgenden Koje finden wir eine angesehene Firma aus Köln: A. Weyers, hier speziell mit einer schönen Badeeinrichtung (einer Spezialität des Hauses) mit Gießkränzen und geschlossenen Zimmertöpfen mit Wasserpflanzung. Alle Fabrikate von Weyers zeichnen sich durch Gediegenheit und Eleganz aus, so namentlich die Oefen und Kamine. In der Gruppe IX hat dieselbe Firma eine vollständige Musterküche aus eigenen Fabrikaten ausgestellt, die wirklich sehenswert ist und wohl von keiner Hausfrau unbefucht gelassen wird.

Jetzt kommen wieder gußeiserne Oefen in großer Anzahl und Auswahl, so von der Holter Eisenhütte auf Schloß Holte i. Westf., von W. Kreft in Greveling und von Jul. Wurmbach in Bodenheim bei Frankfurt; alle drei angesehene Firmen, die einer besonderen Empfehlung nicht bedürfen; dasselbe gilt von den Erzeugnissen der Wiesbadener Herd- und Kochöfenfabrik von L. Kalkbrenner, dessen große Hotel-Kochherde sich namentlich eines weitverbreiteten und wohl begründeten Rufes erfreuen. Dieses Haus bringt auch den Bratspieß zu Ehren, dessen man sich bekanntlich in Frankreich, dem Vaterlande der feinen Küche, überall bedient. Lustig drehen sich die appetitlichen Boullarden und Hammelkeulen vor dem glühenden Kohlenfeuer, nur sind die Braten leider von Holz und das Feuer brennt nicht; aber die Vorrichtungen mit den Uhrwerken sind recht anschaulich und ziehen immer viel Neugierige herbei.

Jetzt kommen wir in das Reich der Diebe und Verbrecher, die es auf unser Geld abgesehen haben, d. h. zu den Mitteln uns vor denselben zu schützen, nämlich zu den Geldschränken. Diese Branche ist auf der Ausstellung sehr reich und glänzend vertreten. „Diebstahlsicher und feuerfest“ sind die Haupteigenschaften dieser Schränke, und es ist wirklich staunenswert, was der menschliche Geist, namentlich in ersterer Beziehung, Alles erfunden hat, um diesen Zweck zu erreichen. Mit großer Begeisterung zeigten uns die Vertreter der einzelnen Firmen die verschiedenen Schlösser an den Thüren und erklärten uns den komplizierten und scharfsinnig ausgedachten Mechanismus. So das Riesenschloß an einem Geldschrank von H. Berlohr in Duisburg, und das wo möglich noch riesigere an einem andern von De Limon, Fluhme u. Co. in Düsseldorf mit „Patentpanzerung“. Dieselbe Firma stellt auch einen von ihr er-

fundenen und konstruierten „Dampf-Dehnungs- resp. Schmier-Apparat“ aus, der sich als überaus zweckmäßig bewährt hat, was durch eine große Anzahl von Attesten der angesehensten Fabrikbesitzer, Berg- und Eisenbahnverwaltungen und Hüttenver-einen in Rheinland und Westfalen konstatiert wird. Der sinnreiche und auch für Laien leicht verständliche Apparat ver-bietet daher alle Beachtung. F. Pohlshörber in Dort-mund zeigt uns einen Schrank, der sich bei einer großen Feuers-brunst so vollständig bewährt hat, daß nicht einmal die darin liegenden feinen Papiere gelitten haben, und einen anderen, dessen Hinterwand ganz aus Spiegeln besteht, wodurch der Kassierer, wenn er davor beschäftigt ist, den ganzen Raum hinter sich übersehen, also auch einen etwaigen Diebstahl be-merken kann, der ihn von hinten anfallen will. „Alles zum Schutz gegen die Kanaille“, sagte ein Herr, welcher der Er-läuterung mit zuhörte.*) Etwas weiterhin sehen wir ein ande-res Exemplar von Zandh in Wesel, das gleichfalls 4 Stun-den lang einer Notglühhitze ausgesetzt gewesen und in welchem trotzdem Danknoten und sogar Stegellack und Schwefelölzer unversehrt geblieben sind. Die Firma von A. Müller in Hagen hat einen Gelbschrank ausgestellt, der mit einem elek-trischen Lichte- und Wärme-Apparat versehen ist, das, wenn ein Unberufener naht, der den Mechanismus nicht kennt, zu klingeln und zu lärmern anfängt und das ganze Haus zusammenläutet. Auch die Firma von J. Beylen in Köln dürfen wir nicht ver-gessen. Diese Fabrik gehört zu den bedeutendsten in den Rheinlanden und ihr Absatzgebiet erstreckt sich auf das fernste Ausland. In dieselbe Kategorie gehören noch D. Köp-fer in Darmen, der aber auch kleinere Maschinen und Werkzeuge fabriziert und hier speziell Schrauben ausgestellt hat, und J. Hittler in Krefeld mit Tafelwaagen und Ro-pierpressen.

Eiserne Beschläge für Hausbanten, desgleichen Scharniere, Riegel, Bänder, finden wir in einer der mittleren Köfen, und zwar aus den Fabriken von Simons u. Müller in Leng-feld, A. Soeding in Würde, Gebr. Dörken in Gedels-berg und F. W. Pothmann in Altvörder. Die letztge-nannte Firma liefert auch Gegenstände aus Eisenguß von sehr schöner Arbeit.

Ein hoher Aufbau von schmiedeeisernen Röhren und Ver-bindungsstücken, aus der Fabrik von Balke, Tellerling u. Co. in Venrath, bildet hier in der Mitte der Längshalle für das Auge einen Anziehungspunkt, denn man wird wirklich von den außerordentlich vielen und dabei so verschiedenartigen Ge-genständen, die uns von allen Seiten umgeben und die auch sämtlich sehenswert sind, zerstreut und kann doch unmöglich Alles beschauen und noch weniger schildern. Wir machen aber doch auf ein geschmiedetes Gitterthor von A. Siebel in Düsseldorf aufmerksam, das als eine vorzügliche Arbeit ganz besondere Beachtung verdient. Es ist, wie wir hören, für das neue Postgebäude in Neß bestimmt und wird demselben zur großen Ehre gereichen. In dieser Koje finden wir auch recht hübsche Messingdruckwaren von Gebr. Gosack in Neheim, ferner Thürschlösser und -Drücker, Fensterbeschläge, auch Schraubstöcke und Ambosse (die beiden letzteren in sehr schönen Exemplaren) von Gebr. Wenner in Schw. Im., ähnliche Fenster- und Thürbeschläge von F. Bremer in Oberfeld, und schließlich eine zierlich arrangierte Sammlung von Vor-hängeschlössern aus der renommierten Fabrik von C. F. Schrö-der in Bollmarstein. Ein anderer gleichnamiger Fabrikant August Schröder in derselben Stadt b.f.f. sich mehr mit Thor- und Thürschlössern und Schloßteilen, und scheint eine noch großartigere Jahresproduktion zu haben.

Kollektivanstellungen von Schlössern u. Schlüsselwerkzeugen be-finden sich mehrere in dieser Gruppe, zunächst die der Belberter, mit nicht weniger als 38 Namen, und die der Bergischen Stahl-Industrie-Gesellschaft in Remscheid, deren Stahlwaren durch ganz Europa und noch weiter gehen. Auch

* Man versäume nicht, sich den Pohlshörber'schen Prospektus geben zu lassen, der höchst interessante Details enthält und über allerlei Dinge Aufschluß gibt, von denen wir gewöhnlichen ehrlichen Menschen uns nichts träumen lassen. Auf der einen Seite die Diebe mit allen nur möglichen und oft sehr ingeniösen Mitteln und Versuchen zum Einbrechen und Stehlen, und auf der anderen Seite der Fabrikant, der immer auf etwas Neues stant, um die Gauner zu überlisten und ihnen einen Strich durch die Rechnung zu machen, was Gottlob bei den Pohlshörber'schen Schränken auf das Vollständigste erreicht wird. Es ist ein förmliches Belagerungsspiel mit Angriff und Verteidigung, freilich auch mit einem sehr ernsthaften Hintergrunde, wie kaum ein anderes in der Welt.

von den bekannten Remscheid'schen Werkzeugen, wie Bohrer, Blasen und Sägen, Senfen u. Maschinenmesser, Feilen, Hobel-eisen, Winkelmaße, Schraubenzieher, Metallfugebogen u. s. w. u. s. w., es ist eine lange, lange Bittel sehen wir an den Wän-den der Köfen und in Schränken, auf Bestellen und Tischen übergroße Mengen, darunter die patentierten Kaffeemühlen von C. A. Wolf, die man uns speziell empfahl. Eine andere Spezialität der Remscheid'schen Stahlindustrie sind die Schlitt-schuhe, die hier durch zwei große Firmen vertreten sind: Becker u. Wieber und C. Engels. Die Freunde des Eislaufs und auch die Freundinnen (denn seit lange halbtigen auch unsere jungen Damen dem Eisport und thun es oft so-gar darin den Herren zuvor) werden ihre Freude an den schö-nen blanken Schlittschuhen der beiden genannten Firmen haben. In deritrine der letzteren hängt noch dazu ein so winziges Exemplärchen, das man ganz gut als Verloque an der Uhr-kette tragen könnte, und in dem Schantasten der ersteren ein Messerpaar für Soliatfische; von den übrigen prächtigen Stücken gar nicht zu reden. Was würde wohl unser Klopstock, der Alt-vater des Schlittschuhlaufens, zu dieser patentierten verfil-berien und vergoldeten Eleganz sagen, er, der gewiß seine liebe Not mit den primitiven Riemen und Schnallen gehabt und sich wohl oft, wie auch wir als Knaben noch thaten, mit einem Stück Bindfaden gehoben haben mag.

Etwas weiter hin befindet sich auch hier zwischen den Köfen, wie in allen Längshallen, ein Durchgang, der in den dort lie-genden Binnenhof führt. Die meisten dieser Höfe sind in hübsche Gartenanlagen umgewandelt und enthalten außer-DEM noch allerlei Ausstellungsgegenstände; doch die meisten Be-sucher gehen nicht hinein, weil sie nichts davon wissen und das angeheftete Schildchen nicht beachten. Hier geschieht es gleich-falls, aber vielleicht gerade des Schildchens wegen, ähnlich wie oben bei den Sägen, denn die Inschrift lautet: „Friedhof-Ausstellung“. Auch wir werfen nur einen flüchtigen Blick hinein, weil wir uns beeilen müssen, mit unserer heutigen Gruppe fertig zu werden. Wir nennen deshalb kurz den Hauptaussteller: F. C. Klein in Karlsrütte bei Biebrichkopf, der von der bereits erwähnten Düsseldorf'schen Firma L. Gra-bensee vertreten wird, die übrigens auch ihrerseits verschie-dene Grabgitter und Kreuze ausgestellt hat. Die ganze An-lage, mitten unter den immergrünen Gewächsen, empfiehlt sich durch ihre würdige Einfachheit, und wer den Ernst der Um-gebung nicht scheut, kann sich dort recht gut im Stillen er-gehen, um sich von dem Trouble des Gedränges in der Halle etwas zu erholen; er braucht nicht zu fürchten, gestört zu werden.

Wir kommen jetzt noch einmal zu den Senfen, Strohmessern, Pflugscharen, Sägen und sonstigen Maschinenmessern — vor J. u. L. Cronenberg in Sophienhammer bei Hülten, J. C. Post Söhne in Hagen-Ehrh., Hasenclever u. Sohn in En-nepferstraße, Gebr. Falkenrath in Haspe u. A. — (wir meinen hier genug zu thun, wenn wir, unter Anerkennung des Gelerntesten, einfach die Firmen nennen) und verweilen etwas länger vor der gleichfalls in diese Kategorie gehörenden Aus-stellung von C. Altena in Remscheid-Hafen, die in einer der letzten Köfen eine ganze Wand einnimmt und trotz der Fülle der Gegenstände nichts Ueberflüssiges, keine Doubletten und nur wirklich Praktisches bringt und Alles in sehr klarer Ueber-sicht. Dem schönen Wappenspruch des Hauses „Gott segne die Ernte!“ schließen wir uns aus ganzem Herzen an.

Auch die Wagenwinden und Hebebede von Gebr. Dietert-mann in Bielefeld hörten wir von Sachverständigen sehr loben, was wir uns sofort notierten, um es hier zu wieder-holen.

Noch wären vielleicht in der letzten Koje auf dieser Seite die kleinen und überaus zierlichen Metallarbeiten zu erwähnen, z. B. die Korsettschließern von J. Kohlstadt in Trier, die feinen sogenannten Mailons und Reißstäbe aus Messing- und Stahl-draht von R. Krieger in Bimburg a. d. Lüne, und endlich die geschlagenen Scharniere in Messing und Eisen von Dürin u. Schele in Düsseldorf. Die letztgenannte noch ganz junge Firma produziert bereits jährlich allein gegen 6 Millionen feine Messing-Scharniere mit einem Absatzgebiet durch ganz Europa bis nach Nordamerika.

Und um das Kleinste in dieser Gruppe, wenn auch jedenfalls nicht das Unwichtigste, zuletzt zu nennen: Die Nadeln, so sind dieselben durch L. Hammer u. durch Gebr. Neuß, beide in Aachen, sehr gut vertreten. Die erstere Firma kann sogar für sich die höchste Produktionsziffer des ganzen Katalogs be-an spruchen, denn sie verfertigt mit ihren 500 Arbeitern jährlich

über 12 Millionen Stück. Und damit nehmen wir für heute Abschied von unseren Lesern, so gern wir auch noch das Eine oder Andere in dieser reichhaltigen und äußerst interessanten Gruppe besprochen hätten.

Etwas vom Wetter.

Meteorologische Betrachtungen
von B. Egemann.

(Fortsetzung.)

Wie wir wissen, ist die Stärke und damit zugleich die Geschwindigkeit der Winde sehr verschieden. Bald säuseln sie wie „Zephyrlästchen“, bald toben sie als Stürme und Orkane. Zur ebenso sicheren wie bequemen Bestimmung der Windstärke oder Windgeschwindigkeit bedient man sich windmühlenartiger Vorrichtungen, die entweder an den Wetterfahnen angebracht, oder selbständig neben diesen hergestellt sind. Die letztere Art, welche wir ihrer Einfachheit wegen vorziehen, besteht in einer auf gewöhnliche Weise eingerichteten Windfahne, die an ihrer dem Winde entgegengesetzten Seite eine horizontale Achse mit kleinen (beweglichen) Windmühlensflügeln trägt. Sobald die Fahne vom Winde in die gehörige Richtung gestellt ist, drehen sich die Flügel, und um so schneller, je stärker der Wind weht. Zur Zählung der Umläufe befindet sich an der Ase eine sogenannte Schraube ohne Ende, die in ein mit Teilung versehenes Räderwerk eingreift. Die Stellungen desselben am Anfange und am Ende der Beobachtung sind bestimmend für die Zahl der Umdrehungen in einer Minute.

Umständlicher ist die Feststellung der mittleren Windrichtung. Nach längere Zeit hindurch fortgesetzten Aufzeichnungen muß zunächst bestimmt werden, wie oft diese oder jene Windrichtung stattgefunden hat. Alsdann zieht man das Verhältnis der östlichen Winde (N., D., S.) zu den westlichen (NW., W., SW.), sowie das der nördlichen (N., N., N.) zu den südlichen (S., S., S.) in Betracht. Hat nun z. B. an einem Orte gewisse Zeit hindurch N. 84mal, N., 98mal, D. 119mal, S., 87mal, S., 97mal, SW. 185mal, W. 198mal und NW. 131mal geweht, so beträgt die

| | | |
|---------------------------|-------------------|-----|
| Summe der östlichen Winde | 98 + 119 + 87 = | 304 |
| „ „ westlichen „ | 185 + 198 + 131 = | 514 |
| „ „ nördlichen „ | 131 + 98 + 84 = | 313 |
| „ „ südlichen „ | 87 + 97 + 185 = | 369 |

Ergeben wir die Zahl aller Windrichtungsfälle = 1000, so ergeben sich die beiden Verhältnisse:

Die Zahl der östl. Winde verhält sich zu der der westlichen, oder 304 : 514 = 1000 : 1690 oder = 1 : 1,69

Die Zahl der nördl. Winde verhält sich zu der der südlichen, oder 313 : 369 = 1000 : 1180 oder = 1 : 1,10

Es haben also die südlichen und westlichen Windrichtungsfälle das numerische Uebergewicht.

Eine der interessantesten, aber auch einflussreichsten Erscheinungen im Gebiete der Luftströmungen ist die der

Passatwinde.

Sie waren den europäischen Seefahrern der früheren Jahrhunderte ein Rätsel, und Jahrhunderte hindurch suchte man vergeblich, die Grundursache dieser Winde zu erforschen, bis man sie endlich in dem von uns bereits ange deuteten Haupt- und Fundamental-Lehrsatz fand, daß, wenn von zwei benachbarten Erdgebieten das eine stärker erwärmt wird als das andere, in den oberen Schichten der Atmosphäre eine Strömung der Luft von der wärmeren Gegend nach der kälteren stattfindet, in den untersten Schichten dagegen die Luft von der kälteren Gegend nach der wärmeren strömt. Dieses physikalische Gesetz für die Entstehung aller Luftströmungen ist auch die Ursache der Passatwinde.

Die Kugelgestalt der Erde sowie die Neigung ihrer Achse bringt es mit sich, daß die Äquatorialgegenden die heißesten sind, die Wärme nach den Polen zu abnimmt. Es muß daher die obere Luft vom Äquator aus nach beiden Polen strömen, dagegen von diesen her kältere Luft blüht über dem Boden nach dem Äquator strömen, wo sie erwärmt wird, in die Höhe steigt und wiederum nach den Polen abfließt.

Sonach müßten wir eigentlich in der nördlichen Erdhälfte Nordpolwind, in der südlichen Südpolwind antreffen; die Achsendrehung der Erde aber verwandelt beide Richtungen in Nordost und Südost, was seinen Grund darin hat, daß die von den Polen her dem Äquator zuströmenden Luftmassen, die doch, wie die Atmosphäre überhaupt, an der Umdrehung der

Erde Teil nehmen, eine geringere Drehungsgeschwindigkeit als die Äquatorialgegenden, nach denen sie strömen, besitzen und daher etwas zurückbleiben. Dies hat zur Folge, daß die Nordpolströmungen, welchen die Bodenerhebungen der Erde nunmehr einen Widerstand entgegenstellen, in N. verwandelt werden, während die Südpolströmungen in analoger Weise sich in einen S. verkehren.

Die unter dem 30. Breitengrade beginnenden Passatwinde verändern, je näher dem Äquator, desto mehr ihre ursprüngliche Richtung, nämlich allmählig von N. nach N. und N. bis sie in unmittelbarer Nähe desselben ganz in S. übergeht. Denn hier ist die Geschwindigkeit der Erdumkehrung am größten und die Luftmassen bleiben daher am meisten zurück, weshalb auch ihr Widerstand gegen die Bodenerhebungen wächst. Ebenso regelmäßig zeigen sich die Strömungen in den oberen Luftschichten, indem sich nämlich die erwärmten Luftmassen auf der nördlichen Halbkugel nach Norden bewegen, in den langsamer sich drehenden Breiten aber diesen zuvor eilen und ostwärts streben, wodurch sich der ursprüngliche Südwind in Südwest verwandelt. Genau ebenso ist der Vorgang der Ablenkung auf der südlichen Halbkugel, wo die vom Äquator aufgestiegenen und nach dem Südpol abfließenden Luftströme schließlich als Nordwestwinde auftreten.

Auf dem Großen Ozean, der größten Wassermasse der Erde, weht der N.-Passat in einiger Entfernung vom Lande zwischen Äquator und nördlichem Wendekreis ziemlich regelmäßig; desgleichen der S.-Passat südlich vom Äquator. Vom N.-Passat kann angenommen werden, daß er sich vom 2. bis 25. Grade nördlicher Breite erstreckt, während der S.-Passat den Raum vom 2. bis 21. Grad südlicher Breite ausfüllt.

Beide Passate zeigen sich auf dem ganzen Meere bis zu den Philippinen und Neuholand, jedoch erst 50–60 Meilen westlich von Mexiko und 100–150 Meilen westlich von der peruanischen Küste. Der Meeresgürtel zwischen den beiden Passatgebieten, also vom 2° nördl. bis 2° südlicher Breite wird am stärksten erwärmt; die Luft steigt deshalb mit großer Schnelligkeit empor, wodurch ihre Horizontal-Bewegung beeinträchtigt wird. Folge davon ist große Unregelmäßigkeit in der Luftbewegung, Windstillen wechseln mit heftigen Windstößen und Orkanen unaufhörlich ab. In dieser Region, Region der Calmen genannt, treten fast täglich heftige Gewitter und Regengüsse auf, welche ihrerseits jede Regelmäßigkeit der Luftströmung ausschließen.

Anders verhält es sich mit den Passaten auf dem Atlantischen Ozean. Die nördliche Grenze des N.-Passat in der Mitte dieses Meeres geht bis zum 30ten Breitengrade hinauf, die südliche bis 8° nördl. Breite; südlich von dieser Grenze liegt die Region der Calmen, die bis 3° nördl. Breite reicht, wo die Nordgrenze des S. bis zu 28° südlicher Breite erstreckenden S.-Passats liegt. Daß der S.-Passat des Atlant. Meeres in die nördliche Halbkugel hinaufgreift, hat zu verschiedenen Hypothesen Veranlassung gegeben.

Wiel verwickelter und wechselvoller ist das Verhalten der Winde im Indischen Ozean, weil hier die aufsteigenden, zum Teil tief in das Meer eingreifenden kompakten Landmassen, sowie die vielen großen Inseln bedeutenden Einfluß äußern. Mit diesem Verhältnis zwischen Land und Wasser sind natürlich auch erhebliche Temperaturunterschiede verbunden, daher in diesen Gebieten von der Existenz eigentlicher Passaten keine Rede sein kann. Zwar herrschen während jeder der beiden Jahreszeiten regelmäßige Winde, aber ihre Richtungen sind nach den Jahreszeiten verschieden. Mit Bezug hierauf hat man die Winde, weil sie durch ihre Richtung die Jahreszeit kennzeichnen, Moussons genannt.

(Fortf. f.)

Vermischtes.

* Berlin. Die achtzehn Jahre alte Tochter eines hiesigen Gewerbetreibenden erkrankte vor längerer Zeit plötzlich unter auffallenden Symptomen, ohne daß man sich die Ursache erklären konnte. Endlich entdeckte der Arzt den Grund in der Benutzung eines Haarzopfes, den die Dame kurz vorher von einem Friseur hier gekauft hatte. Nach der Meinung des Arztes litt die Person, aus deren Haaren der Zopf angefertigt worden war, an einer ekelhaften Krankheit, welche dann durch das Tragen des Zopfes auf das junge Mädchen überging. In dem von dem Vater des jetzt genesenen jungen Mädchens gegen den Friseur angestregten Prozeß ist, wie die „Berl. Nachrichten“ melden, dieser vor einigen Tagen vom Amtsgericht II. zur Erstattung der Anwaltskosten, Rückzahlung des Preises für den Zopf und in die Gerichtskosten verurteilt worden.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Gb. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 35.

Sonntag, den 29. August.

1880.

A.E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

XVIII. Verschiedenes.

Variatio delectat sagen die Gelehrten, die Latein verstehen obwohl es strenggenommen varietas heißen muß, aber gleichviel, der Sinn ist derselbe: ein bißchen Abwechslung kann nicht schaden. Wir beziehen nämlich diese Worte auf unsere Ausstellungsberichte, die, wie wir kürzlich ein Freund bemerkte (Freunde sagen bekanntlich die Wahrheit) schon wieder anfangen, etwas „trocken“ zu werden. Also schon wieder! Ich gebe es übrigens gern zu — sein Unrecht eingestehen, ist halbe Besserung — es ist nur nicht leicht, diesem Vorwurf mit Erfolg zu begegnen. Und zwar einfach aus dem Grunde, weil es so schwer ist, es Allen recht zu machen. Die Einen verlangen eingehende sachgemäße Besprechung, die Anderen Berücksichtigung gewisser Spezialitäten, für die sie sich am meisten interessieren, die Einen wollen grüßlich belehrt, die Anderen bloß angenehm unterhalten werden . . . kurz, der Ansprüche die der Leser an den Berichtersteller stellt, sind gar viele und gar verschiedenartige, von den Ausstellern selbst gar nicht zu reden; da will zunächst jeder genannt sein, was im Grunde, von seinem Standpunkte aus, recht und billig, indes von dem unjüngigen unmöglich ist. Wir sagten dies schon früher einmal, sehen uns aber veranlaßt, es heute zu wiederholen.

Man nehme nur als Beispiel die von uns zuletzt beschriebene Gruppe V, die Metallindustrie, die fast 400 Nummern enthält. Wenn wir nun einer jeden davon nur zwei Zeilen zuwenden wollten, so kämen über 800 Zeilen heraus, also schon fast die Hälfte mehr, als unser ganzes Blatt Zeilen enthält. Diese Gruppe ist freilich die numerisch bedeutendste auf der ganzen Ausstellung, aber die anderen Gruppen zählen doch auch immer nach hunderten von Nummern und Namen, und die Gegenstände, die sie vertreten, sind dabei oft von so großer Wichtigkeit, daß sie eine etwas nähere Besprechung erst recht erfordern. Da hilft man sich eben so gut man kann, nimmt hier einen Repräsentanten und dort einen aus der Menge heraus, reißt daran die anderen, die ungefähr in dieselbe Kategorie gehören, wirft rechts und links und vor und hinter sich einen Blick, und notiert das Nötigste; aber da man kein hundertäugiger Argus ist, so entgeht Einem dabei doch Manches, das wohl des Erwähnens wert gewesen wäre. Und auch bei diesem Verfahren ist eine gewisse Einseitigkeit, die manchmal ermüdend wirkt, nicht zu umgehen. Schlagen wir deshalb heute einmal einen anderen Weg ein, und zwar den der oben erwähnten variatio, oder varietas, der Abwechslung, indem wir aus der Fülle der Gegenstände Verschiedenes und natürlich das am meisten in die Augen fallende herausgreifen, um es unserem Leserkreise vorzuführen. Wir erreichen damit einen doppelten Zweck: erstens den einer größeren Mannigfaltigkeit in unseren Schilderungen, und ferner die Berücksichtigung verschiedener Gruppen in einem und demselben Bericht, wodurch wir der

Klage mancher Aussteller begegnen, sie kämen so spät, oder am Ende gar nicht mehr an die Reihe. Und somit wohlgemut ans Werk und keine Zeit verloren.

Zunächst etwas ganz Romantisches und zugleich sehr Originelles: die Grotte. Sie liegt am äußersten Ende der nördlichen Längshalle, schon in der Maschinengalerie, und ist für gar viele Besucher ein beliebter Anhalt- und Vereinigungspunkt. Die Idee war deshalb eine sehr glückliche, zumal sie durch ihre hübsche Ausführung der ganzen Ausstellung zur Zierde gereicht. Die Grotte ist großartig und mit Geschmack angelegt, von beiden Seiten führen versteckte Treppen hinauf zu einer kleinen Verbindungsbrücke, von wo aus man einen bequemen und sehr lohnenden Ueberblick über die ganze Umgebung hat. Aus der Mitte der zerklüfteten Steinmassen sprudelt ein starker Wasserfall hervor, und wenn man oben auf der kleinen Brücke steht und hinunterseht, so wird man wirklich an Schillers Taucher erinnert: . . . „und es waltet und siedet und brauset und zischt“ . . . so wild und schäumend brausen und branden die Wogen und wühlen sich wieder in ihr unterirdisches Bett hinein. Ein Teil des abfließenden Wassers bildet ein Bassin, das mit Wasser- und Blattpflanzen angefüllt und zwar mit künstlichen und natürlichen, wobei die ersteren so gelungen imitiert sind, daß man sie mit dem bloßen Auge nicht unterscheiden kann. Auch einige Guten schwimmen in dem Bassin umher, die sich aber gewiß nach ihren Geschwimmern draußen in den freien Teichen segnen. Hoffentlich werden sie von Zeit zu Zeit durch andere abgelöst. Den Stein zu der Grotte hat Brohl in Brohl a. Rh. geliefert (nach dem Anhängeschilde heißt das Material: Grottenstein, und man hat sich nicht die Mühe gegeben, diesen einfältigen Druckfehler zu verbessern) und der Bau selbst ist von den Gebr. Baum ausgeführt, woher, sagt das Schild nicht, und den Vertreter haben wir dort niemals treffen können. Ein reicher Herr aus Holland, der in seinem Park eine ähnliche Grotte anlegen wollte, beklagte sich darüber, und wird sich wahrscheinlich anderswohin wenden. Das sind kleine Nebelstände, auf die wir, nicht um zu kritisieren, sondern im Interesse der Aussteller aufmerksam machen. Ein sehr lustiges Bild bietet der obere Raum der Grotte, hinter dem Brückchen, der zu einer großen, mit Bänken versehenen Plattform erweitert ist. Dort sitzen nämlich die guten Leute vom Lande in ganzen Familien und verzehren gemächlich ihr mitgebrachtes Frühstück, und der Herr Papa nimmt zugleich Gelegenheit, den Kindern das Eine oder Andere von den gesehenen Merkwürdigkeiten ins Gedächtnis zu rufen, damit sie doch etwas mehr mit nach Hause nehmen, als bloß die Erinnerung an die Stollwerfische Schokolade, und damit auch das „viele Geld“, das man für das Entree hat zahlen müssen, nicht umsonst ausgegeben ist. Die Kleinen essen andächtig ihr Butterbrod und bekommen auch wohl einen Schluck aus der Flasche, versprechen auch, recht folgsam zu sein . . . „aber, Papa, der Stollwerk ist doch gar zu schön.“

*) Im Katalog fehlen beide Namen.

Nicht hinter der Grotte schafft eine Zentrifugalpumpe der Aetiengesellschaft „Union“ in Essen das nötige Wasser für die Kaszade aus der Tiefe, und seitwärts sitzt die Grottennymph in Gestalt einer freundlichen jungen Dame, und bietet den Vorübergehenden ihre bunten Loose zur Ausstellungs-Lotterie an. Wer weiß, die Nymph bringt vielleicht Glück. Auch vor Taschendieben warnt hier ein großes Plakat; dies Gefindel treibt sich nach wie vor überall in der Ausstellung umher, und scheint trotz der Wachsamkeit der Aufseher gute Geschäfte zu machen, denn man hört fast täglich irgenbeine darauf bezügliche Unglücks-geschichte. Das beste Mittel dagegen ist und bleibt jedenfalls die Befolgung der Bauernregel: so wenig Geld und Wertfachen wie möglich mitzunehmen, denn dann kann Einem nicht viel gestohlen werden.

Der Grotte gegenüber fabriziert Hr. D. Rasche in Düsseldorf seine Taschentücher mit dem darauf gedruckten Ausstellungsbilde, die baumwollenen zu 50 und die leinenen zu 75 Pfg. per Stüch. Sie finden guten Absatz, denn ein solches Tuch ist immer ein hübsches Andenken an das für Düsseldorf so bedeutungsvolle Jahr 1880. Die ganze Prozedur geschieht vor unseren Augen; der kleine elegante Gasmotor, der die Pressen in Bewegung setzt, ist aus der bekannten Deutzer Fabrik, die noch sonst in der Ausstellung mehrere ihrer Maschinen arbeiten läßt, so z. B. im Pavillon der „Rölnischen Zeitung“, in dem mechanischen Aufzuge zum Aussichtsturm u. s. w. Diese Motoren kommen mit Recht immer mehr in Aufnahme, vorzüglich da, wo eine Gasleitung in der Nähe ist und es sich um den Betrieb kleiner Maschinen handelt; sie sind überaus bequem, leicht transportabel, dabei höchst sauber im Gebrauch und so gut wie ganz gefahrlos, alles vortreffliche Eigenschaften, die sie sehr empfehlen.

In der Maschinenhalle und auch nicht weit von der Grotte bietet uns die Zuckerkassinerie von Dom Rath u. Vredt in Köln ein sehr anziehendes Schauspiel, gleichfalls in voller dampfgetriebener Thätigkeit. Die in großen Massen im Hintergrunde aufgeschichteten „Probe“ und „Hüte“ werden durch scharfe Stahlsägen zuerst in Stangen und Platten und darauf der Länge nach in kleine symmetrische Würfel zerschnitten, und diese dann sortiert, in Kisten verpackt und zur Verfeinerung bereit gestellt. Den Dienst verrichtet eine Anzahl sauber gekleideter junger Mädchen, die überdies ganz gleichmäßig uniformiert sind und die man, wegen ihrer roten Kopfstücher, gleich in den ersten Tagen nach der Eröffnung „Kokkappchen“ nannte, welcher Beinamen ihnen auch geblieben ist. Da es gewöhnlich ihrer 7 sind, so könnte man sie auch die neuen „sieben Mädchen in Uniform“ nennen. Seitwärts in einem großen Glaschranke sind Proben von allen Zuckerkassinerie der Firma ausgestellt: die verschiedenen Melis- und Farinforten, Brod-, Würfel- und Kandiszucker, der letztere schön weiß und klar wie Bergkristall. Die Jahresproduktion dieser Fabrik, die bei 11 Dampfmaschinen, von zusammen 100 Pferdekraft, über 130 Arbeiter beschäftigt (die „Kokkappchen“ vermutlich nicht mitgerechnet), beträgt nach dem von der Firma verteilten Prospektus gegen 5 Millionen Kilo Zucker in allen Formen, und soll durch Vergrößerung des Establishments schon im nächsten Jahre auf 2 Millionen Kilo erhöht werden.

Wenn wir uns nun in die mittlere, also in die Hauptgängehalle begeben, so fällt uns dort und zwar in demjenigen Teil, der noch zu Gruppe IV (dem Maschinen- und Transportwesen) gehört, ein mächtiges Säulenportal in die Augen, wie wir deren schon mehrere im Ausstellungsgebäude und im Garten gesehen haben, aber keines von so kolossalen Verhältnissen wie dieses von J. Piedboeuf in Düsseldorf und Aachen. Es bildet für die Besucher, die von der entgegengesetzten Seite kommen, gewissermaßen das Eingangsthor zu den gesamten Maschinenräumen, und steht groß und würdig da wie ein antiker Triumphbogen. Die beiden Säulen bestehen ganz aus Lokomotiv- oder Stieberöhren, einer Spezialität des Hauses, und zwar vom größten bis zum kleinsten Durchmesser, so daß keine Röhre der anderen gleich ist, und als Sockel und Kapitälchen dienen gepreßte Kesselsböden, von denen noch weitere Proben im Umkreis des Portals zu sehen sind. Die Piedboeuf'schen Werke gehören zu den bedeutendsten der rheinisch-westfälischen Provinzen, und der Schöpfer derselben, Jean Pascal Piedboeuf, gilt allgemein als der Begründer der Dampf-kesselindustrie in Deutschland. Selber starb derselbe im vorigen Jahre, so daß es ihm nicht mehr vergönnt war, die Anerkennung und die Ehre zu erleben, die seiner großartigen Thätigkeit hier auf der Ausstellung von allen Seiten gezollt werden.

In derselben Gängehalle, mehr nach der Mitte zu, bemerken

wir nochmals eine Grotte, aber diese dient nicht bloß zum Schmuck und Zierde, wie die oben erwähnte, sondern sie repräsentiert eines der wichtigsten und notwendigsten Elemente aller menschlichen Nahrungsmittel, das weder auf der Tafel des Königs, noch auf dem Tische seines ärmsten Untertans fehlen darf, ja, dessen Benutzung sogar bei den wildesten Völkern als Beginn der Zivilisation angesehen wird: das Salz. Die Grotte, von den rheinisch-westfälischen Salinenwerken als Kollektiv-Ausstellung erbaut, erinnert auf den ersten Blick an eine Tropfsteinhöhle, und wenn man sie näher betrachtet, findet man eine Menge interessanter Einzelheiten. Das Tropfsteinartige des zum Bau verwendeten Materials hat in der sog. Grabierung seinen Grund, bei welchem Verfahren bekanntlich die Salzsole aus hochangebrachten Reservoirs auf die Reifer- und Dornwände herabträufelt und dadurch die Verdunstung des Wassers bewirkt, worauf die Salzteilchen zurückbleiben. Das große Grabierwerk in Kreuznach a. d. Nahe liefert ein hübsches, leicht verständliches Bild dieses an sich so einfachen Prozesses. Aus solchen an der Luft verhärteten und mit Salzkristallen durchschossenen Reifern ist die Grotte erbaut, während das Innere derselben mit zahlreichen Gläsern besetzt ist, welche die verschiedenen Arten der gewonnenen Salze enthalten: Speise-, Bade- und Steinsalz, sogar Viehsalz, denn auch das Futter der Haustiere wird vielfach damit untermengt. Für Sachverständige sind noch die dahin gehörenden Erden und Mineralien hinzugefügt, und so ist auch diese Grotte ein neuer Beweis von dem reichen Segen, mit welchem der Schöpfer unsere schönen Provinzen ausgestattet hat.

Wir bleiben noch in der Mittelhalle und begeben uns in die XI. Gruppe, der Textil-Industrie, die bekanntlich in Rheinland und Westfalen durch zahlreiche und großartige Establishments aller Art glänzend vertreten ist. Selber sollte diese Vertretung auf der Ausstellung selbst weniger glänzend ausfallen, weil sich mehrere der bedeutendsten Fabriken von Anfang an dagegen ablehnend verhielten und nicht zur Teilnahme bewogen werden konnten. So wenigstens lesen wir in der übersichtlichen Einleitung des offiziellen Katalogs, und haben auch ein gleiches Bedauern vielfach auf der Ausstellung selbst gehört. Seltsam genug soll der Hauptgrund jener Zurückhaltung in einem Bedenken oder gar Mißtrauen gelegen haben, den jene Firmen in Bezug auf den Erfolg des Unternehmens gehegt, welche Bestimmung freilich später beseitigt in das Gegenteil umschlug, daß nicht wenige von ihnen offen äußerten: „Ja, wenn wir einen solchen Erfolg hätten voraussehen können, so würden auch wir gewiß nicht zurückgeblieben sein.“ Dem sei aber wie ihm wolle, die Textilbranche ist trotzdem auf der Ausstellung noch immer durch mehr als anderthalb 100 Firmen und Namen vertreten und liefert ein schönes und in mancher Beziehung sogar brillantes Bild von der Gewerthätigkeit und nicht minder von der Leistungsfähigkeit des Landes auf diesem Gebiete, und was das eben erwähnte Bedenken und Mißtrauen betrifft, so sind diese bekanntlich längst in einer Weise widerlegt, die selbst die kühnsten Hoffnungen noch weit überflügelt hat.

Gerade in der Mitte der Gruppe überragt ein hoher und großer sechseckiger, mit goldenen Adlern geschmückter Pavillon, der oben auf der Kuppel einen goldenen Merkur trägt, alle übrigen Glaschränke und sonstigen Aufbauten dergestalt, daß sich schon von weitem die Blicke der Besucher darauf richten, die ihn zugleich für diesen Teil des Gebäudes gern als einen Halt- und Vereinigungspunkt ansehen, um sich auf ihren verschiedenen Streifzügen wiederzufinden. Dieser Pavillon (ein Werk von H. Hülger's Sohn in Düsseldorf) enthält die Kollektivausstellung der 6 bedeutendsten Firmen der Baumwoll-Textil-Industrie Düsseldorf's und bietet begreiflich schon dadurch ein doppeltes Interesse. Freilich sind es keine kostbaren Samt- und Seidenstoffe und auch sonst keine prächtigen und feinen Gewebe für elegante Damenroben, sondern nur gewöhnlicher Blaudruck, baumwollene Foulards in Duntdruck, blaugefärbtes Leinen und ähnliche baumwollene buntgedruckte Waren. Aber diese Waren sind von hohem praktischem Wert und Nutzen als Bekleidungs- und Kleiderstoffe für die unteren Volksklassen, und es macht einen überaus wohlthuenden Eindruck, daß selbst bei diesen geringen und auffallend billigen Geweben Geschmack und Schönheit, sowohl in den Farben wie in den Zeichnungen, zur Geltung kommen.

Die älteste dieser Firmen, J. G. Brügelmann, die in einigen Jahren das Jubiläum ihres 100jährigen Bestehens feiern wird, zeigt uns die rohe Baumwolle bis zum fertigen Gewebe, die darauf folgende, von L. und G. Cramer, wohl

die bedeutendste, denn sie arbeitet mit 500 Pferde- und 430 Menschenkräften, hat eine besondere Spezialität in den gedruckten Foulards, die durch ganz Europa gehen, und die nächstgrößte, obwohl eine der jüngsten, der Gebr. R. Lupp, verlegt sich fast ausschließlich auf indigoblau gefärbte Baumwollen- und Seidenzeuge, an denen wir von Kennern, außer den reichen und geschmackvollen Dessins, noch speziell den scharfen Druck (durch gravirte Walzen) rühmend hörten. Diese Fabrik, was übrigens mehr oder weniger auch von den anderen gilt, stellt nichts weiter als ihre wirkliche Handelsware ans, wie sie während des ganzen Jahres produziert und versandt wird. Die beiden anderen Firmen, Landgrebe u. Durberg und F. Mühlau u. Söhne liefern ähnliche Blandrücke, und den Beschluß machen J. Harzfeld Söhne, die mehr verschiedene Stoffe wie Kalmsud, Lama, Barcent und auch Rock- und Hosenstoffe fabrizieren und uns in reichhaltiger Auswahl vorlegen. Wir gestehen gern, daß wir bei diesem Pavillon mit Vorliebe verweilt haben, trotz seines einfachen und wenig kostbaren Inhaltes, im Vergleich zu der meist so prächtigen und schimmernden Umgebung. Vielleicht lag es gerade in diesem Kontrast, zu welchem noch der Gedanke kam, daß ganz in der Nähe die Damenroben ihren bunten und übertriebenen Luxus entfalten, während hier das schlichte, unscheinbare Kleid des Arbeiters uns an diejenigen mahnt, deren rüstigem und redlichem Fleiße wir so viel von allen diesen Herrlichkeiten zu verdanken haben.

Noch deutlicher tritt dieser Kontrast hervor, wenn wir (immer noch in der mittleren Längshalle, aber mehr und mehr nach dem Hauptergange zu) in Gruppe XX., der Abteilung für die Kunstgewerbe, den sogenannten „Silbertisch“ von H. J. Buzon in Düsseldorf betrachten. Eine kleine, aber wahrhaft fürstliche Tafel, nichts wie Silber und Gold, mit Ausnahme der kristallinen Gläser, aber auch diese so fein, so fein, daß sehr zarte Hände dazu gehören, um sie nicht zu zerbrechen. Der große Auffatz in der Mitte ist mit Blumen, Früchten und Wachskerzen garnirt und von vier kleineren Frucht- oder Blumenschalen umgeben. Fast schöner noch als das kostbare Metall ist die herrliche Arbeit, nach einem Entwurf der Architekten Munkade und Pöckel und zwar im Geschmack der zierlichen italienischen Renaissance. Eine solche Sorgfältigkeit und dabei so sorgfältige Arbeit erinnert an die schönen Zeiten der ehemaligen Gold- und Silberschmiede, die mit den ersten Künstlern Hand in Hand gingen und von Königen und Fürsten nicht allein mit Aufträgen, sondern auch mit Ehren überhäuft wurden. „Mama“, fragte ein kleiner Knabe seine Mutter, der mit großen Augen durch die Gläser schenken die silberne und goldene Herrlichkeit betrachtete, „Mama, von den Tellern kann doch nur der Kaiser essen?“ — Ich hörte die Antwort nicht, aber wenn ich sie hätte geben müssen, so würde ich gesagt haben: „Der Kaiser, liebes Kind, ist ein einfacher Herr, der für seine Person eine solche übergroße Pracht nicht liebt und wohl schwerlich 15.000 Mark (so viel kostet nämlich das ganze Service) dafür ausgeben wird. Das überläßt er den Börsenkönigen, die mehr Geld haben, und die dann ihre Mahlzeiten auf Gold und Silber in den Zeitungen beschreiben lassen, daß die Leute ausrufen: Der hat's, der kann's!“ — Doch dies gehört in's G und nicht hierher, unterbreche ich mich selbst, denn wenn wir, und zwar mit vollem Recht, auf der einen Seite froh sind über das Aufblühen des Kunstgewerbes, und wir einer so glänzenden Leistung, wie der vorliegenden, Anerkennung und Lob in hohem Grade zu Teil werden lassen, so muß es auf der anderen Seite auch Mäßigkeit geben, welche diese Leistungen durch Ankauf unterstützen und dadurch das Gewerbe selbst heben und fördern. Und so wollen wir auch denen, die dereinst von diesen Buzonschen Tellern und Schüsseln speisen werden, von Herzen gesegnete Mahlzeit wünschen, und doppelt gesegnet, wenn sie dabei der Armen nicht vergessen.

Im nächsten Kapitel (ich denke, unsere Leser sind damit einverstanden) werden wir in der heutigen Weise unseren Rundgang durch die Ausstellung fortsetzen.

Etwas vom Wetter.

Meteorologische Betrachtungen
von B. Egemann.

(Fortsetzung.)

Im Januar ist die Temperatur des südlichen Afrika am höchsten, die Afrens am niedrigsten; die des nordindischen Meeres höher als die des Festlandes, aber geringer als die des

südlichen Meeresstills. Infolge dieser Temperaturverhältnisse herrschen daher östliche Winde vor; südlich vom Äquator weht von Oktober bis März der eigentliche SO-Passat, nördlich vom Äquator der NO-Passat oder NO-Mousson und beide Passate schließen die Region der Calmen ein. Vom März ab tritt nahezu Gleichheit der Temperaturen von Festland und Meer ein, nördlich vom Äquator zeigen sich veränderliche Winde, Windstillen und Orkane, letztere besonders zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche, während der SO-Passat in seinem Gebiete das ganze Jahr anhält.

Wird die nördliche Abweichung der Sonne bedeutender, so steigt die Temperatur über dem asiatischen Festlande schneller als über dem Meere, sie sinkt dagegen in Neuholand und Südafrika. Im Juli und August erreichen diese Temperaturunterschiede ihren Höhepunkt, daher nördlich des Äquators Seewinde. Die gegenseitige Lage der beiden Kontinente Asien und Afrika und der Umstand, daß infolge der Erdrotation der Erde die nach Norden fließenden Äquatorialluftströme ostwärts vorauseilen, verursachen, daß dieselben auf der nördlichen Halbkugel als SW-Moussons auftreten. Diese wehen vom April bis Oktober und erstrecken sich weit in die benachbarten Gebiete hinein, werden aber dort in Bezug auf Richtung und Temperatur noch verändert.

Für die Wissenschaft, aber aus naheliegenden Gründen auch für die Schifffahrt, ist die genaue Kenntnis der in dem großen Inselmeere herrschenden Winde von größter Wichtigkeit. Deshalb haben sich schon die alten Ägypter, als ihr Reich im Höhepunkt der Kultur und Macht stand, eifrig um die Erwerbung dieser Kenntnis bemüht, und ihr lebhafter Verkehr mit Indien spricht dafür, daß sie sehr genau unterrichtet gewesen sein müssen.

Wenden wir uns jetzt dem Mitteländischen Meere zu. — Südlich von diesem Wasserbecken, das eigentlich nur ein restiger Binnensee ist, erstreckt sich quer durch den Afrikanischen Kontinent die ungeheure Wüste Sahara, deren mit Flugsand und Kolliefeln bedeckter Boden, auf dem die bekannten Oasen wie grüne Inseln liegen, von der fast senkrecht herabstrahlenden Sonne stark erhitzt wird, während das Mittelmeer weit weniger erwärmt wird. Die Luft über der Sahara erhebt sich in der heißen Jahreszeit mit großer Schnelligkeit und fliegt oben nach Norden ab. In der Tiefe wehen dagegen — nach dem bekannten Gesetz — nördliche Winde, die sich über Italien, Griechenland und selbst Nord-Ägypten erstrecken. In der kalten Jahreszeit strahlt der lockere Wüstenfand die aufgenommene Wärme rasch aus, daher die Luft über der Sahara allmählich kälter wird, als sie über dem Mittelmeer ist, und dann in Ägypten sehr häufig schneidende kalte Südwinde eintreten.

Bei Besprechung der Passate hatten wir der in den oberen Luftschichten als westliche Winde auftretenden Äquatorialströme gedacht. Da dieselben für unsere europäischen Witterungsverhältnisse von großer Bedeutung sind, so verdienen sie eine nähere Betrachtung. Die warmen Äquatorialen Luftströme verlieren bei ihrem Vordringen in die nördlichen Breiten allmählich an Geschwindigkeit und Temperatur und beginnen unter dem 30° nördl. Breite sich niederzusenken. Von da an treten sie, dem bekannten Gesetz folgend, nicht mehr als Süd-, sondern als Südwestwinde auf. Ueber dem Atlantischen Ocean wehen sie mit solcher Regelmäßigkeit, daß sie die Schifffahrt von Nordamerika nach Europa ungemein begünstigen. Mit ihnen wechselt zu bestimmten Zeiten der NO-Passat; die Regionen, in welchen beide sich regelmäßig zeigen, sind durch eine Region getrennt, in welcher veränderliche Winde, Windstillen und heftige Stürme wechseln.

Die veränderlichen Winde zeigen sich gewöhnlich nur da, wo nicht weitverbreitete regelmäßige Winde wehen; so ist es auch in der Region der Calmen, im indischen Meere zur Zeit, wo die Moussons wechseln. Es bestätigt dies den allgemeinen Satz, daß zwischen zwei nebeneinander, aber in entgegengesetzten Richtungen fließenden Strömen immer teils ganz ruhige Stellen, teils strubelförmige Bewegungen zu finden sind, denn was für Wasserströmungen gilt, gilt auch von Luftströmungen. Am Boden herrscht NO., in der Höhe weht SW.; zwischen beiden bilden sich Wirbel, die bis zum Boden herabreichen und große Kraft entwickeln, worauf wieder Windstille eintritt.

Der in den nördlichen Breiten herabsinkende Äquatorialstrom oder Südwind ist eine so reichliche Quelle westlicher resp. südwestlicher Winde, daß dieselben überall das Übergewicht

Aber die östlichen haben und die mittlere Windrichtung für einen großen Teil Europas entschieden zwischen S. und W. fällt. Selbst im Innern Rußlands beträgt die nördliche Abweichung von dieser Richtung nur wenige Grade; in Tobolsk (Sibirien) sogar haben zwölfjährige Beobachtungen die mittlere Windrichtung auf S. 67° W. festgestellt, welches Resultat mit den in England und Nordamerika gemachten Beobachtungen nahezu übereinstimmt. Wir können also das Vorherrschende südwestlicher Winde auf der nördlichen Erdhälfte als feststehend betrachten.

Außer den beiden Windrichtungen, der südwestlichen und nordöstlichen, finden wir aber in den meteorologischen Tagebüchern auch andere, obgleich seltenere Richtungen erwähnt, deren Entstehung häufig auf Temperaturunterschiede zurückzuführen ist. Ist z. B. bei allgemein herrschendem SW.-Wind der westliche Teil Europas sehr warm, während der östliche Teil niedrigere Temperatur hat, so wird alsbald ein Ostwind entstehen und an der Stelle seines Zusammenstoßes mit dem SW. sich eine südöstliche Strömung bilden. Einer unserer größten Meteorologen, Dove, hat aus seinen vieljährigen Beobachtungen über solche veränderlichen Winde das Gesetz gefunden, nach welchem sie in einer gewissen Ordnung aufeinander folgen müssen. Nämlich die Grenze zwischen den beiden Hauptwindrichtungen N. O. und S. W. nach W., so ändert sich die Windrichtung an der betreffenden Stelle. In mittleren Breiten, wo auf dem Atlantischen Meere der herabstürzende SW. nicht aufgehalten wird, weht er für den europäischen Beobachter in westlicher Richtung, während der N. O. im Innern des Kontinents unverändert bleibt. Drettet sich der N. O. zufolge des Gesetzes, daß die nach den Polen gesträumte Luft zum Äquator, ihrem Ausgangspunkt, zurückfließen muß, weiter aus, rückt also die Grenze beider Luftströme nach W., so geht die Richtung des Windes allmählich von SW. nach W., NW. und N., endlich N. O. Allmählich aber stellt sich wieder SW. in den oberen Luftschichten ein, es entstehen dort Wirbelwinde, Wolken aus W. und SW. ziehen auf, während die Windfahnen in der Tiefe noch N. O. oder O. anzeigen. Wenn der SW. sich herabsenkt und den N. O. zurückdrängt, dreht sich der Wind nach und nach in südliche Richtung, bis endlich SW. das Uebergewicht erlangt. Selbstverständlich ist nicht ausgeschlossen, daß der Wind bei solchen Uebergängen Sprünge machen wird, zumal wenn die ursprünglichen Ströme SW. und N. O. gleich stark sind. Dann kann es vorkommen, daß er nicht der Regel nach durch W. nach N. geht, sondern zurückspringt. Die an der Grenze der Ströme entstehenden Wirbel rücken nämlich mit jenen fort; diese Bewegung und die Nachfolge eines neuen Wirbels wird sich als ein Zurückspringen des Windes darstellen.

Aus dem Doveschen Gesetze ergibt sich also, daß der Wind sich allmählich von O. durch S. nach W., d. h. mit der Sonne drehen muß, und eine lange Reihe vieljähriger Beobachtungen auf den verschiedensten Punkten der Erde liegt ihm zu Grunde. Der Kampf zwischen N. O. und S. W.-Wind entscheidet nicht nur über die Witterung kurzer Zeiträume, sondern häufig auch über den Witterungs-Charakter ganzer Jahreszeiten und Jahre. Die Erfahrung lehrt, daß es nicht gleichgültig ist, ob der kalte und trockene N. O., oder der feuchtwarmer SW. in diesem Kampfe siegt.

Was bis jetzt über die Windrichtung gesagt worden ist, bezieht sich nur auf die mittlere Jahresrichtung. Erwägt man nun, daß das Festland im Sommer wärmer, im Winter kälter ist, als das benachbarte Meer, so findet man für den Sommer ein Uebergewicht der Seewinde, für den Winter ein Uebergewicht der Landwinde. Die Ostküste von Nordamerika liefert den Beweis hierzu. Hier wehen im Sommer die Winde häufiger aus Süden, im Winter mehr aus Norden. Diese Nordwinde zeigen sich oft im mexikanischen Meerbusen mit großer Stärke und führen im Winter die Schifffahrt. Gleiche Abhängigkeit der Winde von den Jahreszeiten zeigt sich auch in Europa; so ist die mittlere Windrichtung zu Paris im Winter = S. 48° W., im Sommer = N. 88° W.; die Luft strömt also dann mehr aus dem kälteren N. W.-Meere, was durch eine große Zahl von Beobachtungen an den verschiedensten Orten Europas bestätigt wird.

Aus den angestellten Untersuchungen über die Windrichtungen in den einzelnen Jahreszeiten sind folgende Regeln hergeleitet worden. Im Winter ist die Luftströmung meist südlicher als die mittlere Richtung durchs Jahr; ihre größte Stärke erreicht sie im Januar und Februar. Der Frühling bringt, je

nach Lage der verschiedenen Orte, im März oder April Ostwinde, welche den westlichen Luftströmungen überlegen sind. Das Verhältnis der nördlichen Winde zu den südlichen zeigt sich aber unbestimmt, so daß die mittlere Windrichtung halb nördlich halb südlich von der mittleren Jahresrichtung abweicht. Im Sommer, hauptsächlich im Juli, überwiegen westliche Winde, die östlichen werden fast ganz zurückgebrängt, zugleich vermehren sich die nördlichen Winde und die Luftströmung liegt nördlich von der mittleren Jahresrichtung. Im Herbst vermindert sich das Uebergewicht der westlichen Winde, besonders im Oktober nehmen die südlichen vermehren zu, daß ziemlich allgemein die Luftströmung näher an Süden liegt, als in einem anderen Monate.

Die aus entfernten Gegenden zu uns gelangenden Winde bringen einen Teil der Eigenschaften mit, welche das Klima jener Gegenden charakterisieren. Die Westwinde sind stets feuchter als die kontinentalen Ostwinde. Von diesen zeichnen sich die Nordostwinde, wie sie oft im Frühling mit besonderer Stärke wehen, durch schneidende Kälte aus, die dann gewöhnlich großen Schaden anrichtet. Gefürchtet sind in Sibierien, namentlich in Italien, die im Frühjahr wehenden Nordwinde, wegen ihrer Heftigkeit und intensiven Kälte, Eigenschaften, die ihren sehr natürlichen Entstehungsgrund haben. Die im Süden stattfindende Wärmeentwicklung erzeugt einen lebhaften Wechsel der Luftströmungen; je rascher die erwärmten Luftschichten in die Höhe steigen, desto größer wird die Gewalt des herzubringenden Nordwindes, der dadurch, daß er aus meist noch winterlichen Gegenden kommt, eine bedeutende Erkältung der Luft veranlaßt. Dalmatien und Syrien haben ihre Dora, deren Gewalt nichts widerstehen kann, Südfrankreich hat den Mistral, der das Rhonethal durchfegt und in Spanien fürchtet man den Gallego, der aus den Schluchten der Pyrenäen herabstürzt.

(Fortf. f.)

Vermischtes.

* D. Henne am Rhyn, ein freimaurerischer Schriftsteller, kommt in seiner Kulturgeschichte des Judentums, zu folgendem Resultat: „Es ist eine äußerst schwierige Frage, ob jemand Jude bleiben und doch Mitglied einer anderen Nation werden kann. Am ehesten schwindet der Nationalzusammenhang bei den getauften Juden, während alle anderen demonstrativ die Stammesgemeinschaft aufrecht erhalten, wie lebhaft sie sich auch an den Angelegenheiten der Nation, unter der sie wohnen, beteiligen. Festgeschlossen treten sie unter allen Umständen als nationale Besonderheit auf, und gestalten auch nicht die leiseste Erwähnung einer Schattenseite des Judentums. Da ihre Eigenart überdem allerwärts heftig nach Besitz, Macht und Einfluß drängt, so ist hierüber auch in jüngerer Zeit wieder, wie schon oft eine Judenfrage erwacht, bei der es sich nicht um das gleiche Recht der Juden mit allen anderen, sondern darum handelt, ob sie eine größere Macht und Einfluß als die übrigen erlangen sollen. Begegnet man man jedoch diesem Einflusse nur durch verstärkte Konkurrenz auf Seite der Nichtjuden. Hat man hierzu nicht den Willen, so muß man die Sache laufen lassen.“

Die Kratz bemerkt über die eingangs erwähnte Schrift: „Als Zeichen der Zeit: ist sie immerhin merkwürdig. Der Verfasser ist keineswegs blind gegen die Juden eingenommen und in der Darstellung ihrer Geschichte sogar wesentlich von jüdischen Quellen, besonders von Graetz abhängig. Trotzdem kommt er zu dem Ergebnis, daß ihre Geschichte, besonders in der nachchristlichen Zeit ihnen keinerlei Anlaß zur Selbstverherrlichung, sondern eher zu dem Gegenteil einer solchen biete. Auch sieht er wohl, wie keine Zeit den Zwiespalt zwischen den Juden und ihrer Umgebung zu heben im Stande war, und endet angesichts der Versöhnungsversuche, welche die neuere Kultur auf diesem Gebiete aufzuweisen hat, mit einer Verzweiflung an der Lösung der Frage. Damit bestätigt er aber wieder Willen, daß die Frage nun doch an erster Stelle eine religiöse ist, und daß nur die Bekehrung der Juden zum Christentum, dem immer weiter sich steigenden Zwiespalt zwischen ihnen und den Völkern ein Ziel setzen kann.“

* Von dem belgischen Nationalfest. Die „Brüder“ Freimaurer haben im Theater de la Monnaie zu Brüssel ihr besonderes Fest gefeiert. Sie trugen blau, rot und schwarz gekleidete Mauerabzeichen. Auch Damen waren zugegen. Die „Zauberflöte“ von Mozart, deren freimaurerischer Sinn auf einem Plakete erklärt wurde, gelangte zur Aufführung. Der Platz vor dem Theater war tagshell erleuchtet.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

N 36.

Sonntag, den 5. September.

1880.

A.E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

XIX.

Gruppe XX.: Das Kunstgewerbe.

Der Buzonsche „Silbertisch“, den wir in unserem letzten Bericht geschildert, steht in einer sehr vornehmen und prächtigen Umgebung, und wir brauchen heute nicht weit zu gehen, um die schönsten und kostbarsten Sachen im ganzen Ausstellungsgebäude in Augenschein zu nehmen. Zunächst hat Buzon selbst in einem großen dreigeteilten Glasschrank einen vollständigen Gold- und Silberladen hergerichtet, vor dem man wohl eine Stunde verweilen könnte, um alle einzelnen Gegenstände nach einander zu betrachten: silberne Thee- und Kaffeeservice, Schüsseln und Schalen, Leuchter und Aufsätze, auch Monfranzgen, Ciborien, Kelche u. s. w., von den kleineren Dingen gar nicht zu reden, und fast alles in einem gewählten Geschmack, und vieles in wirklich künstlerischer Vollendung. Interessant ist auch das Rohsilber und das geschmolzene Silber in Barren und Stangen, bezugleich die schön gearbeiteten Stahlstempel zu Pressungen und Ähnliches. Wir dürfen uns aber nicht allzu lange dabei aufhalten und machen nur noch auf den großen Silberzeugkasten aufmerksam, der als sechster Hauptgewinn für die bevorstehende Ausstellungs-Lotterie angekauft ist. Der blauesamtene Kasten, groß wie ein kleiner Handkoffer, enthält alles, was an Bestecken für eine feine Gasttafel notwendig ist, große, mittlere und kleinere Löffel, Messer und Gabeln u. s. w. und immer zwei Duzendweise, so daß der glückliche Gewinner eine Gesellschaft von vierundzwanzig Personen einladen kann, um die Ehrgäste einzuzweihen. Wie viel Tausende haben wohl schon vor jenem Kasten gestanden und im Stillen gedacht: „wenn Du es doch bekämest, das wär' eine Freude! Einer kann es doch nur sein, und Du ebenso gut wie jeder andere.“ Das ist die Logik des Lotteriespiels, und sie bleibt auch bei 300,000 Loosen, wie im vorliegenden Falle, immer dieselbe. Uebrigens ist der Wunsch jedem erlaubt, der ein Loos genommen hat, nur thut man gut, nicht allzu fest darauf zu rechnen, nicht allzu fest, denn die Glücksgöttin Fortuna hat wunderliche Launen. Was mich betrifft, so wünsche ich das schöne Silberbesteck jedem meiner Leser, Notabene, wenn es mir selbst nicht beschieden ist. Aber auch ich rechne nicht allzu fest darauf.

Und nun gar der Erste Hauptgewinn der Lotterie, also das „Große Loos“, der sich gleichfalls hier ganz in der Nähe befindet, und natürlich ein noch größerer Magnet ist als die Silberfachen. Er besteht aus einem Halschmuck und einem Armband in Brillanten. Es liegt ein seltsamer Zauber, namentlich für die weibliche Welt, in dem kleinen Wörtchen „Brillant“, der doch, wie allgemein bekannt, nichts weiter ist, als kristallisierter Kohlenstoff, mithin nur eine andere Form der gewöhnlichen Steinkohle. Wenn mich ein Chemiker liebt, so wird er über diese „oberflächliche Notiz“ gewiß den Kopf schütteln, aber die Chemie kommt bei unserem Brillantenschmuck nicht weiter in Betracht, denn der gelehrteste Chemiker könnte uns ja doch nicht zu dem Gewinn verhelfen. Der Name des

ober der Glücklichen liegt noch „im Schooße der verhüllten Zukunft“, wie der Dichter sagt, aber bis dahin haben wir das Anschauen und Bewundern frei; nur muß man nicht in den Nachmittagsstunden hingehen, denn dann ist der Glasschrank bergestalt von Neugierigen belagert, daß man nur schwer davor gelangen kann. Steht man aber einmal davor, so ist man noch schwerer wieder fortzubringen unter „man“ sind zunächst die jungen Damen zu rechnen, die (um nochmals einen poetischen Ausdruck zu gebrauchen) „traumverloren“ und „sehnsuchtsirrunken“ die blinkenden Steine betrachten und dabei still in sich hinein das Wörtchen „wenn“ flüstern — übrigens die alten Damen ebenfalls. Auch hier kann unter den hunderttausend Hoffenden und Verlangenden nur eine glückliche Nummer sein; also noch einige Wochen Geduld und wir werden das Sonntagskind kennen. Wir selbst standen eines Morgens vor dem Brillantschrein, als gerade der Besitzer denselben öffnete, um abzustauben und Verschiedenes zurechtzuliegen, und so konnten wir den Schmuck nicht allein bequem betrachten, sondern sogar berühren. Eine elektrische Komotion habe ich dabei allerdings nicht empfunden, aber daß auch in mir der obige Gedanke mit „wenn“ aufgestiegen ist, will ich gern gestehen. Die Steine sind klar und wasserrein, die Fassung elegant und geschmackvoll; das Armband vielleicht etwas zu groß, doch bei einem Brillantschmuck heißt es ja: je größer, desto besser. Fast hätten wir aber über dem schönen und kostbaren Fabrikat den Namen des Fabrikanten vergessen, was im vorliegenden Falle wie ein Kompliment ausfallen könnte: Es ist der Juwelier A. Stüttgen in Düsseldorf, ein anerkannt tüchtiger Mann in seinem Fache, dem jetzt die Lieferung des Hauptgewinnes zu einer wohlverdienten Reflektion wird. Der Preis des Schmuckes ist auf 12,000 Mark festgesetzt, d. h. der Ladenpreis, und für 9000 Mark nimmt ihn der Fabrikant wieder zurück. Die Fagon ist mithin sehr teuer, doch da man ihn für eine Mark gewinnen kann, so muß man es damit so genau nicht nehmen. In derselben Vitrine dicht über dem Schmuck paradiert auch ein gelber sogen. Kapdiamant, als Busennadel und von der erstaunlichen Größe eines guten Zentimeters im Quadrat, zum Preise von 16,000 Mark. Eine teuere Nadel, die indes, wenn es ein wasserheller weicher und ganz fehlerfreier ostindischer Brillant wäre, wenigstens zehnmal so viel wert sein würde. Gottlob hängt das Lebensglück der Menschen nicht von dem Besitz solcher Steine ab, sonst stände es schlimm um die weitaus größte Mehrzahl der Erdenbürger. Die Kaiserin Eugenie, um nur ein Beispiel anzuführen, besaß zur Zeit ihres Glanzes, wie man allgemein behauptete, den schönsten und kostbarsten Brillantschmuck in Europa, der auf mehr als 15 Millionen Franken geschätzt wurde — und jetzt! . . . „Neugierig bin ich aber doch, wer den Schmuck gewinnt“, sagte kürzlich eine Dame aus Köln, mit der ich davor stand, und als galanter Cavalier mußte ich ihn natürlich ihr wünschen; im Stillen dachte ich indes anders, denn, da das Kleinod in Düsseldorf gemacht ist, möchte ich auch, daß es in Düsseldorf bliebe. Aber befolgen wir den Rat eines humoristischen

Fremdes, mit dem ich gleichfalls der Schmelde eine Welle betrachtete, und der mir endlich zurief: „Ach was! regen wir uns nicht auf und gehen wir weiter; wir bekommen ihn ja doch nicht!“

Noch ein anderes Schaustück der edlen Goldschmiedekunst steht hier ganz in der Nähe, aber dasselbe hat längst seinen Besitzer gefunden, der mit Recht stolz darauf sein darf. Es ist eine große Wein-Bowle, die, wie die Inschrift sagt, dem früheren Oberbürgermeister von Düsseldorf, L. Hammers, bei seinem Scheiden aus verdienstvoller Wirksamkeit von dankbaren Bürgern gewidmet wurde. Das Kunstwerk, denn diesen Namen verdient die schöne Bowle in jeder Hinsicht, ist vom Hofjuwelier W. Diken in Düsseldorf angefertigt, und zwar nach einem Entwurf des schon mehrfach in unseren Berichten genannten Professor Rindlatsch; das Edelmetall an der kristallinen Schale und das dazu gehörende Plateau mit den gleichfalls sehr reich gefassten zwölf Gläsern ist eine bis auf die kleinsten Details sorgfältig ausgeführte getriebene Handarbeit, und darf sich kühn den schönsten derartigen Bruntgefäßen der großen Berliner Firmen, auf die man, und mit Recht, noch immer so gern als das Schönste und Nachahmenswerteste hinweist, an die Seite stellen. Die Bowle wird speziell von den vielen Engländern bewundert, die unsere Ausstellung besuchen und die bekanntlich große Freunde von solchen Schaustücken sind.

Neben dem Gold und Silber spielt das Eisen nur eine sehr untergeordnete Rolle, und doch findet sich gerade hier, gleichfalls in der Nachbarschaft aller dieser goldenen und silbernen Bruntgeräte, eine Arbeit aus Eisen, die hohe Beachtung verdient und die wir durchaus nicht unerwähnt lassen dürfen. Es ist dies ein mittelalterliches Schild vom Schlossermeister A. Belz in Niederrad bei Frankfurt a. M., und soll, nach der beigefügten Inschrift, ein Versuch sein, ein Stück Ächter, aus freier Hand getriebener Schmiedearbeit ohne Schrauben, Nieten und Lötung herzustellen. Man muß gestehen, daß dieser Versuch glänzend gelungen ist, denn die einzelnen Verzierungen an Blumen, Gewinden, Knöpfchen und Spitzen sind so niedlich und fein ausgeführt, daß das Ganze, als bloße Schmiedearbeit, eine wirklich erstaunliche Leistung genannt werden muß. Der härtige Kopf über dem Schilde ist aus einem rohen Eisenstück einfach heraus gemeißelt und ganz ausdrucksvoll und jedenfalls höchst originell. Das Schild gehört dem mitteldeutschen Kunstgewerbe-Verein in Frankfurt (schon die beste Empfehlung) und ist in seiner Art ein Unicum der XX. Gruppe. Wie viele, die heute diese Notiz lesen, sind wohl daran vorüber gegangen, ohne es bemerkt zu haben; für uns deshalb eine um so größere Pflicht, darauf hinzuweisen. Wie man sieht, kann also auch das gewöhnliche Eisen in geschickter Hand mit den Edelmetallen konkurrieren. *)

Und doch wenden wir uns noch einmal diesen letzteren zu, bevor wir den Sektor verlassen, der, wie gesagt, überaus reichhaltig und prächtig ausgestattet ist, und zwar zunächst, um die Monstranzen und Kelche von F. A. Duxenberg (Papst. Kunstinstitut für Kirchengefäße in Grefeld) zu betrachten und zu bewundern, denn die sämtlichen Gegenstände sind von wirklich auffallender Schönheit. Non multa, sed multum, könnte man von dieser Ausstellung sagen, denn die Zahl der heiligen Altargeräte ist nur gering, aber jede der drei Monstranzen und jeder der vier Kelche ist ein vollendetes Meisterwerk. Ganz besonders gilt dies von dem großen Ostensorium in der Mitte (auch dieses ist nach einem Rindlatsch'schen Entwurfe gearbeitet), das man lange schauen und sich gewissermaßen in die Komposition hinein denken muß, um diese reiche, kunstvolle Arbeit in allen ihren Einzelheiten nach Verdienst zu würdigen. Die vier Flügel dieser Monstranz, mit ihren Fialen und Balbacinen und den darunter gruppierten musizierenden Engelfigürchen von Silber, bilden ein wahres Prachtstück, wie wir Schöneres und Sinnigeres uns kaum erinnern, jemals gesehen zu haben. Man möchte fast sagen, daß man es herauszieht, oder doch herausfühlt, mit welcher Liebe und Hingabe der Künstler daran

*) Ganz kürzlich, also sehr spät, ist in dieser Gruppe noch ein anderes ähnliches Schild ausgestellt worden, gleichfalls eine eiserne Schmiedearbeit, und zwar eine getrene Kopie des aus dem 16. Jahrhundert stammenden Aushängeschildes „Zum Grauen Wolf“ in Regensburg. Die sehr fleißige Arbeit ist von einem jungen Kunstschlosser, Fr. Köster in M.-Glabbach, und noch dazu, wie wir hörten, eine Feterabendarbeit, da derselbe in einer Maschinenfabrik angestellt ist. Wüthig doppelt verdienstlich. Fr. Köster hat auch mehrere Thürschlösser und Schlüssel ausgestellt, gleichfalls sehr sorgfältige und hübsche Kopien nach mittelalterlichen Originalen, die wir Kennern und Liebhabern zur freundlichen Beachtung empfehlen.

gearbeitet hat, und man gewinnt ihn unwillkürlich lieb, ohne ihn zu kennen. Wie verschwinden dagegen doch alle, auch die schönsten goldenen und silbernen Profangefäße, gleichviel welcher Art, und wäre es auch ein ganzer „Silbertisch“, vorzüglich wenn man sich den erhabenen Zweck eines solchen Kunstwerkes vor die Seele ruft.

Sehr schön ist auch der vom Baurat Stag entworfene goldene Pokal, der im vorigen Jahre dem Reichstagsabgeordneten Dr. Aug. Reichensperger, dem Vertreter der Stadt Grefeld, von seinen Wählern als Ehrengabe überreicht wurde, und der gleichfalls aus der Duxenberg'schen Kunstwerkstatt hervorgegangen ist. Namentlich werden die an diesem Pokal ausgeführten Emailarbeiten, die geschmackvolle Verwendbung der vielfarbigen Steine und der Wechsel zwischen dem matten und glänzenden Golde von Kennern sehr gelobt.

Die Stadt Münster i. W. ist übrigens gleichfalls in dieser Gruppe schön und würdig vertreten, so zunächst durch J. C. Dsthuys, dessen Arbeiten schon gleich beim Beginn der Ausstellung in vielen Blättern mit großer Anerkennung erwähnt wurden. Diese Firma ist die älteste ihrer Art in unseren Provinzen, denn sie datirt von 1756, und diesem Alter entspricht ihr bewährter Ruf. Die Kunstverständigen legen besonderes Gewicht bei den Dsthuys'schen Arbeiten auf den Umstand, daß dieselben im eigentlichen Sinne Erzeugnisse des Kunsthandwerks sind, insofern sie sämtlich ohne Benutzung von Hilfsmaschinen aus freier Hand verfertigt werden. Was sonst vielfach auf diesem Gebiete durch Guß hergestellt wird, ist hier das Produkt von Stichel und Laubsäge, und dieser Vorzug tritt namentlich bei den gotthischen und romanischen Monstranzen glänzend hervor. Diese sind durchweg von stilvoller Schönheit, und ebenso die Kelche, Ziborien, Kreuze und Rauchfässer, viele dieser Gegenstände sind nach Entwürfen des auf dem Gebiete der kirchlichen Architektur rühmlich bekannten Baumeisters Hertel in Münster angefertigt. Die Firma (hier in Düsseldorf durch W. Deters vertreten) hat auch silberne Profangefäße ausgestellt, die sich durch feinen Geschmack und sorgfältige Arbeit auszeichnen.

Als zweite Firma aus Münster erscheint H. Potthoff, gleichfalls mit kirchlichen Kunstgeräten, aber anderer Art. Vor allem erregt ein großer Kronleuchter unsere besondere Aufmerksamkeit. Derselbe hat einen Durchmesser von fast 2 Metern, und den durchbrochenen, schön gearbeiteten Reif schmücken sechs Balbacine, unter denen jedem ein Engel mit einem religiösen Symbol angebracht ist. Die übrigen Teile entsprechen dieser Auffassung, und wir dürfen mit Recht diesen Kronleuchter als einen der schönsten und jedenfalls als einen eigenartigsten in der ganzen Ausstellung bezeichnen. Zu beiden Seiten des Potthoff'schen Glaschrankes steht ein siebenarmiger, gegen 8 Fuß hoher Kandelaber aus Messingguß, vielleicht etwas schwer und massiv, was aber wohl nur in dieser Umgebung auffällt; in einer Kirche, wohin sie gehören, würden sie jedenfalls von großer Wirkung sein. Dasselbe gilt von dem gegenüber stehenden Kerzenstock. Der Glaschrank selbst enthält eine schöne Auswahl von Kreuzfingern, Lampen, Tabernakelkronen, Weihrauchfässern u. s. w., alles gebiegen und stilgerecht und eingehender Betrachtung wert.

Die bekannte Firma Arn. Künne in Altena i. W., zugleich eine der ältesten des Landes, die unter anderen Auszeichnungen schon auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1855 eine Preismedaille erhielt, macht auch hier ihrem bewährten Rufe alle Ehre. Sie hat namentlich viele silberne Aufsätze ausgestellt, die zu Jubiläums-Geschenken und ähnlichen Anlässen angefertigt wurden, darunter mehrere in überaus stilvoller und zugleich sinnreicher Ausführung. Es verlohnt sich der Mühe, nach dem Spezialkatalog der Firma die einzelnen Gegenstände einer besonderen Betrachtung zu unterziehen. Uns würde das hier zu weit führen, aber speziell müssen wir doch den sogenannten Kaiserpokal hervorheben, schon weil er zur Verloosung angekauft ist und zu den zwölf Hauptgewinnen gehört. Er ist sehr schön im deutschen Renaissancestil gearbeitet, vielleicht etwas zu bunt gehalten, aber als Schaustück unläugbar von bedeutender Wirkung und deshalb für den beabsichtigten Zweck durchaus geeignet. In wie weit jedoch die Arbeit das Motto: „Vom Fels zum Meer“ verfindebildlich soll, wie es der Katalog ausdrücklich betont, ist uns nicht recht verständlich geworden. Einige feuerberggoldete Kelche im gotthischen und romanischen Stil, an denen vorzüglich die Emailarbeiten sehr gelungen sind, wären noch mit besonderem Lobe zu erwähnen. Sonst sind der Dinge fast allzuviel, so daß dadurch der Ueberblick erschwert und zugleich das Bedeutendere allzusehr zurückgedrängt wird.

Die übergroße Masse der Gegenstände macht es jedenfalls nicht, was wir an der Dürenbergischen Ausstellung gesehen haben, der wir nach wie vor den Preis zuerkennen müssen.*)

Dies verhindert uns indes nicht, auch noch einem andern Aussteller Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der dies im vollsten Maße durch seine vortrefflichen Arbeiten beanspruchen darf, nämlich dem Fabrikanten Fr. Hellner in Kempen, dessen kirchliche Geräte und Gefäße sogar die besondere Aufmerksamkeit der Kaiserin bei ihrem neulichen Besuch auf sich gezogen haben. Die hohe Dame soll dabei geäußert haben, wie sehr es sie freue, gerade in der Stadt des gottseligen Thomas von Kempen das kirchliche Kunsthandwerk so schön vertreten zu sehen. Die respectable Firma feiert in einigen Jahren das hundertjährige Jubiläum ihrer Gründung, und darf mit gerechtem Stolz sowohl auf ihre früheren, als auf ihre jetzigen Leistungen blicken. Der große Glaskrein enthält unter der Menge der ausgestellten Gegenstände sehr schön gearbeitete vergoldete Monstranzen und Kelche, ferner silberne Ampeln, Weihrauchfässer und Altarleuchter, die von gutem, würdigem Geschmack und von sorgfältiger Arbeit ein sehr be-
redtes Zeugnis ablegen; ganz besonders hat uns noch ein prächtiges Messbuch gefallen, dessen Deckel in Gold, Silber und Email an ähnliche Arbeiten erinnert, die in den Räumen der kunstgewerblichen Altertümer ausgestellt sind. Ueberhaupt ist die rechte Seite des Schreines im Gegensatz zu der linken auffallend bevorzugt, denn diese enthält nur Profangefäße gewöhnlicher Art, silberne Thee- und Kaffeekannen und dergleichen, was wir auch anderwärts in dieser Gruppe massenhaft finden, und was bei einer Firma wie die Hellnersche doch mehr als Nebensache anzusehen ist.

Einen schönen Schluß für unseren heutigen Bericht, der so viel prächtige und kostbare Dinge schilderte, bietet uns die Ausstellung von Gehr. Hermeling in Köln, die wir hier zuletzt nennen, die aber jedenfalls zu den ersten der Gruppe gehört, wovon nicht ganz oben an stehen müßte. Die bedeutenden Leistungen dieser Firma sind jedem bekannt, der auf dem Gebiete der kirchlichen Ornamentik, speziell des Altarschmucks, kein Neuling ist; hier zeigt sie uns eine kunstvoll und herrlich ausgeführte Arbeit, nämlich das Tabernakel für den Hochaltar in St. Maria im Kapitol zu Köln. Welcher Kölner wäre nicht stolz auf diese Kirche, die zu den schönsten der an schönen Gotteshäusern so reichen Metropole gehört, und welcher Fremde, der nach Köln kommt, versäumt wohl, ihr einen Besuch zu machen, um sich an dem großartigen Bauwerk zu erfreuen und zu erheben, vollends jetzt, wo dasselbe so glänzend restauriert ist? Den würdigen Schlußstein dieser Restauration wird nun das erwähnte Tabernakel bilden, das hier in dem engen Raume und von so vielen anderen, obwohl bedeutenden Gegenständen umgeben, nicht die Wirkung machen kann, dieses später an Ort und Stelle hervorbringen wird. Der hohe und stattliche Aufbau entspricht dem romanischen Stil der Kirche, Gold und Email sind an den schlanken Säulen und Seitenflächen reich und geschmackvoll verwendet, bis hinauf zu der Kuppel, die den Baldachin krönt.

Somit hätten wir unseren heutigen Rundgang, der sich freilich auf kaum mehr als etwa 20 Schritte im Quadrat beschränkte, beendet, und trotzdem auf diesem verhältnismäßig so kleinen Raume einen hohen Begriff von den bedeutenden und glänzenden Leistungen unserer rheinisch-weißrheinisches Provinzen auf dem Gebiete des Kunstgewerbes gewonnen.

Etwas vom Wetter.

Meteorologische Betrachtungen
von W. Egemann.

(Fortsetzung.)

Wir haben uns absichtlich einer größeren Ausführlichkeit bei der theoretischen Betrachtung der Luftströmungen beilehigt, weil

*) In der Künneschen Koje hängt auch eine große gestickte Tischdecke, ein Werk zweier Düsseldorfer Damen (Wischebrink und von den Steinen), das allgemeine Bewunderung erregt. Es ist eine Kreuzstich-Stickeret, blau auf weiß, im Stil einer breiten Renaissanceborde mit Figuren. Diese Borde bildet den Saum des leinenen Tafelluches (für 24 Personen), das außerdem noch durch Einsätze und Festons aus schweren böhmischen Leinenspitzen in verschiedene Felder abgeteilt ist. Eine ebenso großartig angelegte, wie mühevollen Arbeit, die nur leider auf dem ihr angewiesenen Plage, und mehr noch durch die mangelhafte Art, wie man sie aufgehängt hat, fast gar nicht zur Geltung kommt. Gegen so fleißige Damen hätte man wohl etwas galanter sein können.

die Kenntnis der Entstehung und des Verlaufs dieser wichtigen meteorologischen Erscheinungen zur Beurteilung mancher Witterungsverhältnisse schlechterdings erforderlich ist. Letztere stehen unverkennbar in so nahem Zusammenhang mit den Luftströmungen, daß z. B. Leute, die durch ihren Beruf Tag für Tag zu längerem Aufenthalt im Freien genötigt sind und sich dabei an aufmerksame Beobachtung der Himmelsansicht gewöhnt haben, im Stande sind, aus der Zusammenstellung der Temperaturverhältnisse mit der gerade vorherrschenden Windrichtung einen Schluß auf die zu erwartende Witterung zu machen. Weht bei solcher Lufttemperatur SW-Wind, der ja immer mehr oder weniger Wasserdampf mit sich führt, so darf der Eintritt von Gewittern, Regen für möglich gehalten werden. Oft tritt der vermutete Fall ein, oft aber auch nicht, weil die Rechnung einen Hauptfaktor, den Luftdruck, außer Acht gelassen hatte. Denn zu einer zuverlässigen Vorausbestimmung der Witterung gehört unbedingt, daß die Temperatur- und Windbeobachtungen Hand in Hand gehen mit den Beobachtungen des Luftdruckes, den das Barometer anzeigt.

Indem wir zu diesem Teil unserer Abhandlung übergehen, müssen wir die Bekanntschaft des Lesers mit den natürlichen Eigenschaften der Luft und der Einrichtung eines zu wissenschaftlichen Zwecken dienenden, also guten Barometers voraussetzen. Die armseligen Instrumente, wie sie von Hausierern als sogenannte Wettergläser feilgeboten werden, sind für den Meteorologen absolut unbrauchbar, weil der Raum über der Quecksilbersäule in der Glasröhre niemals ganz luftleer ist und also die Säule nicht frei dem Drucke der in der Pistole über der Quecksilberfüllung befindlichen Luft folgen kann. Ferner leiden sie an Fehlerhaftigkeit der Scala. Die richtige Scala eines brauchbaren Barometers muß aber 1. nach einem zuverlässigen Längenmaße gefertigt und 2. nach der Meereshöhe des Beobachtungsortes reguliert sein. Da ein und dasselbe Barometer oft zu Beobachtungen in verschiedener Meereshöhe dienen muß, so werden die Scalen jetzt meistens so eingerichtet, daß sie behufs jedesmaliger Regulierung entsprechend verschoben werden können. Seit Einführung des Metermaßes in Deutschland hat man hier von der alten Zoll- und Linieneinteilung abgesehen und die Millimeterscala angebracht, die übrigens jeder, der ein Barometer mit alter Einteilung besitzt, und wie angenommen werden darf, weiß, daß

25 Pariser Zoll = 300 Pariser Linien, 443⁰⁰⁰ Par. Linien = 1 Meter

26 " " = 312 " "
27 " " = 324 " "
28 " " = 336 " " , 336⁰⁰⁰ Par. Linien = 760 Millimeter
und 0⁴⁴³⁰ Par. Linien = 1 Millimeter

sind, leicht selbst anfertigen kann.

Alle Barometerbeobachtungen resp. Messungen bedürfen, wofern sie einen wissenschaftlichen Wert haben sollen, noch einer Richtigstellung resp. Verminderung. Es ist nämlich zu berücksichtigen, daß auf die Quecksilbersäule nicht nur der Luftdruck, sondern auch die Temperatur wirkt, und dieser Temperatureinfluß in Abrechnung gebracht werden muß, wenn man eine richtige Angabe des Luftdruckes erhalten will. Zu diesem Zwecke wird am Barometer ein Thermometer angebracht, welches genau die Temperatur anzeigt, in der sich das Barometer selbst befindet. Sorgfältige Messungen haben nun gezeigt, daß, wenn man die Länge der Barometerquecksilbersäule bei 0° R. = 1 setzt, diese Länge bis zur Temperatur des siedenden Wassers um 1/55₅ größer wird und daß sich das Quecksilber zwischen diesen beiden Temperaturpunkten gleichförmig ausdehnt, also die Aenderung der Länge für + 1° R. gerade 1/444₀ der ursprünglichen Länge beträgt.

Haben wir z. B. in einem + 18° R. warmen Zimmer den Barometerstand zu 336₄₅ abgelesen, so führt man denselben dadurch auf 0° R. zurück, d. h. auf den wissenschaftlich brauchbaren Wert, daß man das Produkt

$336_{45} \cdot \frac{18}{444} = 1_{86}$ von dem abgelesenen Linienbetrag 336₄₅ abzieht, also 1₈₆ bleibt 335₀₉ als wahrer Stand.

Hängt aber das Barometer in einem Zimmer resp. in einer Temperatur von 3° Kälte (= - 3°) und zeigt es dabei auf 330₅₅ Linien, so muß das Produkt

$330_{55} \cdot \frac{3}{444} = 0_{22}$ oder 0₂₂ zu dem abgelesenen Stande addiert werden, was als wahren Wert 330₂₂ für den Luftdruck ergibt.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Gb. Hüsgen.

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

N 37.

Sonntag, den 12. September.

1880.

A.E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

XX.

In der Maschinenhalle. — Das Jagdzimmer.

Die „Schönen Tage von Aranjuez“ sind für die Düsseldorfer Ausstellung noch lange nicht zu Ende, im Gegenteil, sie scheinen noch immer schöner zu werden. Man muß aber auch gestehen, daß das Unternehmen wirklich Glück hat, und daß es zumal von Oben durch das herrliche Wetter ausnehmend begünstigt wird. Wir haben jetzt ja schon bald einen Monat lang heiteren Himmel und Sonnenschein, und wenn Wolken heraufzogen, so war es nur, um durch ein erfrischendes Gewitter die gewünschte Abkühlung zu bringen. Hält sich der letzte Monat, der September, wie er begonnen hat, so dürfen wir uns glücklich schätzen, denn dann sind die kühnsten Hoffnungen erfüllt.*) Nebenbei taucht auch wieder das Gerücht von einer Verlängerung des Schlußtermins bis zum 20. Oktober auf, und neuerdings mit noch größerer Bestimmtheit wegen des auf den 15. Oktober festgesetzten Dombaufestes, das möglicherweise noch viele Fremde nach Düsseldorf ziehen könnte; sicher ist es indes keineswegs, und wir raten den Nachzügler, sich nicht allzu fest darauf zu verlassen. Der Vorstand denkt am Ende auch mit Güthe, daß nichts schwerer zu ertragen sei, als eine Reihe von guten Tagen, vollends von Wochen und Monaten, und bleibt deshalb bei seinem ersten Beschluß, und das um so mehr, als er ja, wie jeder weiß, brillante Geschäfte gemacht hat. Auch hat, einige Extratage abgerechnet, der Besuch der Ausstellung im großen Ganzen bereits abgenommen, was aber bei den vielen Tausenden von täglichen Besuchern nicht viel sagen will; sehr wahrscheinlich wird er sogar wieder zunehmen, da der verehrliche Vorstand sich endlich entschlossen hat, das Eintrittsgeld, wenigstens für einen Tag in der Woche, auf die Hälfte herabzusetzen. Eingeweiht wurde diese neue Maßregel am Sabbatage, übrigens ohne ein erhebliches Plus zu erzielen, was wohl zunächst in dem Umstande seinen Grund hatte, daß gar Viele den patriotischen Tag daheim feiern wollten. Sehr schön war an jenem Abend die Illumination des Gartens, vorzüglich der große Weiher, der mit leuchtenden Arkaden und blinkenden Sternen eingefaßt war, und die Kutne, die eine gute Viertelstunde lang geradezu in bengalischen Flammen aufging. Auch das elektrische Licht fehlte nicht, das die entlegensten Stellen des Gartens mit nächlichem Sonnenschein füllte. . . Kurzum die ganze funkelnde und strahlende Pracht und Herrlichkeit, wie wir sie schon früher einmal geschildert, die man aber immer gern von Neuem sieht und bewundert. Auch das Souper, das wir an jenem Abend auf der Terrasse der großen Restauration

*) Uebrigens „unberufen“, wie ein bekanntes Volkswort sagt; denn gerade in den Tagen, wo ich dies schreibe, hat sich Regenwetter eingestellt, das hoffentlich nicht anhalten wird. Die Ausstellung bei Regenschirmen und Gummischuhen, wie wir dies im Juli mehrfach erprobt, hat nichts Erfreuliches, so schöne und elegante Exemplare von beiden auch in der Gruppe für Bekleidungsgegenstände zu sehen sind.

mit guten Freunden einnahmen, war vortrefflich, was wir schon der Gerechtigkeit wegen nicht verschweigen dürfen, weil wir früher über das Gegenteil mehrfach geklagt haben. So hat sich also auch die vielfach verrufene Spettewirtschaft gebessert; etwas spät allerdings, aber besser spät als niemals. Immer glänzender dagegen hat sich der Ruf des Bierpavillons bewährt; schon in der letzten Augustwoche und zwar an dem großen „Eisen- und Stahltage“ der englischen Ingenieure, war im Dietrichschen Pavillon das tausendste Hektoliter angekommen und angestochen worden, was also, da dasselbe auch noch an demselben Abend leer getrunken wurde, in runder Summe 100 tausend Liter für den einen Pavillon macht! Und da es deren über zehn im Garten gibt, die, wenn auch nicht ganz so florieren wie der Dietrichsche, doch gleichfalls vollauf zu thun haben, so ist das Rechenzempel leicht aufgestellt, daß den Bierkonsum nach vielen Millionen Schoppen fixiert, denn drei, vier Schoppen weiß eine geschickte Hand schon aus einem Liter herauszupfen. Die geringe Dimension der Gläser ist nämlich die einzige Schattenseite dieses heiteren Bildes, aber der Trinker soll auch noch geboren werden, dem die Gläser groß genug sind, oder der gar über zu große Gläser klagt. Im Gegenteil, der alte Spruch, den ich kürzlich in einem hiesigen Gartenhäuschen, wo es oft sehr lustig hergeht, angeschrieben fand, und den ich hier zu Nutzen und Frommen meiner Leser hersetzen will, hat noch immer seine Geltung:

„Das ist eine bittere Seelenpein,
Die werd' ich nimmer los!
Stets, mein' ich, sind die Gläser zu klein,
Und stets der Durst zu groß!“

Dabei ist der Weinkonsum noch gar nicht gerechnet, wovon der Besitzer der altdeutschen Weinkelneipe ein Liedchen singen kann und jedenfalls ein zufriedenes. Die englischen Ingenieure sollen übrigens im Bier nicht viel „geleitet“ und den Champagner vorgezogen haben, und darin hatten sie ganz Recht, wie der Vorstand ebenfalls Recht gethan, es nicht an Sekt fehlen zu lassen. Einem Engländer kann man nämlich keine größere Aufmerksamkeit erweisen, als wenn man ihm Champagner vorsetzt, und die noble Bewirtung der Gäste vom Themsestrand hat bereits in der „Times“ gebührende Anerkennung gefunden. Und um so schmeichelhafter ist dies für uns alle, weil die Ausstellung selbst den Herren, wie sie es mit ächtenglischer Offenherzigkeit gestanden, gewaltig imponiert hat, so daß wir mit dem Besuch ebenso zufrieden sein können, wie sie. Denn die fremden Gäste, zu denen sich auch die inländischen Ingenieure gesellt hatten, haben nicht bloß getaselt und gezecht und sich amüsiert, sondern auch verschiedene unserer großen industriellen Etablissements besucht, Sitzungen beigewohnt und Neben gehalten und angehört, und schließlich die wichtigsten vier ersten Gruppen der Ausstellung einer eingehenden und sachkundigen Besichtigung unterzogen. Und gerade bei dieser letzteren Gelegenheit ist ihr günstiges Urtheil so einstimmig gewesen, wie man es kaum erwartet hatte.

In der Maschinenhalle sollten sie namentlich der Ausstellung von Haniel u. Lueg in Düsseldorf volle und allge-

meine Anerkennung. Dieselbe verdient es aber auch in hohem Grade, denn sie ist großartig und interessant, und bietet dabei zugleich den Vorteil, daß sie auch dem Laien sofort sehr verständlich erscheint. Eine ungeheure Schiffschraube (für den norddeutschen Lloyd-Dampfer „Neckar“ bestimmt) zieht zunächst alle Augen auf sich; sie ist in ihrer Art wohl ebenso bedeutend und sehenswert wie die Kruppsche Riesenkanone, denn sie wiegt, bei einem Durchmesser von 16 Fuß, gegen 30,000 und die dazu gehörende über 24 Fuß lange Welle 27,000 Pfd. Diese kolossalen Dimensionen und Gewichtverhältnisse sind nötig, um einen Dampfer erster Klasse mit einer Schnelligkeit von 4 und 6 Meilen pro Stunde über den Ozean zu befördern, aber man kann dann auch wirklich sagen, daß er mit den vier Flügeln seiner Schraube nur so durch das Wasser fliegt. Das gleichfalls ausgestellte Modell eines Hinterstebens für eine Korvette der kais. Flotte ist nicht minder imposant, und eine ganze Sammlung von Schiffsankern, von den kolossalsten bis zu den kleinsten, komplettiert diese Marinestücke größten Stils. Dann kommt ein Schachtbohrapparat und ein sog. Cuvellagering von 12 Fuß Durchmesser, ferner eine gewaltige doppelwirkende „Nittingerpumpe“ und endlich das ziemlich ausgeführte Modell eines schmiedeisernen Schachturmes, alles Gegenstände, welche von der bedeutenden und vielumfassenden Leistungsfähigkeit dieser Firma ein glänzendes Zeugnis ablegen.

Und jetzt, da wir uns nun doch einmal in der Maschinen-galerie befinden, wollen wir auch noch etwas darin verweilen, um wenigstens einen allgemeinen Eindruck davon zu gewinnen. Darauf werden wir uns wohl beschränken müssen, denn auf eine nähere Besprechung der Maschinen können wir uns nach Anlage und Umfang unserer kleinen Schilderungen, nicht wohl einlassen. . . . „und dürfte man einer solchen auch wohl schwerlich gewachsen sein,“ fügt ein kritischer Besucher hinzu, der zur ehlen Zunft der Maschinenbauer, oder doch zu der nicht minder edelen der Sachverständigen gehört, was wir beides leider von uns nicht sagen können. „Eines schickt sich nicht für Alle“, an welchen göttlichen Vers wir schon deswegen erinnert werden, weil gerade an den Seitenwänden dieses Sektors verschiedene Zitate des Altmeisters zu lesen sind. Die Maschinenhalle ist nämlich bei der Dekoration besonders berücksichtigt worden und zwar durch 2 große allegorische Wandgemälde von D. o. e. b. er und durch eine Menge von Sprüchen, unter denen sich, wie gesagt, auch einige von Göthe befinden. Die Gemälde sind aber gar zu allegorisch, vorzüglich dasjenige über dem eben besprochenen Sektor von Haniel und Bueg, das gewiß schon manchem Besucher einiges Kopfzerbrechen verursacht hat. Dämonenhafte, Fackeln schwingende Gesellen, auf wilden Pferden durch die Luft jagend, unter ihnen die grünliche See mit schon blinkenden Nymphen und Nixen. . . . Der Kampf des Feuers mit dem Wasser, oder das Wasser mit dem Feuer, oder was sonst? Das Bild auf der gegenüberliegenden Seite ist kaum verständlicher: „Ernteseegen und Arbeit“, erklärte mir ein Herr, der es betrachtete und den ich darnach fragte, und dem ich jetzt auch die Verantwortlichkeit dafür überlasse. Unter diesem Gemälde steht aber, bis an das Dach hinreichend, der große Dampftrahn von L. S t u c k e n h o l z in Wetter a. d. Ruhr; wohl die kolossalste Eisenmasse von allen Maschinen der Ausstellung. Schon früher hatten wir neben dem Antriebsbau von van der Zypen u. Charakter ähnliche Krähnen gesehen, aber von kleineren Dimensionen, und auch des Lauftrahns erinnerten wir uns, der im Mittelschiff der Maschinen-galerie monatelang vor Eröffnung der Ausstellung täglich hin und her zog, um die zenterschweren Maschinenteile an Ort und Stelle zu bringen. Dieser Krahn ist augenblicklich in Ruhe und so gut wie vergessen; später aber, post festum, wird er seine Thätigkeit zur Fortschaffung der Maschinen wieder beginnen. Er stammt aus der Duisburger Maschinenfabrik (vormals De G e m u. K e e t m a n n), die gerade hier neben dem Stuckenhölzischen Krahn verschiedene Arbeiten ausgestellt hat. So speziell eine Ankerkette für die Panzerkorvette „Sachsen“, welche die Schwere einer mittleren Schiffsladung hat, was man sofort begreift, wenn man sie näher betrachtet. Man sollte denken, eine solche Kette sei stark genug, um nicht ein, sondern zehn Kriegsschiffe festzuhalten, und doch aibt es, naureutlich in den indischen Gewässern, fürchtbare Orkane, sogen. Zyklonen, die diese Eisenkette wie eine Nußschale hin und her werfen und es auf die Klippen schleudern, wo es in Trümmer geht. Das sind dann die Schiffbrüche, von denen wir so oft mit Grausen in den Zeitungen lesen. So kämpft der Mensch stets gegen die Gewalt der Naturkräfte, obwohl er stolz behauptet, daß er sie sich unterthan gemacht hat und denen er doch erliegen muß. Freilich geht er

auch oft siegreich aus diesem Kampfe hervor, und die kaum überstandene Gefahr schärft seinen Geist, der immer auf neue Erfindungen und Vorrichtungen sinnt, um dem Unheil noch wirksamer zu begegnen.

Aber sehen wir uns nach einem heiteren Bilde um, an dem es auch hier in diesem meist so ernsten Raume nicht fehlt. So z. B. der „Nementisch“ von Kaiser u. Dicke in Barmen, auf welchem baumwollene Spitzen, sog. agréments, fabriziert werden und der stets von Zuschauern umgeben ist. Nichts ist aber auch amüsanter, als die vielen kleinen weißen Spindeln in Thätigkeit zu sehen. Das flirrt und schwirrt und rasselt und klappert und dreht sich so geschwind und unaufhörlich, und die unzähligen Fäden spielen in einander und verschlingen sich, bis dann von allen Seiten die zierlichen fertigen Spitzen zum Vorschein kommen, immer in verschiedenen Dessins und doch nach einem und demselben Gesetz. . . . man weiß nicht recht, wie es zugeht, denn nur die wenigsten kennen den Mechanismus, aber das thut nichts zur Sache; das Ding steht sich so lustig an, und die Fabrikation liegt so einfach und deutlich vor Augen, daß man schließlich meint, es könne gar nicht anders sein.

Auch ein mechanischer Webstuhl von Dacherach, Spante u. Co. in Düsseldorf ist, sobald er in Thätigkeit gesetzt wird, stets ein großer Magnet für die Besucher. Er verfertigt eine lange Reihe von bunten Bändern, gleichfalls in sehr niedlichen Mustern, die Schiffechen fliegen durch die tausend aufgespannten Fäden blitzschnell hin und her, und langsam aber stetig quillt das farbig gemusterte Band zwanzigfach hervor, rollt sich auf und ist fertig, und so fort und immer fort, so lange nur das Material vorhält. Dieselbe Firma hat auch in Gruppe XI, der Textilindustrie, eine ansehnliche Sammlung ihrer anderen Produkte ausgestellt: gewebte Gummiüber zu Hosenträgern und Gürteln, und Strumpfbänder, unter den letzteren wahre Prachtexemplare mit Orangensblüten und seidenen Blumen geschmückt. Solche Strumpfbänder sind aber wohl weniger zum Tragen, als zum Aufbewahren in einem Glaskästchen, und es fragt sich sehr, ob das historische Strumpfband, welches die Gräfin Sallabury verlor und das Eduard III. aufhob und darnach den Hofenbandorden stiftete, so prächtig und kostbar gewesen ist. Honny soit qui mal y pense.

Auch der mechanische Bandstuhl für Handgewebe von Bortwerk u. Sohn in Barmen ist sehenswert, schon weil sein Produkt eine „Neuigkeit“ ist, wie uns ein junger Mann versicherte, der gerade mit dem Buzen der Maschine beschäftigt war und der das französische Wort nouveauté vernünftlich nicht besser zu übersetzen wußte. Gleichviel, dieser Stuhl fabriziert Kleidergurten für Jupons, vulgo Unterröcke (hunny soit qui mal y pense!) und hilft dadurch einem „langgefühnten Bedürfnis“ ab, indem diese rundanschließenden Gurten die fatalen Falten um die Taille bei den gewöhnlichen Unterröcken unnötlich machen. So wenigstens erklärte es uns die kleine freundliche Mamsell, die mit dem Detailverkauf beauftragt ist, und die Nachmittags alle Hände voll zu thun hat, denn keine Dame geht vorüber, ohne diese „Neuigkeit“ zu prüfen und in der Regel auch zu kaufen.

Der Nachmittag ist ohnehin der geeignetste Zeitpunkt zum Besuch dieser Gruppe, weil dann fast alle Maschinen in Thätigkeit sind, wodurch natürlich die Beschäftigung doppelt interessant wird. Freilich macht sich dann auch ein anderer Uebelstand geltend, der aber nicht zu ändern ist. Die Maschinen mit ihren tausenden Schwungradern, ihren Kurbeln, Stangen, Walzen und Treibriemen und all dem übrigen auf und ab und hin und her sich bewegenden Apparat, vollführen nämlich einen entsetzlichen Lärm, der auf die Dauer, vollends für zarte Ohren, unerträglich wird; die dort herrschende Hitze, die an ein russisches Dampfbad erinnert, kommt hinzu, so daß man sich nur zu bald nach einer Luft- und Ortsveränderung sehnt. So wenigstens erging es uns, d. h. den in unserer Gesellschaft befindlichen Damen und wir konnten nicht wohl anders, als dem Ausgange zuellen. Wir gehörten ja nicht zu den englischen Eisen- und Stahlmännern, die sich natürlich mit einem so flüchtigen Besuch nicht begnügt haben würden, und ehrlich gestanden, war es mir selbst auch ganz Recht, diese drückende „Atlasphäre“, (das drollige Wort ist von einem der Aufseher, der wahrscheinlich etwas von Atmosphärendruck gehört hatte) zu verlassen. Ich hätte freilich noch gern den Spinnstuhl von J. F. Klausner in M. Gladbach näher betrachtet, und nach dem Katalog, der in dieser Gruppe zu einem unentbehrlichen Bäderer wird, dort auf eine Baancerbampfmaschine, oder auf einen Luftkompressor, hier auf eine liegende Dampf-

maschine mit Ventilsteuerung und Expansionsvorrichtung, weiterhin auf den Patent-Rollkalander mit 6 Walzen (immer nach dem Katalog!) und meinetwegen auch auf eine Brotteignetmaschine, oder auf die große Maschinenbürste für Tuchfabriken*), oder gar auf die Abtreispumpenstempel mit Patent-Ventilen . . . manchmal kommen ganz absonderliche, unaussprechliche Ausdrücke vor, aufmerksam gemacht, und zwar Alles, um mir das Asehen eines Kenners zu geben, aber, wie gesagt, man drängte zum Ausbruch. Uebrigens, Scherz bei Seite, die Maschinengalerie ist im höchsten Grade sehenswert, und wir raten Jedem, der sich dafür interessiert und dem, wie uns, die Spezialkenntnisse abgehen, sie mit einem sachkundigen Begleiter zu besuchen und sich die nötigen Erklärungen geben zu lassen. Wir wenigstens haben dies schon mehrfach gethan und uns dadurch manche unterhaltende und zugleich lehrreiche Stunde verschafft.

Nach einem kleinen Spaziergange durch den Garten, dessen Teppichbeete und Rasenflächen mit ihren Blumengruppen und exotischen Pflanzen von Woche zu Woche schöner, aber auch so sorgfältig gepflegt werden, daß die sämtlichen Anlagen als wahre Kunstleistungen der Hortikultur gelten können, begaben wir uns wieder zurück in das Ausstellungsgebäude, und zwar nach der IX. Gruppe, um dort das Jagdzimmer von H. u. F. Dieck in Aachen näher zu betrachten. Man hatte uns dasselbe von zuverlässiger Seite als etwas ganz besonders Schönes und Gelungenes empfohlen, und wir sahen auch bald, daß diese Empfehlung durchaus berechtigt war.

Die Ausstellung ist überreich an vollständig eingerichteten Bruntgemächern und Salons, an Schlaf-, Speise- und Arbeitszimmern, von denen wir schon in unserem nächsten Artikel einige besprechen werden, aber das Jagdzimmer ist das einzige in seiner Art und dabei nicht allein in seiner ganzen Einrichtung sehr geschmackvoll und originell, sondern auch so sitzgerecht durchgeführt**), daß man es wohl als ein kleines Gyraschänkechen ansehen und deshalb auch etwas eingehender schildern darf. Das dazu verwendete Holz an Möbeln, Wandbekleidung und Plafond besteht durchweg aus hellem amerikanischem Eichenholz und macht schon an sich einen sehr heiteren und zugleich sehr gemüthlichen Eindruck, der aber durch die Füllungsornamente mit ihren feinen Zeichnungen noch wesentlich gehoben wird. Die Bänke, die Tische und Stühle, desgleichen der schön gemusterte Teppich, sind genau mit dieser Architektur verbunden, ebenso der Kamin und die acht altdeutsche Balkendecke, was ein Ensemble von überaus glücklicher Wirkung bildet. Dasselbe gilt von den Möbelstoffen, wo das sonst so heterogene Grün und Blau eine Farbestimmung hervorruft, die nicht geschickter gewählt sein konnte, und die zugleich beweist, daß man recht gut von den jetzt so beliebten bunten, matten und unbestimmten Farben abweichen und doch dabei etwas sehr Gefälliges und Geschmackvolles liefern kann. Der Kamin ist mit seinen beiden Seitenwänden reich verziert; überall Krüge, Geweihe, ausgestopfte Vögel, Waldbörner, Hirschkäfer und sonstige Jagdgeräte, und die Pendüle in der Mitte vervollständigt diesen Schmuck. Die andere Wand ist über dem hohen Holzgetäfel mit schönen Gobelins bekleidet, die eine lustige Bauernszene nach Teniers unter dunkelgrünem Baumschlag darstellen, und durch das Fenster sieht man in ein Gehölz hinein, was die Täuschung so vollständig macht, daß man wirklich meint, sich in irgend einem Försterhause mitten im Walde zu befinden, freilich in einem solchen, wo man ein besonders reiches und schönes Zimmer für den Besuch hoher Gäste in Bereitschaft hält. Diese würden sich dann aus dem Jilintenschranke in der Ecke eine der prächtigen Büchsen ansuchen, und aus der kleinen hübsch ausgestatteten Bibliothek irgend ein interessantes Buch, wenn etwa die Gesellschaft noch nicht vollständig ist und einige Herren auf sich warten lassen. Wie man sieht, haben diejenigen, welche dies Zimmer einrichteten, an alles gedacht, sogar an lustige Sprüche: Ein gut Gewehr, des Jägers Ehr. —

*) Diese originelle Erfindung ist von dem Herstelleranten J. Kessel in Düsseldorf, der in Gruppe X. der Parawaren-Industrie, eine reichhaltige und hübsche Sammlung von Bürsten, Pinseln, Bürstehölzern u. s. w. ausgestellt hat (eigenes Fabrikat und nicht mit Pariser Arbeiten untermischt, wie es leider nicht jeder gethan) und den wir wohl als den bedeutendsten seiner Gruppe bezeichnen dürfen, zumal wenn wir die Ansehnliche Ausstellung seines Bruders, M. Kessel, gleichfalls in Düsseldorf, dazu rechnen.

**) In italienischer Renaissance, nach Entwürfen und Zeichnungen der Architekten Miklake und Piccol, wobei uns nur aufgefallen ist, die Namen dieser beiden Herren nicht auf dem Schilde zu finden, wie man doch sonst zu thun pflegt und wie es auch nicht anders als recht und billig ist.

Hunde, Falken und Waffen, die machen dem Jäger zu schaffen. — Gute Meute, schöne Beute. — Der Fuchs hat mehr als ein Loch u. s. w.

Als zweites Fenster dient ein erkerähnlicher Ausbau mit bunten in Blei gefassten Scheiben und einem stattlichen Kronleuchter aus Hirschgeweihen. Dieser kleine sechseckige Erker, mit seiner rundlaufenden Bank und dem Tisch in der Mitte, ladet die Freunde nach der Jagd zur Ruhe ein, wenn sie nicht die lange Doppelbank am Kamin vorziehen, oder auch den kunstvollen Sessel aus Hirschgeweihen, der daneben steht. Im Kamin muß man sich dann ein flackerndes Feuer vorstellen, dazu weingefüllte Kannen und Krüge, und brennende Kerzen auf den Leuchtern, und das trauliche Waldmannsheim ist fertig. Für schöne Jagdpfeifen ist noch besonders gesorgt, und zwar durch den Drechslermeister D. S. König in Münster, der ein volles Duzend eingesandt hat, geschmackvolle, fein gearbeitete und dabei praktische Exemplare, ganz wie sie der Jäger liebt. Diese Gabe ist um so willkommener, als das ehrenwerte Drechslerhandwerk auf der Ausstellung bei weitem nicht so repräsentiert ist, wie man von der bekannten Leistungsfähigkeit so mancher tüchtiger Firmen wohl hätte erwarten dürfen.

So sei denn das Jagdzimmer, wie man es mir empfahl, auch meinerseits den Besuchern angelegentlich empfohlen; sie werden gewiß meiner Ansicht beistimmen, daß es ein kleines Bijou unserer Ausstellung ist. Wer weiß, wir erfahren vielleicht später den Namen des glücklichen Besitzers; dann werde ich mich jedenfalls bei ihm zu einer nochmaligen Besichtigung einladen und zugleich um die Erlaubnis bitten, einige meiner Leser und Lesinnen mitzubringen.

Etwas vom Wetter.

Meteorologische Betrachtungen
von D. Egermann.

(Fortsetzung.)

Die täglichen Veränderungen des Barometerstandes hat Dove folgendermaßen hergeleitet. Da nämlich die trockene Luft und die ihr beigemischten Wasserdämpfe gemeinschaftlich auf die Quecksilbersäule des Barometers wirken, dieselbe also einerseits von der trockenen Luft, andererseits durch die Wasserdämpfe getragen wird, ferner mit steigender Wärme die Dichtigkeit der Luft sinkt, während die Verdampfung steigt, so folgt, daß die täglichen Barometerveränderungen mit dem täglichen Temperaturwechsel nicht in einem leicht erkennbaren Zusammenhang stehen werden. — So lange nicht das quantitative Verhältnis beider zwar zugleich, aber im entgegengesetzten Sinne stattfindenden Veränderungen bekannt ist, läßt sich nicht bestimmen, ob der Gesamtdruck mit dem Wachsen der Wärme zu- oder abnehmen wird, ob nicht vielleicht in einem Teile des Tages das Uebergewicht auf Seiten der einen, im andern Teil auf Seiten der anderen Veränderung ist. Von diesen Betrachtungen ausgehend bestimmte Dove den Dunsdruck für die einzelnen Stunden des Tages und subtrahierte den gefundenen Wert von dem Barometerstande, wodurch er zum Nettowert des Luftdruckes gelangte, nachdem selbstverständlich der Barometerstand auf 0° R. zurückgeführt worden war. Aus diesem Verfahren, das jetzt bei allen genauen Barometerbeobachtungen unter Benutzung besonderer Instrumente zur Bestimmung des Dunsdruckes angewendet wird, ergab sich ein tägliches Maximum und Minimum.

Die in diesem Sinne fortgesetzten Beobachtungen zeigten, daß der Druck der trockenen Luft um 1 Uhr nach Mitternacht am größten und um 2 Uhr nach Mittag am geringsten ist. Der Unterschied zwischen diesem höchsten und niedrigsten Stande beträgt circa 0.867 (**) mit Ausnahme des Sommers, wo er bis zu 1.750** steigt. Die Erklärung hierfür findet sich in den täglichen Wärmeveränderungen, von denen bereits früher gesprochen worden ist.

Nach den von verschiedenen meteorologischen Autoritäten angefertigten und mit einander übereinstimmenden Beobachtungen werden die täglichen Schwankungen des Barometerstandes kleiner, je weiter wir uns vom Aequator entfernen. In Breiten von 60—70° wird die mittlere Schwankung = 0 und in noch größere Nähe am Pole ergeben sich sogar negative Werte, die nach englischen Meteorologen beweisen sollen, daß der mittlere Barometerstand um 4 Uhr Morgens und Abends größer sei, als um 10 Uhr Morgens und Abends.

| Die Schwankungen betragen am Aequator | | 1 ⁰ 14 ^{''} |
|---------------------------------------|-------|---------------------------------|
| in 5°26' nördl. Breite | | 1 ⁰ 2 ^{''} |
| " | 17—52 | 0 ⁰ 11 ^{''} |
| " | 23—55 | 0 ⁰ 11 ^{''} |
| " | 29—28 | 0 ⁰ 11 ^{''} |
| " | 34—26 | 0 ⁰ 11 ^{''} |
| " | 39—4 | 0 ⁰ 11 ^{''} |
| " | 43—34 | 0 ⁰ 11 ^{''} |
| " | 48—1 | 0 ⁰ 11 ^{''} |
| " | 52—33 | 0 ⁰ 11 ^{''} |
| " | 57—17 | 0 ⁰ 11 ^{''} |
| " | 62—25 | 0 ⁰ 11 ^{''} |

und sind diese Angaben nach der Meereshöhe der betreffenden Beobachtungsorte berechnet.

Es bedarf keines Beweises, daß die Meereshöhe des Beobachtungsortes entscheidend für die Schwankungen ist, daß dieselben in der Höhe nicht so groß sein können, als in der Tiefe. Nehmen wir an, das Barometer hätte in den Tiefländern während des ganzen Tags denselben Stand, so müßte es in der Höhe eine tägliche Periode zeigen, die sich leicht feststellen läßt. Sobald nämlich bei der Wärmezunahme am Morgen die Luftmasse ausgedehnt wird, so steigt ein Teil der Atmosphäre aus der Tiefe empor über den Beobachtungspunkt in der Höhe und es ergibt sich dann hier eine Steigerung des Luftdruckes vom Morgen bis zur Zeit der größten Wärme. Von diesem Augenblicke an sinkt der Barometerstand am Abend bis zum Temperaturminimum am folgenden Morgen. Zu diesen Aenderungen in der Höhe treten aber modifizierend die in der Tiefe beobachteten Aenderungen. Wenn nämlich zur Mittagszeit das Gewicht der ganzen Atmosphäre kleiner wird, so geschieht dies zwar ebenso in der Tiefe wie in der Höhe, jedoch hier in geringerem Maße. Daher kommt es nur auf die Größe der Aenderungen in der Tiefe an, in welcher Weise der Vorgang in der Höhe stattfinden soll; je geringer die Aenderung dort, desto geringer wird sie in der Höhe; es kann sogar der Fall eintreten, daß hier der Luftdruck bis zur größten Tageswärme regelmäßig zunimmt.

Für die Bestimmung des mittleren Barometerstandes kommen dieselben Grundzüge zur Anwendung, wie wir sie bei Bestimmung der mittleren Temperatur besprochen haben. Sehr genau erhält man das Mittel des Luftdruckes, wenn man zur Zeit des Maximums [der größten Stärke] am Morgen (vor Sonnenaufgang) und des Minimums [der geringsten Stärke] beobachtet, außerdem aber noch einige Beobachtungen von anderen Tageszeiten hinzusetzt. Bieulich nahe dem Mittel ist zeitweise der um die Mittagsstunde eintretende Barometerstand; es empfiehlt sich jedoch nicht, dieselbe zu Beobachtungen zu benutzen.

Handelt es sich um Bestimmung des Barometerstandes in verschiedenen Breiten, so müssen dazu Punkte gewählt werden, welche einerlei Höhe über dem Meere haben; bei Weitem zuverlässiger ist das auf dem Meeresspiegel selbst gewonnene Resultat. Frühere Meteorologen gingen von der rein theoretischen Erwägung aus, daß der Luftdruck auf Punkten derselben Höhe in allen Breiten gleich wäre, indem die Bedingung des Gleichgewichts der Atmosphäre erfordere, daß dieselbe auf allen Punkten gleicher Meereshöhe denselben Druck äußern müsse. Sie übersehen dabei, daß das angenommene Gleichgewicht nicht vorhanden ist, am allerwenigsten zwischen verschiedenen Breiten. Wäre es vorhanden, dann würden am Aequator keine Passate, in höheren Breiten keine Westwinde vorherrschend wehen. Durch den aufsteigenden Luftstrom, der sich oben stetig nach den Polen zu bewegt, wird vom Aequator im wahren Sinne des Wortes Luft entfernt und bewirkt, daß die Luft aus höheren Breiten nach dem Aequator zurückkehrt und als Passat auftritt.

Spätere Untersuchungen hielten sich von jenen irrthümlichen Theorien frei und gelangten zu folgenden wichtigen Schlüssen:

1. Der mittlere Barometerstand beträgt am Meere selbst 337^{''}.
2. Am Aequator beträgt er nur 336^{''}.
3. Unter 10° nördl. Breite beginnt der Luftdruck allmählich zu steigen, unter 30—40° erreicht er sein Maximum, nämlich ungefähr 338^{''}.
4. Von 40° nördl. Breite an nimmt er wieder ab, so daß er unter 50° etwa 337, unter 60° circa 336^{''} beträgt. Im höchsten Norden sinkt er auf 335^{''} herab.

Rechnen wir von diesen Werten den Dunsdruck ab, also 11^{''} für den Dunsdruck am Aequator, 6^{''} für den unter 35° nördl. Breite, 2^{''} für den unter 70° nördl. Breite, so re-

buzieren sich zwar die Angaben sub 2—4, wir finden aber immerhin, wie der Druck der trockenen Luft vom Aequator aus nach den Polen hin zunimmt.

Wegen des regelmäßigen und starken Abflusses der Luft am Aequator muß in Folge dessen ihr Druck kleiner sein, als in höheren Breiten, wo der Abfluß geringer ist und die feste neue Luftmassen zuführen. Unter 30° nördl. Breite erreicht der Luftdruck sein Maximum, denn hier stoßen der obere SW.-Passat und der untere NO.-Passat zusammen, es entsteht dadurch eine Anhäufung von Luftmassen und also ein größerer Druck der Atmosphäre.

Die Jahreszeiten haben natürlich ebenfalls großen Einfluß auf den Wechsel des Luftdruckes, von dem man früher, ehe die meteorologischen Untersuchungen an Grönländlichkeit und Umfang gewonnen hatten, glaubte, daß er während des ganzen Jahres sich gleich bleiben müßte, während man den zufälligen Unregelmäßigkeiten im Verlauf der Witterung die Veranlassung davon zuschob, daß in Europa die Frühlingzeit einen geringeren Luftdruck aufwies, als die übrigen Jahreszeiten. Die späteren, auf reiche Erfahrungen gestützten Untersuchungen fanden aber bald eine große Gesetzmäßigkeit in dem Luftdrucke zwischen den Wendekreisen und bewiesen, daß derselbe stets dann geringer wurde, wenn die Sonne dem Scheitelpunkt näher rückte. Zahlreiche, an verschiedenen Punkten der beiden nördlichen Erdhälften angestellte Beobachtungen ergaben zur Evidenz, wie der Luftdruck vom Januar bis Juli abnimmt und von da bis zum Winter wieder wächst; in Bengalen vorgenommene, 8 Jahre umfassende Untersuchungen erwiesen einen Abstand von mehr als 7 Linien zwischen Ab- und Zunahme, während die amerikanischen Messungen geringere Werte fanden. Alle aber konstataren übereinstimmend die Abnahme dieser Differenzen in den höheren Breiten, so wie sich aus ihnen auch das Gesetz ergibt, daß der Barometerstand im Sommer etwas niedriger ist als im Winter, jedoch mit der Beschränkung, daß der Luftdruck vom Winter an bis zur Zeit der Aequinoctien abnimmt, von da bis zum Sommer wieder steigt, ohne aber den Wert zu erreichen, den er im Winter hatte. Selbstverständlich muß man, um den Druck der trockenen Luft zu finden von den auf 0° N. und die Meereshöhe reduzierten barometrischen Angaben stets den Wert des Dunsdruckes in Abrechnung bringen; es gilt dies gleichmäßig für alle barometrischen Ergebnisse ebenso als Bedingung ihrer wissenschaftlichen Brauchbarkeit, wie die oben erwähnten Reduktionen auf 0° N. und die Meereshöhe. (Fortf. f.)

Vermischtes.

* Ein merkwürdiges Inserat findet sich in einem benachbarten Blatt „Bei Gelegenheit der Harßer, Morckener und Königsberger Kirmees zeige ich ergebenst an, daß ich vor der Kirmees besonders reell und wie bekannt sehr billig alle in mein Fach einschlagende Artikel umschlage, besonders in Speck und Schinken, so wie frische holländische Häringe, frische Seemuscheln so wie alles und nach den Kirmeestagen Dienstag, Mittwoch und Donnerstag ein sehr probates Mittel für Skagenjammere empfehle, welches bei mir an der Theke verabreicht wird. Es ladet alle Freunde und Kirmeelustige ein Wilhelm Gruber in Harß.“

** Literarisches.

Unter dem Titel „Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, oder Christliche Kirchengeschichte“ ist aus der Feder des Pfarrers Hermann Hofbus im Herberschen Verlage ein Werk erschienen, das für katholische Familien bestimmt ist und diesem Zwecke vortrefflich entspricht. Es ist keine trockene, gelehrte Darstellung, die uns da geboten wird, sondern ein frisch und anziehend geschriebenes Werk, das ein gutes Verständnis der Kirchengeschichte vermittelt. Besonders hat es sich der Verfasser angelegen sein lassen, das Wirken der großen Männer der altchristlichen Zeit und des Mittelalters anschaulich zu schildern. Wie gut ihm das gelungen, ergibt z. B. die Sektüre der Abschnitte über die Kirchenlehrer Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und Chrysostomus. Dagegen ist die neuere Kirchengeschichte etwas knapp bedacht, ihr sind nur 140 Seiten gewidmet, nicht viel mehr als der jüdischen Geschichte, deren Darstellung in einer „Christlichen Kirchengeschichte“ füglich doch nur als Einleitung dienen kann. Doch soll nicht bestritten werden, daß auch der die Neuzeit behandelnde Teil eine treffende Charakteristik der Hauptpersonen bietet.

Eine große Zahl vortrefflicher Holzschnitte erhöht den Wert des Wertes, das bei dem billigen Preise von 10 Mark hoffentlich weite Verbreitung finden wird.

Berantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 38.

Sonntag, den 19. September.

1880.

A.E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

XXI.

Die Zimmereinrichtungen.

Wenn wir uns heute in Gruppe IX, wo die feinen Kunstschülerarbeiten, und zwar speziell die Möbeln in einer Reihe von vollständig eingerichteten Zimmern ausgestellt sind, etwas näher umschauen, so müssen wir durchaus Respekts und Ehren halber das sogen. Fürstenzimmer zuerst nennen, schon weil in demselben die Majestäten bei ihrem damaligen Besuch empfangen wurden und dort sogar gefrühstückt haben. Das Frühstück selbst hat freilich für uns Düsseldorfer die wehmüthige Erinnerung zurückgelassen, daß der dort servierte Senf aus Darm u. war, also zum zweiten Mal (das erste Mal bekanntlich beim Eröffnungsbankett) den Düsseldorfer verdrängt hatte. Ich würde hier diesen Senf unberührt lassen und den meintigen nicht auch noch dazu geben, wenn das Faktum nicht in 10, 20 Zeitungen gestanden und dadurch bei Vielen die Ansicht hervorgerufen hätte, das Düsseldorfer Fabrikat stehe nicht mehr auf seiner „früheren Höhe“. Dies wenigstens geht aus mehreren Zuschriften hervor, die ich bezweigen erhielt, und in welchen zugleich die Bitte um energischen Protest ausgesprochen wurde, welcher Bitte ich hiermit nachkomme. Der Leser glaubt gar nicht, was ein Ausstellungs-Referent alles zu thun hat, und hier handelt es sich um einen Gegenstand von „europäischem Ruf“, wie sich einer der Briefsteller ausdrückte.

Das „Fürstenzimmer“ ist, wie sich das übrigens von selbst versteht, sehr reich und elegant und zugleich eine Kollektivausstellung von meist Düsseldorfer Fabrikanten. Nur der schöne Fußteppich ist von Gebr. Schöller u. Co. in Düren und die Fenster aus verbleitem Katedralglas von Wisthoff u. Co. in Steele, und ebenso der Parkettfußboden von A. Jaendges in Grefeld. Unter den Möbeln, vom Hofkammeranten C. Arnold in Düsseldorf, dessen Spezialausstellung wir gleich besetzen werden, heben wir als besonders geschmackvoll die beiden offenen Stageren an der Hauptwand hervor; dieselbe Firma hat auch den Plafond (nach einem Entwurf von Boldt u. Frings in Düsseldorf) hergestellt, an welchem sich die reiche Malerei der Adler, Wappen und Kronen sehr wirkungsvoll ausnimmt. Der Marmoramin, in welchem übrigens hier wohl schwerlich ein Feuer brennen wird, ist von Ritten u. Co., Kronleuchter und Spiegel von F. G. Conzen, dessen prächtige Kojen wir gleichfalls noch heute besuchen werden, die Wanddekoration von F. Wolf u. Co. und die monumentalen Thüren in feinem Holzfarbenaustriech von D. Schlechter, sämtlich in Düsseldorf. Neben dem Hauptsalon liegt noch ein kleines Toilettezimmer in zartem Blau, das namentlich bei allen Damen großen Beifall findet. Ein Engländer, der in unserer Gesellschaft war, fragte sofort nach dem Album, in welches die hohen Besucher sich einzeichneten, und wunderte sich sehr, als man ihm sagte, daß ein solches nicht existiere, denn er meinte, das sei unbedingt die Hauptsache. Der Gedanke ist, nebenbei

bemerkt, so übel nicht, und man hätte auf diese Weise eine hübsche Sammlung von bedeutenden und interessanten Autographen erlangen können.

Wenn wir uns nun vom Haupteingange nach rechts in die südliche Längshalle begeben, so gelangen wir zunächst zu den Arnoldschen Zimmern, deren erstes, das Speisezimmer, dem stattlichen Porzellan-Pavillon von Mehlem in Bonn gegenüberliegt. Die Wandbekleidung dieses Speisezimmers besteht ganz aus Eichenholz, und zwar in einem helleren Farbenton, als man gewöhnlich dazu verwendet, der sich aber heiterer und gefälliger ausnimmt, schon weil er die reichen Füllungsornamente besser hervortreten läßt. Das Büffet an der Hinterwand ist sehr schön, und die Idee der zwei kleinen Seitenkabinette zum Rauchen und zum Kaffee nach Tische hat uns sehr gefallen. Leider ist der Raum nicht genügend erhellt, so daß die Einzelheiten nur bei ganz genauer Beschäftigung vollständig gewürdigt werden können. Die Dekoration an Vasen, Schalen, Gläsern und Schüsseln, die überall verteilt sind, ist reich und geschmackvoll, bezugnehmend die Vasen mit den Kandelabern auf dem Kamin, und ebenso die Portieren mit den Teppichen, besonders die große golddurchwirkte Tischdecke; Alles macht einen vornehmen und zugleich harmonischen Eindruck. Das daneben liegende Schlafzimmer ist nicht minder sehenswert, und wir stehen gar nicht an, demselben vor allen übrigen den Preis zuzuerkennen. Allerdings kommen ihm die schönen Größen- und Lichtverhältnisse sehr zu Statten (der unglückliche Ausdruck „Kojen“ paßt hier vollends ganz und gar nicht) aber auch sonst ist die Verteilung der Möbeln, zu denen die Stoffe in sanftem Blau und Braun überaus glücklich gewählt sind, wie auch die Dekoration der Wände und des Plafonds von vorzüglicher Wirkung. Keine Ueberladung und bei allem Reichtum der Einrichtung doch kein überflüssiger Prunk, dafür aber Alles, um einen gewöhnlichen aber zutreffenden Ausdruck zu gebrauchen, wie aus Einem Guß. Zu beiden Seiten des Bettes sind kleine Toilettezimmer eingerichtet, wie man sie in den feinen Pariser Häusern so viel antrifft, und wodurch das eigentliche Schlafzimmer zugleich als Salon dienen kann. Die allbewährte Arnoldsche Firma hat also auch hier in den beiden Zimmern (nach Zeichnungen und Entwürfen von Hindale und Pöckel) einen neuen glänzenden Beweis ihres feinen Geschmacks und ihrer stillvollen und dabei soliden Arbeiten geliefert. Wir haben mehrere Franzosen und Belgier gesprochen, die ganz unserer Ansicht waren, was um so mehr sagen will, als Frankreich und Belgien gerade auf diesem Gebiete, wo sie selbst so bedeutend sind, nur sehr schwer eine Gleichberechtigung, oder gar eine Supertiorität einräumen. Hier verstanden sie sich aber bereitwillig dazu, was wir mit großer Freude konstatieren.

Unser Weg führt uns jetzt an einem kleinen . . . wie sagen wir gleich: Trinkkabinett oder Kneipstübchen vorüber (ganz aus dunklem Eichenholz von Joh. Schiffer in Düsseldorf) das so übel nicht ist, uns aber doch gar zu klein erscheint, so daß man sich durchaus ein größeres Speise- oder Wohnzimmer da-

neben denken muß; dann ginge es allenfalls und man könnte dort recht gemütlich beisammen sitzen und trinken und kneipen.

Einen äußerst brillanten Gegensatz dazu bilden die darauf folgenden beiden Zimmer von J. Raaf in Köln, der indes für den verhältnismäßig nur kleinen Raum, namentlich des Salons, eine etwas zu schwerfällige und eben durch die Menge der Gegenstände zu gedrückte Pracht entwickelt hat. Aber nobel, reich und schön ist dieser Salon, wie kaum ein anderer. Da ist alles kostbar und pompös (dieser letzte Ausdruck ist allerdings nicht klassisch, aber er scheint mir sehr bezeichnend), Alles blendend und von fürstlicher Eleganz. Wir raten jedem Besucher, sich von dem Vertreter der Firma die Erlaubnis zu einer näheren Besichtigung auszubitten; es verlohnt sich wirklich der Mühe, und man kann wohl eine gute Stunde darauf verwenden, wenn man Alles genau betrachten will. Die Marqueterie-Arbeiten an den Wänden, in hellem und farbigem Holz, sind von vorzüglicher Schönheit, dazu die Möbeln in blauem gepreßtem Sammt, und ein venetianischer Glaskronleuchter, der ein wahres Kabinetsstück ist. Im Hintergrunde fährt eine Doppelstiege mit herrlichen, aber auch hier für den beschränkten Raum allzu massiven Skulpturen auf eine erhöhte Estrade, von deren Fenster man sich eine Aussicht auf den Schlosspark vorstellen muß, und durch eine faltenreiche, von zwei stolzen Karpatiden getragene Portiere gelangt man in das anstoßende Speisezimmer. Hier ist die Pracht weniger erdrückend, denn der Raum ist größer, aber die ausgestellten Gegenstände, so schön sie auch an sich sind, stehen, liegen und hängen zu bunt und zu gemischt durcheinander, um einen ruhigen Genuß zu gewähren. Sehr wirkungsvoll ist die Lichtverteilung durch Seiten- oder Oberlicht, obwohl die unter Gewölken schwebende Viktoria am Plafond sich gar zu theatralisch ausnimmt. Einen gemütlichen Anstrich erhält indes dieser Speisesaal durch eine gedeckte Tafel, wenn auch das Service (es ist allerdings sächsisches Porzellan in dem bekannten Zwiebel- oder Rettiungsmuster) für eine solche Umgebung wohl kostbarer hätte sein dürfen. Man ist durch das Uebrige so verwöhnt, daß man eben das Allerschönste haben will.

Vor dem monumentalen weißen Marmorlamina, der bis hinauf an den Plafond reicht, liegt als Fußbede ein prächtiges Sitzbänke, die 4 Gobelin's an den Wänden bleiben dabei fast unbeachtet, denn man kann unmöglich Alles sehen, der hundert anderen Kleinigkeiten, die aber teuer genug sein mögen, vollends gar nicht zu denken, mit denen der Raum außerdem noch massenhaft angefüllt ist. Nur die vielen Stühle, die sämtlich verschieden sind, wirken störend, denn sie bilden gewissermaßen eine aparte Stuhlausstellung, und das erinnert zu sehr an das „Geschäft“ und an den „Laden“, obwohl vor etwa 20 Jahren in Paris die barocke Mode herrschte, einen feinen Salon mit lauter verschiedenen Stühlen zu möblieren. Ob der Aussteller etwas Nähnliches bezweckt hat, können wir nicht sagen. Trotzdem ist die Raaf'sche Ausstellung imposant und brillant, wie kaum eine andere und giebt uns einen hohen Begriff von der rheinländischen Kunstschlerei in Bezug auf die Einrichtung feiner Salons.

Einen neuen und zwar recht originellen Gegensatz zu dieser Raaf'schen Pracht und Herrlichkeit macht der Schiffsalon von C. Hilgers Sohn in Düsseldorf, der freilich in seiner Art gleichfalls sehr reich und elegant ist. Auf diesen kleinen Raum paßt auch der Ausdruck „Kofe“ recht gut. Wir bekommen dort auf einmal den Stil-Empire zu sehen: ernste, klassische Linien, massives Mahagoniholz mit schwerer Goldbronce, alles nach der römischen oder griechischen Antike; ein Stil, der jetzt längst vergessen ist und nur noch zu dem obigen Zweck verwendet wird, wo er indes völlig an seinem Platz zu sein scheint. Hilgers hat nebenan auch ein hübsches Speisezimmer angestellt, zu welchem H. Evers in Düsseldorf die Malereien an Decke, Thüren und Wandbekleidung in vortrefflich imitiertem Nußbaumholz geliefert hat.

Wir kommen jetzt zu dem Salon des Möbelfabrikanten H. Brüggemann in Düsseldorf, und müssen ihn schon deshalb etwas näher betrachten, weil er zu den Hauptgewinnen der Ausstellungs-Lotterie gehört. Er bildet die komplette Einrichtung eines eleganten Speisezimmers, in geschmücktem italienischen Nußbaumholz (nach einem Entwurf der Architekten Tischhaus und von Abbema), und der glückliche Gewinner, vorausgesetzt, daß er in die rechten Hände kommt, wird seine Freunde daran haben. Das schönste Stück ist wohl das große Büffet mit der dazu gehörenden Uhr, das schon an sich einen stattlichen Ge-

winn abgeben würde; aber für die Eine Mark bekommt man noch das ganze übrige Mobiliar dazu und gleichfalls die schönen metallenen Schalen, die Porzellanteller und Schüsseln, die Henkelringe und Kühlvasen, die Leuchter und Statuetten, kurz, den ganzen Inhalt der Kofe, mit alleiniger Ausnahme des Kronleuchters und des grünen Kachelofens. Mehr kann man doch wirklich nicht verlangen, und doch hörten wir, wie sich Einer beklagte, daß die beiden eben genannten Gegenstände von der Verloosung ausgeschlossen seien. So ist der Mensch niemals zufrieden, und dabei fragt es sich noch sehr, ob gerade jener Unzufriedene den Gewinn davontragen wird. Wohl schwerlich! Wir unsererseits, und gewiß Viele mit uns, würden gern auf den Kronleuchter und Ofen verzichten, wenn wir nur den Rest bekämen. Das schöne Frauenbild über dem Sopha ist aber in den Gewinn mit einbegriffen und jedenfalls nicht der geringste Teil der Einrichtung. Es ist ein feines, poetisch aufgefaßtes Gemälde von T. von der Bed in Düsseldorf, der die Kunstausstellung mit drei Bildern beschied hat, von denen namentlich das „Interessante Thema“ allgemeinen Beifall findet. Also viel Glück am Ziehungstage!

Im Vorübergehen möchten wir auf das große schwarze Büffet von C. Th. König in Köln aufmerksam machen, und zwar als eine ganz vorzügliche und künstlerisch vollendete Arbeit. Wir haben wenigstens auf der ganzen Ausstellung nichts Ähnliches gesehen. Die 14 teils frei stehenden oder stehenden, teils als Karpatiden verwendeten Figuren sind als Holzskulpturen geradezu kleine Kunstwerke und sämtlich in edler und bezenter Auffassung, was man nicht immer von solchen Arbeiten sagen kann. Der Preis des Möbels ist aber auch phänomenal: fünfstaubend Thaler! Man würde es nicht glauben, wenn es nicht mit großen Ziffern zu lesen wäre, 5000 Mark würden schon eine ungeheuerere Summe sein, aber Thaler! Also ein kleines Vermögen . . . ach, ein großes für viele tausend arme Schüler! Man empfindet einen leisen Schwindel dabei und fragt sich unwillkürlich: wer soll denn so etwas kaufen? Sieben volle Jahre, so erzählte man uns, habe der Meister an diesem Büffet gearbeitet; es ist auch schon auf der letzten Ausstellung in Paris gewesen, hat aber selbst dort keinen Käufer gefunden. Das glauben wir gern und hier wird er sich wohl noch schwerer finden. Auch fragt es sich sehr, ob eine solche Verschwendung von Zeit und Mühe lohnend ist und ob das Kunsthandwerk selbst dadurch gefördert wird. Und das Unbegreiflichste ist, daß dicht neben diesem königlichen Büffet ein Etagerenschränkchen von demselben Aussteller steht, in ganz gewöhnlicher, fast unschöner Arbeit, für das man keine hundert Mark geben möchte. Es ist wie ein Mysterium, aus dem man nicht recht klug wird, aber unerwähnt durften wir es nicht lassen.

Gleichfalls sehr lobende Erwähnung verdienen zwei Konzert-Pianos von H. Bach Sohn in Barmen, die hier in einer besonderen Kofe und nicht in dem großen allgemeinen Musiksaal der XVII. Gruppe ausgestellt sind, vermutlich weil sie durch ihre kostbare Hülle in das Gebiet der Luxusmöbeln gehören. Bei dem europäischen Rufe dieser Firma scheint es uns überflüssig, auf den hohen Wert der Bach'schen Instrumente als solche hinzuweisen; bei den hier aufgestellten zwei Pianos ist es deshalb mehr die äußere Ausstattung, die wir der Beachtung empfehlen. Die eingelegten Holzarbeiten (die sogenannten Intarsien) an dem einen und die Skulpturen an dem anderen sind von vorzüglicher Schönheit, und jedes dieser Instrumente könnte in dem eben beschriebenen Raaf'schen Salon noch immer als ein Prachtmöbel paradien.*)

In der anstoßenden Kofe finden wir die Möbelstoffe des Hoflieferanten A. Jacques in Düsseldorf, Portieren, Gardinen, Teppiche und in der Mitte ein Knussofa in dunkelgrünem Sammt, alles reich und relativ geschmackvoll und schön, aber immer in den dunkelen, unbestimmten und matten Farben, die, felsam genug, jetzt derartig Mode geworden sind, daß man in den Augen vieler gegen den guten Ton verfährt, wenn man

*) Da wir wohl schwerlich in den eigentlichen Musiksaal kommen werden, so wollen wir hier wenigstens noch kurz auf die Flügel und Pianos von Klems in Düsseldorf aufmerksam machen, die gleich neben den Bach'schen genannt zu werden verdienen. Uebrigens gehört ein Klems'sches Piano mit zu den Hauptgewinnen der Ausstellungs-Lotterie. Ferner möchten wir noch speziell auf die Pianos von A. L. z. Mann in Münster hinweisen, die sich durch Reinheit und Parteilichkeit des Tones und doch dabei durch außerordentliche Klangfülle vor vielen anderen auszeichnen. So hörten wir wenigstens von Kennern mehrfach versichern, die ein ähnliches günstiges Urteil auch über die Flügel und Pianos der Gebrüder Knake in Münster aussprachen.

den helleren und hellen Farben das Wort zu reden wagt. Das macht die Mode, die, obwohl sie nur eine Dame ist, doch herrischer auftritt als der absoluteste Despot, bis eines Tages auf einmal eine Nebenbuhlerin erscheint, die sie entthront. Dann wundert sich jeder, daß er sich die Tyrannei hat gefallen lassen, und so wird es auch früher oder später diesen melancholischen, weltchmerzlichen Farben ergehen.

Der Salon von F. G. Couzen in Düsseldorf macht auf dieser Seite den Beschluß der Zimmereinrichtungen und zwar einen sehr schönen und stattlichen Beschluß, wie es indes von einer solchen renommierten Firma nicht anders zu erwarten war. Eine Spezialität derselben sind die Produkte in mattierter Bronze, sogen. Hartmasse, vielfach nach eigenen Entwürfen und Zeichnungen, die wirklich von hohem künstlerischem Werte sind, so hier z. B. eine Wanduhr in reichem Barockrahmen, die gleichfalls zur Verloosung angekauft ist. Der Gesamteindruck dieses Prachtzimmers ist überaus imposant, obwohl auch hier des Kostbaren und Schönen fast zu viel gethan ist. Die vordere Galerie in mattiertem Kupfer und Ebenholz mit grünem Marmor würde eine herrliche Balustrade in einem fürstlichen Schlosse abgeben, hier erscheint sie etwas schwer und massiv, ist aber eine vorzügliche Arbeit. Dasselbe gilt von der hohen Wandtäfelung mit ihren reichen Bronze-Verzierungen und Kassetten, die mit dem ähnlich getäfelten Plafond ein prächtiges Ensemble bilden. Zwei schöne Portraits von Prof. Baur zu beiden Seiten des großen Spiegels an der Hinterwand unterbrechen in sehr glücklicher Weise den allzu blendenden Glanz der goldenen und metallenen Ornamente, und dasselbe gilt von dem allerdings etwas eigenartigen Gemälde über dem Sofa. Man denkt unwillkürlich an das Palais eines Fürstenthums, oder sonst eines Königs, dem man seine Aufwartung zu machen hat und nun in ein solches Vorzimmer geführt wird, wo dann der Hausherr . . . ziemlich lange auf sich warten läßt, damit man auch hübsch Zeit habe, all die schönen und prächtigen Sachen genau zu besehen. „Der Tausend,“ sagte ein ehrlicher Mann aus dem Bergischen, der mit den Seinigen ganz „daff“ vor Verwunderung hineinschaute, „ist das Zimmer wirklich, um darin zu wohnen?“ „Natürlich,“ antwortete ihm ein Freund, der schon zivilisierter war, „natürlich, aber nur an hohen Festtagen.“

In einer Nebenboje hat dieselbe Firma noch eine reichhaltige Sammlung von Gold- und Polsturelsten und von ovalen Bilderrahmen ausgestellt, und an der Hauptwand einen großen vergoldeten Spiegel mit Untersatz und reicher architektonischer Verzierung im italienischen Renaissancestil, ein wahres Prachtstück seiner Art.

Um nun auf die gegenüberliegende Seite der Längshalle zu gelangen, wo sich gleichfalls eine ganze Reihe von Zimmereinrichtungen befindet, durchschreiten wir mutig das Gebiet der Perücken, Chignons und Haartouren (eine dieser Friseurpuppen sieht frappant aus wie Richard Wagner in jüngeren Jahren) und das daranstoßende Gebiet der Korsetts und Damenroben, von denen wir, ungalant genug, unseren Leserinnen noch gar nichts erzählt haben. Andere und kompetentere Federn haben indes gerade über diesen Sektor schon ausführlich berichtet und geschrieben, und was die Hauptsache ist, ich weiß nicht viel Näheres davon zu machen, denn, daß ich es nur gestehe, es geht mir damit, wie mit den oben erwähnten dunklen und misfarbigen Möbelstoffen. Damit will ich aber keineswegs die ehrenwerten Fabrikanten und Fabrikantinnen gering achten, und sogar die höchste Leistung in diesem Genre, nämlich die bewußte Erdbeer-besezte weiße Atlasrobe als ein Unikum anerkennen, schon weil sie an die köstlichsten aller Dowlen erinnert . . . mir fehlen nur leider die wissenschaftlichen und sonstigen Vorbedingungen zu einer näheren Besprechung und Würdigung dieser heikelsten aller Gruppen, weshalb ich es vorziehe, sie lieber ganz zu umgehen, um durch mein Fernhalten (wenn man mir das Wortspiel gestatten will) niemand zu nahe zu treten.

Wir können übrigens die Bestätigung der auf der anderen Seite liegenden Zimmereinrichtungen schneller abmachen, denn so hübsch, reich und geschmackvoll auch mehrere von ihnen sind, so bieten sie vielfach doch nur Wiederholungen des bereits Gesehenen und Beschriebenen. Dies ist im Grunde natürlich, und jedenfalls nicht die Schuld der Aussteller, sondern weit mehr die unsere, weil wir eben unseren Rundgang auf der rechten Seite begonnen haben. Hätten wir links angefangen, so wäre ein ähnliches Resultat, nur umgekehrt, herausgekommen. Ein Zimmer, sei es nun ein Wohn-, Schlaf-, Arbeits- oder Speisezimmer, ist bei aller Verschiedenheit der Möbeln und

Geräte, der Dekoration und sonstigen Ornamentik, im Grunde doch immer ein und dasselbe, und wer von jeder Sorte nur einige gesehen hat, kann sich die übrigen leicht vorstellen. Das klingt freilich sehr nüchtern, wo nicht „philistris“, doch der aufmerksame Beobachter wird uns mehr oder weniger zustimmen. Dies „mehr oder weniger“ bezieht sich aber auf Spezielles und besonders Interessantes; im vorliegenden Falle z. B. um vom Abstrakten zum Konkreten überzugehen, auf das Herren-Arbeitszimmer von L. Struwe in Düsseldorf, das uns ausnehmend gefallen hat. Die Tafelung von Eichenholz ist solide und einfach, aber dabei sehr geschmackvoll. Dasselbe gilt von den Möbeln, namentlich von dem schön gearbeiteten Schreibtisch, der noch dazu für eine einzige Reichsmark zu erlangen ist, denn er gehört auch mit zu den Verloosungsgegenständen. „So einen Schreibtisch habe ich mir lange gewünscht“, sagte ein Herr in unserer Nähe und beliebängelte das stattliche Möbel durch seinen „Kneifer“ . . . Du bist der einzige nicht, sagte ich im Stillen, ich weiß auch noch andere, denen gerade dieser Gewinn hochwillkommen wäre. Doch machen wir uns keine unnötigen Sorgen, in 14 Tagen wissen wir alle, wie wir mit dem Schreibtisch daran sind — und auch mit dem Brillantschmuck, verehrte Leserin, an den Sie wohl manchmal „unwillkürlich“ denken.

Eine überaus fein und geschmackvoll gearbeitete Einrichtung zeigt uns das Speisezimmer von H. Jaquet Sohn in Frankfurt a. M., vielleicht etwas allzu zierlich und minutiös, aber die sorgfältigste Ausführung der einzelnen Teile ist von auffallender Schönheit. Das helle Masernholz der Säulen und übrigen Ornamente glänzt wie Atlas, und die Farbentöne der anderen Holzarten bilden stets sanfte Schattierungen von äußerst harmonischer Wirkung. Die verschiedenen Kleinigkeiten an Geräten, Gefäßen und dergl. sind mit demselben feinen Geschmack ausgewählt, aber, ich weiß nicht, ob es auch anderen so geht, ich kann mir nur ganz zarte und elegante Damen, und, ich möchte fast hinzusetzen, auch nur junge und hübsche, in diesem Bijou von Speisezimmer denken, . . . einen korputenten Plagmojor, oder einen behäbigen Rittergutsbesitzer unmöglich! Sehr vornehm und brillant präsentiert sich die renommierte Firma von H. Ballenberg in Köln, die nicht weniger als fünf Räume in Beschlag genommen hat, und allein schon durch die Masse ihrer prächtigen und kostbaren Sachen gewaltig imponiert. Einheitlich und dabei ebenso reich wie geschmackvoll in der Ausstattung ist aber doch nur das Schlafgemach mit dem daran stoßenden Ankleide- und Toilettezimmer; die anderen Räume sind dergestalt vollgestellt und überladen, daß man in einem großen Magazin von Luxusmöbeln und Brunnengeräten und nicht mehr in einem zum Bewohnen eingerichteten Salon zu sein glaubt. Vielleicht hat aber auch der Aussteller selbst damit keinen anderen Zweck gehabt, nachdem er uns in den beiden ersten Räumen seine Leistungsfähigkeit und seinen Geschmack gezeigt. Die im Schlafzimmer zu den Gardinen, Portieren und Möbelüberzügen verwendeten roten Samtstoffe sind überaus kostbar und gediegen, zwei gestickte Armsessel und mehr noch die Bettdecke erregen die Bewunderung aller Damen; der Preis der Decke ist dabei ein solcher, daß ich ihn nicht zu wiederholen wage, weil ich mich vermutlich verfehlt habe. Sehr hübsch und elegant ist das daran stoßende Ankleidezimmer, das ganz aus weißem, matt poliertem Tannenholz hergestellt ist, Wände, Plafond, Tafelwert und Möbeln, was einen sehr hübschen Eindruck macht. Das darauf folgende Herrenzimmer (dessen schöner Schreibtisch übrigens von S. M. dem Kaiser angekauft ist) leidet schon an Ueberladung, die in dem letzten Salon mit dem Nebenkabinet ihren Höhepunkt erreicht. Bunte Tische aller Art, meist mit Intarsien und Bronzeverzierungen, Uhren, Spiegel, Vasen, Konsolen und Porzellan, dazwischen chinesische, antike und Renaissancemöbeln, dann wieder Etageren und Staffeleien mit Bildern, Ovenschirme, zierliche Gestelle und Träger für Albums u. dergl., Lampen- und Leuchterständer u. s. w. und alles, man möchte sagen, nur gleich halb Duzend oder Duzendweis, so daß man mit der Wahl auch die Qual hat und von all dem Beschauen und Bewundern verwirrt und zerstreut wird. Den wichtigsten Umstand bei dieser ganzen „Exhibition“, ob nämlich auch Alles von der Firma selbst fabriziert ist, lassen wir dabei auf sich beruhen.

Etwas weiter hinauf und dicht neben dem von uns bereits geschilderten Jagdzimmer finden wir zwei Gemächer von A. Bembo in Köln: einen Salon und ein Schlafzimmer, von denen wir aber nur dem ersteren unseren vollen und ungeteilten Beifall spenden können. Das letztere ist in den verwendeten Stoffen zu trübdunkel und wollen zu dem Holz der Möbeln

nicht recht passen. Das große Doppelblatt ist übrigens eine prächtige Arbeit. Der Salon dagegen ist allerliebste und von hoher Eleganz; er erinnert mit dem kleinen erkerähnlichen Ausbau an das Strohweide Zimmer. Das Mobiliar aus geschlitztem Eichenholz gehört zu den besten und geschmackvollsten auf der ganzen Ausstellung.

Das wäre so ziemlich das Schönste und Bedeutendste auf dieser Seite der Längshalle, und der Leser sieht, daß wir, trotz unserer angebotenen Verwahrung, doch gut gethan, auch ihr eine nähere Betrachtung zuzuwenden. *)

Was wir aber vermüßt haben, das sind einige Zimmer für „gewöhnliche“ Leute, die nicht der goldenen (oder rächtiger der vergoldeten) Sphäre des Luxus und des Reichthums angehören, aber deren Vermögen ihnen doch gestattet, bei ihren Einrichtungen schon über die Fabrikarbeit der bekannten Berliner und Wiener Möbeln hinauszugehen, die mit einem Wort sich etwas Hübsches, Geschmackvolles und auch Stilgerechtes anschaffen und dabei doch in den Grenzen einer verständigen, wenn auch immerhin bedeutenden, aber nicht maßlos übertriebenen Selbstaussage bleiben wollen. Der eigentliche gutstuierte Mittelstand, dieser bedeutende und wesentliche Faktor unseres gesamten sozialen Lebens, findet hier wenig oder nichts, und gerade ihm wäre für seine Geschmacksrichtung, die noch vielfach im Argen liegt und noch sehr der Führung bedarf, ein guter praktischer Fingerzeig willkommen gewesen.

Von all der schimmernden, kostbaren Pracht und Herrlichkeit und von all den blendenden, goldenen Dingen, die wir in unserer heutigen Vericht mit bunten Farben geschilbert haben, wird deshalb für den weitaus größten Teil der Besucher wohl kaum mehr übrig bleiben, als die schöne Erinnerung an einen köstlichen Augenschmaus, ähnlich einer brillanten Theaterdecoration, die auch verschwindet und vorüber ist, wenn der Vorhang fällt.

Das ist freilich nur eine rein persönliche Ansicht, mit der wir aber vielleicht keineswegs so allein stehen, wie Manche glauben möchten; und weshalb sollten wir dieselbe, zumal sie von keinerlei sonstigen Nebengedanken diktiert ist, hier nicht offen und ehrlich aussprechen?

Etwas vom Wetter.

Meteorologische Betrachtungen
von B. Egermann.

(Fortsetzung.)

Die angeführte Thatsache, daß der Luftdruck in der warmen Jahreszeit geringer ist, als in der kalten, folgt aus den vorangehenden allgemeinen Bemerkungen über die Ursache seiner Variationen von selbst und zeigt ersichtlich die großen Bewegungen in der Erdatmosphäre an. Dieselben beschränken sich nicht auf verhältnismäßig kleine Gebiete, sondern erstrecken sich von Pol zu Pol. Zur Zeit der Aequinoctien, wo die Temperatur auf der ganzen Erde nahezu dem Jahresmittel gleichkommt, werden wir überall annähernd dem mittleren Druck der trockenen Luft begegnen. Geht nun die Sonne z. B. nach der nördlichen Halbkugel, so wird diese erwärmt, während die südliche erkaltet; Folge davon ist ein Abfließen der Luft aus der nördlichen Halbkugel nach der südlichen und ein Vorrücken der Passate nach Norden, mit anderen Worten: ein tieferer Barometerstand auf der Halbkugel, welche Sommer hat, ein

*) Wir wollen hier wenigstens noch die beiden Zimmer von A. Bierk in Düsseldorf nennen, von denen namentlich das Wohnzimmer in Grün und Schwarz einen sehr distinguirten Eindruck macht. Es ist übrigens mehr eine Kollektivausstellung, zu welcher die Firmen H. u. A. Raach in Köln das Mobiliar (in sehr feiner Schnitzarbeit) und M. Porzelt in Köln den stattlichen Marmorlamin geliefert haben. Der elegante Kronleuchter ist von Kissing u. Müllmann in Iserlohn.

Eine ähnliche Kollektivausstellung hat auch die Firm H. u. F. Dieck in Aachen veranstaltet, deren Jagdzimmer wir schon kennen, und zwar 3 Räume: ein Schlafzimmer, mit F. Mertens in Aachen, für dessen rote Atlasdraperien alle Damen „schwärmen“, ferner ein Herrenzimmer, mit H. D. Dreising in Aachen, das trotz der etwas zu dunkeln Stoffe überaus wohlthätig ist, schon weil es eine kleine, aber sehr hübsche Bibliothek enthält, und drittens ein Speisezimmer, mit J. H. Reimann in Aachen, in welchem uns namentlich das stattliche Büffet sehr gefallen hat. Schließlich, und um Allen gerecht zu werden, nennen wir noch das komplet und recht geschmackvoll eingerichtete Billardzimmer von M. Douzr in Köln, und einen sehr hübschen blauen Salon von Wagner u. Pantel in Düsseldorf.

höherer, wo Winter herrscht. Je näher die Gegenden an der Gränze liegen, an welcher jener Austausch erfolgt, desto bedeutender wird der Wechsel sein und infolge des Widerstandes, den die Strömung der Luftmassen an den Hervorragungen der Erdoberfläche findet, wird sich die Verringerung des Luftdruckes im Sommer, seine Steigerung im Winter in den weiter von der erwähnten Gränze liegenden Gegenden schwächer zeigen. Daher ist die Differenz zwischen dem Druck der trockenen Luft im Sommer und Winter der höheren Breiten kleiner als am Aequator, dagegen bei gleicher Breite im Innern der Kontinente größer als in den Küstenregionen oder auf dem Meere.

Diese Erscheinung steht im innigen Zusammenhang mit der Abhängigkeit der Winde von den Jahreszeiten. Im Frühling, wo der Luftdruck fast dem Mittel gleichkommt, bringt bei schneller Wärmezunahme die Luft aus den nördlicher gelegenen Gegenden zu uns, und indem dadurch der herrschende SW-Wind zurückgedrängt wird, entstehen heftige Stürme und Windstöße (Aequinoctialstürme); halb hat der warme südliche, halb der kalte nördliche Wind das Uebergewicht; die Vermischung der Luftschichten ungleicher Temperatur erzeugt öfteren Wechsel heftiger Regen-, Schnee- und Hagelschauer mit heiterem Himmel. Im Herbst aber, wo die Luft aus S. zurückfließt, herrschen südliche Winde vor, die, nachdem sie im südlichen Europa einen großen Teil ihres Wasserdampfgehaltes verloren haben, den nördlicheren Gegenden schöne heitere Herbstwitterung bringen.

Wir erinnern an den sogenannten „Alten Weiberommer“ in Deutschland und an den „Indianersommer“ in Nordamerika.

Nachdem wir die Abhängigkeit der Luftströmungen und der regelmäßigen Variationen des Luftdruckes von den Temperaturveränderungen kennen gelernt haben, wird die Erklärung der unregelmäßigen Variationen desselben bedeutend erleichtert werden. Ihre Größe wächst mit der Entfernung vom Aequator.

Das sicherste Verfahren, zu einem Aufschluß über die unregelmäßigen Schwankungen des Luftdruckes zu gelangen, besteht darin, die Barometerbeobachtungen in sehr kleinen Zeitzwischenräumen vorzunehmen und die Differenzen der zu bestimmter Tagesstunde notierten Barometerstände mit den zur selben Stunde des vorigen Tages notierten sorgfältig aufzuzeichnen, sobald aber die Summe der während eines Monats gefundenen Werte durch ihre Anzahl zu dividieren. So erhält man das Mittel der Aenderungen für den Beobachtungsort.

Der meistens sehr niedrige Barometerstand bei Stürmen steht nach dem Resultat umfassender Beobachtungen gewöhnlich einem hohen Barometerstande in anderen Gegenden gegenüber. Diese Erscheinung beruht einfach darauf, daß große Verschiedenheiten im Luftdrucke mit lebhaften und ungewöhnlichen Bewegungen der Gesamtatmosphäre in Wechselbeziehung stehen. Zur Aufklärung über den ungleichen Einfluß verschiedener Winde auf den Luftdruck führt es, wenn man bei längere Zeit hindurch fortgesetzten Beobachtungen die Barometerstände für jede Windrichtung zusammenstellt und den jedem einzelnen Winde entsprechenden mittleren Luftdruck bestimmt.

Die seitherigen langjährigen Untersuchungen an verschiedenen Punkten Europas haben nachgewiesen, daß Windrichtung und Luftdruck mit einander zusammenhängen und man mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem Barometerstande auf die Windrichtung schließen kann.

Die erwähnten Untersuchungen wurden in der Weise geführt, daß man ohne Rücksicht auf die Tageszeit die Beobachtungen für jede Windrichtung zusammenstellte. Da der Wind in unserer Breite im Allgemeinen eine ziemlich regelmäßige Drehung zeigt, so mußte sich dies auch in dem Wechsel des Barometerstandes bemerkbar machen. In der That steigt derselbe ziemlich regelmäßig bei N.-Wind und erreicht bei dessen Drehung nach NO. sein Maximum. Geht der Wind weiter nach O., SO. und S., so beginnt der Luftdruck zu weichen und erreicht endlich bei SW. das Minimum. Die weitergehende Drehung nach W., NW. und N. hat eine Wiederzunahme des Luftdruckes, also ein Steigen des Barometers zur Folge.

(Fortf. f.)

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorf

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 39.

Sonntag, den 26. September.

1880.

A.E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

XXII.

Nachträgliches aus verschiedenen Gruppen.

Heute müssen wir uns aber gewaltig spüren, denn sie machen uns sonst am Ende „die Bude“ zu, bevor wir mit unseren Rundgängen fertig geworden sind. Dies fertig werden muß übrigens der freundliche Leser nicht wörtlich nehmen, denn wie wäre es uns möglich gewesen, auch nur annähernd Alles zu besprechen. Und hätten wir täglich einen Artikel geliefert, wie wir es nur wöchentlich gethan, so fragt es sich auch dann noch sehr, ob wir jetzt völlig und ganz am Ziele ständen. Und seltsam genug, je häufiger man die Ausstellung besucht und je länger man dort verweilt, um so mehr Interessantes und Sehenswerthes bemerkt man, aber auch um so mehr fühlt man die Unmöglichkeit, Alles zu schildern. Unglücklicherweise sind wir überdies auf unseren Rundgängen (man wird uns dies Zeugnis geben müssen) im Ganzen und mit nur geringen Ausnahmen sehr optimistisch verfahren, d. h. wir haben überall Lob und Anerkennung und oft sogar volle Bewunderung gespendet; das hören aber die Aussteller gern, und deshalb wünschen sie auch, nicht übergangen zu werden. Hätten wir mehr getadelt und mehr kritisiert, so würden sich jetzt die unberücksichtigten Gebirgen leicht mit den Worten trösten: „Ach was, es ist kein großes Malheur, wenn er uns nicht nennt; er mäfelt ja doch an allem und ist nie zufrieden.“ So hat uns also gerade die wohlwollende und anerkennende Stimmung, in der wir die Ausstellung besuchten und schilderten, einen bösen Streich gespielt, aber wir wollen doch lieber diesen Vorwurf als den anderen über uns ergehen lassen. Auch hatten wir im Stillen, obwohl wir es nicht gestehen wollten, noch immer auf eine Verlängerung des Schlusstermins gehofft, der nun definitiv auf den 30. September festgesetzt ist; ein weiterer Grund, die Unvollständigkeit unserer Berichte zu entschuldigen. Weil aber die Zeit drängt, so wollen wir noch nachholen, was nachzuholen ist, um wenigstens unseren guten Willen zu zeigen.

Da müssen wir vor allem noch einmal auf die große und bedeutende Gruppe II. hinweisen, die den Bergbau und das Salinenwesen repräsentiert und von welcher wir bis jetzt nur das Lektüre besprochen haben. Wie oft und mit wie lebendigem Interesse sind wir in dieser Gruppe auf und ab gewandelt, um den „Reichtum der rheinisch-westfälischen Erde“ näher zu betrachten und zu bewundern, die Erz- und Kohlenmassen, die dort verschwenderisch ausgelegt und aufgebaut sind, und die zahlreichen Maschinen und Vorrichtungen, die in hübsch gearbeiteten, großen und kleinen Modellen die Gewinnung und Verarbeitung dieser Reichtümer in anschaulicher Weise erklären. Für Fachleute und Kenner war diese Gruppe, etwa noch mit der daranstoßenden Maschinengalerie, von Anfang an die wichtigste und deshalb die am meisten besuchte; wir unsererseits können uns hier begreiflich nur auf einige allgemeine Notizen beschränken. Wenn wir das bereits geschilderte hohe Triumph-

thor von Bieboenf hinter uns lassen, so gelangen wir zunächst an die Produkte der Bergwerks- und Hüttenindustrie des Steier-Landes und der benachbarten Bezirke, die in einem großen amphitheatralischen Rundbau ausgestellt sind. Eine Treppe führt hinauf zu einer Art von Plattform, wo sich in einem besonderen Glaszehrein die feineren gold- und silberschimmernden Erze befinden. Diese Kollektivausstellung umfaßt allein die Erzeugnisse von 63 Gruben und Eisenhütten und Gewerkschaften, mit einer Produktion von jährlich fast einer Million Tonnen Eisenstein, im Wert von ca. 16 Millionen Mark. Es gehören dazu allein 12 Hochofen und 38 Puddel-, Walz- und Hammerwerke, und tausende von Menschen arbeiten darin buchstäblich Tag und Nacht. Schon aus dieser statistischen Notiz einer einzigen Sektion dieser Gruppe kann sich der Leser einen ungefähren Begriff von der Großartigkeit des Ganzen machen.

Eine hohe aus verschiedenen Erzen und Mineralien erbaute Säule, oben mit einem goldenen Löwen geschmückt, vertritt das Bergrevier Wezlar, das in der Verschiedenartigkeit seiner Produkte noch reichhaltiger ist als die vorhergehende Ausstellung, denn es produziert außer Eisen-, Kupfer- und Nickelzerzen auch Marmor, Schiefer, Mangan und Phosphorit. Sehr hübsch ist eine auserlesene und sehr vollständige Sammlung von Fabrikatenerden, die gleichfalls aus diesem Revier stammen.

Noch bedeutender erscheint der rheinisch-westfälische Steinkohlenbergbau, zunächst in der Kollektivausstellung der königl. Bergwerksdirektion in Saarbrücken, die schon dadurch außerordentlich interessant wird, weil ihr eine Menge von Modellen beigegeben sind: Fördermaschinen, Kesselhäuser mit Ventilatoranlagen, ein kleiner Schienengang für die ein- und ausgehenden, d. h. für die leeren und beladenen Wagen u. s. w., Alles überaus anschaulich und instruktiv. Hier stehen auch die kolossalen Kohlenblöcke des Blücherstößes, im Durchmesser von einem Meter bei einer Höhe von ca. 10 Fuß. Ein einziger solcher Block würde für eine Wagenladung hinreichen. Ähnliches wiederholt sich in der Kollektivausstellung des Bergbauvereins von Essen und Bochum, die einen großen offenen Saal erbaut und mit unzähligen Kohlenproben, darunter gleichfalls riesige Blöcke, angefüllt hat. Bergbauliche Modelle und Apparate, Karten und Pläne vervollständigen das Bild, das eine spezielle und eingehende Beschäftigung verlangt, wenn man die einzelnen Gegenstände genau kennen lernen will. In unserem Bericht ist uns das natürlich nicht gestattet, aber viele unserer Leser, welche die Ausstellung häufiger besuchten, werden dies gethan und sich dadurch eine höchst interessante Stunde verschafft haben.

Unter den Kojen möchten wir besonders auf diejenige von Felten u. Guillaume in Mülheim a. Rh. hinweisen, deren Drahtseil- und Kabelfabrik in direkter Beziehung zu der Montan-Industrie steht. Die Ausstellung dieser Firma ist überaus reichhaltig und sehenswert, vorzüglich das in der Mitte auf einer großen Walze aufgerollte Telegraphenkabel, als Probe der im deutschen Reich verarbeiteten unterirdischen Lei-

tungen. Auch dies ist eine neue Industrie, von der sich unsere Väter nichts träumen ließen, und die mit jedem Jahre einen geradezu ungeheueren Aufschwung nimmt.

Daß in dieser Gruppe auch alle sonstigen Bergwerksutensilien, von den gewöhnlichsten Hacken und Hauen bis zu den feinsten Sicherheitslampen anzutreffen sind, ist selbstverständlich, weil gleichfalls die eigentliche technische Seite des Steinkohlenbergbaues hier nach allen Richtungen hin vertreten ist. Gern verweilten wir noch zu einer längeren Besichtigung, aber die uns zugemessene kurze Frist treibt uns gebieterisch weiter.

An die Bergbaugruppe stößt die der Textilindustrie, von welcher wir bereits früher die Kollektivausstellung der Düsseldorf-Fabrikanten näher besprochen haben. Baumwolle, Wolle, Färb, Hanf, Jute und gemischtes Webematerial sind hier in allen möglichen Gespinnsten und Stoffen vertreten; die ganze Gruppe gewährt einen bunten, und deshalb sehr heiteren Anblick, und der reiche Inhalt fast aller Glaschänke ist sehr geschmackvoll arrangiert. Einfacher in ihren schlichten weißen oder grauen Farben, aber besonders großartig und mannigfaltig ist die Kollektivausstellung der Bielefelder Leinenindustrie, an welcher sich einige dreißig Firmen beteiligt haben und durchweg mit vortrefflichen Produkten, Leinen, Drell und Gebild, Tisch- und Taschentücher, Damen- und Herrenwäsche, unter der letzteren speziell Hemden und Hemdeneinsätze und sonstige in dies Fach einschlagende Artikel — hier ist Alles in größter Auswahl zu sehen und sowohl das Gewebe selbst als auch die Arbeit werden allgemein als vorzüglich anerkannt. Verdientes Aufsehen erregt das große Damasttafelstück von A. W. Kistler in Bielefeld, das derselbe für den Kronprinzen angefertigt hat und das, in einen Rahmen gespannt, eine ganze Wandfläche einnimmt. Es ist eine sehr schöne Arbeit mit hineingewebten Ablern und Sternen, Kronen und Gütlanden und mißt in der Länge wie in der Breite gegen 4 Meter und man erzählte, daß ein eigener Webestuhl dafür konstruiert werden mußte. Vis-à-vis sind ähnliche und nicht minder schöne Gewebe von A. H. C. Westermann Söhne in Bielefeld, deren damastene Tafelgedecke sich eines weitverbreiteten und wohlverdienten Rufes erfreuen. Seidene Stoffe sind nur wenig zu sehen wegen der schon von uns erwähnten Zurückhaltung vieler Firmen; wir nennen hier nur die feingemusterten Möbelpolster von C. Andreae in Mülheim a. d. R. in sehr geschmackvollen Mustern, und die seidenen und gemischten Stoffe von C. A. Köttgen und Geschw. Michels, beide in Crefeld, die gleichfalls recht elegante und dem Anschein nach auch recht solide Waren eingeschickt haben. Aber die so oft und hauptsächlich gleich nach dem deutsch-französischen Kriege von allzu eifrigen Patrioten gemachte Behauptung, daß die deutsche Seidenfabrikation mit der französischen auf gleicher Höhe stehe und die Produkte der letzteren entbehrlieh mache, dürfte auf der Düsseldorfer Ausstellung keine Anhänger finden.

Die Bekleidungsgegenstände der XII. Gruppe schließen sich insofern direkt an die eben besprochene an, indem dort die seidenen, wollenen, baumwollenen und übrigen Stoffe zu Röben, Kleidern und allen sonstigen Gewandstücken verarbeitet sind. Von den Damenroben haben wir uns in unserem letzten Bericht in ehrerbietiger Entfernung gehalten und thun es auch heute wieder, weil uns eine nähere Besprechung, in welcher wir, um nicht ungerecht zu sein, doch eine große Anzahl von Ausstellern berücksichtigen müßten, zu weit führen würde. Ein gleiches gilt von den Herren- und Kinderkleidern und vollends von den Strümpf- und Trikotwaren, den Kravatten, „Slipsen“ und dazu gehörenden Kleinigkeiten. Wir machen nur eine Ausnahme mit den Pelzwaren, von denen verschiedene rheinische Firmen sehr schöne und manchmal sogar ganz prächtige Sachen eingeschickt haben. Dahin gehört zunächst J. Guba in Düsseldorf, der namentlich ebenso kostbare wie geschmackvoll gearbeitete Damenpelze ausgestellt und dadurch seinen langjährigen Ruf als eines der ersten Geschäfte des Rheinlandes aufs neue glänzend bewährt hat. Der beste Beweis dafür ist jedenfalls der Umstand, daß fast die Hälfte seiner ausgestellten Gegenstände zur bevorstehenden Verlosung angekauft ist. Auch A. Zinnober Söhne in Crefeld haben in dieser Branche Bemerkenswertes geleistet und es außerdem geschickt verstanden, durch einen ausgestopften Löwen und durch einen allerdings etwas phantastischen Tigerkampf die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden anzuziehen. Die ehrlichen Leute vom Lande, hauptsächlich die Frauen und Kinder, bleiben erschreckt davor stehen, bis sie sich endlich Mut fassen und die Tiere berühren, um sich zu überzeugen, daß sie nicht lebendig sind. Einige

Herrenpelzwerke dieser Firma verdienen besonders lobende Erwähnung.

So möchten wir auch in dieser Gruppe die künstlichen Blumen und Blattpflanzen von A. Meher in Köln nicht mit Stillschweigen übergehen, weil sie wirklich so vortrefflich imitiert sind, daß sie das geübteste Auge täuschen können. Im Winter bei zugefrorenen Fensterscheiben sind sie ein hübscher Zimmerschmuck, und wer Glück hat, kann welche gewinnen, denn es werden von ihnen gleichfalls mehrere verlost werden.

Ebenso dürfen wir, so kurz wir uns auch fassen müssen, die Schuhe und Stiefel nicht ganz unberücksichtigt lassen und nennen deshalb gleich eine der ersten Firmen: C. Jansen in Düsseldorf, die sich längst einen ausgebreiteten Ruf erworben hat. Diese Arbeiten verbinden Solidität mit Eleganz, zwei Eigenschaften, die bekanntlich gerade in dieser Branche nur selten vereinigt angetroffen werden, und was der große Goethe in Wilhelm Meister über einen gut sitzenden Stiefel sagt, ist bekannt. Die mechanische Schuhfabrik von Bartels u. Florenz in Rippe bei Köln hat gleichfalls ihre Waren eingeschickt, die natürlich von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet werden müssen, denn dieses Haus produziert mit seinen 170 Arbeitern jährlich weit über 100.000 Paar und führt bis nach Japlan aus; aber als Fabrikarbeit soll sie der besten französischen nur wenig nachgeben.

In das Gebiet des Leders gehören ebenfalls die Handschuhe, und wenn dieselben auch an sich etwas sehr Gewöhnliches und allgemein Bekanntes sind, so ist es doch der Mühe wert, die Fabrikation zu betrachten, und hierzu bietet sich uns in Gruppe XII die beste Gelegenheit. J. Kumlly in Düsseldorf hat nämlich dort eine vollständige Werkstätte angelegt, wo man sich Maas nehmen läßt, Qualität und Farbe aussucht und dann die stufenweise Anfertigung eines Paares mit ansieht, bis man es endlich fix und fertig erhält und anziehen kann. Sie sitzen dann in der Regel vortrefflich. Es ist ein ganz amüsantes Schauspiel und die kleine Fabrik hat außerordentlichen Zuspruch.

Auch die Kinder sind auf unserer Ausstellung nicht unberücksichtigt geblieben, denn J. W. Felbhaus in Köln und Lautenschläger u. Potthoff in Düsseldorf haben eine große Anzahl Spielwaren eingeschickt, die von der kleinen Welt mit demselben Interesse betrachtet und gemustert werden, wie die Sachverständigen in der Maschinenhalle irgend ein neues Dampfgetriebe untersuchen. In jüngster Zeit ist sogar zu allen bunten Herrlichkeiten eine Klavier spielende Dame hinzugekommen, die allgemein Bewunderung erregt. Wenn nur erst Weihnachten wieder da ist, so werden diese Puppen, von denen wirklich manche ganz nach dem Muster der prächtigen Damenroben etwas weiterhin kostümiert sind, stolz anrufen können: Kaufft mich nur, ich habe schon auf der großen Düsseldorfer Ausstellung paradiert, und bin dort sehr bewundert worden.

Neben diesen Spielwaren finden wir die Portefeuille-Fabrik von C. M. Kieger in Solingen, die hier einen Detailverkauf eröffnet und großen Zuspruch hat. Eine Spezialität dieser Firma sind die lederen Portemonnaies „aus einem Stück“, die „ewig“ halten, oder doch wenigstens für die Dauer dieses Erdenlebens. Wir selbst haben uns eins gekauft und werden den Versuch machen.

So hätten wir denn auch aus diesen Gruppen noch einiges Nennenswerte nachgetragen, und im Weitergehen gelangen wir noch einmal in den uns längst so lieb gewordenen Sektor der Kunstgewerbe, von dessen herrlichen Sachen wir nun bald Abschied nehmen müssen. Stets betrachtet man aber dieselben mit erneutem Interesse und stets findet man noch einzelne Gegenstände, die man bei früheren Besuchen übersehen hat. So z. B. eine in Holz geschnitzte Kopie der Kreuzabnahme von Rubens, von Fr. Meiners in Bartscheid bei Aachen, eine fein und sorgfältig ausgeführte Arbeit, ein wahres Kunstwerk. Leider ist dasselbe so unglücklich placiert, in dem Glasschrank einer Seitenboje, und noch dazu ganz in der Ecke des Schrankes, daß man alle Mühe hat, es überhaupt nur zu finden. Sein wahrer und eigentlicher Platz wäre unter den Skulpturen der Kunstausstellung gewesen, die ohnehin nicht allzu brillant ausgefallen sind; dort hätte es jedenfalls eine verdienstlichere Würdigung gefunden. Bei dieser Gelegenheit machen wir auch auf den Hausaltar von H. Maringer in Düsseldorf aufmerksam, gleichfalls eine gut gearbeitete Holzskulptur, die von Geschmack und Verständnis zeugt und den Beifall der Kenner findet.

Hierher gehört auch die Marmorlanze von H. Dattou in Wilmar a. d. Lahn, einer angesehenen Firma, deren Marmor-

waren sehr geschätzt sind. Was speziell die Kanzel betrifft, so ist sie unleugbar etwas schwer und massig, aber das war bei dem angewendeten Material wohl kaum zu vermeiden; auch muß die Kirche, für welche sie bestimmt ist, und deren übrige innere Ausschmückung dabei in Betracht kommen. In der Nähe haben wir eine sitzende Madonna mit dem Jesuskinde in reicher Polychromie von W. Pohl in Aachen, im Stil des XIII. Jahrhunderts, wie es im Katalog heißt, welche Behauptung uns, wenigstens in Bezug auf die Malerei, etwas gewagt erscheint, da diese allzu lebhaft und bunte Farbenzusammensetzung erst später aufkam. Die Arbeit ist sauber und die Haltung der Figuren korrekt; nur der Gesichtsausdruck, sowohl der Madonna wie des Kindes, hat uns kalt gelassen. Die Degerischen Madonnen und Jesuskinde blicken anders.

Sonst ist auf diesem Gebiete des Kirchenschmuckes in der Ausstellung, die so überreich an Altargefäßen und darin gehörenden metallenen Geräten aller Art bedacht wurde, nur noch wenig Bedeutendes zu sehen. Die Schöneninghsche Buch- und Kunsthandlung in Baderborn hat allerdings eine gut gemalte Kreuzwegstation ausgestellt, aber nur eine, so daß es schwer hält, sich darnach ein Bild des ganzen Werkes zu machen, wenn man nämlich, und dazu berechtigt diese Probe, die künstlerische Auffassung in Betracht ziehen will. Ein anderer und vollständiger Kreuzweg von C. Walter in Trier verdient lobende Erwähnung und hat auch viel Beifall gefunden, wenigstens bei denen, welche die Polychromie bei plastisch dargestellten Stationen der schlichten Steinfarbe vorziehen. Wir haben uns stets der letzteren zugeneigt, schon weil diese für jede Kirche paßt, was bei den buntfarbigen nicht der Fall ist. In der Walterschen Koje steht noch vornan ein erst später eingetroffener Marmorstuck mit sehr schöner Mosaikarbeit von Wild a. d. Har a. d. Nahe: in der Mitte die Petruskirche und rundum sechs Ansichten von römischen Bauten; in seinem Genre, das übrigens nur schwach vertreten ist, wohl das bedeutendste Stück der Ausstellung.

H. Bauhaus in Kleve hat aber nicht allein buntfarbig, sondern auch in Bezug auf seine Figuren und Gruppen sehr bunt ausgestellt, „kirchliche und profane Reliefdarstellungen“; wie der Katalog besagt, und zwar alles burchelmander. Man denke sich eine recht hübsche „Anbetung“ in der Mitte, und dicht daneben zu beiden Seiten Chinesen und Sinen, ein kleines Notkäppchen, auch Forts- und Vergleute und ähnliche Figuren mehr. Unten eine „Grablegung“ und dazu wilde Indier, einen Hamlet mit dem Totenkopf, einen Faust mit Gretchen und Gott weiß was sonst noch. Allerdings wollte die Firma sich möglichst vollständig und vielseitig präsentieren, aber sie hätte alsdann wohl eine andere passendere Anordnung treffen können. Uebrigens sind nicht wenige und namentlich einige der profanen Figuren recht schön und lebenswahr und würden sich zu einer geschmackvollen Zimmerzierde gut eignen; nur das Ensemble macht, wie gesagt, keinen erquicklichen Eindruck.*)

Schließlich verweisen wir noch auf einen geschmückten Hausaltar von Eichenholz im gothischen Stil und ebenfalls in mittelalterlicher Buntmalerei von J. Hellweg in Baderborn, dem man die eigentümliche Notiz angeheftet hat, „daß er auch in einen Betstuhl umgewandelt werden kann“. Der Mechanismus ist nicht weiter erklärt und auch nicht sichtbar, aber ein Altar mit einem Mechanismus wie ein Klappstisch oder wie eine Stuhlanlage, ist, gelinde gesagt, überaus befremdlich. Ebenso macht der oben angebrachte blaueisenne sonnenstrahlartige Baldachin einen seltsamen, um nicht zu sagen komischen Eindruck. Die Skulpturen an dem Altar sind übrigens mit Sorgfalt und stilgerecht ausgeführt, so daß er, von den erwähnten Absonderlichkeiten abgesehen, immer eine recht verdienstliche Arbeit ist.

Beim Fortgehen betrachteten wir noch einmal den Buzonschen Silbertisch, und zwar mit doppeltem Interesse, weil gerade an jenem Tage bekannt geworden war, daß er den ersten Hauptgewinn der zweiten Lotterie bilden würde. Die Juwelen

*) In dieser Gruppe verdient auch A. Fontaine in Münster noch eine nachträgliche anerkennende Erwähnung, und zwar speziell für einen schön gearbeiteten, nur allzu massiven Metallkronleuchter, dessen Sujet freilich (Simson, den Löwen erschlagend) etwas fernliegend und deshalb unverständlich ist, wenigstens kann es ebenso gut ein Herkules sein. „proton de en Nemea Briaron katepephne leonta“ will ich als Gelehrter zur Bekräftigung meiner Ansicht hinzufügen. Die von derselben Firma ausgestellten Altarkreuze und Altarleuchter reihen sich, ohne gerade hervorragend zu sein, doch den vielen anderen in dieser Gruppe würdig an.

in dem Glasschrein von C. Schürmann u. Co. in Frankfurt a. M. schienen auch lebhafter als sonst zu funkeln, was vielleicht von dem brillantem Armbande kam, das ebenfalls für die Verloofung angekauft war. Also sehr heitere, wenn auch sehr chimärische Bilder, mit denen wir die Gruppe verlassen.

Amerikanisches.

Wie in Amerika mit Doktordiplomen Handel getrieben werde, darüber bringt das „Merztliche Vereinsblatt“ interessante Berichte. Wie bekannt, existierte in Philadelphia ein ganz berühmtes Institut unter dem Namen: „Amerikanische Universität von Philadelphia“ (also keine eigentliche Universität nach europäischen Begriffen.) Dieses Institut war es, welches am unverschämtesten den Schacher mit Diplomen betrieb, von denen die Mehrzahl in Europa verkauft wurden. Hier ging das Geschäft fortwährend gut, während es in Amerika selbst, wo man Lunte gerochen, nicht ging. An der Spitze des Instituts stand der Dr. Buchanan. Vor einigen Jahren hatte die Regierung von Pennsylvania eine Verordnung erlassen, durch welche jenem Institute die Lizenz entzogen wurde; in Folge eines Formfehlers ist dieselbe jedoch niemals in Kraft getreten. Veranlassung dazu hatte eine Enquete gegeben. Diese Untersuchung erstreckte sich auf vier sämtlich in Philadelphia ihren Sitz habende ähnliche Institute, von denen zwei: die „Philadelphia University of Medicine and Surgery“ und das „Eclectic Medical College“ seit langer Zeit offen mit dem Diplomverkauf an Personen sich abgegeben, die niemals praktisch Medizin studiert, ja die nicht einmal irgend welche medizinische oder wissenschaftliche Kenntnisse besaßen hatten. Das erstere Institut unter Dr. William Payne hat nachgewiesenermaßen Diplome um 200 Pfd. verkauft und akademische Würde Personen verliehen, deren Namen es kaum kannte. In einem Falle hat es sich herausgestellt, daß die bezeichnete Person ein Kind von 2 Jahren war. In einer großen Anzahl von Fällen versichern Zeugen, akademische Würde ohne Studien, ohne Examen, ja ohne Bezahlung erhalten zu haben. Das „Eclectic medical College“ hat Würden und Diplome an Frauen verliehen, welche nicht einmal die Lage des Institutes kannten; viele andere sind auch von diesem Colleg an Leute verkauft worden, welche niemals medizinische Kenntnisse sich erworben hatten. Ein Mitglied der Fakultät erklärte vor der Kommission, daß es sich in die Provinzen begeben habe, um für jede beliebige Summe medizinische Würden zu verkaufen.

Im März d. J. meldete eine Zeitung aus Philadelphia (der „Democrat“), daß „der hochw. Herr Miller“, welcher Pastor der Eden Methodistenkirche ist und sich auch „Dean der Philadelphia University of Medicine“ nennt, wegen thätlichen Angriffs auf seinen Mietzmann unter Bürgerschaft gestellt sei. Inzwischen sind dem „Reverend“ andere Verlegenheiten erwachsen. Aufmerksam geworden durch oben erwähnten Fall, begaben sich zwei Zeitungs-Berichterstatter nach der Doktor-Fabrik um sich als Studenten einschreiben zu lassen. Sie fanden dort den „Reverend Miller“, welcher sich bereit erklärte, sie als Studenten des „College“ anzunehmen, und ihnen dann auseinander setzte, wie leicht es sei, die amerikanische Heilkunde zu studieren. Das Verschreiben von Rezepten sei besonders leicht. Dann führte er die neuen Studenten durch die Räume des College und setzte ihnen auseinander, wie leicht sie ein Doktordiplom erhalten könnten, welches ihnen möglich mache, als Aerzte zu praktizieren. Zum Schluß erklärte sich der „hochw. Herr“ bereit, den beiden Herren Doktordiplome für 100 Mark zu geben, welche in Raten zu zahlen seien, so daß sie sofort, ohne eine Vorlesung gehört zu haben, praktizieren könnten. Der eine Herr bezahlte dann dem Reverend Miller 25 Dollar und erhielt dafür folgende Bescheinigung: „Philadelphia University of Medicine and Surgery. Hierdurch wird bescheinigt, daß für die Summe von 100 Doll., deren Empfang hierdurch quittiert wird, der Inhaber dieses Certificats zu einem zweijährigen Lehrkursus in dem medizinischen Departement des besagten College berechtigt ist. Präsident W. J. Ingraham. Beglaubigt: Wm. Major, Sekretär.“ Der Mr. Major ist Pastor an der Methodistenkirche; Mr. Ingraham Präsident des Board of Trustees. — Die Namen der beiden „Studenten“ wurden dann in die Liste der Studenten des Lehrkursus eingetragen, und sie erhielten zugleich folgendes Certificat: „Hierdurch wird bescheinigt, daß der Inhaber dieses, Mr. Norris, in Anbetracht, daß er die Collegiengelder bezahlt und die Philadelphia University of Medicine and Surgery unter der direkten

Leitung des Decan besucht hat, berechtigt ist, von heute ab als Arzt zu praktizieren. Miller, Defan u. s. w. Philadelphia University of Medicine u. s. w." — Damit Niemand in Frage stellen könne, daß Mr. Norris die Philadelphia Universität besucht habe, wurden von Reverend Miller 8 Belegzettel für Vorlesungen in der Anatomie, Chirurgie, Physiologie, Pathologie, Chemie, Klinik zc. übergeben.

Es ist die höchste Zeit, sagt die Zeitung, daß alle Welt erfährt, daß die „Philadelphia University“ nur ein Konsortium von Schwindlern ist, die ihre Diplome hauptsächlich nach Europa absetzen und auch willige Abnehmer finden, wie dies aus dem deutschen zahnärztlichen Almanach klar bewiesen ist, und wie auch die Anzahl der neu seit Einführung der ärztlichen Gewerbe-freiheit (Pfluscherfreiheit) entstandenen Pseudoärzte mit amerikanischen Doktordiplomen beweist. Alle in Europa existierenden sogenannten amerikanischen Doktordiplome in absentia sind ungültig.

Etwas vom Wetter.

Meteorologische Betrachtungen
von B. Egermann.

(Fortsetzung.)

Beschäftigen wir uns jetzt mit den Beziehungen des Luftdruckes zu den atmosphärischen Niederschlägen.

Die schon bei Erfindung des Barometers bekannt gewordene Thatsache, daß dasselbe bei Regen und ähnlichen Erscheinungen einen tiefen Stand hat, fand in dem Streben der Menschen nach Ergreifung der Zukunft einen empfänglichen Boden zur Entwicklung von mancherlei Hypothesen. Es galt und gilt noch jetzt als gewiß, daß es regnen werde, wenn der Luftdruck gering ist, daß dagegen bei hohem Barometerstand schönes Wetter eintreten werde.

Das allgemeine Gesetz, daß allen Luftdruckveränderungen Temperaturveränderungen in anderen Gegenden vorangehen und vom Barometer angezeigt werden, kommt auch hier in Betracht. Da die warmen und feuchten Südwestwinde den meisten Regen bringen und zugleich den Barometerstand herabdrücken, so darf umgekehrt von einem niederen Barometerstand auf Eintritt regnerischer Witterung geschlossen werden, während bei den trockenen und kälteren Nordostwinden erfahrungsmäßig häufig hoher Barometerstand und heiteres Wetter zusammentreffen. Doch keine Regel ohne Ausnahmen.

Beobachten wir das Verhalten des Barometers z. B. zur Zeit öfterer Regenschauer, so zeigt sich in der Regel ein Steigen des Barometerstandes um mehrere Zehntel Linien; besonders ist dies bei Annäherung von Gewittern der Fall. Nicht selten aber sinkt das Barometer zu seinem früheren Stand herab, sobald die Regenwolken vergehen, und bei Gewittern darf man darauf rechnen, daß ihre Kraft erschöpft sei, wenn das Barometer wieder zu sinken anfängt. Grund des Steigens ist die Erkaltung und Verdichtung der unteren Luftschichten durch den Regen. Zuweilen aber steigt von da an das Barometer regelmäßig, ein Zeichen, daß die südlichen Winde durch nördliche verdrängt wurden und am Orte ihres Zusammentreffens die Mischung ungleichartig warmer Luftschichten die Verdichtung des Wasserdampfes beförderte.

Anderer verhält es sich jedoch bei eigenlichem Regenwetter. Dann steht das Barometer durchschnittlich 2'' unter Mittel, welche Differenz im Allgemeinen den südlichen und westlichen Winden mit ihrem aus dem Meere aufgenommenen Wasserdampfgehalt entspricht. Uebrigens bewährt sich auch in diesem Falle der Einfluß der Windrichtungen.

Die Beobachtungen des Barometerstandes bei Regenwetter lieferten folgende Resultate:

| | |
|-------------|----------|
| bei N.-Wind | 334,42'' |
| „ N.O. „ | 335 10'' |
| „ O. „ | 335 17'' |
| „ S.O. „ | 333 03'' |
| „ S. „ | 332 10'' |
| „ S.W. „ | 332 56'' |
| „ W. „ | 334 18'' |
| „ N.W. „ | 335,04'' |

sowie sie auch feststellen, daß keine anhaltende Regen zu erwarten sind, so lange das Barometer nicht unter dem entsprechenden Mittel steht. Erst wenn der S.W.-Wind, unter dessen Einfluß der Luftdruck abnimmt und in den oberen Luftschichten feine Cirri (Federwolken) entstehen, länger anhält,

der Barometerstand also immer tiefer sinkt, sättigt sich die Luft so mit Wasserdampf, daß derselbe zuletzt in Regen übergeht.

Dasselbe gilt von nördlichen Winden. Wenn sich diese erheben, steigt zwar das Barometer; da sie aber auf noch feuchte Luftschichten treffen, bewirken sie durch ihre Kälte Niederschläge. Halten die nördlichen Winde länger an, so trocknet die Luft aus und es tritt dem höheren Barometerstande entsprechend gutes Wetter ein.

Wenn man auf den Scalen der Barometer einen Punkt mehrere Linien unter dem Mittel mit „Regen“ bezeichnet, so ist dies nach Dölgem einigermassen begründet. Nur müßte dabei die Windrichtung und der Witterungscharakter zur Zeit der Beobachtung berücksichtigt werden.

Bezüglich der hierbei maßgebenden Windrichtung, deren Drehung, wie früher erwähnt worden, regelmäßig von O. durch S. nach W. erfolgt, gelten folgende Gesetze:

1. Auf der Westseite der Windrose folgt ein kälterer Wind auf den wärmeren, auf der Ostseite ein wärmerer auf den kälteren. N.W. ist kälter als W., S.O. wärmer als S.

2. Auf der Westseite verdrängt der schwere nördliche Wind den leichteren südlichen rascher als auf der Ostseite. Das Barometer steigt nicht so oft, als es sinkt, es steigt aber schneller.

3. Auf der Westseite der Windrose ist die Elasticität des Wasserdampfes des nachfolgenden Windes geringer, als die des vorangehenden Windes; auf der Ostseite findet das Gegentheil statt; N.W. enthält weniger Wasserdampf als W.; S.O. dagegen mehr als O.

4. Auf der Westseite tritt der kältere Wind zuerst unten ein und verdrängt den südlichen Wind von unten nach oben; auf der Ostseite tritt der wärmere Wind zuerst oben ein und verdrängt den nördlichen Wind von oben nach unten. Die Geschwindigkeit des Vorbringens nimmt zugleich auf der Westseite von S. nach N. ab, auf der Ostseite von N. nach S. immer zu.

Hieraus folgt, daß die relative Anzahl der Niederschläge auf der Westseite größer sein muß, als auf der Ostseite; ferner daß das Barometer bei Regen mit Ostwinden fällt, bei Regen mit Westwinden aber steigt.

Aus der Vergleichung der Temperaturverhältnisse mit der Drehung des Windes und besonders dem Gang des Instrumentes von Morgen bis Abend bei verschiedenen Winden ergibt sich noch, daß

5. Auf der Westseite der Windrose Schnee und Regen, auf der Ostseite Regen auf Schnee folgen muß;

6. Schnee mit Westwinden auf den Eintritt von Kälte, Schnee mit Ostwinden auf eine Milderung derselben deutet.

Will man die beiden letzten Sätze auch auf die unregelmäßigen Veränderungen anwenden, so lauten sie:

7. Schnee mit fallendem Barometer geht in Regen über, Regen bei steigendem Barometer in Schnee; Schnee mit steigendem Barometer zeigt Kälte an, Schnee bei sinkendem Barometer bedeutet Abnahme der Kälte.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

* Ueber die Bollesche Dampfmaschine spricht sich in der „Frankf. Ztg.“ ein Techniker wie folgt aus: Großes Aufsehen erregte in Berlin der Bollesche Dampfwagen, ein Diminutiv der im Oktober 1879 in Le Mans versuchten Straßenlokomotive. Sanguiniker erblickten in diesem Dampfswagen, dem man übrigens nur Gutes nachsagen kann, eine neue Era des Verkehrs und sind sogar geneigt, der Versicherung des Erfinders Glauben zu schenken, derselbe werde die Sekundär- und Pferdebahnen überflüssig machen. Dies ließe auf die Verlängerung der Fortschritte der letzten 50 Jahre und des ganz richtigen Gedankens hinaus, daß die Schiene oder eine sonstige glatte Bahn der Lokomotive ihren hauptsächlichsten Wert verleiht! Wir sind deshalb der Ansicht, daß der Erfinder sich auf falscher Fährte befindet, wenn er den Sekundärbahnen den Krieg erklärt. Sein Dampfswagen dürfte als Fahrzeug für das dritte Netz von Verkehrswegen, als Zuführer der Sekundär- und Vollbahnen gute Dienste leisten, und überdies z. B. im Festungskriege zum Transport der Geschütze seine volle Schuldigkeit thun, und zwar vielleicht noch besser als sein Hauptkonkurrent, die Straßenlokomotive von Brown in Winterthur. Was aber die Benutzung als Dampfmaschine in den Städten betrifft, so wird, weil stets zwei Menschen zur Bedienung nötig sind, noch viel Wasser den Berg ablaufen, ehe sie die Stadtergüsse in den verdienten Ansehung verlegt.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Nr. 40.

Sonntag, den 3. Oktober.

1880.

A.E. Die Düsseldorfer Ausstellung von 1880.

(Nachdruck verboten.)

XXIII.

Letzte Nachlese zum Schluß.

Wer uns prophezeit hätte, daß unser letzter Bericht — denn wenn der Leser dies liest, ist die Ausstellung bereits geschlossen — mit einer traurigen und schmerzlichen Notiz beginnen würde, den hätten wir gewiß mit einem ungläubigen Lächeln zurückgewiesen und ihn gebeten, uns die heitere Festfreude, die gerade in der letzten Woche noch erhöhte Proportionen annahm, nicht zu stören. Und das mit Recht, denn Alles war so überaus glücklich verlaufen, ja es hatten sich von Anfang an so viele günstige Umstände zu einem glänzenden Erfolge vereinigt, wie es wohl niemand zu hoffen gewagt. Großer und ungeteilter Anhang im In- und Auslande, eine so erstaunliche Menge von Besuchern, daß man bereits den Millionensten verzeichnen und bekränzen konnte*, ein Fremdenzufluß von nah und fern, wie ihn die Rheinlande, und jedenfalls die Stadt Düsseldorf, seit Menschengedenken nicht gesehen, dazu, mit den seltensten Ausnahmen, das prächtige Wetter eines herrlichen Sommers und, was für die Ausstellung und die damit verbundenen Zwecke entschieden das Wichtigste war: Beifall, Anerkennung und oft laute Bewunderung für die vielen tausend und aber tausend ausgestellten Gegenstände, und auch für die geschickte Anordnung und für die verständige Leitung des Ganzen. . . Das war doch gewiß geeignet, uns mit Stolz und freudiger Zuberfücht zu erfüllen und zugleich mit Dank gegen das Geschick, das so augenscheinlich das schöne Unternehmen begünstigt hatte. Auch war im Ganzen (und auch das ist ein wichtiger, nicht zu unterschätzender Umstand) vom Beginn der Arbeiten an bis auf die letzten Tage kein Unglücksfall vorgekommen, was leider bei so großartigen Bauten und Installationen nicht immer geschieht, mithin ein weiterer Grund zur Genugthuung und Freude.

Und doch scheint es, als solle das alte Solonische Wort, den Tag nicht vor dem Abend zu loben, immer und immer wieder zur Geltung kommen, und der Dichter mit seiner verhängnisvollen Prophezeiung Recht behalten:

„noch keinen sah ich fröhlich enden,
auf den mit immervollen Händen
die Götter ihre Gaben streuen.“ . . .

Dieser Gedanke wenigstens überkam uns sofort und unwillkürlich, als wir in der Morgenfrühe des letzten Sonntages die Trauerkunde von dem Brande vernahmen, der in der Nacht

*) Wenigstens wurde am letzten Montag ein Herr, der gar nicht zu wissen schien, wie er zu dieser Ehre gekommen war, bekränzt und im Triumph umhergeführt, richtiger in einem Rollwagen umhergeführt. Es war Herr Bock, der Vertreter der Hochheimer Aktiengesellschaft, vor deren Pavillon in Gruppe VII. täglich der Scharnwein verschänkt (nicht verschenkt) wurde. Man kann sich leicht vorstellen, wie viele Pfropfen an jenem Tage zur Feier des Millionensten knallen mußten, dem man sogar die Ehre einer photographischen Aufnahme zu Teil werden ließ. Auch ein berühmter Mann mehr im deutschen Vaterlande.

vorher die Ausstellung heimgesucht hatte. Wie die Fama alles vergrößert, so nahm auch das Gerücht von diesem Begeben in den ersten Stunden, als er Gottlob schon längst gelöscht war, die schlimmsten und beunruhigendsten Proportionen an; es hieß, daß mehrere Annerbauten und sogar ein Teil des Ausstellungsgebäudes mit verbrannt seien, und man sprach von unberechenbarem Schaden. Glücklicherweise reduzierte sich das ganze Unheil auf das große Restaurationsgebäude, das freilich mit Ausnahme des Hinterbaues, vollständig zerstört wurde. Diejenigen aber, die auf ihrem verspäteten Heimzuge — und bei uns zu Lande dauern bekanntlich die heiteren Zusammenkünfte und lustigen Selage gern bis nach Mitternacht — plötzlich die feurige Höhe bemerkten, die über dem Ausstellungsplatze aufschlug, waren vollkommen berechtigt, im ersten Augenblicke des Schreckens sich das Schlimmste und Grausigste zu denken, und man beruhigte sich erst, als man erfuhr, daß das Unglück verhältnismäßig nur unbedeutend war, wenigstens im Vergleich zu dem, was daraus hätte entstehen können. Der Annerbau mit den kunstgewerblichen Alsterkammern liegt der Brandstätte am nächsten, derselbe ist indes vorsorglich dicht am großen Weiher, ja fast in ihn hineingebaut; wenn er aber trotzdem von den Flammen ergriffen worden wäre, so hätten wir eine geradezu entsetzliche Katastrophe zu beklagen gehabt, die den Segen der ganzen Ausstellung leicht in das Gegenteil verwandelt haben würde. Doch weshalb das an sich schon traurige Bild mit noch dunkleren Farben ausmalen? Danken wir dem Himmel, daß es bei dem zerstörten Restaurationsgebäude geblieben ist und . . . um auch eine gute Lehre aus dem Unglück zu ziehen, seien wir in Zukunft vorsichtiger, wenn wir wieder einmal einen großen Corps-Kommerz abhalten.

Im Uebrigen ist der Brand, so seltsam es auch klingen mag, eine ungeheuerere Reklame für die Ausstellung geworden; wenigstens gehörte der gleich darauf folgende Sonntag zu den besuchtesten aller früheren Sonntage. Allerdings war es auch der letzte, was viele Tausende noch einmal hinausgezogen haben mag; aber viele andere Tausende mögen auch speziell noch einmal hingegangen sein, um sich die Brandstätte zu betrachten. Man hatte dieselbe mit staunenswerter Schnelle von allem Schutt und von verlohnten Balken und sonstigen Trümmern gesäubert, und die freie „leergebrannte Stätte“ bildete einen schmerzlichen Kontrast mit der blühenden und heiteren Umgebung. Das war also übrig geblieben von dem großen elegant dekorierten Saal, wo auch wir so manches Gerücht von zweifelhafter Güte verspeßt hatten, und wo die Kellner so oft eine strenge Kritik über Quantität und Qualität der Gerichte anhören mußten. Vom rein kulturhistorischen Gesichtspunkt aus ist deshalb das Malheur leicht zu verschmerzen, und wer weiß, ob nicht manche Fatalisten, wenn der Brand gleich in der ersten Zeit, wo die Unzufriedenheit am lautesten war, stattgefunden, darin eine Rache der Götter erblickt hätten. Doch auch hier gilt das „de mortuis nil nisi bene“; wir wenigstens und gewiß viele mit uns haben dem untergegangenen Restaurant seine harten und schmalen Bissen längst großmütig verziehen.

Der kleine Seitenbau ist stehen geblieben, und ebenso der Pavillon für das Orchester, und als wir am Sonntag Nachmittag dort waren, herrschte rings um die Trümmerstätte an den dicht besetzten Tischen und unter den allerdings starkverengten Bäumen der Terrasse das bunteste Leben, und die Regimentsmusik spielte ihre lustigen Walzer, als wüßte sie von nichts.

Das Menschengedränge war mittlerweile so kolossal, ja gewissermaßen zu einer so kompakten Masse geworden, daß man sich in den Hauptalleeen nur mit äußerster Mühe fortbewegen konnte. . . . „Du meinst zu schieben, und wirst geschoben“, so daß man sich noch war, wenn man endlich einen Seitenweg erreichte, wo man, obgleich noch immer in dichter Menge, doch den freien Gebrauch seiner Gliedmaßen wieder erlangte. Wer mit draußen war, wird uns bezeugen, daß wir ganz und gar nicht übertreiben, wie es sich denn auch später herausgestellt hat, daß jener Sonntag der am meisten besuchte von allen gewesen ist: 32.000 Personen, ohne die Abonnenten. Für viele, die in der Woche keine Zeit haben, war es zugleich ein Abschied von der Ausstellung, und dieser Abschied mag ihnen schwer genug geworden sein. Jetzt haben sie das schöne Bild mit nach Hause genommen in ihr stilles Heim, und werden gewiß an manchem Winterabend die Erinnerung daran wieder wach rufen und sich gegenseitig davon erzählen. So dauern die Schöpfungen der Menschen, so flüchtig und vergänglich sie auch sind, doch im Gedächtnis der Mitlebenden fort, und wenn das Geschaffene, wie es hier der Fall war, groß und schön gewesen und guten und gemeinnützigen Zwecken gedient hat, so ist auch das Andenken daran ein erfreuliches, ja ein erhebendes, und kann zu einem Ehrenkmal werden für die kommende Zeit.

So ganz zum Abschiednehmen waren wir indes am nächsten Morgen noch nicht gestimmt: im Gegenteil, wir durchwanderten die Gruppen, wie wir es im Laufe des Sommers so oft gethan, noch einmal die Kreuz und Quer und trugen noch das Eine und das Andere in unser „Blaubuch“ ein, freilich schon wie ein Aehrenleser nach der Ernte, der dem beladenen Garbenwagen folgt, und hier und da eine liegen gebliebene Aehre auffammelt. Manchmal gehört aber, was ich den freundlichen Leser nicht zu vergessen bitte, gerade eine solche liegen gebliebene Aehre zu den vollsten und reichsten, und so erging es uns mit verschiedenen Dingen, die wir weder übersehen noch vergessen, sondern uns nur bis zum Schluß aufgespart hatten, wie wir gleich sehen werden.

Da ist zunächst in der großen und wichtigen Gruppe III des Hüttenwesens zu den bereits früher erwähnten Ausstellern noch nachträglich die Aktiengesellschaft „Union“ in Dortmund zu nennen, die, obwohl erst t. J. 1872 gegründet, sich für den Bergbau und die Eisen- und Stahlindustrie schon einen europäischen Ruf erworben hat. Namentlich sind es die Fabrikate aus Flußstahl und Flußeisen, welche von den Kennern bewundert werden, darunter zwei Schienen aus Bessemerstahl, im Gewicht von über 2000 Pfund, bei einer Länge von 38 und sogar von 52 Fuß. Auch die ungeheueren „Träger“ gehören hierher. Unter den Schmiedestücken darf man das gegen 50 Fuß lange und ca. 6000 Pfund schwere „Pumpengefänge“ nicht übersehen. Das sind alles kolossale Arbeiten. Die Firma hat auch einige hübsche Modelle ausgestellt, so die in diesem Jahre gegossene Turmspitze für die St. Katharinenkirche in Osnabrück, ferner ein Schachtgerüst für den Grubenbau der Zeche Hansa und das Modell eines eisernen Trockendocks für Amsterdam. Das letztere ist ganz besonders großartig und interessant und der freundliche Vertreter erklärte es gern.

In der anstoßenden Gruppe IV, wo sich die Kraftmaschinen befinden, ist in den Nachmittagsstunden eine Kojen (nicht weit von der Grotte mit dem Wasserfall) immer sehr von Neugierigen umdrängt, denn dort arbeitet der Gesteinbohrer von **Wortmann u. Fröhlich** in Düsseldorf und zeigt uns ein sehr anschauliches Bild von der Anlage der Eisenbahntunnels. Die Felsenhöhle im Hintergrunde ist bereits angebohrt, und man kann sich leicht vorstellen, wie die Arbeit weiter und weiter schreitet, bis der Durchbruch erzielt ist. Auf einem Seitentische steht das Modell eines fertigen Tunnels, wodurch das Bild vollständig wird. Natürlich ist das Ganze en miniature ausgeführt, aber recht unterhaltend und instruktiv.

An diese Gruppe schließt sich diejenige für Bau- und Ingenieurwesen (die XVII.) die eine sehr umfangreiche ist und sich auch vielfach auf die Annexbauten im Garten erstreckt, die wir schon früher eingehend geschildert haben. Ein ganzer Sektor wird von Badeeinrichtungen und von Apparaten zur Gasbeleuchtung eigenommen, ein anderer von Zeichnungen und Modellen für Wasser- und Brückenbauten, und der größte umfaßt

die natürlichen und künstlichen Baumaterialien, die wir gleichfalls aus unseren Promenaden im Garten kennen. Ueberhaupt geht diese Gruppe mehr als jede andere mit den Annexbauten draußen Hand in Hand. Wir machen deshalb nur noch speziell auf die hier ausgestellten Pläne, Zeichnungen und Entwürfe verschiedener rheinischer Architekten aufmerksam, die eine nähere Besichtigung in hohem Grade verdienen; denn sie sind gewissermaßen das schaffende Prinzip, die Seele, wenn man sich so ausdrücken darf, aller Bauten und Konstruktionen des Landes. In erster Reihe zitieren wir hier die schon so oft in unseren Berichten genannten Architekten **Mindlake u. Bickel** in Düsseldorf, und von dem Ersteren einen auf sechs großen Blättern gezeichneten Entwurf zu dem neuen Straßburger Univeritätsgebäude, dem wir von allen ähnlichen ausgestellten Zeichnungen den Preis zuerkennen möchten. Und nicht wir allein, denn wir haben von Sachverständigen diese Blätter außerordentlich loben hören. Ob der schöne und prächtige Entwurf dereinst realisiert wird, ist freilich eine andere Frage, die wir lieber nicht zu entscheiden haben, sonst wäre sie schon entschieden. Auch die Zeichnung der projektierten neuen Kirche in Deuz ist von demselben Meister, der sich auf dem Gebiete des Kirchenbaues schon so große Verdienste erworben hat. Die Düsseldorf Architekten **Volbt u. Frings** haben nur die Pläne des Ausstellungsgebäudes eingeschickt; denn sie sind die Erbauer desselben; die Konstruktion hat so allgemeine Anerkennung gefunden und sich im Laufe der ganzen Ausstellungszeit so vorzüglich bewährt, daß man sie wohl als eine muster-gültige bezeichnen darf. Von den Architekten **Taschhaus** und **von Abbe**, ebenfalls in Düsseldorf, und die wir auch schon mehrfach genannt haben, finden wir verschiedene Projekte zu Hochbauten; es sind dieselben Herren, denen wir den geschmackvollen Vierpavillon der Gebrüder **Dieterich** zu verdanken haben. . . . „Der schönste Pavillon und das beste Bier“ war schon im ersten Monat zu einem geflügelten Wort geworden.**) Auch die vortrefflichen Zeichnungen des Architekten **A. Hartel** in Krefeld, sowohl von ausgeführten wie von projektierten Bauten (namentlich Kirchenbauten) dürfen wir nicht unerwähnt lassen, und ein Gleiches gilt von dem großen und sauber gezeichneten Bilde des restaurierten **Rathhauses** in Aachen, mit beigefügten Rissen und Plänen, und von der hübschen Zeichnung des neuen **Badehotels** „zur Königin von Ungarn“, einer wahren Perle der alten ehrwürdigen Kaiserstadt. Diese Ausstellung ist vom dortigen Oberbürgermeisteramt selbst besorgt. In derselben Kojen stehen auch die drei sehr zierlich und getreu ausgeführten Gypsmodelle von **C. Wahls** in Hagen, von denen uns besonders die Elisabethkirche in Basel gefallen hat.

Als Unterabteilung der Gruppe XVI (Sanitäre Apparate) hat sich in einem großen Seitenraume der **Nieder-rheinische Verein für öffentliche Gesundheitspflege** mit seinen Zeichnungen, Schriften und Modellen etabliert, der viel Interessantes aufweist und einen schönen Beweis von den humanen Bestrebungen jenes Vereins liefert. In dem wichtigen Gebiete der städtischen Wasserversorgung sahen wir ein Modell des Wasserturmes in Duisburg und eine große Anzahl von Plänen und Zeichnungen der neuen **Elberfelder Wasserwerke**, dergleichen ähnliche graphische Darstellungen zur Heizung und Ventilation von Schul- und Krankenhäusern, von Kasernen, von Beamten- und Arbeiterwohnungen und dahin gehörenden Etablissements und Anlagen, und immer mit dem Hauptzweck der öffentlichen materiellen Wohlfahrt. Wer wollte leugnen, daß hier schon nach allen Richtungen hin unendlich viel gethan ist, so viel auch noch zu thun übrig bleibt. In der Mitte des Raumes sehen wir auf einer großen Tafel die **Kruppsche Arbeiterkolonie** **Kronenberg** mit ihren Häusern und Wohnungen, Gärten und Baumpflanzungen; eine Stadt im Kleinen, und

*) Der Deuzer Entwurf (bekanntlich in Folge eines reichen Legates der bald hundertjährigen Frau Witwe **Neuhoff**) ist insofern noch besonders bemerkenswert, weil derselbe die so oft angestrebte Verbindung des Zentralbaues mit dem Langbau sehr glücklich löst.

Weshalb diese und so manche anderen bedeutenden architektonischen Zeichnungen keinen Platz in der Kunstausstellung gefunden haben, selbst auf die Gefahr hin, manches mittelmäßige oder schlechte Bild zu verdrängen, ist vielen und auch uns ein Rätsel geblieben.

) In derselben Kojen befindet sich auch das Modell der Dampfküche und Badeanstalt des 3. westf. Infanterieregiments in Köln, nach einem Entwurf des Hauptmannes **v. Kerse, so hübsch und praktisch eingerichtet, daß man fast (wir bitten das Börtchen „fast“ nicht zu übersehen) selber Soldat sein möchte, um davon zu profitieren.

ein erfreuliches Bild von der Fürsorge des Fabrikherrn für seine Arbeiter. Möchten nur derartige Kolonten, wie es übrigens schon vielfach der Fall ist, immer mehr Nachahmer finden; sie sind die beste und sicherste Waffe zur gründlichen Bekämpfung der großen sozialen Krankheit unserer Tage. —

Wir wanderten weiter durch die langen Gallerien und Hallen, in denen noch Alles so schmund und glänzend dastand, als wäre das Ende der Ausstellung noch in weiter Ferne, das doch in wenig Tagen bevorstand. Es ist eben hienieden nichts beständig als der Wechsel.

Solchergehalt am Schluß unseres heutigen und letzten Rundganges angelangt, haben wir glücklicherweise noch Zeit, ein Verläumdnis gut zu machen, aus welchem uns sonst ein gegründeter Vorwurf hätte erwachsen können. Denn wenn es uns auch, wie wir schon mehrfach angedeutet, unmöglich gewesen, alle Aussteller zu berücksichtigen, so glauben wir auf der anderen Seite doch auch, nichts wirklich Bedeutendes und Hervorragendes übergangen zu haben. Dies Verläumdnis betrifft nun die zwei großen und angesehenen rheinischen Porzellan- und Steingutfirmen von L. Bessel und F. A. Mehlum, beide in Bonn, und beide eine Zierde der Ausstellung. Die erstgenannte hat bereits längst das Jubiläum ihres 100jährigen Bestehens gefeiert und zeigt uns in einem besonderen Glas-schrank eine ganze Kollektion ihres Porzellans aus ältester Zeit, für Liebhaber und Sammler ein köstlicher Anblick. Wir halten es, offen gestanden, mehr mit dem modernen Porzellan und besonders mit den prächtigen Vasen, die den prächtigsten aus der berühmten Eßdres-Manufaktur nicht nachstehen. Zwei der schönsten haben unserem Kaiser bei seinem damaligen Besuch so gut gefallen, daß derselbe sie sofort angekauft hat. Sie gehören auch ganz in einen königlichen Salon. Außerst interessant sind die auf Steingut gemalten und dann gebrannten Vortrakte, die einem guten Delgemälde gleichkommen. Ebenbürtig neben Bessel steht Mehlum, eine weit jüngere Firma, deren Fabrikate aber den Vergleich mit allen ähnlichen ihrer Art nicht zu scheuen brauchen, ja dieselben vielfach weit überflügeln. Der große offene Pavillon aus feinem, schwarzen Holzgetäfel mit eingefügten Porzellanmedaillons und Bildern und Verzierungen wäre schon an sich ein sehenswertes Ausstellungsobjekt; hier dient er nur als Rahmen zu den herrlichen und kostbaren Vasen, Schüsseln, Gefäßen und Schalen, die ringsumher aufgestellt sind und von denen nach einer gewöhnlichen aber sehr zutreffenden Redensart immer ein Stück schöner ist als das andere. Die kolossale blaue Vase in der Mitte mit dem originell erdachten Elefantentöpfchen als Untersatz ist ein wahres Kabinestück, und eine andere mit reicher Vergoldung wurde zur Verlosung angekauft und hat, wenn der Leser dies liest, wohl schon einen glücklichen Besitzer.

Ganz in der Nähe sind auf breiten Tischen mit hohen Gestellen, die den Raum eines mittelgroßen Zimmers einnehmen, die Glas- und Kristallwaren der Rheinischen Glashütte Aktiengesellschaft in Ehrenfeld bei Köln aufgestellt, tausende von Gläsern aller Art, darunter auch sehr schöne Imitationen im venetianischen Geschmack. Ueberraschend ist die schiegelhelle Sauberkeit, in welcher man bis auf den letzten Tag diese unzähligen gläsernen und kristallinen Dinge zu erhalten gewußt hat. Das flimmert und blitzt, wie wenn es erst gestern ausgepackt worden wäre, und morgen geht es ans Einpacken. Nur sorgfältig und behutsam, und mit großen Buchstaben „Zerbrechlich!“ und „Vorwärts!“ auf die Kisten und Kästen geschrieben, und dann glückliche Reise! — *)

Und glückliche Reise wünschen wir jetzt allen Ausstellern von nah und fern, vom ersten bis zum letzten, vom größten bis zum kleinsten, und mit diesem Wunsche verbinden wir auch unseren Dank für die hunderttausend schönen Sachen, die sie uns gezeigt, und an denen wir uns den ganzen Sommer über erfreut und erbaut und auch vielfach belehrt haben.

*) Hier bietet sich uns auch eine willkommene Gelegenheit, der in dieser Gruppe stehenden hohen Säule aus farbigen Glasstücken zu gedenken, die uns immer als Wahrzeichen für die ganze Gruppe gegolten hat. Sie stammt aus der renommierten Madelfabrik von G. F. Neuß in Aachen und zeigt uns das Material, aus welchem die kleinen bunten Glasstöpschen jener Stechnadeln angefertigt werden, die wir alle kennen und die zu Millionen und aber Millionen durch die Welt gehen. So hätten wir — wie doch der Zufall oft so seltsam spielt — gerade mit dem kleinsten Gegenstande, der Stechnadel, unsere Ausstellungsberichte geschlossen, die wir damals mit dem größten, der Kruppschen Riesentanne, begonnen haben.

Von anderer Seite werden unserem Leserkreise wohl die näheren Notizen über den eigentlichen Schluß der Ausstellung zugegangen sein, über das feierliche, von erhebenden und rührenden Tönen begleitete Abschließ-Bankett, über die Preisverteilungen und über die Resultate der Lotterie . . . ach ja, der Lotterie, die so viele Hoffnungen getäuscht, aber auch manche erfüllt hat, und zu deren ersteren wir leider selbst gehören. Auf all das heute, wo die Ausstellung bereits geschlossen ist, noch einmal zurückzukommen, wäre, um eine, gerade für Düsseldorf speziell zutreffende Redefigur zu gebrauchen: moutarde apres diner. Das also lassen wir auf sich beruhen.

Somit nehmen wir heute Abschied von der Ausstellung und den Ausstellern.

In der altdeutschen Weinkneipe, der auch viele tausende Durstige und durch sie erquickte Seelen wohl noch auf langem eine treue Erinnerung bewahren werden, steht der große „Kaiserpokal“, aus dem damals den Majestäten bei ihrem Besuch der Willkommtrunk kredenzt wurde, und der seitdem unberührt geblieben und vom Besitzer als ein köstliches Vermächtnis aufbewahrt wird. Den möchte ich füllen und daraus den Ausstellern und allen denen, die daran Teil gehabt, aber auch Allen! den Abschiedstrunk zutrinken und ihnen als letztes Lebewohl den altdeutschen Spruch zurnfen:

„Ihr habt ein herrlich Werk gethan,
Des sollt ihr große Ehre han!“

Etwas vom Wetter.

Meteorologische Betrachtungen
von D. Egermann.

(Schluß.)

Eine nach dem Regen erhöhte bleibende Temperatur wird stets neuen Regen anzeigen, denn auf der Ostseite bedeutet sie das gefekmäßige Ueberhandnehmen des südlichen Windes, auf der Westseite ein Zurückspringen, das durch ein neues Vorrücken oder neuen Niederschlag kompensiert werden muß.

Da auf der Westseite der Windrose der kältere Wind unten einfällt, der wärme auf der Ostseite von oben herab, so wird bei Regen im Mittel unten ein Wind herrschen, dessen barometrischer Wert größer ist, als der des oben wehenden. Es wird also der Barometerstand während des Regens niedriger sein, als der barometrische Wert des Windes überhaupt, da das Verdrängen während des Regens am raschesten geschieht. Die Größe des barometrischen Abstandes eines Regenwindes von seinem allgemeinen Mittel richtet sich also nach dem Verhältnis der barometrischen Werte der Winde zu einander und nach der Geschwindigkeit des Ueberganges.

Aus dem Untereinfallen des kälteren Windes auf der Westseite folgt außerdem, daß das Einfallen des Windes, Wolkenbildung, Niederschlag und Steigen des Barometers zusammenfallen werden, ja häufig sogar der Wind den anderen Erscheinungen vorangehen wird; auf der Ostseite hingegen findet die Wolkenbildung früher statt, als der Wind unten eintritt. Auf der Westseite geht die Wolkenbildung von unten nach oben, auf der Ostseite von oben nach unten vor sich. Das Aufhören der Wolkenbildung bei Ueberhandnehmen des nördlichen Windes nennt man Brechen der Wolken, welches sehr verschieden ist von der allmählichen Auflösung des Cumulus bei Aufhören des aufsteigenden warmen Luftstromes an Abenden schöner Tage. Plötzliche Wolkenbildung gehört der Westseite an, da hier plötzliche Vermischung stattfindet, allmähliche Wolkenbildung der Ostseite. Dort haben wir Cumulostratus, auf der letzteren Cirrus. Dieser entsteht durch den Eintritt eines südlicheren Windes, Cumulostratus dagegen ist der Niederschlag, durch einen in warme Luftschichten eindringenden kälteren Luftstrom.

Diese Vorgänge bilden die Mehrzahl der Fälle in unseren Breiten, wobei jedoch nicht selten das Barometer mit der Witterung in Widerspruch steht oder zu stehen scheint. Das kommt daher, daß die Windrichtung des Beobachtungsortes oft von derjenigen anderer Orte abweicht und man den Barometerstand fälschlich auf einen ihm gar nicht entsprechenden Wind bezieht. Ferner kommt es nicht bloß auf Temperatur und Dampfgehalt der anströmenden Luftmasse an, sondern auch auf Temperatur und Dampfgehalt der Luftmasse am Beobachtungsorte. Ist letztere sehr feucht, so wird um so eher ein Niederschlag erfolgen. Derartige Abweichungen können mehrere Monate hindurch anhalten und sie sind es, die den Charakter derselben Jahreszeit in verschiedenen Jahrgängen so verschiedenartig gestalten.

Dies muß man stets vor Augen behalten, wenn man die Barometeranzeigen richtig beurteilen will. Ein gutes Barometer thut in allen Fällen seine Schuldigkeit, indem es den Luftdruck und somit anzeigt, daß in der Atmosphäre irgendwo Bewegungen stattfinden. Hätten wir Instrumente welche uns ebenso vollständig die mittlere Wärme und die mittlere Feuchtigkeit nebst Windrichtung von der Oberfläche der Erde bis zur Grenze der Atmosphäre angäben, als es das Barometer hinsichtlich des Luftdrucks thut, so würden wir die kommende Witterung mit noch größerer Sicherheit vorausbestimmen können. Deshalb müssen wir wünschen, daß dieser Mangel durch Vervollständigung des Beobachtungsnetzes ausgeglichen werde.

Was das Barometer zu leisten vermag, zeigt sich deutlich bei herannahenden Stürmen; es ist sehr unruhig, sinkt in manchen Gegenden sehr schnell, um bald darauf wieder eben so rasch wieder zu steigen, welcher Wechsel sich öfters wiederholt. Diese Unruhe ist ein zuverlässiges Zeichen großer Störungen im Gleichgewicht der Atmosphäre und ihres Druckes, die sich dann auch bald darauf durch den ausbrechenden Sturm kundgeben. Die meisten heftigen Stürme kommen aus SW.; das Barometer sinkt kurz vorher sehr schnell, wie es die diesem Winde zu Grunde liegenden Wärmeverhältnisse bedingen. Plötzlich tritt dann häufig Windstille ein, worauf nach einiger Zeit ein eben so heftiger Wind aus NW. folgt, der oft nach NO. übergeht und die Temperatur herabdrückt. In diesem Stadium der Luftströmung steigt wieder das Barometer.

Den innigen Zusammenhang desselben resp. seiner raschen Variationen mit nahenden Stürmen bestätigen vor Allem die Berichte und zahlreichen Erfahrungen der Seeleute, die dann auch stets ein Barometer an Bord führen, mag das Schiff ein Handels- oder Kriegsschiff sein. So sind also tiefe Barometerstände und große Unruhe der Quecksilbersäule untrügliche Beweise außergewöhnlicher Witterungsverhältnisse auf der Erde, Zeichen heftiger Kämpfe zwischen entgegengesetzten Winden, die nicht selten den Charakter der Witterung total ändern. Wir dürfen sogar sagen, daß der rasche und öftere Wechsel des Barometerstandes eine längere Zeit anhaltende Unregelmäßigkeit der Witterungsverhältnisse ankündigt.

In früheren Zeiten war man zweifelhaft, wo man die Ursachen solcher anomaler Erscheinungen suchen sollte, ob in Asien oder Amerika. Jetzt aber ist es anders geworden; mit vollkommener Entwicklung der Meteorologie haben sich die Beobachtungs-Stationen bedeutend vermehrt, wengleich in dieser Hinsicht noch manche Lücke auszufüllen sein wird. Die telegraphische Verbindung der auf verschiedenen Punkten der Erde errichteten Wetterstationen unter einander ermöglicht die blitzschnelle Mitteilung der meteorologischen Beobachtungen über Barometerstände, Temperaturverhältnisse und Windrichtung nach allen Seiten hin; sind von W. her Stürme im Anzug, so werden diese zum Besten der Schifffahrt nach allen Häfen signalisiert, so daß wenigstens die dort vor Anker liegenden Schiffe rechtzeitig vor dem Auslaufen gewarnt werden können.

Unsere deutsche Seewarte zu Hamburg empfängt und versendet Tag für Tag telegraphische Wetterberichte von und nach allen Richtungen. So erfahren wir täglich zu gewissen Stunden was einige Stunden vorher an den verschiedensten Punkten Europas beobachtet worden ist, daß z. B. der von den Barometern angezeigte Luftdruck über weiten Gebieten abgenommen hat, der Wind durchschnittlich südwestlich weht und veränderliches bis regnerisches Wetter bevorsteht.

Wir schließen hiermit unsere „Betrachtungen“ als einen selbständigen Abschnitt in der Meteorologie, behalten uns aber vor, später in einer besonderen Abhandlung über elektrische Erscheinungen der Atmosphäre und über die Theorie der Niederschläge zu sprechen.

Bermischtes.

* Berlin. (Ein Diebstahlfänger.) Präsident: Sind Sie der Arbeitmann Karl Heinrich Strufe? — Angekl.: Der bin ich wohl, aber nicht des, wovon man mir ansehen duht. Ich bin kein Spitzhube nich. — Präsi.: Nun, wir wollen mal näher auf die Sache eingehen. Sie sind beschuldigt, dem Kaufmann G. aus der Remise einen Sack mit 50 Pf. Kaffee entwendet zu haben. — Angekl.: Det hab' ich mir jedacht, daß juter Wille so schöne ihren Lohn findet. — Präsi.: Was wollen Sie damit sagen? Haben Sie etwa den Kaffee nicht gestohlen? — Angekl.: J. — Jott — det is een reener Irrtum, een Druckfester,

der mir mein Unschuldig aber nich soll 'rum kriegen. — Präsi.: Sprechen Sie nicht so entrüstet, sondern erklären Sie einfach, ob Sie schuldig sind oder nicht. — Angekl.: Ich dächte, ich hätte mir darüber schon eingelassen. Ich bin unschuldig wie een Läuberrich um beanspruche noch de Rettungsmedaille. — Präsi.: Wiejo? — Angekl.: Wodrum? Weil ich selbst derjenige gewesen bin, der den Kooftmann seinen Kaffee jerechtig hat. — Präsi.: Sie scheinen hier an dieser Stelle Witze machen zu wollen. Hüten Sie sich! — Angekl.: Der eenzigste Witze bei der Feschichte is, daß ich mir hier uff die Anklagebant befinden duhe. So war's recht, so muß et kommen! — Präsi.: Ja, was wunderd Sie denn dabei so sehr? — Angekl.: Wat mir wunderd? Ja sehn Se, Herr Gerichtshof, det is ja eben det Komische bei die Sache, Merken Se denn so nich, daß ich irade derjenige war, der de Spitzhuben den Kaffee wieder abgenommen hat? — Präsi.: Et sehn Sie mal! Und das zu glauben, muten Sie einem Gerichtshof zu? — Angekl.: I woll; die Wahrheit brecht sich alleweil Bahn. — Präsi.: Wer waren denn die Diebe? — Angekl.: (sich hinter den Ohren frakend): Ja, da komm' wer zusammen. Wer waren se? Wenn ich det wüßte, wäre ich heute nich hier. Zwoe Männer waren et. — Präsi.: Das ist allerdings eine so unbestimmte Bezeichnung, daß damit nichts anzufangen ist. Sonst kennen Sie dieselben nicht näher? — Angekl.: Nee; vorgestelt waren se mir nich, „un Polack hab' ich doch noch nich mit se jespelt. — Präsi.: Dann werden es wohl die allbekannten „Großen Unbekannten“ gewesen sein. — Angekl.: Nee, wiederkennen würd ich se, wenn ich se treffen dächte; der Gene hatte K-Beene und der Andere ne Kimmelmeeße, des kann ich mir noch bestimmen. — Die Zeugen erzählten ganz andere Dinge als Strufe. Sie hatten gesehen, wie der Angeklagte den Sack entwendet und sich damit möglichst schnell entfernt hat. Die Diebesfang-Geschichte hatte der Angeklagte daher augenscheinlich nur erfunden, um nicht einzugehen, daß er bei bisheriger Unbescholtenheit noch in seinen alten Tagen solchen Fehltritt gemacht. Der Gerichtshof verurteilte ihn zu vier Wochen Gefängnis.

* Das Messiasreich, dem das Volk der Juden entgegen sah, würde sich nach den Darstellungen des Talmud, der Midraschim und Targumim und sonstigen Schriften der Rabbinen etwa nach folgendem Bilde gestalten:

Wenn der Messias kommt, werden die Israeliten alle ihre Feinde besiegen und sie entweder aus-otten oder zu ihren Knechten machen. Sie lehren in das Land ihrer Väter zurück, und dieser Zug wird ein Triumphzug sein; überall wird man ihnen huldigen, ihnen die schönsten Wagen und Säufen zur Verfügung stellen, ja Könige werden sie auf ihren Schultern tragen. In Kanaan ist dann ein neues Paradies; es beginnen die Tage des Messias, deren Dauer sehr verschieden angegeben wird, von 40 bis zu 7000 Jahren. Von Kanaan aus werden die Wälder beherrscht, jeder Ungehorsam wird mit dem Tode bestraft; sie müssen Geschenke bringen; ungeheurer Reichtum fließt den Juden zu. Außer der Beute aller ihrer Feinde heben sie noch einen großen Schatz, der in Aegypten von Alters her vergraben liegt; alle edlen Metalle und edlen Gesteine, welche die Erde birgt, werden sie gewinnen. Dazu muß der Ozean wiedergeben, was seit Jahrtausenden in ihm versunken ist: in das Mittelmeer müssen es seine Wellen spülen, und von da wird es bei Joppe ans Land geworfen. Tägliche Ergüssen erwarten im Reiche des Messias die Gerechten; in königlicher Pracht sitzen sie an Perleischen, vor jedem stehen drei Engel zu seiner Bedienung. Ihre Gesichter leuchten wie die Sonne, und als Thau des Himmels fällt ein köstlicher Balsam herab, dessen Duft von einem Ende der Welt bis zum andern dringt. Die Gottlosen müssen draußen vor der Paradiesesporte stehen und die Herrlichkeiten der Gerechten anschauen. Da werden sie dann ihre Hälse ausstrecken. Von ungeheurer Fruchtbarkeit wird das Land sein; jedes Weizenkorn hat die Größe von zwei Ohren, und um nur eine Beere von einer Weintraube fortzuschaffen, wird es eines ganzen Schiffes bedürfen. Purpurkleider und Kuchen werden fertig wachsen. Ein Schwur war unter den Juden gebündelt: „Möge ich nicht vom wilden Döhen essen!“ Dieser Schwur deutete auf das große Gastmahl im Messiasreiche, das Gastmahl des Leviathan. Der Döhe Behemoth wird da aufgetragen, der täglich das Gras von tausend Bergen aufgeessen hat. Denn im 50. Psalm heißt es: „Mein ist alles Wild des Waldes, die Tiere (Behemoth) auf den Bergen bei Tausenden.“ Wetter wird der Leviathan verzehrt, ein Fisch, der alle andern an Schmachhaftigkeit und Schönheit soweit übertrifft, wie an Größe. Er gebraucht zu seiner Speise täglich einen anderen Fisch von 300 Meilen Länge. Seine Augen sind wie die Augenbrauen (!) der Morgenröte, seine Schuppen glänzen heller als das Sonnenlicht. Auf einer Flosse trägt er die Welt. Ein Auerhuhn macht den Beschluß, das mit den Füßen den Grund des Meeres berührt, wo es so tief ist, daß ein Weil in sieben Jahren nicht zu Boden kommt, und mit dem Kopfe bis in den Himmel reicht. Einst fiel aus seinem Neste ein Ei, das zerschmetterte 300 Cedern und überschwemmte mit seinem Inhalt 60 Dörfer.

So die Rabbinen, die, wie man sieht, nicht nur mit märchenhaften, sondern geradezu mit tollen Erfindungen die Jürligen zu erbauen suchten. Die orientalische Phantasie hat Gebilde geschaffen, gegen die unsere Märchen vom Schlaraffenland ganz unbedeutend erscheinen.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 41.

Sonntag, den 10. Oktober.

1880.

□ Adrian VI., der letzte deutsche Papst.

Von Heinrich Fr. Grimm.

Konstantin Mitter von Hoefler hat die stattliche Reihe seiner historischen Schriften durch ein neues Werk: „Adrian VI., 1522–23“ (gr. 8° XI, p. 574 S. Wien, Braumüller, 1880) vermehrt und die katholische geschichtliche Literatur dadurch um eine neue Perle bereichert; gleichzeitig kommt hiermit seine „Geschichte der deutschen Päpste“, von welcher die beiden ersten Abteilungen bereits früher (Regensburg, Manz, 1839) erschienen sind, zum Abschluß. Das vorliegende Werk behandelt eine der wichtigsten Perioden der Kirchen- und Staaten-Geschichte, die Zeit der beginnenden kirchlichen Revolution des 16. Jahrhunderts, und Jedermann, der diese Zeit zum Gegenstande gründlichen Studiums macht, wird dieses Werk Hoeflers künftighin zu Rate ziehen müssen, Niemand es ignorieren können.

Besonders die katholischen Deutschen haben alle Ursache, dem verehrten Verfasser für dieses Buch dankbar zu sein, da er ihnen zeigt die Regententhätigkeit eines der Ihrigen, sie einführt in die Werkstätte geistigen Schaffens eines mit der höchsten Würde der Christenheit bekleideten Angehörigen ihrer Nation und ihnen zum ersten Male im Zusammenhange verkündet, was ein Deutscher in jenen Tagen unternahm, der sich berufen fühlte, gegen die wilden Wasser der hereinbrechenden Anarchie mit kühner Hand die ersten Dämme aufzuführen. Hoefler hat zugleich eine Lücke, die in der Darstellung der Papstgeschichte sich gezeigt, in würdiger Weise ausgefüllt. Mit Papst Adrian VI. ist nämlich die außerordentliche Sammlung der päpstlichen Regesten, die tägliche Aufzeichnung der päpstlichen Erlasse, welche von Papst Innocenz III. an sich in den vatikanischen Archiven vorfindet, unterbrochen, und sind seine Regesten bisher für die geschichtliche Benutzung spurlos verschwunden; sein früherer Sekretär, dann Datar, Dietrich Hezins, eigentlich Hefius, der Rom nach Adrians Tode verließ und sich nach Bättlich begab, nahm alle Schriften, die sich auf sein Pontifikat bezogen, mit sich fort; dadurch entgingen aber nicht bloß dem vatikanischen Archive die Regesten Adrians, sondern der Geschichte überhaupt die nähere Kenntnis seiner Wirksamkeit; es riß dadurch der Faden des historischen Zusammenhangs und ward, als diese Schriften nach Hezins' Tode (10. Mai 1555) sich nicht mehr vorfanden, der Nachwelt selbst die Möglichkeit entzogen, sich ein richtiges Urteil über Adrians Wirksamkeit zu bilden, geschweige einen Ueberblick seiner ausgedehnten, so viele Länder umfassenden Thätigkeit zu gewinnen. So ist es gekommen, daß das Bild Adrians beinahe 400 Jahre lang keine greifbare historisch sichere Gestalt annehmen konnte.

Da die in den verschiedenen Staats-Archiven, namentlich in denen Frankreichs befindlichen Dokumente und Briefe Adrians größtenteils noch nicht ediert sind, so war Hoefler gezwungen, die überall zerstreuten Mitteilungen über Adrian und seine Thätigkeit auf die mühevollste Weise zusammenzusuchen. Die Arbeit erweist sich deshalb von Anfang bis zu Ende als Mo-

salt und fügt sich, wie Hoefler selbst sagt, „nicht auf eine ununterbrochene Erzählung zusammenhängender und im Zusammenhange überlieferter Thatsachen, auf wohlgeordnete, ununterbrochene Briefschaften, sondern auf aus den verschiedensten Quellen stammende und mühsam zusammengetragene Berichte von nichts weniger als gleicher Glaubwürdigkeit“; dies wird denn auch durch ein angeführtes Verzeichnis von 350 Werken und zum Teil bis jetzt noch nie benutzten Handschriften bestätigt.

Trotzdem genügte dem Verfasser sein Werk noch nicht; er beabsichtigte, demselben eine neue Einleitung, welche für die Reformationsperiode eine neue Grundlage schaffen sollte, vorauszuschicken, welchem Wunsche sich indessen große Schwierigkeiten und auch solche, die nicht wissenschaftlicher Art sind, entgegenstellten. Um die Vollendung eines Werkes, an dem er 42 Jahre gearbeitet hat, nicht in das Unbestimmte hinauszuschieben, beschloß er indessen die Herausgabe in der vorliegenden Gestalt; seine universalgeschichtliche Anlage macht dasselbe zu einem herrlichen Pendant zu Johannes Janssens zweitem Bande seiner „Geschichte des Deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters“. Wir wünschen dem Buche Hoeflers auch die gleiche Verbreitung, wie das von Janssen sie gefunden.

* * *

Die nachfolgenden Darstellungen sind Auszüge aus dem Werke Hoeflers.

Der prachtliebende Papst Leo X. aus dem Hause der Mediceer war am 1. Dezember 1521 gestorben; er hinterließ seinem Nachfolger nach dem Berichte des churmainzischen Gesandten eine Schuldenlast von 800,000 Dukaten und eine solche finanzielle Not, daß der Aufwand für die Exequien nur mit Mühe bestritten werden konnte und man die Kerzen von den Exequien des Kardinals San Giorgio, der eben gestorben war, nahm, um sie noch für die päpstlichen zu verwenden. Der Leos Nachfolger sein sollte, davon hatte kein Mensch eine Ahnung, am wenigsten konnte geglaubt werden, daß die Wahl auf ein Rom, ja fast allen Kardinälen selbst nur dem Namen nach bekanntes Mitglied des heiligen Kollegiums, noch dazu auf einen „Barbaro“, einen Deutschen, fallen würde. Das Konklave trat am 27. Dezember 1521 mit 39 Kardinälen zusammen, und es fanden 9 Scrutinen statt, bei denen eine Mehrheit nicht erzielt wurde. Nachdem die Wahl der einflussreichsten Kardinäle mißlungen, war es klar geworden, daß keiner der Anwesenden Aussicht habe, gewählt zu werden. Da schlug Kardinal Medici vor, den abwesenden Kardinal von Tortosa (von St. Johann und Paul), der als ein tugendhafter und gelehrter Mann geschildert wurde, zu wählen. Dieser Vorschlag wurde merkwürdiger Weise angenommen, und der genannte Kardinal mit allen gegen eine Stimme zum Papste gewählt am 9. Januar 1522. Die Nachricht, daß ein „imperialissimo“, der Lehrer des Kaisers und ihm aufs Wärmste zugethan, Jemand, den sie nie gesehen, der Rom und sie nicht kannte, zum Papste gewählt worden sei, erregte bei den Römern großen Unwillen; nach der beschränkten

Aufsicht der Italiener, die das Gefühl für die allgemeinen und großen Aufgaben des Papsttums ganz verloren, war das Nationalgefühl verletzt, und Jeder machte seinem Unmuth in seiner Weise Luft. Männer und Frauen folgten in höchster Eile den Karbindalen, sie schreiend und schimpfend zu ihren Palästen begleitend; aber selbst diese sah man in Wortwechsel begriffen; sie wußten selbst nicht, wie der Geist der Vereinnung über sie gekommen, und als sie stattgefunden, reute sie das Geschehene. Nicht was sie wollten, hatten sie gethan, was sie mußten.

Der neugewählte Papst, welcher sich zur Zeit seiner Wahl in Vitoria in Spanien befand, war am 2. März 1459 in Utrecht geboren, stand somit im 63. Lebensjahre, als zu den großen Ehren und Würden, welche ihm die letzten Jahre gebracht, die größte und schwerste hinzugefügt wurde. Früh verlor er seinen Vater, worauf die Mutter die Erziehung des reichbegabten Knaben übernahm.

Adrian bezog das Gymnasium und die Universität zu Löwen und zeichnete sich früh ebenso durch Fleiß und Frömmigkeit aus, als durch den Reichtum der Kenntnisse in den verschiedensten Wissenschaften, so daß er gleich sehr als ausgezeichnete Mathematiker, als Theologe und Jurist galt. Die Prinzessin Margarethe, Witwe Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund und Herrn der Niederlande, ermöglichte ihm am 21. Juni 1491, Doktor der Theologie zu werden, und verschaffte ihm die Pröbde Böckersee in Seeland, welche er durch einen Stellvertreter verwalten ließ. Er selbst blieb in Löwen, wo er Dekan des Kollegiums von St. Petrus, dann Kanzler der Universität — die nächste Würde nach dem Rektor — wurde. Er galt als allgemeiner Rathgeber, als das geistliche Orakel, zu welchem man aus Holland, Flandern, Hennegau und Seeland sich begab, Rat und Hilfe zu erholen. Die Einkünfte seiner Dekanate verwendete er auf die rühmlichste Weise, indem er für arme Studierende das nach ihm genannte Kollegium begründete, dessen Großartigkeit den in den Tagen Julius II. oft genannten Kardinal di S. Croce, Bernardino Cavaia, auf ihn aufmerksam machte. Er empfahl „den Meyster (Magister) Adrian Floriszee von Utrecht“ dem Papste Julius II. Als aber dieser mit dem Gedanken umging, Adrian nach Rom zu berufen, erfolgte durch den Kaiser Maximilian die Berufung nach Brüssel, um neben Loys Bacca die Erziehung der königlichen Kinder Philipps von Castilien, des Infanten Karl, der Infantinnen Leonora, Maria, Isabella unter der Aufsicht ihrer Tante Margaretha und des Kaisers selbst zu führen. In dieser Eigenschaft blieb denn auch „Meister“ Adrian, ohne in seiner strengen und geordneten Lebensweise etwas zu ändern oder im Studium nachzulassen. Von 1516 an verweilte Adrian erst als Gesandter König Karls in Spanien, ward Bischof von Tortosa, Kardinal, Großinquisitor und blieb auch, als Karl nach Spanien gekommen war, in dessen unmittelbarer Umgebung. Als Karl Kaiser wurde, übertrug er dem Kardinal mehrere diplomatische Missionen und erhob ihn dann mit Umgehung der castilianischen Großen zum Gobernador. In dieser Stellung (als Stellvertreter des Kaisers in der Regierung) hatte Adrian Gelegenheit, sich reiche politische Erfahrung zu erwerben, um so mehr, als in Karls Abwesenheit ein gefährlicher Aufstand ausbrach, den Adrian zu bewältigen hatte.

Die Wahl Adrians zum Papste überraschte Kaiser Karl selbstverständlich auf das angenehmste, umsomehr, als sie ganz unerwartet kam und Karl seinen Einfluß sogar zu Gunsten eines anderen Bewerbers geltend gemacht hatte. Schriftlich wie mündlich ließ er dem Kardinal Adrian durch einen vertrauten Freund seine Glückwünsche darbringen, in welchen er ihm seine ungemaine Freude über das Ereignis ausdrückte. Aus seinen Händen, von einer ihm so vertrauten Persönlichkeit, einem Landsmanne, hoffe er die Kaiserkrone zu empfangen. Gemeinsam wollten sie die Förderung des katholischen Glaubens und die Befestigung der Mißstände übernehmen.

Auch in der gelehrten Welt rief die Wahl Adrians überall die freudigste Begeisterung hervor. „Nur Dein ganz unbescholtenes Leben hat Dich auf die höchste Stufe menschlicher Dinge erhoben“, schrieb Johann Ludwig Vives voll Enthusiasmus an den Neugewählten. „Das ist der Tag des Herrn“, rief Wilhelm Gelenbort mit Freudenthränen aus. „Wir haben einen Papst, der ohne Bewerbung und in seiner Abwesenheit gewählt wurde. Es kann keinen besseren, keinen heiligeren Papst geben.“

Nur der Mann selbst, dem die höchste Würde der Christenheit zugefallen war, blieb unbewegt. „Es wird wohl Niemanden geben“, schrieb er an einen teuren Freund, „der nicht sich wundern würde und erstaunt wäre, daß ein armer, Allen bet-

nach unbekannter Mann, noch dazu so weit entfernt, übereinstimmend von den Karbindalen zum Nachfolger Petri erwählt wurde. Allein Gott ist es leicht, die Armen rasch zu erheben. Ich bin über diese Ehre nicht von Freude erfüllt und fürchte mich, eine so große Würde auf mich zu nehmen. Viel lieber möchte ich in meiner Propheet in Utrecht Gott dienen. Aber dem Rufe Gottes wage ich nicht Widerstand zu leisten und hoffe, daß er ergänzen werde, was mir fehlt und hülänglich starke Kraft gewähren wird, die Last zu tragen. Ich bitte Euch, belet für mich und erwirkt mir durch Eure frommen Bitten, daß er mich seine Gebote auszuführen wohl unterrichte und mich würdig mache, daß ich dem Wohle seiner Kirche zu dienen vermag.“ ähnlich schrieb er auch an seine übrigen Freunde.

Die Abreise des Papstes, seine Ankunft in Rom verzögerte sich sehr; nicht wenig war daran der Umstand schuld, daß die der Corsaren und der Feindseligkeiten Frankreichs wegen benötigte starke Flotte zur Überfahrt nicht rasch genug herbeigeführt werden konnte, und weil die in Barcelona ausgebrochene Pest den Papst hinderte, dahin abzureisen. Da sich die Ankunft des Papstes in Rom so sehr verzögerte, war daselbst das Gerücht verbreitet, welches sich längere Zeit glaubhaft erhielt, der neue Papst sei bereits gestorben.

Die Reise von Saragossa nach Rom glich einem Totempzuge, der sich steigerte, je mehr der Papst sich Rom näherte. Adrian, den es drängte, sobald als möglich nach Rom zu kommen, reiste aber in den letzten Tagen so rasch und so angestrengt, daß er in Rom eintraf, als man daselbst für seinen Empfang nur noch sehr unbedeutende Vorbereitungen getroffen hatte. Gnadengesuche und Gunstbezengungen schon am Tage des Empfanges zu gewähren, lehnte er ab. Den Römern wurde bald klar, daß es wahr sei, was man ihnen schon aus Spanien geschrieben hatte: „Adrian sei im Geben und Gewähren im höchsten Grade zurückhaltend“.

(Fortf. f.)

Aus dem Tagebuch eines protestantischen Pastors.*)

Vorbemerkung: Aus den mir zur freiesten Verfügung gestellten Aufzeichnungen eines Universitätsfreundes von mir, theile ich einstweilen folgende erschlitternde Episode mit. Die Randbemerkungen dazu wird sich jeder selbst machen können; ich bemerke nur dieses, daß die Wahrheit des Nachstehenden nötigenfalls eiblich erhärtet und durch die dabei betheiligte Ohrenzeugin bewiesen werden kann.

N. N., 1. November 187 ..

Bringt denn wirklich das geistliche Amt eine Reihe von Aufgaben mit sich, die nie durch natürliche, auch nicht durch die allgemeinen, jedem Frommen erreichbaren Gnaden-Gaben, sondern nur durch besondere, übernatürliche Gaben, wie sie nach der Lehre der katholischen Kirche durch die Priesterweihe mitgeteilt werden, lösbar sind? Fürchbares Amt ohne solche Gaben!

Wie ist mir jene Frage so unmittelbar, und so scharf nahe getreten, als in dieser Stunde. Ein Erlebnis des heutigen Tages drängt alles andere für mich in den Hintergrund und läßt mich erst in dieser Mitternachtszeit, allein mit mir selbst, die nötige Nähe finden, mein Tagebuch weiter zu führen; ich thue es mit schwer bedrücktem Herzen.

Es war etwa um halb 9 Uhr heute Abend; ich hatte nach manchem mehr oder minder Kraft und Herz beanspruchenden Tagesgeschäfte zuletzt noch einem dem Tode nahen 25jährigen Arbeiter, der den Keim der Schwindsucht aus dem Feldzug mitgebracht, das Abendmahl gereicht. — Ich habe den Mann seiner Zeit konsumiert; die lange Krankheit und der Tod seines Vaters, sowie andere Heimlichkeiten und Sorgen brachten mich nach und nach in ein herzlich vertrautes Verhältnis zu der braven Familie, die, wenn auch mit nicht viel irdischem Gut, aber mit desto mehr Kindern gesegnet, deren ältestes R. ist, doch sich jederzeit ehrlich durchrang. Wegen seiner Gutmütigkeit, Aufrichtigkeit und ausgesprochenen Anhänglichkeit an mich war mir R. nach und nach ans Herz gewachsen. Während des Feldzugs schrieb ich ihm regelmäßig im Auftrage seiner Mutter, erhielt auch bis gegen Weihnachten mehrmals teils direkte Antwort, teils Grüße von ihm — dann aber blieb er mir gegenüber ohne jeden ersichtbaren Grund mit einem Male stumm. Nun, ein junger Soldat und vor dem Feind: wer wird sich weitere Gedanken machen, wenn ein solcher sich in

*) Aus der „Frlf. Wtg.“

Schreiben und Grüßen auf Mutter und Geschwister einschränkt? Doch seine Mutter hat ängstlich den Kopf darüber geschüttelt: da sei etwas nicht, wie es sein solle. Ahnungsvolles Mutterherz! — Nach dem Feldzuge war K. einer der wenigen, die nicht alsbald aufsuchten, wurde auch, als ich ihn einmal begegnete und ihn mit alter Herzlichkeit grüßte, sichtlich verlegen, was ich mir jedoch einfach aus seinem oben erzählten Verhalten, sowie aus Bormürfen seiner Mutter darüber erklärte. Bald darauf sagte mir seine Mutter, er habe jetzt eine Arbeitsstelle in M. bekommen; sie sei froh, daß er wieder fort komme; er sei während des Krieges so rauh und unsfät geworden, daß sie die Leute bedauere, die ihn im Quartier haben mußten. Von da an kam mir K. etwa 2 Jahre lang aus dem Gesicht, bis ich vor 6 Wochen von seiner Mutter gebeten wurde, ihn doch zu besuchen, er sei seit acht Tagen wieder da, sitze müde und abgemagert herum und habe einen so bösen Husten und keinen Augenblick Ruhe, weder bei Tag noch bei Nacht. Seitdem habe ich ihn regelmäßig besucht und ihn heute, da er von Tag zu Tag mehr hinsiecht, das Abendmahl gespendet. War schon während der ganzen letzten Wochen sein Wesen auffallend erregt, so besonders heute. Ich redete ihm deshalb in der herzlichsten Weise, die mir zu Gebote stand, zu, wenn er etwas auf dem Gewissen habe, mir gegenüber kein Hehl daraus zu machen; er antwortete darauf nur, es sei ihm so bange. Dies für den Ausdruck körperlicher Bangigkeit haltend, nahm ich die hl. Handlung vor. Doch ich bin nicht von ihm weggegangen mit jenem Gefühl innerer Erhebung, mit welchem von einem Kranken- und Sterbebette wegzugehen zu den schönsten, für manches Trübe reichlich entschuldigenden Sonnenblicken im Leben eines Geistlichen gehört — im Gegenteil, mir war's zu Mute, als läme ich und zwar als Beurteiler aus einem Gerichtssaale.

So saß ich bei den Meinen . . . Da rief es draußen am Hofthor: „Herr Pfarrer!“ Ich öffnete das Fenster: „Wer ist da?“ — „Um Gotteswillen, kommen Sie schnell, Herr Pfarrer, es ist so schlimm, er kann nicht sterben.“ Ich erkannte die Stimme der Mutter des K., warf meinen Lieberod um und ging mit der Frau. Es war eine stürmische, sternleere Herbstnacht. Unterwegs erzählte mir in höchster Aufregung die Frau, wie ihr Sohn schon seit zwei Tagen in einem Zustand sei, den sie nicht beschreiben könne, er habe fortwährend eine zeitweise bis zum Entsetzen sich steigende Angst gezeigt, als ob der leidhaftige Böse hinter ihm sei; sie hätte gedacht, das Abendmahl werde ihm Ruhe schaffen; aber seitdem sei es nur ärger und ärger geworden; er wolle gar nicht mehr allein bleiben, auch nicht ohne Licht, blide fortwährend, wie von Sinnen, um sich, schreie von Viertelstunde zu Viertelstunde, oder so oft sich auf der Haustreppe ein Geräusch hören lasse, entsetzt auf, daß es einem durch Wank und Wein gehe: „Mutter, er kommt, haltet die Thür zu, dort steht er, er hebt den Finger auf; Mutter, Mutter haltet ihn auf!“ Was er meine, sei nicht aus ihm herauszubringen; jetzt habe er nach mir verlangt; wenn nur unser Herr Gott ihn endlich, endlich sterben ließe.

Unterdessen waren wir am Hause angekommen — ein schmal gebautes, einstädtiges Häuschen in enger Sackgasse, wie man sie in alten Städten findet. Wir traten in den dunkleren Gang; kaum hatten wir den Fuß auf die unterste Stufe der zum ersten Stockwerk führenden Treppe gesetzt, so öffnete oben die Schwester des Kranken, mit der Lampe in der bebenden Hand, die Thür, und ich hörte aus der Tiefe des Zimmers die stöhnende Stimme des Sterbenden: „Verlaß mich nicht, Katharina!“ — „Sei ruhig Fritz, der Herr Pfarrer kommt!“ — Wie ich ins Zimmer eintrat, streckte K. die abgemagerten Hände nach mir aus und rief mir mit einer Stimme, die durch Atemnot und den Ton unaussprechlichen Entsetzens mein Inneres erbeben machte, entgegen: „Ach, Herr Pfarrer, kommen Sie, helfen Sie mir doch, ich kann nicht sterben!“ Ich faßte seine Hände und er ließ die meinen von da an nicht mehr los, bis ihm die Sinne schwanden. „Was quält dich denn noch, lieber Fritz! Sag mir's, erleichtere dein Gewissen und hoffe auf unseres Heilands Gnade, die auch den bußfertigen sterbenden Mörder mit sich ins Paradies nahm“, redete ich ihn an.

„Ja, Mörder, Mörder! geht alle hinaus und nur Ihr, Mutter, bleibt mit dem Herrn Pfarrer bei mir.“

Die anwesenden Geschwister gingen, die Mutter trat auf meinen Wink hart ans Bett, dem Kranken lag schon der Schweiß des Todes auf der Stirn. Dann begann er sein letztes Bekenntnis, oft unterbrochen durch Erstüchungsanfalle, mehrmals plötzlich aufstehend, die Augen starr nach der Thür richtend: „Da sieht er, er hebt den Finger! Mutter! Herr Pfarrer!“

mit der heftigen mühevollen Stimme eines mit dem Tode Ringenden: „Lieber Herr Pfarrer! Sie haben mich auf den rechten Weg hingewiesen, aber ich bin Ihnen nicht gefolgt; jetzt bin ich vor Gottes Richterstuhl geladen und ewig verloren.“ Mit solchem Jammerblick sah er mich dabei an, daß ich wie betäubt wurde und unwillkürlich an Dante's Hölle dachte. — „Ich habe etwas Arges auf dem Gewissen — einen Mord — einen Mord, begangen an Priestern Gottes — da, da steht er wieder und läßt mich vor Gottes Richterstuhl! — Im Dezember 1870 kam ich patrouillierend mit zwei Kameraden in ein französisches Dorf; wir durchschritten es quer an einem Ende. Die wenigen Häuser, an denen wir vorbeikamen, waren leer, alles wie ausgestorben, nur hie und da zeigte sich, schnell hervortretend und wieder verschwindend, hinter der Häusergruppe der Kopf eines alten Weibes. Vor uns aber lag neben der Kirche am Ausgang des Dorfes auf einem Hügel in der Beleuchtung der untergehenden Sonne, von alten Ulmen oder Linden umgeben, der Pfarrhof. Dorthin lenkten wir unsere Schritte — und mit jener Sonne ist auch mein Glück und Frieden untergegangen. Wir klopfen; ein alter ehrwürdiger Herr, etwas beleibt und nicht hochgewachsen, über den spärlichen weißen Locken ein Sammtkappchen auf dem Kopfe, öffnete uns ernst, aber nicht unfreundlich. Wir stürmten, ihn fast umrennend, ins Haus und machten uns daran, Zimmer und Küche in eben nicht rücksichtsvoller Weise zu durchstöbern. Der inzwischen ebenfalls wieder hereingekommene Geistliche gab uns mühsam in einigen gebrochenen deutschen Worten zu verstehen, daß er nichts mehr habe als etwas Brod, da heute nun schon vingt fois (zwanzig mal) die Prussiens (Preußen) dagewesen seien. „Gieb uns Fressen und Saufen, Pfaff, oder ich geb' dir die letzte Delung“, schrie da plötzlich einer meiner Kameraden und faßte den alten Herrn an der Kehle.

In diesem Augenblicke stürzte aus der Nebenthür ein junger, etwa 24jähriger Mann, allem Anscheine nach der Kaplan des Pfarrers, eine hohe und schöne Gestalt, mit tiefen schwarzen feurigen Augen — ah! Herr Pfarrer, Mutter, da steht er wieder und hebt den Finger! — Der wirft sich zwischen uns und den alten Herrn, schleudert die Hand meines Kameraden von dessen Halbe weg, blickt uns zornig aber ruhig und fest an und murmelt etwas auf französisch. Das alles geschah so schnell, als man von eins bis drei zählen kann. Schlag die Pfaffen tot: schrie jetzt einer von uns — und nun hatte der Teufel gewonnen. Ich weiß nur noch, daß ich sah, wie die Seitenwaffen meiner Kameraden über den Köpfen der beiden Geistlichen blitzten, wie der Kaplan dem einen den Arm festhielt, wie der Alte blutüberströmt zusammensank, und daß gleichzeitig ich — wie ich dazu kam, ist mir ein Rätsel — dem Jüngern über den völlig ungeschützten Kopf hieb. Der Geistliche suchte nun die offenstehende Thür zu gewinnen; wir zu zwei hinter ihm her; auf dem Hofe hieb ich ihn nochmals über den Kopf, dann mein Kamerad, bis er zusammenbrach. „Ins Mistloch mit dem Pfaffen“ schrie nun mein Kamerad, und als ob der Teufel meine Arme bewegte, faßte ich den halb ohnmächtigen Kaplan mit an; wir hoben ihn über den Rand einer unmittelbar vor uns befindlichen Cisterne — in diesem Augenblicke öffnete der junge Priester noch einmal seine dunklen Augen, schaute mich ernst an — o, da steht er wieder, Mutter, Herr Pfarrer, helfst! — hob den Finger in die Höhe und stammelte: Gott, Gericht! — Dann ein Sturz in die Tiefe, und das Wasser schlug über ihn zusammen. Wenige Sekunden später wurde auch der alte Geistliche hineingeworfen; doch an dem habe ich keine Hand gelegt. Ich fühlte, daß mich Gott verlassen habe; ich konnte von der Stunde an nicht mehr beten, hatte keine Ruhe mehr und nur noch den einen Wunsch von einer Kugel getroffen, zu sterben; ich beneidete meinen Kameraden, der an dem Unheil schuld war, als ihn bei K. eine französische Granate zerriß. Ich bin wie Kain; und jetzt, da ich sterben soll, kann ich nicht sterben und hab nichts im Herzen als Verzweiflung; seit 3 Tagen höre ich ihn die Treppe heraufkommen, sehe ihn, so oft ich allein bin, ich weiß nicht, ob wachend oder halb träumend, unter die Thür treten, mit seinen dunkeln Augen und seinem bleichen, blutigen Gesichte und den Finger emporheben: „Gott! Gericht!“ Ach, Herr Pfarrer, beten Sie, helfen Sie mir.“

Ich will und kann nicht niederschreiben, was ich dem unglücklichen Sterbenden zum Troste zu sagen suchte; solchem Jammer und Glend gegenüber kamen mir alle meine Worte so unendlich schwach und inhaltslos vor; und in diesem Augenblicke erscheinen sie mir wo möglich noch ärmer und unzureichender als jetzt vor 2 Stunden. Doch war er ruhiger geworden, seit

er sein Herz ausgeschüttet hatte, und mit einer gewissen Befriedigung — wer will solche Dinge mit dem rechten Namen bezeichnen? — hörte er die Worte des Evangeliums, die dem bußfertigen Sünder Gnade verheißen; aber von Zeit zu Zeit unterbrach wieder ein Stöhnen von seiner Seite meine Worte, daß mir durch Mark und Bein drang. Unterdessen fühlte ich, wie seine Hände, die noch die meinigen festhielten, kälter und kälter wurden; sein Odem wurde kürzer und pfeifend, seine Stimme schwanden, seine Blicke und sein Gesicht nahmen jeden Ausdruck an, der den letzten Todeskampf ankündet und jenem, der je einen Sterbenden gesehen, sich unaussprechlich in die Seele drückt. Die Angehörigen waren wieder hereingekommen. Alle knieten ums Sterbebett, und ich leitete meine Worte über in ein Gebet für diese arme, an der Schwelle der Ewigkeit der göttlichen Gnade so unendlich bedürftige Seele; ich schloß mit einigen Versen aus jenem unsterblichen Gebet Bernhards von Clairvaux nach Paul Gerhards Uebersetzung; als ich die Worte sprach:

„Wenn mir am allerhängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Klengsten
Kraft deiner Angst und Pein“,

da that der Sterbende noch einen Schrei, so Mark und Bein durchschauend, daß ein Ruf des Entsetzens sich aus aller Anwesenden Mund drängte und mir ein Grausen und Frieren durch alle alle Adern ging. Dann noch einige kurze Atemzüge — und die Seele stand vor Gottes Thron. Gott sei ihr gnädig!

Literarisches.

Thomae Kempensis de imitatione Christi libri quatuor edid.
J. H. Kessel, Dr. Ss. Theolog. et Canonicus Aquisgranensis. Duesseldorpii sumptibus et typis L. Schwann.
1880. XII., 404 pag. 16°. Preis: M. 1,00.

Mit dem gegenwärtigen Jahre sind 5 Jahrhunderte verflossen, seit der in der Aesthetik rühmlichst bekannte Thomas von Kempen geboren wurde. Sein Büchlein „Von der Nachfolge Christi“ (dieser Titel ist vom ersten Kapitel des ersten Buches hergenommen), das verbreitetste und gelesenste von allen auf dem genannten Gebiete erschienenen Schriften, verbankt seinen Ruf dem Umstande, daß der Verfasser sich nicht nur als einen gründlichen Kenner des menschlichen Herzens erweist, sondern auch die tiefen Wahrheiten in einfacher, für jeden Gebildeten wie Ungebildeten, verständlicher Sprache bietet. Die Erinnerung an die zahllosen von ihm dem geistigen Leben dadurch erwiesenen Wohlthaten, sowie die daraus sich ergebende Pflicht der Dankbarkeit legte es dem dazu Berufenen nahe, bei Gelegenheit der fünfshundertjährigen Feler des Geburtstages dieses Mannes in Veranstaltung einer hübschen Ausgabe seines Hauptwerkes dieser Dankbarkeit thatächlichen Ausdruck zu geben und dadurch zugleich zu bewirken, daß auch weiteren Kreisen die Möglichkeit der Erlangung dieses geistigen Vortelles sich erschließe. Dem Herausgeber des vorliegenden Buches ist es gelungen, diesen Zweck vollständig zu erreichen. Herr Kanonikus Dr. Kessel war in der glücklichen Lage, außer der in der Brüsseler Bibliothek bewahrten Handschrift (der anerkannt besten) noch drei andere augenscheinlich unter der Benutzung jener angefertigte Handschriften verwerten zu können, was selbstverständlich die Herstellung des ursprünglichen Textes resp. die Feststellung der richtigen Lesarten nur fördern konnte. Anßer der vorliegenden kleineren Ausgabe wird der Herr Verfasser in einer größeren das kritische Material sowie das Ergebnis seiner Untersuchungen über den Verfasser und die Anlage des Buches veröffentlichen. Die Ausstattung der vorliegenden Ausgabe ist, wenn auch einfach, so doch sehr hübsch; eine andere Ausgabe soll die einzelnen Seiten von Notizen eingeschlossen zeigen und so bei geringer Preiserhöhung ein eleganteres Werk bieten. Als Anhang sind Morgen-, Abend- und Meßgebete, Beicht- und Kommunion-Audachten sowie verschiedene Vitancen beigegeben.

Der Druck ist sehr klar und gefällig. S. 14 Num. und S. 135 Num. ist statt Eccl. (Ecclesiastes) zu lesen Eccli. (Ecclesiasticus). Andere Citate (S. 85 u. o.) stimmen bei der Erwähnung des Verses nicht mit den mir zu Gebote stehenden Ausgaben der Vulgata überein. Wenn ich schließlich für eine neue Auflage einen Wunsch aussprechen darf, so wäre es der, daß die Vitane von allen Heiligen Aufnahme fände. So sei denn das Büchlein allen gebildeten Kreisen bestens empfohlen.

△

Walb-Blumen. Dichtungen von Franz Alfred Muth. Zweite, reich vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. Verlag von N. Föffer. 1880.

Nur ein kurzes Wort freundlicher Begrüßung sei dieser reichen Sammlung lebendiger, anmutiger, und durchaus christlicher Dichtungen gewidmet.

Frei von jeder Tendenz, aber naturwüchsig erfüllt vom Geiste des Christentums, läßt das hübsch ausgestattete Buch Natur, Menschenleben, fromme Sage, hebliche Erzählung und heitern Schwan in bunter Reihe an uns vorüberziehen. Wir wünschen ihm Tausende von Lesern, und erlauben uns, eine Probe aus Muths „Walb-Blumen“ hier mitzutheilen:

Der Fährmann von St. Goar.

Es rauscht der Rhein in stummer Mitternacht,
Bei Lampenschein nur noch der Fährmann wacht,
Er lauscht nicht der Wellen Schlummerfang,
Er lauscht des Kindes Odemzügen bang.

In Fieber glühend, innig doch und traut
Des Kindes Auge auf zum Vater schaut,
Als ob des Vaters Schmerz sein größtes Leid,
Des Vaters liebend Herz ihm Seligkeit.

Horch heller Ruf: „Hol' über!“ durch die Nacht,
Und wieder ruft's: „Hol' über!“ rasch, mit Macht.
Der Fährmann schaut in Klengsten bald zum Kind,
Dann lauscht er wieder nach dem Ruf im Wind.

Zum dritten Mal! Da hört es auch das Kind:
„Mein Vater, horch! Hol' über! Geh geschwind!“
„Schlaf' wohl, mein Kind, schlaf' wohl in Engelshut!“
Mit starkem Ruder teilet er die Flut.

Der Rachen ist am Strande; kaum gedacht;
Ein bleicher Riese harret in der Nacht,
Bekränzt mit Mohn, in Händen scharf ein Schwert,
Zum and'ren Ufer rasch er hinbegeht.

Den Fährmann graust es: „Sagt den Namen mir!
Was sucht in dunkler Nacht am Ufer Ihr?“
„Der Name mein? Er ist der Welt bekannt;
Ich such' ein Blümlein fein am and'ren Strand!“

„Ich kenn' Euch nun, Ihr seid der grimme Tod;
Und sucht ein Blümlein Ihr, ein Röslein rot,
So nehmet mich, erhört mein heißes Fleh'n,
Doch laßt am and'ren Strand das Blümlein steh'n.“

Und finster braust der Sturm, hoch geht die Flut,
Indes der Knabe schläft in Engelshut;
Der Morgen glüht, ein Röslein frisch erwacht;
Den Vater hat er nicht zurückgebracht.

Bermischtes.

* Ueber die neue Trappistennebelassung im Caplande berichtet das neueste Heft der „Kathol. Missionen“ wie folgt: Die Zahl der Trappisten ist auf 30 gestiegen; hierzu kommen noch gegen 20 Aspiranten, so daß die Kolonie genügend mit eigenen Arbeitskräften versehen ist. Ganz umfassend sind die Vorbereitungen, die der Bischof und die Mönche treffen, um dem Unternehmen den besten Erfolg zu sichern. So kaufte der Bischof Maschinen, die den im Maschinenbetriebe wohlverfahrenen Vatenerbrüdern große Dienste leisten werden. Er hat ihnen unter Anderem eine Pulsometerpumpe gekauft, und wird es damit den Trappisten ein Leichtes sein, ihre Reservoirs aus dem Sunday River zu füllen und ihre Wetaberger und Drangepflanzungen zu kultivieren. Auch eine Sägemaschine, eine tragbare Schmelze und ähnliche für den Beginn des neuen Unternehmens notwendige Maschinen und Werkzeuge hat der Bischof für die Kolonie angeschafft. Möge diesen Pionieren des echten Kulturkampfes der beste Erfolg beschieden sein!

* Wie dem „Hann. Konr.“ aus Hamburg geschrieben wird, feierte ein dortiger Trichinenbeschauer ein sonderbares Jubiläum, nämlich sein „tausendstes Schinken-Jubiläum“, d. h. er hatte nun in 1000 amerikanischen Schinken Trichinen entdeckt und jünger den tausendsten der Polizei überwiesen.

* York. (Ein „ehrlischer Dieb“). Ein berüchtigter Wilddieb, Namens Dapper Fawcett, der vor circa drei Wochen einem Koschaber auf dem Transport nach der Polizeistation in Richmond entsprang, hat dem dortigen Polizei-Inspektor die Handschellen zurückgeschickt, mit denen er zur Zeit seines Entweichens gefesselt war.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 42.

Sonntag, den 17. Oktober.

1880.

* Ein Kunstwerk ersten Ranges.

Kohlheims hl. Cäcilia.

Den Besuchern der Düsseldorfer Gewerbe- und Kunstausstellung ist gewiß der auf einer Staffelei in dem zweiten Zimmer des Herrn G. Conzen aufgestellte herrliche Stich des Kupferstechers J. Kohlheim nach Raffael's hl. Cäcilia in die Augen gefallen, und es wird nach dem Beschauen dieses Meisterwerkes Niemanden gewundert haben, als er unter den Namen der wenigen Künstler, welche mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurden, auch denjenigen des Meisters fand, dessen flechtiger Hand wir die erwähnte Nachbildung eines der besten innigsten Werke Raffael's verdanken. Um so interessanter wird für weitere Kreise das Urteil eines Kenners sein, welches sich in einer der letzten Nummern des Beiblattes zur Lühowischen Zeitschrift für bildende Kunst findet. Der warm und frisch geschriebene Aufsatz aus der Feder des bekannten Kunstschriftstellers J. C. Wessely möge deshalb nachstehend unverkürzt hier eine Stelle finden.

Kein Reisender von Bologna, der Bologna besucht, unterläßt es, seine Schritte zur dortigen Pinakothek zu lenken, und in dieser Sammlung Raffael's hl. Cäcilia, die Perle der Galerie und zugleich eins der herrlichsten unter den Bildern von der Hand des großen Urbinate, aufzusuchen. Für die Stadt bei dem Maler bestellt, gereicht es bereits über 360 Jahre derselben zur Zierde. Eine Unterbrechung bildete nur die Entführung des Bildes 1798 nach Paris, von wo es 1815 nach Bologna zurückkehrte. Die Entstehung des Werkes ist mit dem Zauber einer frommen Inspiration umwoben: eine edle Bologneserin, Elena del Oglia — später selbts gesprochen — sagte in einer Stunde der Begeisterung, im Oktober 1513, den Entschluß, für eine Kapelle der Kirche S. Giovanni in Monte das Bild einer hl. Cäcilia zu stiften; sie wandte sich deshalb an ihren Verwandten, Antonio Pucci in Florenz, der ihre Angelegenheit seinem Bruder, dem Cardinal Lorenzo in Rom, mittheilte, und durch diesen erhielt Raffael den Auftrag, das Bild auszuführen. Die Inspiration, die den ersten Gedanken im Geiste der frommen Elena entzündete, scheint sich dem Künstler mitgeteilt zu haben. Er hat ein Werk geschaffen, das zu den idealsten der gesamten Kunst gehört.

Wir erblicken die jugendliche Heilige, die als Patronin der Tonkunst gilt, in frommer Entzückung, zu der sie auf den Fingern der Lüne sich emporhebt, umgeben von vier Heiligen, den stillen Zeugen ihrer Verkörperung. Nicht die sinnliche Tendenz der Musik, deren Instrumente halb zerfällt zu ihren Füßen liegen, sondern die Weise der hohen Kunst, symbolisiert durch die Orgel in ihren Händen, hat ihre Seele für die himmlische Musik empfänglich gemacht, die oben über Wolken von sechs Engeln ausgeführt wird, und vor deren überirdischen Harmonieen selbst der begeistertste Ton ihrer Orgel verstummt. Als Zeugen ihres Glückes erscheinen im Grunde der hl. Augustin, der den schönen Spruch erfunden: „Auhelos ist das Menschenherz, bis es seine Ruhe findet in Gott“, und der

Evangelist Johannes, dem es vergönnt war, mit irdischem Auge das himmlische Jerusalem zu schauen, dann im Vordergrund rechts die reinige Magdalena, der das verzeihende Wort des Erlösers einst wie himmlische Musik erklang, und links der h. Paulus in gigantischer Gestalt, ein Seitenstück zu Michelangelo's Moses, in sich selbst versunken und in der Erinnerung das Engellkonzert mit den Offenbarungen seiner eigenen Entzückung in den dritten Himmel vergleichend. So stellen uns die fünf Personen gleichsam in fünf Ebnen einen vollendeten Akkord dar, in dem sich die begeisterte Harmonie des höchsten geistigen Glückes ausdrückt. — Raffael hat den Grundton für diese Darstellung gleich im ersten Augenblicke gefunden, wie der erste Entwurf beweist, den uns Marc-Anton im Stiche hinterließ. Ob die Zeichnung noch existiert? Der Entwurf der Albertina scheint nicht für echt zu gelten. Während der Arbeit hat Raffael noch mehrere sehr glückliche Aenderungen in der Anordnung des Einzelnen vorgenommen, wie man sich durch den Vergleich von Stichen nach dem Bilde mit dem von Marc-Anton überzeugen kann. Der Künstler schickte das fertige Bild erst 1516 an seinen Bestimmungsort ab, wo es von Fr. Francia mit freudigster Ueberraschung empfangen, von Dichtern besungen und von ganz Bologna mit Begeisterung gefeiert wurde.

Ein Kunstwerk von solcher Vollendung mußte natürlich frühzeitig die Kupferstecherkunst herausfordern, es zu vervielfältigen und seinen Ruhm in weite Fernen zu tragen. Indessen sind die früheren Nachbildungen von M. Grenter, C. Pisani, G. B. Galt und Anderen nur als verunglückte Versuche anzusehen. Die Kunst mußte durch Steigerung ihre Kräfte noch einen weiten, beschwerlichen Weg zurücklegen, bis es ihr gelingen konnte, das Gemälde in seiner vollen Schönheit und Farbharmone auf die Platte zu übertragen. Selbst unter den Meistern des malerischen Stiches wagten sich nur wenige der Begabtesten an unser Bild. Einzelne Reproduktionen desselben sind durch Publikationen von Galeriewerken entstanden; so der von F. C. Beffon für das Musée Napoleon, als sich das Bild noch in Paris befand, dann von Fr. Rosaspina für das Galeriewerk der Pinakothek von Bologna.

Wenn sich diese auch wie alle Blätter der genannten Prachtwerke im ersten Augenblicke glänzend präsentieren, so geht ihnen doch bei eingehender Untersuchung die höhere Weihe ab; sie sind nicht als für sich bestehende Kunstwerke, sondern nur als Illustrationen eines Prachtwerkes anzunehmen. Als die besten Blätter, die den Anspruch selbständiger Kunstwerke machen, gelten die Stiche von Rob. Strange, Mauro Caravaglia und A. S. Sore. Der erstgenannte fesselt durch anspruchlose Einfachheit der Durchführung, die beiden anderen besetzen durch glänzende Führung des Grabstichels. Hat man das Original gesehen, dann erfüllen alle drei ihren Zweck als freundliche Erinnerungen an jenes; wer aber das Original nicht gesehen hat, der lernt aus den genannten Stichen keineswegs die magische, bezaubernde Schönheit desselben kennen. Dieses letztere war einem Blatte vorbehalten, das in diesen Tagen nach jahrelan-

ger Arbeit im Atelier eines Düsseldorfer Künstlers vollendet wurde und nicht verfehlen wird, das Auge jedes Kunstfreundes zu fesseln und zur höchsten Bewunderung hinzureißen. Joseph Kohlschein ist der Name des Zeichners, eines talentvollen Schülers von Jos. Keller; die Urnalen der Kunst kennen ihn als einen einst die klassischen Ideale der Kunst erfassenden Künstler. In seinem Blatte: „Hochzeit zu Rana“ nach P. Veronese hat er bereits seine Meisterschaft bewährt. Ueberlassen wir uns nun rüchhaltlos dem Einbruche, den seine Cäcilia auf uns hervorbringt. Mit Recht können wir sie „seine“ Cäcilia nennen, denn was Raffael in Farben auf die Holztafel hingezaubert hat, das ist durch Kohlscheins Meisterhand nicht minder bezaubert in Linien, Stichen und Punkten auf die Kupferplatte übertragen. Wer gelbt darin ist, im schwarzen Druck des Kupferstiches die Farbe des Bildes zu empfinden, vor dessen Augen steht die Perle von Bologna leibhaftig da. Auf einer Platte von 90 Centimeter Höhe und 60 Centimeter Breite hat eine kunstgelohnte Hand ein Meisterwerk ersten Ranges geschaffen. Die Zeichnung ist vollkommen korrekt, der ideale, schwärmerische Ausdruck der Köpfe deckt vollständig das Original. Wir haben eingehend jede Partie des Stiches untersucht; die Wahl und Anordnung der Strichlagen, der feinsten zugespitzten Striche oder Punkte ist mit vollendeter Technik, der das feinste Kunstgefühl zur Seite ging, ins Werk gesetzt. Die Verschmelzung von Licht und Schatten, die Transparenz der letzteren läßt nichts zu wünschen übrig. Wir können sodann mit Freude konstatieren, daß sich nirgends auf Kosten des Originals ein Haschen nach Effekt kundgiebt, und doch ist das Blatt so wirkungsvoll wie nur je eines. Es wurde dies erzielt durch die vollendete Zusammenstimmung aller Töne. Wir erinnern uns nicht so bald, eine solche Harmonie in einem so großen Stiche gefunden zu haben; sie ist glücklich dem Originalbild abgelauscht. Das Blatt liegt vor uns, umgeben von den besten Stichen desselben Gegenstandes; Lesdore und Garavaglia erscheinen daneben wie geschwächte Theaterprinzessinnen, und selbst der ernste Strang, den wir bis jetzt so hoch hielten, sieht höhl und bletern aus. Man vergleiche nur den Ausdruck der Köpfe und den Faltenwurf, besonders bei der Magdalena, der bei Strang ganz unverständlich ist! In der That, ein Meisterwerk, wie das von Kohlschein, wird zu einem strengen Gericht über die Mittelmäßigkeit. Um kurz zu sein, wir sagen unbedenklich: die h. Cäcilia von Kohlschein nach Raffael ist nicht allein die beste Reproduktion nach diesem Bilde, sondern gehört überhaupt zu den vorzüglichsten Kupferstichen, welche die Geschichte kennt.

Die Verlags-Handlung von G. Schulte in Düsseldorf, in welcher das Blatt erschienen ist, hat damit ein edles Beispiel idealen Strebens gegeben. Jedenfalls ist ihr Mut anzuerkennen, ein ernstes Kunstwerk wie dieses auf den Markt zu senden. Befehle sie die Hoffnung, daß es noch echte Kunstfreunde giebt, die den Wetzen von der Spren zu unterscheiden wissen? Wir wünschen ihr von Herzen, daß sie sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht fühlen möge.

△ Eine neue katholische Dichtung aus dem Elsaß.

Von Jakob Häbinger.

Ein Jahrzehnt ist nun seit Beginn des großen Krieges verfloßen, dessen Verlauf uns Deutschen eine Menge unerhörter Siege, dessen Ende uns die Erstehung des Deutschen Kaiserthums und — Elsaß-Lothringen gebracht hat. Welche Wichtigkeit diese Lande für Deutschland haben, ist schon längst bis zum Ueberflus erörtert worden: der Militär blickt mit Genugthuung auf die mit den furchtbarsten Verteidigungswerken umgürteten Festungsstädte Metz und Straßburg und die natürliche Vogesenfestung. Der Volkswirt freut sich der Industrie des Landes und seiner Bedeutung für Wein- und Ackerbau; unsere großen und kleinen Historiker u. s. w. werden nicht müde, die Zusammengehörigkeit des Wasgans zu Deutschland nach Stammverwandtschaft, Sprache, Sitte und Geschichte barzutun. Diese Zusammengehörigkeit ist ja unbestreitbar und Aufgabe unserer Politiker ist es, davon die Elsässer zu überzeugen, ihr Herz für Deutschland zu gewinnen. Das ist das Streben des greisen Feldmarschalls v. Manteuffel und er bemüht sich deshalb auch, die religiösen Gefühle der von ihm Regierten zu versöhnen. Der Elsässer ist Katholik. Von Natur aus Deutscher, jetzt noch durch Erziehung und Sympathie Franzose, ist er nach Natur und Ueberzeugung Sohn der großen Mutterkirche, deren großartige Kultus-Gebäude in seinen

Gauen ihn immerfort an sie erinnern, ihm deutlicher noch die katholische, als die deutsche Vergangenheit seines schönen Landes ins Gedächtnis rufen. Wir denken hier zunächst nach dem Straßburger Münster an das Kloster auf dem Obillenberg, des sowohl als Wallfahrtsort berühmtesten als auch wegen seiner Naturschönheiten besuchtesten Punktes im Elsaß.

Sankt Obilla! Die Patronin des Elsass, des Elsass's Schutzheilige und Liebling. Die Jungfrau trägt ihren melodischen Namen, die Mutter erzählt dem Kinde von den Wundern, die Gott an und durch St. Obilla gewirkt, und tief ins junge Herz prägt sich die Liebe zu der schönen, milden heiligen Obilla, das Mitleid mit der gedulbigen und stillen Mutter Vertheilung, die Erinnerung an den grausamen und stolzen, dann so frommen Vater Atlich.

Und jedes Jahr, wenn der Pfingstmontag kommt, da läßt's dem Elsäßer nicht Ruhe; dann ist der Obillenberg bedeckt mit frommen Betern, während immer neue Wallfahrer an seinen Klanken in die Höhe klimmen; dann lagern nach verrichteter Andacht Tausende im Schatten des Klosters und der „heiligen Linde“ oder am Obillenbrunnen — und während ihr Blick über die reiche Ebene da unten schweift, auf welcher die Schatteten des Straßburger Münsters, der Vogesen und des Schwarzwaldes sich von dem saftigen Grün der Weizenfelder und der Weingelände sowie von den Silberfluten des Rheines und der Ill entzündend schön abheben, schlägt ihre Brust höher für ihren Glauben und ihr Elsaß.

St. Obilla ist jedenfalls eine der lieblichsten Gestalten der Heiligen-Legende, der schönsten Sterne einer am katholischen Heiligen-Himmel überhaup, und, ich sage dreist, der ammutigste am deutschen. Wenn es nicht gewagt und ungeziemend klänge, würde ich weiter sagen, daß den deutschen Katholiken schon aus — Patriotismus die Kenntnis dessen, was die Legende von ihr erzählt, näher liegen sollte, als desjenigen, was spanische und italienische Schriftsteller von den ihren Ländern entblühten Heiligen berichten. Doch wenn es auch im Himmel keine Nationalitäten gibt und jeder Heilige der ganzen großen katholischen Welt gleichmäßig angehört, von St. Obilla sollten unsere deutschen Glaubensgenossen wissen und ihr Name würde jene Katholiken zieren. Ueberdies ist die Legende von St. Obilla so poetisch, daß es schier verwundern könnte, warum sich nicht schon früher ein Dichter des ganzen Stoffs bemächtigt hat. Dies ist jetzt geschehen. Bei Friedrich Buschmann in Schlettstadt im Elsaß ist soeben ein Gedicht erschienen, welches die Legende vom Leben und Wirken der heiligen Patronin des Elsass in durchaus würdiger, schöner, von Liebe getragener und inspirierter Weise schildert.*)

Der Dichter hat die 10 Wandgemälde in der Kapelle des St. Obillenklosters in gebundene Sprache übertragen und wenn heut zu Tage ein katholisches Gedicht schon an und für sich als rare avis Beachtung verdient, so dürfte es nach dem bisher Gesagten doppelt gerechtfertigt sein, katholische Leserkreise auf jene Dichtung aufmerksam zu machen. Der Leser wird, wenn auch durch einzelne sprachliche Unbeheiten momentan gestört, das Werk befreitigt weitergeben, die Leserin besonders wird es lieb gewinnen. Dem katholischen Leser wird das Bild der heiligen Elsäßerin, des kleinen, blindgeborenen, vom Vater verstoßenen, bei der Taufe von der Blindheit wunderbar geheilten Kindes, der holden Jungfrau, welche schuldblos ihres Bruders Tod veranlaßt, der reinen Christusbrant, die ein Fels mitleidig in sich verschließt und so vor dem aufgedrungenen Verlobten rettet, der gegen sich selber strengen, gegen andere sanften und wohlthätigen fürsichtigen Nonne, der ein Engel vor ihrem Tod das hl. Abendmahl spendet: dem katholischen Leser wird dieses Bild von St. Obilla tief sich in die Seele einschmelzen; aber auch für den poetisch stimmbaren Nicht-Katholiken wird das Gedicht eine Quelle geistigen Genusses sein, alter Seelenwein katholischer Legenden-Dichtung in neuem Schlauche.

Als Probe folge eine Stelle aus dem achten Bild: Der heiligen Obilla Brunnen.

Einst heischt die Pflicht, daß in der Mittagshöhe
Obilla von des stillen Berges Spitze
Ins grüne Thal zum Kloster niedersteige
Und holde Labung einem Kranken reiche.
Kein Aufhauch weht — die holden Wimperlein neigen
Vor Mattigkeit die zarten, kleinen Kronen;
Kein Lied erklingt — auf schattig-dichten Zweigen
In stummer Ruh des Waldes Sängler wohnen;

*) St. Obilla. Die Legende vom Leben und Wirken der h. Patronin des Elsass. Von Amadeus Franzg. Preis 1 Mark.

Überall herrscht Schwüle, dumpfes Schweigen.
Wie gerne schließt man jetzt zu süßer Ruh
Das müde Aug' im Mittagsschlummer zu.
Dillens Schritt hemmt nicht der glüh'nde Strahl,
Sie macht nicht matt des Durstes bittere Qual.

Was hemmt den Schritt? — Was hält sie plötzlich an?
Dillia hört ein leises, banges Söhnen:
Am Felsen liegt ein alter, kranker Mann,
Aus seiner Brust die Klageklänge tönen.
Die Wang' enfärbt, — die Lippen bleich und trocken,
So lag er da; das matte Haupt umflossen
Im Silberkranz die langen, bleichen Locken.
Das fast gebrochne Aug' ist halb geschlossen.
Von tiefer Ohnmacht ist sein Geist unumachtet,
Der matte Leib — er ist beinahe' verschmachtet.

Dillia tritt herzu und sieht des Armen Not,
Die Hände ringend senkt sie still zu Gott.
Noch ist es Zeit, noch kann das stehnde Leben
Ein Labetrunk dem Kranken wiedergeben.
Sie nimmt den Stab in ihre rechte Hand
Und schlägt im Glauben an die nackte Wand — —
Und sich! — Ein leises Plätschern tönt ans Ohr:
Ein klarer Quell springt aus dem Felsen vor.
Und dankbar blickt das fromme Aug' nach oben,
Des großen Gottes Wunderthat zu loben.
Dann reicht sie schnell mit liebendem Erbarmen
Den frischen Trank zum Munde bar dem Armen.

Ergriffen von der Macht des Wunders gesteht der Arme,
Daß er blind sei und bittet:

„Da hast Du mich durch Gottes Wundermacht
„Zu frischem Leben neu erwecket:
„So scheuch' nun auch der langen Dämmer Nacht,
„Die meine blöden Augen decket!“

Dillia denkt an ihrer Jugend Leid,
Mit ihrer Hilfe ist sie schnell bereit.
„Dies Wasser,“ spricht sie, „soll zum Waschen taugen!“
Sie beugt sich nieder, schöpft den klaren Quell,
Und wäscht des armen Blinden kranke Augen: —
Ihm weicht die Nacht und mächtig wird es hell.
Der Arme schaut mit freudiger Geberde
Zum erstenmal die wunderbare Erde. —

Mit brünst'gem Danken zieht er seinen Weg,
Dillia steigt hinauf den Felsensteig —
Das Bröcklein aber — aus dem Felsenmunde
Noch heute fließt es bis auf diese Stunde.

□ Adrian VI., der letzte deutsche Papst.

Von Heinrich Fr. Grimm.

II.

Adrians Haupt Sorge war auf Abstellung der eingerissenen Mißbräuche und Erhaltung der Glaubenseinheit in der abendländischen Christenheit gerichtet. Jene Mißstände dienten Luther und seinen Freunden als willkommenen Vorwand für ihren Plan, den Abfall der deutschen Kirche von Rom herbeizuführen. Um den Bestrebungen der Neuerer entgegenzuwirken, schickte der Papst den Cardinal Chieregati nach Nürnberg, wo 1522 ein Reichstag gehalten wurde. Dort beschwor der päpstliche Nuntius in einer eindringlichen Rede die Stände, kräftig gegen Luthers Treiben einzuschreiten und das Vaterland nicht den Gefahren religiöser Zwiespalts auszusetzen. In der Rede des Cardinals ist klar ausgesprochen, daß Adrian die Meinung, als könnten noch Vorstellungen auf Luther einwirken, nicht teilte. Daß die Luthersche Häresie vor Allem Adrians Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte und welche Mühe er sich gab, sie zu bekämpfen, dafür zeugt das berühmte Schreiben, welches sein Nuntius am 25. November 1522 den deutschen Kurfürsten, Fürsten und Gesandten des Nürnberger Reichstages übergab. Der Papst erwähnte in diesem Schreiben, wie durch Vernachlässigung des Wormser Ediktes es bereits zum Bürgerkrieg in Deutschland gekommen sei, so, daß während von Außen die Türken drängten, im Innern Alles voll Unruhe und Aufruhr sei. Die deutschen Fürsten möchten doch erwägen, ob sie sich durch ein Mönchlein, das von dem abfiel, was es so lange gelehrt, von dem Wege der Wahrheit abbringen lassen wollten; wie lächerlich es sei, daß Luther thue, als wenn der heilige Geist ihm allein innewohne, vor ihm Alles in Nacht und Finsternis gelebt hätte; hatte Luther damals doch die Kühnheit, in einer Schrift von der „lutherschen oder göttlichen Wahrheit“ zu sprechen. Sie möchten die „Freiheit“ untersuchen,

die jetzt gelehrt werde und die, nachdem alle kirchliche Autorität mit Füßen getreten worden sei, nicht vor den weltlichen Gesetzen stehen bleiben werde. Eine allgemeine Umwälzung werde eintreten*); wenn die Fürsten sich nicht entschlossen, Martin Luther und die übrigen Anführer der Unruhen zurecht weisen zu wollen. Gott sei sein Zeuge, daß er selbst viel eher zum Verzeihen als zum Bestrafen geneigt sei; wenn aber der Krebs so um sich fresse, bleibe nichts Anderes übrig, als zu harten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen und das faulende Glied vom Körper zu trennen.

Es ist bekannt, daß Adrians Bemühungen bei den dem abtrünnigen Mönch gewordenen Ständen erfolglos blieben: diesen handelte es sich ja nicht um das Wohl der Kirche und des Vaterlandes; sie verfolgten vielmehr durch die Protektion der Neuerung egoistische Pläne.

Es war ein kleiner Trost für den Papst, als der schismatische Patriarch von Alexandrien, Theophilus, sich dem römischen Stuhle in dem Augenblick unterwarf, in welchem Luther die Lehren angriff, in denen als den echten christlicher Orient und Occident übereingekommen waren.

Erwähnt sei noch, daß auch der Plan des Papstes, die christlichen Mächte gegen die Türken zu vereinigen, um deren Vordringen zu hemmen, scheiterte: Rhodus, der Sitz des Johanniter-Ordens, wurde im Dezember 1522 eine Beute der Osmanen.

Da uns der für Besprechung des Höflerschen Werkes zur Verfügung gestellte Raum eine eingehende Schilderung des Wirkens Adrians nicht gestattet, so sei hier nur noch aus der meistherhaften Parallele zwischen Adrian und Luther einiges hervorgehoben.

Es war ein eigentümliches Schauspiel, daß in der Zeit der größten und nachhaltigsten kirchlichen Entzweiung zwei Männer einander gegenüberstanden, die beide den unteren Schichten der Bevölkerung entsprossen, ihre soziale Bedeutung als Professoren erlangt und der eine zu der päpstlichen Würde, der andere zur geistigen Diktatur in einem großen Teile Deutschlands sich emporgeschwungen hatte. Sie vertraten nicht etwa nur die Anschauungen zweier Unterstufen, sondern zwei Prinzipien. Wenn irgend Jemand Repräsentant der Legitimität war, so war es der ehemalige Professor von Löwen, Adrian. Der Verkommenheit und Auflösung der konvulsivisch aufgeregten Zeit gegenüber stand er da als der Mann der treuesten Pflichterfüllung, von eiserner Strenge gegen sich selbst, die verkörperte Ordnung und der verkörperte sittliche Ernst, stets für das Wohl Anderer bedacht. Sein Leben bildete eine Kette ununterbrochener Arbeit und auf jeder der hohen Stufen, welche er erstieg, zeigte er gleichmäßige Ruhe, Besonnenheit und Selbstverleugnung. In Spanien mit den schwierigsten Aufgaben betraut, als Gobernador hilflos und verlassen, Gefangener und Flüchtling, und doch noch der Felsen, an welchem sich der Aufstand brach, Retter der Monarchie Kaiser Karls, schien er nur deshalb Papst geworden zu sein, um, was er in Spanien gelitten, im Großen und Ganzen noch einmal zu durchwachen und dem kirchlichen Aufstande gegenüber nicht minder der Felsen zu werden, an dem sich die Wogen brachen. Er war es, der zuerst der Alles überflutenden Bewegung in Deutschland Schranken zog, den Katholiken das verlorene Centrum wieder gab, ihnen Zuversicht und Vertrauen einflößte.

Ihm gegenüber der Mönch, der Professor, welcher Diktator Deutschlands geworden war, indem er es verstanden, die Nation in alle Irzgänge seines psychologischen Prozesses zu verflechten, durch die er sich selbst Schritt für Schritt von allen Verpflichtungen der früheren Epoche, vom Glauben, der Disziplin, dem Gehorsam, dem geistigen Leben, Fühlen und Denken derselben entschlug. Was ihm heilig gewesen, war ihm jetzt profan; was göttlich, satanisch; was früher verboten und unerlaubt, jetzt erlaubt und begehrenswert; was sich auf der Grundlage christlicher Erkenntnis entwickelt hatte, Menschenfajung; es gab keine Tradition, nur mehr seine Autorität; was er bestimmte, war Gesetz, war Evangelium, Christus selbst durch ihn nach 1500 Jahren zum Stege gekommen, der Heiland der Welt eine Art von Johannes (Vorläufer) des neuen Gottesmannes, der Aufer in der Wüste gewesen, die jetzt erst durch Luther zum Reiche Gottes sich verklärte. Die illegitime Gewalt, welche mit Einem Male, auf die Massen sich stützend,

* Die Empörung der Reichsritter, des städtischen Proletariats und der Bauern hat Adrians Befürchtung bestätigt.

zur Diktatur sich erschwang, bedrohte bereits den alten Glauben nicht minder als Wissenschaft und Kunst, die Sagen des Reiches wie der Kirche, das ganze Geistesleben, das gerade im fünfzehnten Jahrhundert so reiche Blüten getragen. Gerade als Eufonvort die Inschrift*) verfaßte, welche Adrians bewunderungswürdige Keuschheit rühmte, häuften sich im entgegengesetzten Lager die Stimmen, die die grobe Sinnlichkeit des deutschen „Reformators“ bezeugen. Da war es denn freilich das einfachste Mittel, Alles, was ihm widerstrebte, Alles was seiner Auffassung von Sitte und Recht entgegen war, als vom Teufel gestiftet darzustellen, sogar Vernunft und menschliche Freiheit als Vorspiegelung des Bösen zu erklären. So ehern und unerbittlich Luther nach außen hin war, so war er doch mit sich selbst und seinem Gewissen in jenem Kampfe begriffen, den er als ununterbrochenen Streit mit dem Satan bezeichnete. Nachdem er eine welthistorische Umwälzung hervorgerufen, wünschte er, er hätte diese Sache nicht angefangen, er wäre mit seinen Büchern nicht gekommen. Die Universitäten, welche ihn mit Jubel aufgenommen, erklärte er zuletzt für Anstalten, an denen die Lüge systematisch betrieben werde, wo alle Tugend und Ehrbarkeit geworden werde.

Man sieht aus dieser kurzen Parallele, es war ein großartiger Moment der deutschen Geschichte, als die beiden Professoren von Löwen und Wittenberg, der eine in Italien, der andere im Sachsenlande, einander gegenüberstanden, dieser auszulösen bemüht war, was jener schuf, beide vom entgegengesetzten Standpunkte aus die Geister leiteten und zum Kampfe führten.

* Kalenderchau.

Die Zahl der katholischen Kalender ist in den letzten Jahren in erkennlicher Weise gewachsen, und wir halten dies nicht gerade für ein besonderes Glück, da vielfach die Gebiegenheit den Ansprüchen möglichst größter Billigkeit hat weichen müssen, und hier das bekannte Wort wenigstens in „billig und milder gut“ zu übersetzen ist. Vielfach hat dazu die katholische Presse still geschwiegen, oder gar die schwinghaften Anpreisungen der Verlegerreklamen sich zu eigen gemacht; es ist dies um so mehr zu tabeln, als hier die Rücksicht auf die ehrenvolle Konkurrenz mit den vielverbreiteten anerkanntermaßen der christlichen Sitte widerstrebenden gegnerischen Leistungen auf dem Gebiet der Kalenderliteratur alle anderen überlegen sollte. Wir werden aus dem Grunde nur die besten und beliebtesten Kalender herausgreifen und kurz nach Inhalt und Ausstattung charakterisieren: das Publikum mag dann nach eigenem Geschmack seine Wahl treffen.

Regensburger Marienkalender (XVI. Jahrgang, Preis 50 Pfg. Fr. Pustet in Regensburg.) Das Kalenderium enthält wie in früheren Jahren kurze Beschreibungen berühmter Wallfahrtsorte und Sittensprüche. Der unterhaltende Teil weist folgende Nummern auf: 1. Die Kreuzwegstationen, Gedicht von Heitemeyer mit vier hübschen Stationsbildern des Professor Kleinchen Kreuzweges (Fortsetzung aus den früheren Jahrgängen). 2. Das Marienbild von Jugolstadt von P. Franz Hattler mit Abbildung. 3. Illustriertes Singspiel. 4. Maria Margaretha Alecoque, Gedicht von Heitemeyer mit Illustration in Duntbrud (recht hübsch). 5. Ehre Vater und Mutter von Fr. v. Seeburg, mit Illustrationen. 6. Des Mutterange, Gedicht von Dr. Weckerle. 7. Ein Groschen von Fr. v. Seeburg. 8. St. Nikolaus-Bescherung, Erzählung von Hubert. 9. Legende und Hühnervogel, eine reizende Erzählung, die beste Nummer des ganzen Kalenders. 10. Michael, Humorelle von S. v. Bichtendorf. 11. Ärztliche Strafpredigt in lebenden Bildern von Dr. Schilling. 12. Geheimmittelschwindel von Dr. Altenburger. Fortsetzung aus den früheren Jahrgängen. 13. Anekdoten und Sprüche. Endlich 14. Preis-Nebst, an welchem das

*) Der Cardinal Wilhelm Eufonvort ließ seinem Gönner Adrian das prachtvolle Grabmal in der deutschen Kirche der Anima mit einem Aufwande von 1000 Dukaten errichten. Eine Inschrift kündet an, „daß der Cardinal von St. Johann und Paul das Grabmal Adrians sehen ließ, welcher, während er selbst dem Glanze menschlicher Dinge am meisten widerstrebte, wegen seiner unvergleichlichen Kenntnis der heiligen Wissenschaften und einer bewundernswerten Bewahrung der Keuschheit zum Lezter Kaiser Karls berufen, Bischof von Tortosa, Cardinal, Regent von Spanien, endlich Papst geworden sei, als welcher er starb.“

Eine zu tabeln ist, daß er mit allzu leichter Mühe zu lösen ist. — Der Kalender verdient seines reichen und schönen Inhaltes wegen entschiedene Empfehlung. Vielleicht entschließt sich die Verlags-handlung bei den nächsten Jahrgängen für umsichtige Hausfrauen ein rubriziertes Notizblatt zu einzelnen Seiten des Kalenderiums zuzugeben: eine kleine Vermehrung, welche die praktische Brauchbarkeit ungemein erhöhen würde.

Ein Supplement zu dem Kalender bilden die besonders brochierten „Kalender-Erzählungen“, gesammelt und herausgegeben von Fr. v. Seeburg (Preis 50 Pfg.) Inhalt: „Suchet vor Allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit“, Erzählung von Joh. Schöpf; „Lasset die Kleinen zu mir kommen“, eine Weihnachts-Erzählung von Emma Giebre; „Der gute Johann und der böse Leopold“ von P. H. Koneberg; „Ein frommer Künstler“, von Fr. v. Seeburg; „Bauerleins Traum“, Gedicht von Franz Trautmann; „Das Alpenröslein“, von Hermine Proschka; „Beter Karl“, von Gotfried Hafer. Gedichte. Mehrere hübsche Illustrationsblätter, Nachbildungen von bekannten Bildern zieren das hübsche Bändchen.

Vermischtes.

* Bekanntlich ist die Schwester des seligen von Mallinckrodt welche als Generalin der Schwestern der christlichen Liebe in Folge des Kulturkampfes ihr Vaterland verlassen mußte, nach Amerika übergesiedelt. Daß sie in Amerika nicht müßig gewesen, beweist die Stiftung von 9 Ordenshäusern in Chili und von 28 neuen Ordenshäusern in den nordamerikanischen Freistaaten. Und was das erfreulichste ist, es sind bereits viele Amerikanerinnen als Novizen eingetreten.

* Frankfurt a. M. Der Herzog von Nassau scheint einiger seiner Schlösser und Liegenschaften sich entäußern zu wollen. Wie verlautet, soll er das schöne Schloß zu Wieblich am Rhein so eben verkauft haben. Das zu Wiesbaden gelegene Schloß „Paultneum“ wurde von der Herzoglichen Rechnungskammer an ein Konsortium und das Herzogliche Anwesen in hiesiger Stadt (Bockenheimer Landstraße) ist käuflich.

* Aus Oberschlesien. Ein weit über Oberschlesien hinaus bekannter Philologe, der Gleiwitzer Gymnasial-Direktor Nieberding, feierte am 4. d. sein goldenes Amtsjubiläum unter der allgemeinsten und ehrenfsten Teilnahme. Am Vorabend des Festes wurde von den Primanern ein Teil der „Antigone“ von Sophokles in der Ursprache auf einer antik hergerichteten Bühne in griechischem Kostüm aufgeführt und darauf dem Jubilar ein großartiger Fackelzug dargebracht. Am eigentlichen Festtage fand Vormittags ein Dankgottesdienst in der Gymnasialkirche statt, worauf in der Aula des Gymnasiums die Begrüßung und Gratulationen erfolgten. Der Landrat überreichte dem schon mit dem roten Adlerorden 4. und 3. Klasse mit der Schleife gezierten Jubilar den Adler der Ritter des königlichen Hausordens von Hohenzollern; ebenso wurde ihm von einem früheren Schüler die Urkunde über eine Nieberding-Stipendienstiftung eingehändigt. Nachmittags vereinigte ein Diner mehr als 120 Personen, und den Schluß des Festes bildete ein großer Kommerz.

* Scandaliscenen. Die „Pr.“ berichtet unter dem 9. Oktober aus Wien: Der heute am hiesigen Polytechnikum abgehaltenen Inaugurations-Fest wohnten der Unterrichtsminister, die Rektoren der Universität und der Hochschule für Bodenkultur, die Professoren Lorenz und Perels und andere Gäste, das gesamte Professoren-Kollegium und eine sehr zahlreiche Studentenschaft bei. Diese begrüßte die Professoren Hofrat Brachelli und Febr. v. Fersfel bei deren Eintritt in den Saal mit sympathischen Zurufen. Als der gegenwärtige Prorektor Professor Kornhuber die Tribüne zur Erstattung des Jahresberichtes bestieg, erbraute aus den Reihen der den Saal dicht füllenden Studentenschaft in betäubender Weise der Ruf: „Pereat!“ verbunden mit Stampfen und „Hinaus!“-Rufen. Große Beifügung zeigte sich auf den Gesichtern der anwesenden Gäste und Professoren. Der Minister erhob sich, und nur nach wiederholtem Winken des Rektors kehrte die Ruhe wieder. Die Rede des Professors Kornhuber wurde vielfach durch Schlußrufe und Ausbrüche höhnerlicher Heiterkeit unterbrochen. Als der neue Rektor die Tribüne bestieg, erscholl allgemeines langandauerndes „Bravo!“ und Händeklatschen, und Febr. v. Fersfel hielt dann seine Inaugurationsrede.

* Ein militärischer Witz. Ein Stabsoffizier (ein Süddeutscher) als Vorpostenkommandeur abends eine Biquetkompagnie revidierend, fragt den Hauptmann derselben: „Habens Schogelade?“ Hauptmann: „Nein, Glühwein, Herr Major!“ Major: „Ich mein ja, ob Sie Schogelade habe?“ Hauptmann: „Ich nehme nie Schokolade mit.“ Major: „Nein, ob Sie die Gemehre scho gelade habe?“ Hauptmann: „Ja, das ist schon längst gefehnt.“

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. C. H. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 43.

Sonntag, den 24. October.

1880.

Im Lande der Freiheit.

Während fast in allen Staaten des Continents die herrschende Zeitströmung eines fast international gewordenen Völkerrationalismus seine Willkürherrschaft zu befestigen sucht und in diesem tyrannischen Streben alle wahre Freiheit zu Boden zu werfen und zu vernichten bemüht ist, lenken sich die Völker sehnsüchtig zu der mächtigen Republik jenseits des Ozeans, und Tausende und aber Tausende schnüren ihr Bündel, um in der „neuen Welt“ ihr Glück zu versuchen. Ob dort wirklich die Freiheit so in Achtung und Blüte steht, daß es nichts bedarf als gesunder Arme und eines praktischen Sinnes, um essen und leben und im Uebrigen unbehindert seiner individuellen Neigung nachgehen zu können?

Es gehört ein tiefer Einblick in das Leben und Treiben eines Volkes und eine gesunde Urteilskraft dazu, daselbe in allen seinen Eigentümlichkeiten zu erfassen, und wir müssen daher jeden Versuch willkommen heißen, der uns einer unbefangenen Würdigung jenes eigentümlichen Landes näher bringt. Vor uns liegt ein Buch eines durch frühere Schriften ähnlicher Art vortrefflich bekannten Mannes, und wer die „Reisebilder aus Aegypten, Palästina und Konstantinopel“ von Chrysostomus Stangl gelesen hat, wird mit uns sich freuen, daß dieselbe Feder uns nun mit Reiseerlebnissen*) aus jenem interessanten Lande unterhält, das in seiner ungestümen Thätigkeit rastlos daran arbeitet, die europäische Kultur so weit als möglich zu überflügeln, und das uns unaufhörlich als Pflanzstätte echter Freiständigkeit und Hort aller bürgerlichen Freiheit geschildert wird.

Wir übergehen die eigentlichen Reisebeschreibungen und verweisen den neugierigen Leser auf das Buch selbst, das ihm in seiner frisch und poetisch angehauchten Darstellung manchen Genuß bieten wird; auch die treffenden Erörterungen über das wohlthätige Wirken des St. Raphaelvereins mögen uns nicht weiter beschäftigen, obschon das ganze Kapitel des Abdruckes wert wäre, bloß damit diejenigen, welche mit Auswanderungsplänen sich tragen, einen Begriff erhalten von der segensreichen Einrichtung echt katholischer Liebe und nicht unterlassen, im gegebenen Falle sich der überdies ohne jedes Entgelt gebotenen Vermittlung zu bedienen, durch welche schon Tausende vor Elend und Untergang bewahrt worden sind: uns interessieren mehr die Bemerkungen des Verfassers über das soziale und kirchliche Leben unserer ausgewanderten Landsleute da drüben jenseits des großen Wassers, ganz besonders aber die „Kirchenpolitischen Verhältnisse“ — um einen Ausdruck zu gebrauchen, der Bürgerrecht erlangt hat, seit die Parlamente aller europäischen konstitutionellen Monarchien sich mehr und länger mit dem Papst und dem Glauben der Katholiken beschäftigen, als das letzte vatikanische Konzil.

Es ist ein durchaus ehrenwertes Zeugnis, welches der Ver-

fasser unsern deutschen Landsleuten ausstellt und auf amerikanische, also fremde und unparteiische Autoritäten gründet. „Ausgezeichnete Arbeitskräfte und nicht unerhebliche Kapitalien sind über den Ozean aus Deutschland eingewandert und haben im Westen der Vereinigten Staaten, oder, besser gesagt, in den Mittelstaaten, sich niedergelassen. Sie haben die Macht und den Einfluß des deutschen Elementes in jenem Gebiete vermehrt, das man bis zum Jahre 1800 das Nordwestgebiet genannt hat.“ Und welche Zukunft diese Elemente haben, deutet ein Amerikaner an mit den Worten: „Es gibt in der Republik keinen anhänglicheren oder besseren Bürger, als die römisch-katholischen, und in der Kirche keinen intelligenteren, thätigeren, ergebeneren Katholiken, als die sieben Millionen Katholiken dieser jungen Republik (Deutsche sind hier gemeint). . . — Der katholische Glaube ist, verglichen mit dem Wachstum der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, das einzig stetig fortschreitende Element.“

Solche Fortschritte aber dankt der Katholizismus beileibe nicht etwa der „irreflüchtigen“ Fürsorge der Regierung; ja es münten die Schilderungen des Buches uns, die wir an die unselftege Beiquidung des Staates mit der Kirche, die Fürsorge der Regierungsorgane für die Geistlichen und Gemeinden und die daraus entspringende Bevormundung und Einmischung in kirchliche Verwaltungsangelegenheiten nur zu sehr gewöhnt sind, recht eigentümlich und fremdartig an. Doch lassen wir das Buch selber sprechen.

Das rege religiöse Leben der Katholiken hat den herrlichen Zustand der Kirche mit Hilfe der göttlichen Gnade, ungeachtet vieler Schwierigkeiten, die die Protestanten gar nicht kannten, herbeigeführt. Die Protestanten durften, um nur das hervorzuheben, ihre Kinder in die Staatschulen schicken, weil diese protestantisch waren. Die Katholiken durften es nicht thun, und wo es geschah, verloren sie die Jugend. Die Katholiken legten den Protestanten kein Hindernis in den Weg. Die Protestanten benutzten ihre Waisenhäuser, Gefängnisse, die Hospitäler, um Katholiken ihrem Glauben zu entfremden. Und dennoch hier die Blüte und dort das gänzliche Aufhören des religiösen Lebens! Wer sieht nicht, daß hier eine höhere Macht thätig gewesen sein muß?

Die Katholiken besitzen nach einer Schätzung vom Jahre 1870 ein Kirchenvermögen in den Vereinigten Staaten von 61 Millionen Dollars. Auf diesen Wert schätzt man ihre Kirchen, Schulen, Pfarrwohnungen, Waisenhäuser, Hospitäler und Klöster mit den dazu gehörigen liegenden Grundstücken. Dieses Wort besagt viel; denn die ersten 25,000 Katholiken unter Bischof Carroll haben nicht einen Dollar vorgefunden. Man sage auch nicht, daß Europa dieses Vermögen geschickt hat. Die Missionsvereine können eine Million gegeben haben. Das Andere haben die pflichterfürgen Katholiken in Nordamerika selbst unter sich gesammelt. Für die Katholiken besteht das gleiche Verhältnis, wie bei den Protestanten. Ihnen zählt der Staat nichts. Alles muß die freiwillige Opferwilligkeit der Gläubigen aufbringen. Niemand darf ge-

*) Spaziergang nach Nordamerika. Reiseerlebnisse zur Belehrung und Unterhaltung, geschildert von Chrysostomus Stangl. Herbergsche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

zwungen werden. Gegen den Zwang in religiösen Dingen würde die Volkzeit einschreiten.

Die Katholiken haben in der Union dieselben Verhältnisse, wie in Rom die ersten Christen zur Zeit des h. Petrus und noch 300 Jahre später sie gefunden haben. Zwischen der ersten Kirche und der Kirche der Union besteht eine auffallende Ähnlichkeit. Das römische Reich anerkannte die Kirche nicht. Daher besoldete es keinen Priester oder Bischof, baute nicht Kirchen, Waisenhäuser, Hospitäler, unterstützte keinen christlichen Armen. Es blieb daher den einzelnen Gläubigen überlassen, die Mittel aufzubringen, welche die Kirche notwendig hatte.

Die nordamerikanische Republik kümmert sich um die katholische Kirche ebenso wenig. Sie erhält von den einzelnen Staaten nicht die geringste Unterstützung. Sie muß ihre Bischöfe, Priester, Kirchen, Schulen, Waisenhäuser, Hospitäler aus eigenen Mitteln unterhalten. Wer eine Kirche haben will, muß sie bauen; wer eine Schule will, muß sie gründen.

Die Kirche in Amerika erhält die ihr notwendigen Geldmittel im Allgemeinen, wie die erste Kirche sie erhalten hat.

Der h. Justin, der Märtyrer, welcher im zweiten Jahrhundert nach Christus gelebt hat, erklärte es bereits für „eine bestehende und uralte Gewohnheit, bei der heiligen Messe nach der Kommunion eine Sammlung bei den Vermöglichen vorzunehmen“, welche Demjenigen, der den Vorzug führte, entweder dem Bischofe oder dem Priester, eingehändigt wurde, auf daß „sie mit diesem Gelde Waisen, Witwen, Kranke, Notleidende, Gefangene, Fremdlinge und Reisende unterstützten. Man erwartete von ihnen, daß sie für alle Bedürfnisse der Herde sorgten“. Dieser herkömmlichen Ordnung in der Kirche that der Heilige Erwähnung in seiner Schlußschrift an den Kaiser Antoninus Pius.

Die während des Gottesdienstes gesammelten Gelder wurden in vier Teile geteilt. Ein Viertel gehörte dem Bischof, „damit er Gattfreundschaft übe und Gefangene erlöse“. Er galt als „Vormund der Armen“, wie Justinus ihn nennt. Das nächste Viertel gehörte den Armen ganz. Die noch übrigen zwei Teile wurden auf die Unterhaltung des Klerus, auf die Wiederherstellung und Ausschmückung der Kirchen verwendet. Es galt in Bezug auf den Klerus der Grundsatz: „Wer dem Altare dient, soll vom Altare leben.“

Ich schildere jetzt die Einrichtungen in Nordamerika, um die Kirche zu unterhalten. Kaum war von Pius VI. John Carroll zum ersten Bischof von Baltimore ernannt worden, berief er seine zwanzig Priester, die Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, unter ihnen Pellenz, Mollnerz, Fleming, Nagot, in diese genannte Stadt, um die Verteilung der Almosen, „an welche die junge Kirche“, schreibt P. Baumgartner, „wie in den Erstlingsstagen des Christentums gewiesen war“, juxta antiquum Ecclesiae morem, h. h. nach altem Herkommen, zu regeln. Ein Drittel derselben wurde dem Unterhalte des Priesters, das zweite den Armen, das dritte dem Kirchenbaue und den gottesdienstlichen Aequisten zugeteilt. Aus diesem Almosen, das in den Kirchen bei den gottesdienstlichen Verrichtungen gesammelt wurde, bauten die ersten Missionäre das Seminar in Georgetown, gründeten die erste katholische Universität in St. Marys und die erste Kongregation der Sulpicianer. Diese erste Ordnung, die der Bischof Carroll mit seinen Missionären für Nordamerika geschaffen, ist geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Republikaner Washington und Franklin, die ersten Stützen des jungen Staates, die Freunde des Bischofs Carroll, haben den Katholiken kein Stücklein Land für eine Kirche, keinen Dollar für ein Seminar geschenkt, haben keinen Cent zur Unterhaltung eines Missionärs gegeben. Aber sie sind gerecht genug gewesen, den Sektarien die reichen Kirchen, die trefflichen Seminarien, die Waisenhäuser und Hospitäler zu belassen, nur mit dem Unterschiede gegen früher, daß diese so gut wie die Katholiken auf die freiwilligen Almosen ihrer Herden angewiesen wurden.

Und nun begann ein eigenes Schauspiel. Die Mitglieder der einzelnen Sektarien verminderten sich rasch und opferten von Jahr zu Jahr weniger. Die Mitglieder der römischen Kirche mehrten sich jedes Jahr und opferten mehr, so daß bald statt des einen Bischofs deren vier mit vielen Missionären leben konnten und in den Stand gesetzt wurden, herrliche Kathedralen und Kirchen, Seminarien, Waisenhäuser, Schulen und Hospitäler zu bauen. Dieser Eifer dauert fort bis auf den heutigen Tag. Vom kirchlichen Almosen leben gegenwärtig 67 Bischöfe und Erzbischöfe, fast 6000 Priester, und werden 8000 Kirchen und Kapellen, 34 Priesterseminarien, 1217 Studierende der

Theologie, 62 Unterrichtsanstalten, 540 höhere Mädchenschulen, 1590 Volksschulen, 221 Waisenhäuser und Hospitäler unterhalten.

So oft ich an Sonn- und Festtagen oder auch an Werktagen dem feierlichen Gottesdienste in der Kirche beiwohnte, brachten meistens für dieses Geschäft bestellte Männer kleine Körbchen, verteilten sie an die Reichen der Gläubigen, und diese legten, sie von Hand zu Hand gebend, ihre Opfer hinein. Selbst die Kinder opferten. Dieses Opfer, welches in großen Kirchen nicht selten 100—500 Dollars an einem Sonntag ausmacht, wird dem Pfarrer eingehändigt und in Uebereinstimmung mit den Trustees oder Vertrauensmännern verwendet für den Unterhalt der Priester, der Kirche, der Schule, der Kirchenmusik, der Anstalten und Institute. Eine bestimmte Summe wird alljährlich an den Bischof abgeliefert, der von jeder Kirche seiner Diözese ein bestimmtes Einkommen bezieht. Außer diesen freiwilligen Gaben zahlen die Gläubigen nichts, keine Zehnten, keine direkten Stollgebühren, die üblichen Meßstipendien ausgenommen.

Unter den Katholiken herrscht allgemein ein reger Eifer, etwas in dieser Weise zur Erhaltung der Religion zu thun. Aber alle Andern übertreffen die Irländer. Diese Nation zeigt eine Opferwilligkeit, die unerhört und ohne Beispiel in der Weltgeschichte ist. Der ärmste Irländer darbt lieber, als daß er nicht am Sonntag sein Opfer darbrächte. Die Gleichgiltigsten indes sind bis heute die Böhmern; sie thun am wenigsten für die Kirche und für die Religion.

Klingt diese Schilderung nicht fast beschämend für uns, die wir im Kulturkampfe noch erst lernen müssen auf eigenen Füßen zu stehen? Und noch in vielen anderen Punkten können wir von dem regsamen Völkchen da drüben lernen. Das Buch ist voll der interessantesten Schilderungen und namentlich für unser an Liberalismus krankendes Zeitalter, das unaufhörlich von Toleranz spricht und sie um so weniger liebt, als es gleich bei der Hand ist, die Katholiken der Intoleranz zu beschuldigen, dürfte das 18. Kapitel lehrreich sein, das von dem Staate Maryland und seiner Geschichte handelt. Das ebenso frisch und anregend, wie in allen Teilen interessante Buch können wir nicht angelegentlich genug unsern Lesern zur Anschaffung und Lektüre empfehlen.

Die Stellung des Weibes bei den alten Germanen.*)

Von Professor Felix Dah n.

Die Betrachtung der Stellung des Weibes bei den alten Germanen, schon an sich von hohem Interesse, weil sie einen wichtigen Teil der alten Rechts- und Kulturgeschichte behandelt, gewinnt bei der Erwägung außerordentlich an Reiz, daß die Stellung des Weibes in einer Nation den untrüglichen Gradmesser für deren Anlage, Charakter und Bildungsstufe abgibt. Denn das Weib steht um so höher in der Würdigung seines Volkes, je feiner dieses intellektuell und moralisch organisiert, je tüchtiger der Kulturzustand ist, in dem es lebt und wirkt. Wo hingegen dem Weibe nur Betrachtung von der Männerwelt entgegengetragen wird, da darf man mit allergrößter Bestimmtheit auf gemeine, niedrige Beanlage, sittliche Verkommenheit und elendeste dürftigste Lebensformen schließen. Sollte es also möglich werden, klar anzuschauen, welche Würdigung das Weib bei unseren Vorfahren empfing, so müßte damit auch die oft ventilirte Frage nach dem Kulturstand des alten Germanenvolkes entschieden sein.

Diese Frage aber ist durchaus noch nicht endgültig entschieden, vielmehr stehen sich zwei Ansichten noch immer schroff gegenüber. Die eine Partei idealisirt den Bildungsgrad unserer Väter und findet den Grund der Berechtigung hierzu in dem trefflichen Buche des Römers Tacitus, welches er 98 nach Christus geschrieben, und das man „Germania“ betitelt hat. Mit der Beschreibung der Sitten, Gebräuche und Einrichtungen des alten deutschen Volkes wollte Tacitus seiner entarteten Nation den Spiegel vorhalten. Aber gerade dieser Zweck hat dem Bilde von dem Kulturstande unserer Vorfahren zu glänzende Farben verliehen, und es ist ein falscher Patriotismus, wenn deutsche Schriftsteller in ihrer Darstellung die Tinten nicht säuf-tigen. Denn es wäre doch wahrhaftig nicht rühmlich für uns und würde unserer Bildungsfähigkeit ein schlechtes Zeugnis ausstellen, wenn es sich bestätigte, daß der altgermanische Bauer

*) Nach der „Oberfelder Ztg.“

schon auf der Höhe der Kultur gestanden habe, auf der sein westfälischer Nachkomme noch jetzt steht.

Aber auch die entgegengesetzte Ansicht, nach welcher der alte Deutsche in seinem Denken und Thun etwa dem heutigen Votolen und Protesen geglichen habe, beruht auf Irrtum. Uebrigens wird diese Meinung jetzt höchstens noch von Franzosen vertreten. Das Richtige wird hier, wie so oft, in der Mitte liegen. Merkwürdig befanden die Deutschen eine Kultur und standen nicht mehr auf der Stufe gewöhnlicher Wilden, aber diese Kultur war einfach und schlicht und besaß sich in den ersten Anfängen. Einen Maßstab für ihre Höhe und Art werden wir aus der Stellung gewinnen, welche das Weib bei den alten Deutschen einnahm.

Um es hier gleich im Anfange und vorgehend dem Gang der Untersuchung zu sagen: das Weib genoß eine Würdigung, wie sie ihm nur von einem ideal angelegten Volke gewährt werden konnte. War sein Los auch ein hartes, so lag dies doch nicht in einer unedlen Schätzung von Seiten der Männer, sondern in der rauhen Zeit, welche das Weib in den schweren Kampf um das Dasein hineinzog. — Wenn wir nun zunächst auf die Stellung achten, welche dem Weibe im altgermanischen Recht zugesprochen war, so treffen wir hier sogleich einige Punkte, die eine harte Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen zu bekunden scheinen. Jedes Weib steht nämlich von der Geburt bis zum Tode unter der Mundschaft eines Mannes und kann nie aus einer solchen Mundschaft treten. Dieses Wort Mundschaft hängt nicht mit unserem Worte Mund, sondern mit einem lateinischen, welches Hand bedeutet, zusammen. Es ist damit gesagt, daß das Weib unter der Hand oder der Gewalt eines Mannes stehe. Damit soll aber keine Zurücksetzung, sondern nur seine Unfähigkeit bezeichnet sein, Waffen zu führen. Da das ganze Leben der Deutschen in jenen rauhen Zeiten auf den Krieg basirt war, so konnte nur der ganz selbständig über sich verfügen, der sich und die Gemeinschaft zu schützen vermochte. Jeder andere, nämlich das Weib und alle diejenigen männlichen Personen, denen es an Kraft zur Führung der Waffen gebrach, wie Knaben, altersschwache Greise und Krüppel aller Art konnten daher nicht selbständig sein. Sie bedurften eines Beschützers, und das war der Mundwalt. Die Stellung des Weibes unter einem solchen Mundwalt hatte also durchaus nichts Verlegendes und konnte es nicht haben, gab dem Manne allerdings eine Menge von Rechten, legte ihm aber eine nicht minder große Zahl von schweren Pflichten auf. War das Weib nämlich beleidigt, so mußte der Mundwalt die Beleidigung rächen, ließ sich im Streit zweier Weiber nicht entscheiden, war der schuldige Teil gewesen, so lag es dem vorgeetzten Mann ob, im gerichtlichen Zweikampf für ihre Unschuld mit den Waffen in der Hand einzutreten. Bei einer Tötung des Weibes hatte der Mundwalt sogar die Pflicht der Blutrache zu üben und die Unthat zu sühnen. Diesen Pflichten entsprachen natürlich gewisse Rechte. In dem Besitze des Mundwalts besaß sich das gesamte Vermögen der Frau. Von den Früchten dieses Vermögens ernährte er dieselbe, der Ueberschuß fiel ihm zur Nutznießung zu; starb sie ohne Selbsterben, so galt er als der vollberechtigte Erbe.

Es entsteht nun die Frage: Wer war zur Mundschaft berufen. Naturgemäß, so lange die Jungfrau nicht verheiratet war, der Vater. Dieser blieb es auch nach der Verheiratung, wenn die Ehe eine sogenannte einfache war. Der Bräutigam mußte nämlich dem Vater der Braut die Mundschaft abkaufen, und als Tauschwert galten Pferde, Rinder, Schafe, Waffen u. a. m. Hatte aber der Mann kein Vermögen, so fiel ihm auch die Mundschaft über seine Frau nicht zu. Er zahlte dann nach und nach das Mundium oder erwarb es durch Dienste, welche er als Knecht im Hause seines Schwiegervaters verrichtete. Ebenso standen seine Kinder unter der Mundschaft des mütterlichen Großvaters, so lange er dies Recht nicht sich erworben hatte.

War der Mann dagegen so vermögend, daß er sofort bei Abschluß des Ehevertrages den Preis für die Mundschaft zahlen konnte, so trat die Braut unmittelbar aus der Gewalt des Vaters unter die ihres Verlobten. Eine solche Ehe nannte man eine rechte Ehe. Man hat aus diesen Gesetzesbestimmungen schließen wollen, daß die Frau bei den alten Germanen von dem Manne gekauft worden sei. So etwas Hohes hat nie bei unseren Vorfahren gewaltet, nur eine Sache ließ sich bei ihnen kaufen und verkaufen, aber nicht ein freies Weib, eben so wenig wie ein freier Mann. Was gekauft wurde, war nicht die Frau, sondern das Mundium; jene Abscheulichkeit des Wei-

berverkaufs hätte bei den alten Germanen gar nicht stattfinden können.

Durch die Verlobung wurde bei den alten Germanen ein festes Rechtsverhältnis geknüpft. Damit erwarb der Bräutigam das Treurecht. Brauch die Braut die Treue, so wurde sie bestraft wie eine pflichtvergessene Ehefrau. Die Verlobung aber war noch nicht Eheschließung, doch konnte der Bräutigam diese letztere nach einem Jahr verlangen. Aber es waren an dieselbe keine rechtlichen Gebräuche mehr geknüpft, und es bedurfte dafür keiner juristischen Form. Doch erforderte es wie bei allen arischen Völkern die religiöse Sitte, daß unter bedeutungsvollen Ceremonien die Braut, begleitet von einer Menge Zeugen, die aus Verwandten und Bekannten des Hochzeitpaars bestanden, unter Führung der Mutter im festlichen Zuge in das Haus des Bräutigams geführt wurde. Dem Zuge folgte der von Ochsen gezogene, mit der Aussteuer beladene Brautwagen. Bei dem Eintritt in das Haus bezeichnete der Bräutigam durch eine symbolische Handlung die Gewalt, die er über seine Frau erlangt hatte. Und in der That war ihm sogar das Züchtigungsrecht verliehen, das er anwenden konnte, ohne damit das Glück der Ehe zu stören. So wird z. B. von dem mannhaften Siegfried berichtet, daß er seiner trefflichen Frau, als sie sich einer unverzeihlichen Blauberkheit schuldig gemacht hatte, den „minniglichen Leib zerbläute“, aber nichts deutet darauf hin, daß der Held die sonderbare That bereut, oder daß Frau Chriemhilde in dieser Art von Strafe etwas für Entwürdigendes gefunden habe. Vielmehr blieben sich die beiden Gatten in der größten Liebe einander zugethan. Noch jetzt übrigens steht nach dem kurbayerischen Landrecht vom Jahre 1756 dem Manne das Recht zu, sein Weib in mäßiger Weise körperlich zu züchtigen.

Hatte der Ehemann aber auch dieses bedenkliche Recht, so war ihm zugleich die schwere Pflicht auferlegt, sein Weib in allen Lagen des Lebens und bis in den Tod zu schützen, d. h. alle die Pflichten zu erfüllen, welche er als Mundwalt für sie übernommen.

Hinsichtlich des eingebrachten Vermögens bestand unter den alten Germanen das Recht der Güterverbindung, d. h. jeder der beiden Ehegatten behält sein Teil, der Mann verwaltet aber das Vermögen der Frau und genießt mit seiner Familie die Früchte des gesamten Guts. Bei den Nordgermanen und den Westgothen finden sich schon früh die Anfänge des Rechts der Gütergemeinschaft.

Am ersten Morgen der Ehe schenkte der Gatte der Gattin als Morgengabe je nach seinem Vermögen eine Spange, einen Ring, einen Schmuck, ein Roß, ein Haus, ein Landgut ihr zum erb- und eigentümlichen Besitz. Diese Morgengabe hatte ihre besondere Bedeutung in der sogenannten morganaatischen Ehe oder der Ehe zur Linken Hand, die noch jetzt bei hohen Fürstenthümern zu Recht besteht. Es durften und dürfen nämlich in regierenden Familien die Männer nur mit Frauen ähnlichen Ranges sich vermählen, wenn Besitz, Titel und Würden des Vaters auf Gattin und Kinder übergehen sollen. Verheiratet er sich mit einer nicht ebenbürtigen Frau, so geht er zwar eine wirkliche Ehe ein, verleiht jedoch dem Weibe damit nichts von den Ehren seines Standes.

Darum spendet der Mann am ersten Morgen der Ehe seiner Gattin die Morgengabe, welche sie im Falle seines Todes vor Gutbehrungen sichert.

Auch über die Stellung des germanischen Weibes im Leben, in Haus und Familie, sind die Ansichten geteilt. Man hat ihr Los zu sehr idealisiert oder als ganz trostlos geschildert. Jedemfalls haben die Vermögensverhältnisse der Familie sehr bestimmend auf die Stellung des Weibes gewirkt. Der Königin und der Ehefrau lag keine Arbeit ob. In der Halle nahm sie den Hochsitz neben dem Gemahl ein; dem eintretenden Gast ging sie entgegen, ihm den Ehrentrunk aus dem Horn oder Becher zu reichen. Sie sorgte ferner für die Erziehung der Töchter und teilte den Mägden die Arbeit zu, die sie dadurch weichte, daß sie z. B. den ersten Rocken am Kade abspann oder das Gewebe am Webstuhl einrichtete. Sonst war sie von aller Arbeit befreit.

Härter schon gestaltete sich das Los der Frau des gemeinfreien Bauern. Sie arbeitete mit ihren Töchtern auf dem Felde nicht minder schwer wie die leib eigenen Mägde und besorgte das Säen und das Einrnten. Im Hause aber gebührte ihr die Schülfigewalt, die ihr der Mann nur durch richterlichen Spruch entziehen konnte, wenn sie sich etwa der Verschwendung schuldig gemacht hatte. Raub und hart hingegen war das Leben des armen gemeinfreien Weibes, denn weil

fe über dienende Mägde nicht zu gebieten hatte, so lag ein großer Teil der Gewerksarbeit auf ihren Schultern. Aber dies Loos war ihr nicht bereitet in Folge unedler Würdigung von Seiten des Mannes, sondern in Folge herber Lebensverhältnisse. Doch soll nicht geleugnet werden, daß der Mann dem Weibe oft nur zu gern die schwere Feldarbeit überließ, daß er die Zeit bei Jagdelagen, auf der Jagd, in politischen Versammlungen oder schlafend auf dem Bärenfelle verbrachte. Aber auch selbst hierin wird man keine Verachtung des Weibes erblicken dürfen. Die rauhe Willkürlichkeit war auch die Schuld an dem harten Lose der Frau.

Da der Flor eines Hauses auf dem Grundbesitz beruht, so erbte in der Familie des Germanen immer nur der erstgeborene Sohn, die Töchter waren vom Erbrecht ausgeschlossen. Aber dieser übernahm damit die schwere Verpflichtung, sie zu nähren und zu kleiden, bei etwaiger Verheiratung standesgemäß auszustatten und sie, wenn sie in seinem Hause blieben, als ihr Mundwalf bis zum Tode zu schützen.

Ueber die Tracht des germanischen Weibes finden sich leider nur spärliche Berichte. Auch die Gräberfunde haben keinen Aufschluß in dieser Frage gegeben, da die Gewandstücke mit den Beinamen im Laufe der Jahrhunderte zerstört wurden; nur Schmuckgegenstände aus Metall, Glas und Horn haben sich erhalten. — Was wir bestimmt wissen, ist Folgendes: Die Kleidung der Frau unterschied sich wenig von der des Mannes. Auf der Haut wurde der Serkr getragen, ein langes hembartiges Gewand ohne Ärmel; es wurde nebst der Beinbekleidung von einem fest anliegenden Gürtel umschlossen. Ueber dem Serkr lag die Skirtja, daraus das Wort Skirtze entstanden ist, ein großes den ganzen Körper bedeckendes Gewand. Wohlhabende Frauen umschlossen dasselbe mit einem zweiten Gürtel, der mit Perlen verziert war und als Schmuckgegenstand diente. Ferner verlangte die rauhe Witterung Strümpfe und Schuhe. Erstere reichten bis zum Knie; die Schuhe waren aus Leder gefertigt, für jeden Fuß besonders zugeschnitten und mit Kleben befestigt. Den Kopf bedeckte der Faldr, eine Art von Turban, aus Linnen gewunden. Die Skappa, deren man sich auch bediente, umhüllte das ganze Haupt und fiel über Brust und Schultern. Das Gesicht konnte noch durch ein Visier mit Augenlöchern, das man an die Skappa knöpfte, vor Kälte geschützt werden. Dieser Skappa bedienten sich auch Männer, wenn sie sich unkenntlich machen wollten.

Wie hoch aber das Weib in der Achtung der alten Germanen stand, das bekundet am deutlichsten ihre Mythologie. Freia ist nur eine idealisierte Germanenjüngfrau, und die Walhrye das Germanenweib, welches alle Gefahren mit dem Manne teilt. Auch erkannten die Germanen, wie schon Tacitus berichtet, in dem Weibe etwas Heiliges, Prophetisches, und daß sich in ihm das Göttliche tiefer und klarer offenbare, als in dem Manne. Darum erhoben sie besonders begabte Frauen zu Priesterinnen. Ein solche im Lande der Bructerer an den Quellen der Lippe ihres Amtes waltende Priesterin vermochte in ihrem Volke die Begeisterung zum Kampfe gegen die Römer immer von Neuem anzufachen.

Aber auch die Sprache der alten Germanen spiegelt die hohe Achtung wieder, welche das Weib im Volke genoß. Sie heißt frouwa, d. i. Herrin, nämlich des Hauses.

Vermischtes.

* Berlin. Eine eigene Art Glücksspiel beabsichtigt man in Preußen zu veranstalten, nämlich — eine Villa anzulegen. Es hat sich ein Consortium gebildet, das 300 Lose zu 50 Mark unter den Mitgliedern vertreiben soll, welche die Inhaber zur Beteiligung an dem Auslegen berechtigen. Für den Modus des Gewinnens ist ein besonderes Reglement ausgearbeitet, das jetzt von einem der Hauptbeteiligten der Behörde mit der Anfrage unterbreitet worden ist, ob ein derartiges Auslegen etwa zu den verbotenen Lotterien gehöre. Erst von dem Ausfalle des Bescheides wird es abhängen, ob der Plan wirklich zur Ausführung gelangt. Als Gewinn ist eine neu erbaute Villa zu Preußen anzuweisen.

* Die „Nat.-Ztg.“ erzählt: Ein Lehrer in der sächsischen Lausitz hatte kürzlich den Kleinen die Geschichte von der Auslegung und Errettung des Moses erzählt. Bei der Wiederholung fragte er: „Warum legte die Mutter ihr Söhnchen in ein Rästchen von Rohr und verbarg es im Schilf?“ Ein kleiner Bursche erhob sofort die Hand, zum Zeichen, daß er antworten wolle, und aufgefordert, zu reden, rief er: „Weil sie ihn nicht wollte impfen lassen!“ — In der Oberlausitz ist die Agitation gegen den Impfwang besonders lebhaft und Bestrafungen wegen Verweigerung der Impfung sind nichts Seltenes.

* Berlin. Das „Tagebl.“ erzählt folgenden Scherz: Angehende dramatische Schriftsteller sind bekanntlich fürchterliche Menschen. Mit dem Manuskript im Gewande überfallen sie menschliche Leben, der bei ihnen im Verdacht irgend welchen Einflusses auf einen Theaterdirektor steht. Ohne Erbarmen brücken sie den Armsten auf einen Stuhl nieder, setzen ihm ihr Stiefel auf die Brust und durchbohren ihn vorlesender Weise schonungslos mit vier- bis fünfaktigen Dramen. Ein von solchen Wüterichen zumeist heimgesuchtes Opfer ist Karl Helmerding. Täglich, kündlich befindet er sich wehrlos einem dauerhaften Poeten gegenüber, der ihm mit Gewalt und Beharrlichkeit eine Postle oder ein Lustspiel versetzt. Lange hat er's getragen, endlich aber ist ihm die Geduld und er erfannt ein allerdings aus Teufelische grenzendes Mittel, um sich zu retten. Er nahm nämlich Rücksprache mit seinem Papagei; wochenlang schloß er sich mit ihm ins Zimmer ein und trieb da allerhand geheimnisvolle Sachen. Endlich konnte der diabolische Plan zur Ausführung gelangen. — Helmerding sitzt in seiner Stube, da klopft es. „Herein!“ „Mein Name ist so und so, ich habe ein Stück geschrieben, für das Sie sich gewiß interessieren werden. Erlauben Sie wohl, daß ich es Ihnen vorlese?“ Helmerding macht leise Einwendungen. Umsonst. Der Dichter entfaltet sein Buch und setzt sich in Postur. Aber sobald er das erste Wort laut zu lesen beginnt — o Schrecken! — brummt eine tiefe, gurgelige Stimme: „Wat 'n Bloßsinn!“ Probatum est! Stets packt der Poet seine Blätter zusammen und verläßt beleibt das Lokal.

* Einer, der zu seinem eigenen Begräbnis geht. Bei Gerhenitz, nahe der Station Pödel (Böhmen), wurde dieser Tage die Leiche eines Mannes gefunden, welche von der dortigen Totenschau als die eines gewissen Nowotny aus Gerhenitz agnosziert wurde. Dieselbe wurde seinem Weibe, von welchem er in der letzten Zeit getrennt gelebt hatte, in das Haus gebracht. Auch die Frau wollte in der Leiche ihren Mann wiedererkennen. Sie bestellte das Begräbnis, und der Leichenzug setzte sich am nächsten Tage nach dem benachbarten protestantischen Friedhofe in Belim in Bewegung. Der Schrecken und das Staunen des Weibes und der „trauernden Menge“ war aber nicht gering, als der totgegebene und im Sarge sich befindende Mann auftauchte, sein Weib und seine Bekannten grüßte und im Leichenzug mitmarschieren wollte. Die ganze Gesellschaft machte kehrt und begab sich mit der Leiche nach Gerhenitz zurück, um dieselbe dort noch einmal in dem Totenkammerlein unterzubringen, bis man ihre Identität konstatiert haben würde. Herr Nowotny aber legte mit seinem Weibe heim, welches jetzt einen Fingerzeig von oben in dem Vorgang erkennend, sich mit dem Manne ansöhnte und ein neues friedliches Leben mit demselben zu führen beschloß. („N. Fr. Br.“)

* Händedruck in England und Amerika. Der Händedruck als Gruß ist bei den Engländern weit mehr gebräuchlich, als bei uns, bei den Amerikanern aber noch mehr, als bei den Engländern. Man braucht nur ein paar Tage in der Neuen Welt zu sein, um dessen Töne zu werden. Der Fremde von nur einiger Bedeutung muß seine Hand oft vierzig, fünfzig Beuten hintereinander darreichen, und auch nur Eimen aus der Zahl übergehen zu wollen, würde die größte Geringschätzung gegen denselben sein. Ja, selbst die Kellner in den großen Hotels erwarten von dem Reisenden, der ein zweites Mal da einkehrt, daß er ihnen wie alten Bekannten die Hand gebe. Eine der größten Plage, mit denen die Würde des Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas heimgesucht und gestraft ist, besteht in der Anzahl von Händedrücken, die er Tag für Tag sich gefallen lassen muß. Der gute Lincoln war in dieser Hinsicht ganz und gar „frommer Dulder“, dann und wann aber konnte er doch nicht umhin, an besonders aufdringlichen Personen sich dadurch zu rächen, daß er ihre Hände in seiner nervigen Faust stark zusammenpreßte. Das Neueste wird dem amerikanischen Präsidenten am Neujahrstag zugemutet, und daß er sich an diesem Tage nicht den Arm verrenkt, oder daß letzterer nicht wenigstens für die nächsten Wochen gelähmt bleibt, ist ein Wunder. Denn wie vielen muß er da die Hand reichen? Mindestens 5 6000 Personen, den europäischen Gesandten und diplomatischen Agenten, den Senatoren und Deputierten, Kaufleuten, Bankiers, Advokaten, Zeitungs-Redakteuren und Richterplatttern, Land- und Seeoffizieren u. s. w. u. s. w., bis hinab zu den gemeinen Soldaten und Matrosen, ja noch tiefer, bis hinab zu den Tagelöhnern und Straßenkehrern, die Alle in sein Empfangszimmer treten dürfen, ohne jede Förmlichkeit und in jeglicher Tracht, sei es auch mit Wasserstiefeln und Lederschurz, mit ruhigem Gesicht und ungewaschener Hand.

* Harmlose Scherze aus dem „Schalk“: „Seltsame Etymologie. Freue dich, Bruder, daß Du gestern nicht mit in der Gesellschaft warst. Ich habe geradezu Tantalusqualen aushalten müssen.“ „Wieso?“

„Es waren ja sieben Tanten da.“

— Unmöglich. Professor: „Sie behaupten, Sie hätten den Aufsatze selbst angefertigt. Es sind ja gar keine Fehler darin; eine solche Arbeit kann man gar nicht selbst machen.“

— Natur-Religion. Prediger: (ber einige Knaben in Pension hat, trafen!) „Soweit ist es also mit Dir gekommen! Im Keller benachst Du mir die Milch! Aber wie heißt das Wesen, vor dem Nichts verborgen bleibt, das Alles sieht, vor dem ich selbst nur ein nützliches Sandkorn bin?“

Fritz (weinend): „Die Frau Pastorin.“

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt
Belletristische Beilage
zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck- u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N 44.

Sonntag, den 31. Oktober.

1880.

△ **Balduin vanne Stave.**

Herzoglicher Buntwirker zu Düsseldorf.

Der Katalog der Düsseldorfer Ausstellung kunstgewerblicher Altertümer führt unter Nr. 536 eine Stickerei auf einem der S. Severinskirche zu Köln gehörenden Meßgewande als „köl- nische Arbeit“ auf.

Das fragliche Stück ist auf den sogenannten Bisten (Lysten, oriria, im Kataloge aurifrisia genannt) mit den Wappen Wilhelms von Jülich, Herzog von Berg und Grafen von Ravensberg (1360—1408) und seiner Gemahlin Anna von Vatern versehen, ist nicht kölnische, sondern Düsseldorfer Arbeit und rührt aus der Zeit vor 1393 her, um welche Zeit Herzog Wilhelm von dem gedachten Severinsstifte verschiedene Reliquien für die von ihm vergrößerte und mit neuen Einkäufen beschenkte Stiftskirche zu Düsseldorf erworben und dem Severinsstifte bedeutende Gegengeschenke gemacht hatte.

Wilhelm von Jülich, dessen Vater Gerhard von Jülich, Graf von Berg und Ravensberg 1360 im Zw. Kampfe gegen den Herren von Blankenheim mit diesem zugleich gefallen war, hatte anfangs mit seiner Mutter Margaretha die Regierung von Berg und Ravensberg gemeinschaftlich geführt und war nach zwanzigjähriger Regierung 1380 von König Wenzel zum Herzog von Berg erhoben worden.

Er hatte die von ihm vergrößerte Burg zu Düsseldorf zur Residenz erwählt, woran sich die Vergrößerung der dortigen Stiftskirche und die durch Privilegien von 1371, 1384 und 1392 begünstigte Vergrößerung der Stadt selbst, anschloß. Wilhelm, der sehr prachtliebend war, entfaltete einen ganz besonderen Glanz, sowohl in Bezug auf seine Person, als auf seine nächste Umgebung, die in einer zahlreichen Ritterschaft und Klerisei bestand. An der Stiftskirche zu Düsseldorf fungierten damals vierzig Geistliche, an der Liebfrauenkirche daselbst zwei Altaristen, und eine dritte Kirche an der Volkerstraße war in ihren Fundamenten begonnen.

Außerdem verkehrten Mitglieder der Abteien Siegburg, Deuz, Altenberg und der Stadtkölnischen, sowie der Gerresheimer Stiftskirchen und der Klöster des Landes beständig am Hofe zu Düsseldorf. Verschiedene Ritterst: auf und an den Mauern und Wällen der Stadt waren einzelnen Rittern als Lehen aufgetragen.

Zum Beweise des Luxus, welchen Herzog Wilhelm an seiner Kleidung entwickelte, existiert noch ein Schreiben desselben an den Magistrat zu Köln aus der Zeit nach der für den Herzog so verhängnisvollen unglücklichen Schlacht im Cleverham, nach welcher des Herzogs Söhne sich in den Besitz des Schlosses zu Düsseldorf und der daselbst befindlichen Kleinodien, Briefschaften und Wertsachen gesetzt hatten, während der Herzog selbst Gefangener seines Neffen, des Grafen Adolph von Cleve war. Das Schreiben, nach seiner Befreiung aus der Haft geschrieben, lautet:

„Herzonge van dem Berge Ind Greve van Ravensberge.
Liebe besondere vründe. In den ynden doh ons onsse Soene unse Burck Ind Stat Düsseldorf affgewonnen hadden,

so havent sy ons onss Kleinodts zu male viel, dat wir da uppe hatten, entfremt ind enwech gebræcht ind binnen ire Stat versat up eglige ende, as ick Wernerus onsse Schryver wail sagen sal, dem Ir, bidden wir, des gelich onsselver gelöben wilt. Ind sunderlige onsse Perle, die sy van onssen Clehderen gesnyeden haent, ehre uren medebirger versat ind verkouft habent, den ick ouch die selve Wernerus onsse Schryver wail sagen sall, waromb so bidden wir ick vrüntliken mit allen begerden gelich wir ick vurghden daromb selver gesprochen geschreven ind gebeden ind doin bidden hain u. s. w. Duch liebe vründe, so haint sy onse Silver eyn deil as den meysten deils op eyn ende hynnen ire Stat versat, bidden wir ick vrüntliken, dat Ir myt uren Joeden (Juden) ind lombarden bestalt ind bevolen heft omb unsser Beden willen, dat sy up unsse Cleynode nyet leenen enjullen. Ge hynne, liebe vründe, wilt ick so ernstliken bewyssen, op dat ons egehure Noitbaedingen mit ick noit en sy, Want wir dat umb sere noede doen seulden, as verre wir des eyniche wys anegeshn koenden. Ind wilt ons des uren guetliken antwerde beschreven laissen wissen. Got sy mit ick. Gegeven zu Düsseldorf under unsser Secret op den heiligen Druygehen dach.

Daß Herzog Wilhelm demgemäß Kunsthandwerker an seinem Hofe fortwährend bis zu jener Unglücksstunde beschäftigte, bedarf kaum des Nachweises.

Der Name des bei ihm in herzoglichen Diensten stehenden sogen. Buntmachers Balduin vanne Stave ist durch dessen Einschreibung in die Bisten der Düsseldorfer Rosenkranz-Bruderschaft, die damals den Namen fraternitas beate Marie virginis führte und an der Liebfrauenkirche (jetziges Montierungsdepot) bestand, erhalten worden.

Die Rosenkranz-Bruderschaft besitzt noch ein Namensverzeichnis ihrer sämtlichen Mitglieder vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur heutigen Stunde.

Die Arbeiten Balduins vanne Stave und seiner Werkstätte sind aber ebenfalls zum Teil der Nachwelt in einem Inventare erhalten, welches im Jahre 1397 von den Chorherren des Düsseldorfer Stifts über die derzeitigen Kirchenutensilien aufgenommen worden ist.

Aus diesem Inventare ist folgender Auszug den vorliegenden Gegenstand betreffend, wenigstens auch nicht alle Inventarstücke aus der Werkstätte Balduins hervorgegangen sein mögen.

Primo de ornamentis festivalibus.

(Von den für Festtage bestimmten Meßzarnituren.)

Alba chori cappa, eyn mitte Chor-kappe van fluele mit eynem overgulden knoupe Ind vort nyht eynen gantsen Myßgeger (Garnitur) de selven kunnes (derselben Art).

Item Eyn ganz royt guldenen Geger mit twee gulden roden cappen mit twee overgulden knoupen.

It. Eyn bla (blau) gulden Geger mit eynen kappen sunder Stolen ind Alben (ohne Stola und Alba) mit der Wapen van Ravensberge.

It. Eyn gulden cappe mit grefenschen (griechischen) Buchstaven mit eynem overgulden knoupe mit den Wapen mins Heren inde drauwen (dieselben Wapen wie die der Kasel von S. Severin, wodon oben Rede.)

it. Eyn ganz Geger van roden kampfot (italienisch: camiccotta, das Vorhemd) mit gronem (grün) gemenget, mit gulden swanen (Schwänen) van cyperische Golbe (Fasel Cypern) gesprengt, bye Snore (Schnüre) an den Beserocken mit gulden knoupen (Knäufe, Quasten).

it. Ein ganz Geger von rodem kampfot mit den Wolken bestrowet as myngart rande mit dem Wapen minus Heren.

it. Eyn bla kampfot mit blaen blomen mit Sente Severhns ind onser brauwen (S. Severin und S. Maria) Bylden ind myns Heren Helm.

it. Eyn hemelbla cappe mit gulden swanen bye hant robe rosen umb den Hals Ind bye Iyften haent onser brauwen inde sente Severhns bilde ind myns Heren Helm.

it. Eyn ganz Geger swart kampfot mit gulden Iyften sunder bylde.

it. Eyn swart Geger gestrowet myt silber mit der wapen van der Horst ind Wyntelhusen.

it. Eyn ganz swart harres Geger to der Herschap Memorie (der gräf. und herzogl. Familie).

it. Eyn robe cappe von cyperische goulbe gesprengt ind be Iyfte mit den apostelen.

it. Eyn swarte cappe mit sylveren Dyren (Tieren) mit den Wapen Heinrichs van Ghyndorp ind gerat van dem Burwerke.

it. Eyn bla cappe gesprengt mit sylveren Dyren ind mit den selben burfschreven Wapen.

it. Eyn roit kampfot gesprengt mit gulden Voigel ind mit blauwen Voigelgen myt ehne vergulden knoup ind gesprengt mit Sytelblaitgen, half lichtgroyn, half dunkelgroyn.

it. zwey robe cappen mit gulden Herze (Hirschen) in eyn zuy beslossen (beschlössen) ind mit galde knoupen. (due cappe impicte cervis aureis in unum conflictis d. h. zwei Hirsche mit den Geweißen aneinander stoßend.)

it. veir robe kampfot cappen mit groynen Dyren ind mit gulden knoupen.

it. zwey bla syden cappen mit gulden wilden Dyren ind mit vergulden knoupen.

it. veif (5) groyn kampfot cappen mit lanegen strypen (Seisten, oriria)

it. dry robe syden Cappen mit gulden strypen dorgainde.

it. zwey groyn syden kynderen Cappen (cappe puerorum, für die Chorknaben.)

it. Eyn robe kampfotcappe mit gulden Haysprunge (Hayschrecken) gesprengt.

it. Eyn ganz Geger bla mit gulden Sterren (Sternen) besatt mit røde.

it. Eyn ganz robe Geger van unser brauwen.

it. Eyn ganz groyn Geger zor Seilmessen ohn (ohne) roelen mit zweyn alben.

it. Eyn ganz roit kampfot Geger mit Hunten (Hündchen) van wyser syden gesprengt.

Ornamenta simplicia sive ministrantibus.

it. Eyn roit Geger kampfot mit wiffen Hüntken van syden gesprengt.

it. Eyn Akolehen Geger mit robe wilden Vierken ind haent eyn zuych in den mont.

it. Eyn roit kampfot Geger mit wilden Dyren ind haent eyn breiff (Brief) dorgainde mit grterle litteren.

it. Eyn bla kampfot Geger mit roiden loiberen (in Form von Gewichten) ind mit den Wapen van Calheim (Caltum).

it. Eyn dunkerbla Geger mit gulden XI.

it. Eyn groff roit Geger mit greynere syden mit blauwen ind mit gulden wilde Dyren.

Antependilia.

it. Eyn stuc vom seff stude, dry groyn fluel ind dry robe fluel.

it. veir kostliche Iyften, eyn mit Parlen ind eyn mit Apostelen; eyn mit myns Heren Schilden, eyn swart mit myns Heren Schilden.

it. eyn gulden stude mit Draken ind mit Vintworem.

it. eyn kleyn Dyfte mit papageien.

it. eyn bla stude mit gulden suwen (Säuen).

it. eyn kampfot stude mit Hundten gecroint Struybederen u. s. w.

Die hier vor genannten ritterbürtigen Stifter der Maßgewänder waren Hofleute und Burgmänner des Herzogs aus Oksfeldorfer Familien. Eine Beschreibung der Reliquenschreine, welche auf dem Hauptaltare im Chore der Kirche standen, aus der Zeit nach dem Jahre 1511, erwähnt der Stickerien aus der Zeit des Herzogs Wilhelm wie folgt:

1. Der Schrein des h. Willicus schwärts hatte auf grünem Grund an dem vordern und hintern Giebel das Bild des Heiligen und dessen Namen mit Perlen gestickt und mit Steinen besetzt. Jede Seite des Schreins hatte sechs Abteilungen und in jeder Abteilung einen Engel, alles mit Perlen, Gemmen und anderen Steinen reich besetzt; jeder Engel unter einem „Cronement“ (Couronnement).

2. Der mittlere Schrein des h. Pancratius in der Mitte des Altars war am vordern und hintern Giebel mit Stickerien auf rotem Grund, an den beiden Seiten mit Stickerien auf weißem Grund versehen. Am vordern Giebel prangte das Bild des Heiligen mit der Namensunterchrift, alles in Perlen und Steinen.

3. Der Schrein des heil. Apollinaris an der Nordseite hatte rund umher roten Grund, vorne das Bild des Heiligen, am hintern Giebel das Bild der heil. Jungfrau Maria mit Unterschriften. Jede Seite des Schreins hatte sechs Abteilungen und in jeder Abteilung fünf Sterne von Perlen. Der Deckel dieses Schreins hatte auf jeder Seite über fünfzig Sterne.

Die Schreine selbst waren in der gebräuchlichen Form beachtet und von Holz mit jener Stickerien überzogen und stellenweise mit kostbaren Steinen besetzt.

Sie standen zu oberst auf dem Hochaltare, der in Glaskästen mit Emaille und Schmelz garniert, unterhalb kleinere Gefäße mit Reliquien enthielt, die zum bedeutendsten Teile noch vorhanden und worunter einige durch ihre Arbeit und ihre Eigentümlichkeit sehr wertvoll sind.

Balbin vanne Stabe erscheint noch nach dem Jahre 1400 als Testamentsexekutor der verstorbenen herzoglichen Kammerfrau Christina von Wetzheim in Folge deren testamentarischen Bestimmung.

* Freiherr von Münchhausen. *)

I

Die Familie von Münchhausen stirbt nicht aus und entartet nicht, der Ahnherr des Geschlechts ist der berühmte Reiter und Jäger, dessen Abenteuer und lustige Jagdstücke noch heute in aller Mund sind. Der zweite Münchhausen, der in der Civilisation wacker vorangeschritten war, ist in seinen Reden und Thaten von Zimmerman bereewigt worden. Seine starke Seite war die schöne Literatur. Der dritte Münchhausen ist bedeutend praktischer; er hat sich auf die Volkswirtschaft geworfen und macht dabei ein Geschäft, indem er mit seinen schönen volkswirtschaftlichen Redensarten die Leute arg auf die Leine führt. Seitdem ich ihn kennen gelernt, ist sein Ahnherr in meiner Achtung stark gesunken. Was ist es denn, zu wöl f Unten mit einem Stück Speck auf die Schnur zu reihen? Münchhausen der Jüngere wiederholte das Stück in viel größerer Vollenbung mit einem Stück Papier Prospekt genannt, auf welchem viel Zahlen und noch mehr Versprechungen standen. Auch die Geschichte von den Bären, der sich auf die Wagenbeichsel festlechte ist gar so seltsam nicht; der Entel Münchhausen hat's noch besser heraus: statt der Wagenbeichsel verwendete er Eisenbahnschienen und Fabrikshornsteine, und es gelang ganz prächtig; die Leute haben wacker darauf losgelegt bis ins Jahr 1873 hinein, und des Herrn von Münchhausen Taschen sind voll dabei geworden.

Daß der ältere Münchhausen beim eigenen Zopf sich aus dem Sumpf zog, wird vielfach bewundert, aber was will das heißen, nachdem der jüngere Münchhausen das Rezept erfunden hat, die Schädlen „übergroßer Freiheit“ durch „noch mehr Freiheit“ zu kurieren?

Und was das Geruchsvermögen des berühmten Jagdhundes des Ahnherrn betrifft, so ist dessen nicht zu erwähnen gegenüber dem Geruchssinn des jüngeren Münchhausen, der auch dort etwas wittert, wo Nichts ist: z. B. in den Portemonnaies unserer kleinen Bauern. Berühmt ist freilich sein Ahnherr durch die Reise nach dem Monde, die er an einem in die Luft geworfenen Faden vollführt, aber man wird doch zugeben müssen, daß dieselbe für die Wissenschaft geringe Ausbeute geliefert hat. Auch sie überragt weit der jüngste Münchhausen, welcher die Mondverhältnisse so genau und eingehend an Ort und Stelle studiert hat, daß nicht nur die geographische Wissenschaft, sondern in vorzüglicherem Grade noch die Staatskunst und die Volkswirtschaft von seiner Exkursion profitieren. — Soweit die noch nicht veröffentlichten Akten über die Sache mir zur Verfügung stehen, will ich sie dem geneigten Leser in Kürze vorlegen.

*) Nach dem „Wien. Vaterl.“

II.

Eines Abends gegen zehn Uhr verließ Münchhausen seinen Club mit der Aeußerung, daß er auf einige Tage zu verreisen gedente.

Man vernahm dieses mit allgemeinem Bedauern, denn obgleich er damals noch sehr jung war, hatte er doch, bei der geistigen Fröhreife, welche in seiner Familie erblich ist, neben der jugendlichen Laune schon den Wortreichtum eines ergrauten Kammerdieners. Zu Hause erwartete ihn bereits der allezeit getreue Karl Buttervogel, welchen Bedienten er von seinem verstorbenen Vater als unveräußerliches Erbe übernommen hatte.

„Karl Buttervogel!“

„Gw. Gnaden befehlen?“

„Ich gedente zu verreisen. Verstehe meine Reisetasche mit zwei Hemden, zwei Paar Socken und der entsprechenden Putzwäsche.“

Karl Buttervogel gehorchte.

„Der Frühzug fährt um 5 Uhr 35 Minuten,“ bemerkte er. „Um wie viel Uhr wünschen Gw. Gnaden geweckt zu werden?“

„Am 23., vormittags 10 Uhr.“

Es war am 14. Karl Buttervogel glaubte nicht recht verstanden zu haben.

„Welleicht fahren Gw. Gnaden nicht mit dem Frühzuge, sondern mit der Post. Seibige fährt um 9 Uhr 20 Minuten.“

„Ich werde weder mit dem Frühzuge, noch mit der Post fahren.“

„Doch keine Fuksour?“ fragte Karl erstaunt.

„Auch nicht. Ich fahre weder zu Schiffe noch mit der Eisenbahn, noch zu Wagen, noch auch gehe ich zu Fuß. Aber ich reise weit, weit, Karl!“

Buttervogel glaubte, sein Herr scherze. „Daß ich fragen, in welcher Richtung Sie reisen?“ fragte er.

„Nicht nach Süden, noch nach Osten, noch nach Westen. Auch nicht nach Norden.“

„Gw. Gnaden fahren doch nicht dann in die Erde hinein.“

„Frage nicht weiter, Karl. Nicht mein Bett so, daß der Strahl des Mondes voll in mein Gesicht fällt: ich liebe dieses Gesicht. Und dann geh zur Ruh, sorge während meiner Abwesenheit für mein Hauswesen, schütze mein Eigentum, — wecke mich pünktlich am 23., Vormittags 10 Uhr.“

Wald darauf zog der allezeit getreue Karl Buttervogel sich zurück.

III.

Wie ein Lauffener verbreitete sich anderen Tages das Gerücht von Münchhausens Mondreise durch die Stadt und die Sensation läßt sich nicht beschreiben. Schon der Bäcker, welcher in der Frühe die Semmel brachte und endlich Zahlung verlangte, sauk beinahe in den Boden als Buttervogel mit verweinten Augen melbete: Münchhausen ist vor einigen Stunden mit „eigener Gelegenheit“ zum Monde durchgegangen, und kehrt erst am 23. zurück. Einige Zweifler schüttelten die Köpfe und erklärten die Sache für einen dummen Witz. Das waren aber meistens unaufgeklärte Finsterlinge, welche wohl an Wunder glauben, aber nicht an einen unendlichen Fortschritt der Menschheit. Denkende Köpfe nehmen die Sache ernsthaft und wieder andere erlaubten sich an der Wahrheit des Buttervogelschen Berichtes durchaus keinen Zweifel.

Die Spannung stieg in gleichem Maße, wie die Sonne des Tages. Leute, welche sonst fleißige Arbeiter waren, machten schon um 9 Uhr Vormittags Feierabend, verschlossen die Werkstätten, zogen die Sonntag Röcke an, steckten Zigarren und Portemonnaies zu sich und gingen in die Häuser glücklicher Wirte. Die Mägde standen auf den Straßen zusammen und disputierten. Ärzte und Professoren verfeindeten sich, Stadtlächste wurden erhöht aufeinander, Studenten forderten sich zum Duell und schon gegen Mittag warfen ehrsame, schlichte Bürgerleute zur Bekräftigung ihrer Meinung sich unterischiedliche Biergläser ins Gesicht. Die Polizei vigilierte eifrigst nach dem „langen bürren Manne“, brachte auch verschiedene Männer von der Landstraße zusammen, auf welche das Buttervogelsche Signalement einigermaßen paßte, aber der rechte Wundermann war halt nicht darunter. Es waren arme Leute ohne Wissenschaft und nur ein Einziger, welcher wenigstens etwas von Kunst verstand, nämlich ein Feuerschläcker. Daß er einen Menschen zum Monde spediert haben sollte, sah ihm gar nicht gleich.

Der längste Tag geht endlich zu Ende, und so auch dieser. Und auch die anderen gingen dahin, wenn auch zögernden Schrittes. Es kam der Morgen des dreißigsten.

Schon in der Frühe strömte Alles zum Schlosse. Ja, manche hatten die Nacht durchwacht, um den Freiherrn von Münchhausen womöglich auf seiner Rückfahrt zu Gesichte zu bekommen.

Stürmisch verlangte man Einlaß. Buttervogel aber mahnte zur Ruhe und fürchtete Entlassung, falls er dem Drängen der Menge nachgebend, vor der bestimmten Stunde in seines Herren Schlafzammer sich wagte. Die Bevölkerung, im Allgemeinen gutmüthigen Charakters, hörte schließlich auf seine Vorstellungen und wartete.

Endlich, endlich! 10 Uhr! Buttervogel klopfte ans Zimmer seines Herrn! Keine Antwort erfolgte, aber er trat ein, ohne zu zögern.

Wirklich! Da lag der große Reisende und schlief. Er war kaum zu ermuntern. Als er endlich die Augen aufgeschlagen, starrte er vor sich hin und sagte: „Ich habe meine Kräfte überschätzt; ich muß ruhen bis zum Untergang der Sonne oder ich sterbe.“

Lautlos glitt Buttervogel aus dem Zimmer und lautlos entfernte sich die Menge des Volkes.

IV.

Nur Bruchstücke sind es, welche Münchhausen aus seinem Tagebuche zu veröffentlichen erlaubt. Das Ganze wird erst nach sorgfältiger Revision von ihm selber herausgegeben werden. Aber auch die Bruchstücke werden sich, wie ich hoffe, als höchst bedeutend präsentieren.

Wichtig sind schon die Aufschlüsse, welche er uns gibt über die Entstehung des Menschengeschlechtes:

Man muß wissen, daß der Mond um annähernd 15,000 Jahre älter ist, wie unsere Erde, und daß demgemäß die Mondbewohner unsern heutigen Bildungsgrad schon bedeutend überschritten hatten, ehe auf unsern Planeten sich das erste animalische Leben entwickelte. So hatten sie schon damals optische Gläser, mit welchen unsere heutigen Instrumente sich nicht vergleichen lassen, Instrumente von solcher Schärfe, daß man in der Nähe damit einen Ziegelstein durch und durch schauen konnte, daß die Mondteleskope es ermöglichten, die kleinsten Vorgänge auf der Erde genau wahrzunehmen, kann nach all dem kaum auffallend erscheinen. So konnte Münchhausen sich Gewißheit darüber verschaffen, daß die Menschheit nur allmählig aus unvollkommenen Daseinsformen sich bis zur jetzigen Vollkommenheit aufgeschwungen hat, und daß unsere Stammeltern Frösche gewesen, welche schon große Anlage zeigten zur Aufgeblasenheit. Die Gelehrten der Erde haben freilich eine ähnliche These bereits vor Münchhausen aufgestellt, aber erst durch ihn wurde ein glaubwürdiger Beweis erbracht in Form einer amtlich vidimirten Mondesurkunde. Die Erklärungen derselben über „Arzustände“ und „Staatenbildung“ decken sich völlig mit den Ansichten, welche schon auf dem Reichstage von Kremier zur Geltung gebracht wurden. Wunderbarer Instinkt des Menschengeschlechtes, welches scheinbar so ganz aus der Luft gegriffen, scheinbar so unhistorische Lehren, wie die von der „Schaffung des Königtums durchs Volk“ mit so großem Nachdruck verteidigte, bis endlich ein Münchhausen ihr zum definitiven Siege verhalf! — Sehr instruktiv ist auch da ein Gespräch zwischen Münchhausen und einem Mondbewohner über die selenitische, nicht acht, sondern 16jährige Schulpflicht. Alles, was man bisher auf unserm bornierten Planeten dagegen vorgebracht, zerfällt nach diesem in pures Nichts. Man höre nur selber.

„Für unsere, wie für eure Natur“, explicierte ein Schulrat auf dem Monde unserem Münchhausen, „ist es ein unleugbares Grundgesetz, daß diejenigen Organe, welche in einer Generation am meisten entwickelt werden, sich auf die folgenden am vollkommensten fortpflanzen. Würden z. B. auf der Erde nur Ehen zwischen Professoren und Professorinnen geschlossen, so würde bereits die vierte Generation in Gestalt von lauter Professoren zur Welt kommen, oder wenigstens bis zum vierten Lebensjahre glänzend promovieren können.“

„Dunkel schwebte diese Idee auf Erden einem deutschen Philosophen vor“, sagte Münchhausen. „Ich bin ein großes Genie“, sagte er laut den Münchener „Fliegenden Blättern“, „habe aber ein sehr häßliches Gesicht. Deshalb heiratete ich eine freilich sehr dumme, aber sehr schöne Frau, kalkulierend, daß unser Kinder von mir das Genie, von meiner Frau die Schönheit erben würden; nun spielte mir das Schicksal einen graufigen Streich, und die Rangen erben von meiner Frau den Geist und von mir die Gesichtszüge.“

„Ein Rechenfehler, ganz eines Erdbewohners würdig“, lachte

der Selenit. „Es gilt durch die Neuschule zunächst zuerst eine ganze Generation von Weltweisen zu schaffen; das Weitere findet sich dann leicht und wie von selbst. Darum eben, weil Ihr auf die achtjährige Schulpflicht bisher Euch beschränktet, gibt es noch so viele ungelehrte Bauern und Schuster auf Eurem Planeten und so wenige Ersatzmänner für etwa zurücktretende Lemayer. Wir waren praktischer, als Ihr: führten die Neuschule schon konsequent durch, als Eure Vorklaren noch in den Erdsümpfen nach Mücken jagten, unharmonisches Gequacke ausstießen und weder eine „Alte“ noch eine „Neue Freie Presse“ zur Verfügung hatten. Oh, da gab es bei uns schon wirtschaftliche Aufschwünge von großer Intensivität.“

„Es ist wahr,“ fuhr er fort, „die Resultate der Neuschule liegen zuerst auf sich warten: zunächst waren die Wirkungen sogar üble: die Buben wurden altflüg, rauchten mit 13 Jahren selenitischen Kanaster und A B Reuter, und die Bauern klagten über Hunger und Not. Aber wir wurden nicht verzagt, ermüdeten nicht, den Bauern mit neuen Steuern und neuen Freiheiten zu beladen, und kamen mit Beharrlichkeit ans Ziel. A propos, für wie alt halten Sie mich?“

„Nun, ich denke, Sie sind ein Fünfziger,“ sagte Münchhausen. Der Wundbewohner lächelte. „In vier Wochen“ sagte er, — „ich rechne unser Zeitmaß in das Eure um — in vier Wochen habe ich mein 10. Lebensjahr erreicht. Vor fünf Jahren 7 Monaten promovierte ich.“

„Unmöglich! rief Münchhausen. „Und doch ist es so wahr; Sie können so fest darauf sich verlassen, wie auf die Telegramme des „Berliner Tageblatt“ und der „Köln. Ztg.“ aus dem Vatikan, ja wie auf das ganze Mosfische Telegraphen-Bureau.“

„Ich begreife nur nicht,“ sagte Münchhausen nachdenklich, „wie in Eurem Uebergangsstadium, als Ihr die erste Professorengeneration heranzoget, Eure Bauern ihr Leben fristen konnten.“

„Das Uebergangsstadium hatte seine Schwierigkeiten allerdings. Manchen stand vor lauter Wissenschaft der Verstand stille. Was die Bauern betrifft, so richteten wir sie ab, zuerst von Heu, dann von Luft zu leben.“

„Von Luft?“ rief Münchhausen.

„Von Luft,“ erwiderte kalt lächelnd der Selenit, „von präparierter Luft. In den finsternen Zeiten des Pfaffenruges hat man freilich, untunlich der Chemie, es für erforderlich gehalten, daß der Bauer festere Bestandteile als Nahrungsmittel verwende, aber auch Ihr werdet gezwungen werden in nicht gar langer Zeit, von diesem Irrtum abzustehen. Leider ist das Rezept, die Luft als Nahrungsmittel geeignet zu machen, uns verloren gegangen; erfindet es selber von Neuem. Ich weiß nur noch das Eine, man muß viel Nationalitätenlärm und Jesuitenheze veranstalten, damit der Bauer vor lauter Nationalgefühl weniger an seinen Brotschrank denkt. Klagt er und fragt: „Wie soll der Not gesteuert werden?“ so antwortet tapfer: „Man muß die versch. . . Kirchen an die Wand drücken.“ Kommt ihm Furcht vor der amerikanischen Konkurrenz, so ruft ihm zu: „Hütet Euch vor den französischen Jesuiten!“

„Ich versichere Euch er wird zuletzt nicht mehr wissen, wo ihm der Kopf steht. Schließlich kennt Ihr ja auch das Gerstäcker'sche Rezept, Kühe mit Hobelspänen zu mästen: man setzt ihnen grüne Brillen auf, und sie halten die Späne für fetten Klee. So setzt den Bauern auch grüne Brillen auf, damit sie Eure liberalen Hobelspäne ebenfalls für Freiheitssutter anschauen, und sie werden kaum merken, wie mager sie werden. Die Buben aber füttert sämtlich mit hoher Wissenschaft, und die Mädchen der Tagelöhner lehrt Sticken, zum Troste für die Alten, wenn sie für die Kuh kein Heu mehr haben. Das werden dann lauter „Stützen für die Hausfrau“ und Putzmacherinnen, und das übelriechende Geschlecht der Stallmägde wird zum Ruhme Eures Planeten für immer verschwinden.“

Münchhausen hat dieses Gespräch am Mittag eines Hundstages bei 40 Grad Reaumur im Schatten wörtlich niedergeschrieben und bürgt für seine Echtheit mit seinem Ehrenworte.

Eine Komplimentier-Stunde.

(Nach dem Partier „Figaro“.)

Weltberühmt war zu Paris am Ende des vergangenen Jahrhunderts der Italiener Vestris als Tanzmeister und als Professor für Anstand und seine Lebensart. Die meisten Prinzen hatten bei ihm Stunde genommen. Die französische Revolution verjagte auch ihn aus Paris, und nun wanderte er von Hof zu Hof, indem er seine gesuchten und berühmten Unterrichtsstunden fortsetzte.

Wohuen wir einmal einer solchen bei.

Jrgend eine — ich weiß nicht mehr welche — deutsche „Hochheit“, welche sich vorbereitete, um die erste Reise durch Europa zu machen, ist im Augenblick Vestris Schüler.

„Nun, mein Herr Prinz — nun, bitte, grüßen Sie zuerst! . . . grüßen Sie . . . Ihre Majestät die Kaiserin von Deutschland! . . . o! viel tiefer, mein Herr, viel tiefer! . . . dreiviertel Sekunden müssen Sie so bleiben, bis Sie sich wieder erheben! . . . so! ist's gut!“

Wenn Sie, mein Herr, sich dann erhoben haben, müssen Sie leicht und bescheiden Ihr Haupt nach der rechten Hand Ihrer kaiserlichen und apostolischen Majestät zuwenden. Können Sie dann diese Hand.

Wenn Sie eine so hohe Fürstin grüßen, dürfen Sie Ihrem Gesichte keinen anderen Ausdruck geben, als den der Hochachtung, ja Furcht; das schadet in einem so erhabenen Augenblicke der körperlichen Anmut gar nicht.

Sie können sich, wenn es notwendig ist, so viel strahlende Kronen, stolze Titel, größte Würden, vergangene Jahrhunderte, gewonnene Schlachten und anderes Große vorstellen, damit Sie davon ergriffen und zur Ehrfurcht gestimmt werden. So wird es dann gut sein.

Jetzt aber, mein Herr Prinz, machen Sie einmal vor der Landgräfin von Hessen-Darmstadt Ihre Verbeugung! . . . ach, viel zu niedrig, zu niedrig um vier Zoll. Sie machen ja da ein Kompliment, wie vor einer Königin. . . . Immer seine Unterschiede, mein Prinz! immer recht unterscheiden! . . . und nun noch einmal von vorn anfangen! . . . so ist's gut, ganz gut.

Aber beim Heimwege von diesem Hofe haben Sie noch die erste Hofdame zu begrüßen. . . . Sehen Sie also die ehrwürdige Gräfin an und sagen Sie ihr mit Ihrem freundlich lächelnden Gesichtsausdruck: Gabe es keine Etiquette, Madame, ich brächte Ihnen hier meine Huldigung dar, wie ich sie Ihnen schuldig bin wegen Ihrer Vorzüge, wegen Ihres Alters und wegen der hohen Stellung, die Sie hier am Hofe einnehmen.

Und nun möchte ich wohl einmal sehen, wie Sie, mein Herr, die Kommetabel von Rom grüßen werden. . . . O, mein Prinz, was machen Sie mir für Mühe. Ist das der Lohn für all meine Erfahrung, Arbeit, Anstrengung, für all meinen Eifer? So ist's ja nicht, mein Prinz, 's ist ja viel zu niedrig für Sie, 's ist zu niedrig. Sie behandeln, Gott verzeih mir, eine Excellenz wie eine königliche Hoheit und machen ihr einen unterthänigsten Diener, wie ein adliger Frischling vom Lande. Und Ihr Gesicht — das muß durch seine liebenswürdige Freundlichkeit sagen: „Ich bin wahrhaftig entzückt, daß meine Reise nach Rom mir das Vergnügen bereitet, eine Dame zu begrüßen, welche sich eines so ausgezeichneten Rufes erfreut, welche der Blumen erste unter allen schönen ist und die ihrem Vaterlande so viel Ehre macht, indem sie die edlen Künste schützt und fördert.“ Dann wenden Sie sich cito citissimo zum Prinzen von A., dem ältesten Sohne der Kommetabel, hin, der sich höflichst im Palast seiner Mutter eingefunden hat, weil er gehört hat, daß Sie, mein Prinz, da seien! — O weh, du lieber Himmel, was muß ich sehen! Ist's denn möglich? . . . Armer junger Mann! Sie begrüßen ihn ja mit der sauren Miene eines hölzernen Engländer's, die höchstens zu brauchen ist, wenn man um Almosen bittet für arme Galeeren-Sklaven. . . . Nun, der Herr ist ja recht hübsch belohnt für seine aufmerksame Artigkeit! . . . Und was wird die Folge davon sein? — Er wird Sie kalt ansehen, er wird Sie verhöhnen, er wird einen Haß auf Sie werfen. . . er bleibt Ihr Feind, unabänderlich; da giebt's kein Heilmittel. Diese Lektion möge Ihnen, mein Herr, für ein andermal von Nutzen sein!

Und nun endlich, mein Herr Prinz, wollen wir um einige Stufen heruntersteigen! erwiedern Sie jetzt die Begrüßung eines Künstlers! Grüßen Sie ihn mit großmütiger Zuorkommenheit! . . . geben Sie acht, wie Sie das machen werden und befehlen Sie sich nicht! Sehen Sie z. B. in einem gefeierten Virtuosen den Stolz und die Freude eines großen Landes, einen Mann, der sich aus dem Nichts zu den Sternen empor-schwingt! den die Fürsten lieben, adeln, bereichern! . . . Stellen Sie sich den alten Vestris vor, ausgezeichnet durch eine schöne Pension, geziert mit einem breiten Ehrenbande, (— welches ich übrigens hätte, welches ich, mein Herr Prinz, jetzt entschieden hier hätte — ohne diese teuflische, höllische Revolution! —) sehen Sie in mir den Ehrenritter Vestris! . . . und nun grüßen Sie! — grüßen Sie, mein Herr Prinz! . . . noch ein wenig tiefer . . . bitte, tiefer!“

Mit diesem kostbaren Kommando des Künstlers wollen wir diese Komplimentier-Stunde schließen.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.



Druck u. Verlag
von
E. Becker & Co.

N 45.

Sonntag, den 7. November.

1880

△ Der Luxus im alten Rom.

Kulturhistorisches.

Es hat zu allen Zeiten reiche Leute gegeben, Leute, die es verstanden hatten, Reichtümer zu sammeln oder die das hohe Verdienst hatten, diese von andern zu erben. Es gibt heute gewiß sehr viele reiche Menschen, welche, wie wir sagen, ein kolossales Vermögen besitzen, es gibt reiche, sehr reiche Länder und Völker, das will aber alles nicht viel sagen im Vergleich zu den Reichtümern, welche im alten Rom aufgehäuft waren. Bei den Römern war alles kolossal, ungeheuer, ihr Reich, ihre Stadt, ihre Bauten und ihre Reichtümer. Daß aus der kleinen Siebenbürgelstadt des Romulus, die er mit einer Handvoll waghalsigen Räuberfindels gegründet hatte, im Laufe von 700 Jahren ein Weltreich werden konnte, ist wohl erstaunlich, aber erklärlich. Räuber waren sie, mußten sie doch ihren Nachbarn den Sabiniern, welche sie freundlichst zu ihrem Feste geladen hatten, die Weiber stehlen, um selbst welche zu haben. Und diesem Raubh'iem ist Rom treu geblieben, es stahl konsequent eine Stadt nach der andern, eine Provinz, ein Königreich nach dem andern, bis endlich nichts mehr zu stehlen übrig blieb und der Weltstaat fertig war.

Ist es da ein Wunder, wenn Rom die reichste Stadt wurde?

Alle Schätze und Kostbarkeiten wurden aus den Provinzen nach Rom geschleppt, diese mußten es sich gefallen lassen, daß sie ausgezogen wurden, um die unerfättliche Hauptstadt der Welt zu bereichern. Ein römisches Patrizier, der ganz verschuldet war, ließ sich vom Senat eine Stellung im Staate übertragen, er ging als Quästor praetor oder Präfect in die Provinz und nach einigen Jahren hatte er seine Schulden bezahlt und sich ein Vermögen zusammengerafft. Dazu kam, daß den Römern ein großer Spekulationsgeist verbunden mit Energie innewohnte, was sie vortrefflich zu benutzen verstanden, um sich zu bereichern. Alles was sie thaten, thaten sie im Großen. Die Ueberreste ihrer Bauten setzen uns, obwohl nur Trümmer, noch in Erstaunen und ein Theater wie das Kolosseum giebt es nicht wieder, obgleich Rom damals noch mehrere, wenn auch nicht so große besaß. Was würde heute ein solcher Bau kosten? Die Baukosten verschlangen wahrscheinlich das Jahreseinkommen manchen Staates und doch wurden damals solche Gebäude häufig von einzelnen Personen erbaut und der Stadt geschenkt. Wenn heute ein Mann hunderttausend Thaler besitzt, so dünkt er sich reich, und ist es auch in Anbetracht unserer sozialen Verhältnisse im Allgemeinen. Die Römer hatten andere Begriffe. Crassus, welcher als einer der reichsten Römer bekannt ist, hielt Niemand für reich, der nicht eine Armee oder doch mindestens eine Legion unterhalten konnte. Er soll, wie Plinius erzählt, Ländereien im Werte von 40,000,000 Mark besessen haben, ohne das bare Geld, die Sklaven, Kostbarkeiten und das Hausgeräthe, was man auf eben so viel anschlagen kann. Dem alten Seneka war es leicht Philosoph zu sein, er besaß ein Vermögen von 48,000,000 Mark, so erzählt Tacitus in seinen Annalen. Pallas, der Freigelassene des Kaisers Claudius, besaß ebensoviel und der Augur

Centulus noch um ein Drittel mehr. Claudius Iulianus verlor im bürgerlichen Kriege einen Teil seines Vermögens, dennoch hinterließ er in seinem Testamente 10,000,000 Mark an barem Gelde, 4000 Sklaven, 3600 Ochsen, 250,000 Stück, wie man im Plinius nachlesen kann.

Dem Kaiser Augustus wurden von seinen Freunden und Anhängern 640,000,000 Mark vermacht.

Kaiser Tiberius hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von 440,000,000 Mark, welche sein Nachfolger Caligula in einem Jahre verschwendete. Unter dem Kaiser Vespasian erforderte das römische Reich jährlich nicht weniger als 6,440,000,000 Mark zur Bestreitung der Staatsausgaben.

Julius Caesar schuldete, ehe er ein öffentliches Amt bekleidete, 1300 Talente, ungefähr 5,000,000 Mark. Als er nach Spanien abreiste, um diese Provinz als Prätor zu übernehmen, sagte er, daß er über 40,000,000 Mark Schulden habe. So erzählt Appian in seiner Geschichte des Bürgerkriegs. Es klänge ganz unglaublich, daß ein junger Mann so ungeheure Summen verbrauchen konnte, wenn man nicht annehmen will, daß er einen großen Teil davon zu Wahlbestechungen verwendet habe. Und das scheint sehr wahrscheinlich. Zu Anfang des Bürgerkriegs nahm er aus dem öffentlichen Schatz eine Summe von 20,000,000 Mark, und es ist bekannt, daß er den Consul Curio mit 1 Million Pf. St. bestach.

Antonius war am Tage der Ermordung Caesars 6,000,000 Mark schuldig, welche Summe er noch vor den Kalenden des April bezahlte, was er leicht thun konnte, denn er entnahm dem Staatsschatz 100,000,000 Mark. Der Römer Apuleius brachte in kurzer Zeit 80,000,000 Mark durch, und Seneka erzählt, er habe endlich Kassensturz gehalten und gefunden, daß ihm noch 1,600,000 übrig geblieben seien: das erachtete er jedoch nicht für hinreichend, um leben zu können, und nahm Gift.

Volia Paulina, eine reiche Römerin, trug gewöhnlich einen Schmuck, welcher auf 1,200,000 Mark geschätzt wurde.

Julius Caesar schenkte der Servilia, der Mutter des Brutus, eine Perle, welche eine Million Mark wert war. Die Perle, welche Kleopatra bei einem Gastmahle mit dem Antonius verschluckte, soll den doppelten Wert gehabt haben. Das Verschlucken der Perlen scheint überhaupt zu jener Zeit Mode gewesen zu sein, denn Clodius, der Sohn des Tragödien-Spielers Aesopus, verschlang ebenfalls eine Perle im Werte von 160,090 Mark. Nach Suetonius that das auch der Kaiser Caligula, auch wird es noch von andern berichtet.

Es ist kaum glaublich, welcher Aufwand in Rom bei Gastmählern gemacht wurde, und wir können heute in unserem sparsamen Jahrhundert kaum begreifen, wie es möglich ist, 20 Millionen Mark auf eine Mahlzeit zu verwenden. Und dennoch muß es so gewesen sein, denn alle alten Schriftsteller bestätigen das. Dem Hellogabal kostete eine Schlemmerrei 4,000,000 Mark, und selbst ein Schauspieler, der schon erwähnte Aesopus, spiste Gerichte zu 100 und 1000 Mark. Lucullus, der größte Schlemmer, der wohl je gelebt, hatte für jede Mahl-

zeit 20 000 Mark ausgeworfen. Doch läßt sich das einigermaßen erklären. Es gehörte zum guten Tone, seinen Gästen viele und wo möglich recht teure Gerichte vorzusetzen. Die Römer pflegten überhaupt in ganz anderer Weise zu speisen als wir. In den ersten Jahrhunderten der Republik waren ihre Sitten noch einfach und streng. Sie ließen von Brod und Gemüse, von Brei (wahrscheinlich eine Art Polenta) und von Fleisch und nahmen ihre Mahlzeit Abend ein. Als jedoch das Reich an Ausdehnung zunahm, die Reichtümer der halben Welt nach Rom strömten, nahm der Luxus zu und die Sitten erweiterten sich. Sie nahmen die Gewohnheiten der Orientvölker an, bei Tische auf weichen Ruhebetten zu liegen und auf den linken Arm gestützt ihre Mahlzeiten einzunehmen. Sie aßen nicht mehr um sich zu ernähren, sondern um zu essen, aus den Mahlzeiten wurden Schmausereien und die ausschweifendsten Festsereien.

Sie begannen ihre Mahlzeiten in der Regel mit Eiern und endeten sie mit Früchten. Die Eier mußten dabei von den seltensten Vögeln sein. Dann kamen zahlreiche Gänge mit allen nur denkbaren Gerichten. Sie liebten besonders Pfauen, Fasanen aus Indien und Phrygien, Truthühner, Nachtigallen, Krametsvögel, Lerchen, Schnepfen, Rebhühner und Wild. Zuweilen wurde ein ganzer Ober aufgetragen, welcher mit dem Fleische anderer Thiere angestopft war. Austern trinsten bei keiner Mahlzeit fehl, ebenso wenig Fische. Die Austern wurden nicht selten sogar aus Britannien gebracht. Fische und Früchte mußten wo möglich aus allen drei Welttheilen gekommen sein, nicht weil sie besser waren, sondern um damit prahlen zu können, weil sie teurer waren. Der Römer Varro sagt: „Will man köstlich essen, so muß der Pfau aus Samos kommen, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Vögel aus Antolien, der Thunfisch aus Chalcedon, Muränen aus Taressus, Austern aus Tarent und Brindisi, Muscheln aus Chios, Fische aus Rhodus und Cilicien, Nüsse von Thasos, Datteln aus Syrien und Haselnüsse aus Spanien.“

So kam es denn, daß für diese Bedereien ein eherner Preis gezahlt wurden. Ein Krametsvogel kostete 4 Mark, ein Pfau 50 Mark, ein Paar Tauben 13 Thlr. und wenn sie vorzüglich waren bis zu 50 Thlr., dabei mußte alles im Ueberflusse vorhanden sein. Bei einem Gastmahle, welches der Bruder des Titellius diesem bei seiner Ankunft in Rom gab, soll 2000 Fische und 7000 Vögel aufgetragen worden sein. Titellius pflegte jeden Tag drei Mahlzeiten zu sich zu nehmen und keine derselben kostete weniger als 60,000 Mark. So kam es auch, daß er in einem Jahre 160,000,000 Mark verprasste. Bei den Gastmählern wurde Wein im Uebermaße genossen, in mehrerlei Sorten getrunken und mußte womöglich aus Griechenland und Spanien und teurer sein, doch wurde auch italienischer Wein dazwischen gerufen, und es ist daher kein Wunder, wenn am Schlusse eines Gelages alles betrunken war, Männer wie Frauen. Es kam häufig zu Schlägereien und Raufereien, aber Trunkenheit war keine Schande und Antontus schrieb sogar ein Buch über seine eigene Trunkenheit und schämte sich nicht im geringsten, als einst in der Volksversammlung vor aller Augen allzu deutlich sich offenbarte, daß er während eines Gelages in der Nacht zu viel getrunken hatte.

Zu den Belzen des Cicero gehörte es übrigens zu den Gebräuchen der Höflichkeit des Gastes, sich durch ein Brechmittel zu einem Gastmahle vorzubereiten. Das thaten sogar Männer, welche durchaus keine Schlemmer waren wie Caesar. Selbst Damen pflegten vor Tische Wein zu trinken und dann ein Brechmittel zu nehmen um den Appetit zu reizen, wie uns der Später Juvenal erzählt.

Was sind doch unsere größten Gastmähler für spartanische Mahlzeiten im Vergleiche zu jenen der Römer.

Auch in den Wohnungen war der Luxus groß. Cicero bezahlte für eine Tischplatte aus Citronenholz, Thuja cyressoides, welche am Abhange des Atlas wuchs und sehr teuer und kostbar gewesen zu sein scheint, 55,000 Thlr. Häuser und Paläste verschlangen unermessliche Summen. Domitianus schätzte sein Haus auf 8,500,000 M. Als die Villa des M. Scantius durch die Vöthe seiner Sklaven abbrannte, erlitt er einen Schaden von 160,000,000 Mark. Das goldene Haus des Nero muß ganz ungeheure Summen gekostet haben, den Otho verbande bloß auf die Ausschmückung eines Theiles desselben 2,000,000 Mark.

Dagegen war die Miete der Bürgerhäuser nicht sehr bedeutend. Ein Bürger der Mittelklassen zahlte bloß 350 Mark

Miete. Dagegen wurde der Fischreich des A. Stertius für 6,400,000 M. verkauft.

Schauspieler und Aerzte verdienten fabelhafte Summen, jedoch nicht in so großem Maße, im Verhältnisse zu uns. Der Arzt Quintus Stertinius bezog vom Kaiser Augustus ein Jahresgehalt von 30,000 Thlr. und behauptete, er habe in seiner Privatpraxis 33,000 Thlr. verdient. Arinas, Zeitgenosse des Plinius, hinterließ 550,000 Thlr., nachdem er eine gleiche Summe auf die Mauern seiner Vaterstadt Massilia und einiger anderen Städte verwanzt hatte. Kein Wunder, daß Rom an seiner Ueppigkeit zu Grunde gegangen ist.

Dora. *)

— Episode aus einem Kindesleben. —

Im vornehmsten Geschloß des reichsten Palastes der schönsten Straße von Paris saß auf golddurchwirktem Kissen ein fünfjähriges Kind. Es war die einzige Tochter des steinreichen Zuckerbarons aus Florida, Don Diego de Aguascalientes. In New-Orleans hatte man sie nur die Zuckerprinzessin genannt. Sie hatte eben einen goldenen Hampelmann in der Hand und schlug mit diesem so unbarmherzig auf den Kopf ihrer Wärterin, eines alten Negerweibes, los, daß der grauen Schwarzen das Blut über die Backen lief. Dabei schrie sie, als stäke sie an einem goldenen Spieß und würde an einem goldenen Feuer gebraten; war ja doch Alles aus reinem Gold in dieser Kinderstube, — die kleine Elvira ausgenommen, welche so zu schlagen und zu schreien verstand.

Da rauschten goldene Vorhänge und ein goldenes Brotatkleid stürzte herein. Es war Donna Manuela, Elvira's Mutter. Ihre kohlschwarzen Augen sprühten zornige Funken und mit zuckenden Lippen rief sie der Negerin zu:

„Hoch, verdamntes Weib (brenne in Schwefel!), was hast Du meiner Elvira gethan, daß sie solche Schmerzenslaute ausstößt? . . . Hat sie Dich ermordet, armer Engel? Bist Du tot, goldenes Kind? . . . Ha, Du blutest!“

Indem sie das kleine Mädchen leidenschaftlich in die Arme schloß, hatte Donna Manuela auf den Brüsseler Spitzen des weißen Kleidchens Blutstropfen bemerkt. Sie waren aber von Hochs's Stirne herabgeriesel.

„Zu Hilfe! Mörder! Aerzte!“ kreischte Donna Manuela und hängte beide Zentner ihres Leibesgewichts an den Glockenzug. Ein Duzend Leute eilte augenblicklich durch verschiedene Thüren herbei; Lakaien, mit Kohlenschaukeln bewaffnet, zogen mit geschwungenen Lodenhölzern, die Erzieherin mit einer gezückten Flasche kölnischen Wassers. Im Getümmel wurde eine kostbare Vase von ihrer Säule geworfen und zerbarst krachend, während Zuma (Abkürzung für Montezuma) der Papagei, von seiner goldenen Stange geschleudert, in seine goldene Kette verwickelt, halb ersticht röchelte und die arme unschuldige Hoch, vor ihrer strengen Herrin aufs Antlitz hingestreckt, herzbrechend schluchzte.

Der Anblick von so viel Jammer und Entsetzen zugleich stellte Elvira's gute Laune sofort wieder her. Ihr grausames kleines Kreolenherz ging auf wie eine hundertblättrige Blüthe. Sie klatschte jauchzend in die wachsblassen Händchen, ihr krauses schwarzes Gelock sträubte sich vor Lust wie Mohrenhaar und zwischen den blutroten Lippen des Kindermundes knirschten die winzigen spitzen Tigerzähne vor krampfhaftem Gelächter.

Dieser Ausbruch elementarer Frohlichkeit legte ihr die Angelegenheit bei. So unheimliches Vergnügen des Ermordeten ist die beste Rechtfertigung des Mörders. Donna Manuela hing zwar noch immer am Glockenzuge, aber sie schellte nur noch trakt des Trägheitsgesetzes weiter. Die Dienerschaft hatte sich zurückgezogen und Montezuma hatte in seiner goldenen Schlinge bereits das Bewußtsein verloren und war ein stiller Mann.

So war die Ruhe wieder hergestellt.

Nur Madame Bonnet, die französische Erzieherin, war vom Jagestube zurückgeblieben. Sie brumnte etwas wie „Professorenwirthschaft“, dann ging sie hin, löste Donna Manuela vom Glockenzuge los, der eben am Neffen war, beschwichtigte durch gelindes Streicheln Elvira's Lachkrampf und befreite Montezuma's Hals aus der würgenden Schlinge, wofür er sie mit der ersten wieder erwachenden Lebenskraft in die Hand drückte.

„Also auch der goldene Hampelmann thut's nicht,“ sagte sie,

(*Nach dem „Besten Blogd.“)

etliche ausgeriffene Arme und Beine des armen Teufels vom Jaguarfell auflesen.

„Hampelmann wollte keine Schokolade trinken,“ sagte Elvira trotz g. „Hampelmann war schlamm, schlug Hoch auf den Kopf, ist ist Hampelmann tot.“ Und sie lachte laut auf.

„Madame Bonnet,“ sagte Donna Manuela. „Paris ist ein Dorf, man findet ja da nicht einmal eine passende Puppe für Elvira, das goldene Kind.“

„Madame,“ entgegnete die würdige Pariserin, „haben wir nicht all s versuch? Porzellan, Leder, Kuschel, lackiertes Holz, Silber und Gold, Seide und Samt, Händ nähnchen und Prinzessinnen mit Kourschleppe, Hüßaren und Hampelmänner?“

„Dummes Zeug; sind alle zu dumm für meine Elvira Paris ist ein Dorf.“

„Madame, Paris ist kein Dorf und ich werde eine Pariser Puppe besorgen, welche zehnmal klüger sein soll, als Mademoiselle Elvira.“

„Imperitinen!“ brauste Donna Manuela auf, aber Madame Bonnet hatte im vollen Lokalfolge einer Pariserin das goldene Genack bereits verlassen.

Ja Paris findet sich Alles. Auch ein zehnjähriges Kind, dem der Hunger Vater gewesen und die Sorge Mutter. Eine erwachsene, weltkluge Person in zerrissenen Kinderhüßchen; alt geworden durch Satbehnung, schlau durch Hissigkeit, entschlossen durch Vereinsamung. Und die Not macht so rasch mündig. Eine Woche gehungert, lehrt mehr, als ein Jahr satt gewesen.

Trotzdem liebt Dora ihre krank Mutter mit Leidenschaft. Denn Eins ist noch schlimmer als Hungern; allein hungern. Und die alte Frau hatte den Hunger stets so liebevoll mit Dora geteilt, wie andere Mütter ein Stück Brot.

Da lächelte ihnen endlich der Engel der Armen. Der war es ein Teufel? Das blasse, verklärte, trübseelige Menschenkind Dora avancierte zur vornehmer, glänzenden, lebensgroßen Puppe in seidenem Schleppekleid, mit der Ausstattung eines Frau'einz, in einem Puppenstübchen wie ein Palast.

Wie satt wird Mütterchen jetzt jeden Abend zu Bett gehen.

In der goldenen Kinderstube saß die Zuckerprinzessin und freute sich über ihre neue Puppe.

„Nein, was die groß und dick ist! Größer als ich selbst. Ob ich sie wohl herum tragen kann? (Sie versuchte umsonst, Dora aufzuheben; die saß fest und schwer in einem großen Puppenstuhl.) Madame Bonnet, kleiner machen! Mama, gib mir Deinen Dolch, ich will ihr die Beine abschneiden; ich will, ich will! (Glücklicherweise hatte Mama den Dolch verlegt, sie suchte ihn vergebens und bot Elvira endlich statt des Dolches eine Scheere an.) Nein, den Dolch, den Dolch! Wenn Du mir nicht den Dolch gibst, so schneide ich ihr die Beine lieber gar nicht ab! (Vergebens wollte ihr die zärtliche Donna Manuela eine große Papierschere aufdrängen, die zu der Arbeit ganz geeignet sei; Elvira wollte nun erst recht nicht und Dora war einwilligen dazu verurteilt, ihre Beine zu behalten.) Wie heißt Du denn, Puppe? (Dora schwieg; ein anderes Kind hätte vermutlich mechanisch seinen Namen gesagt. Madame Bonnet nannte den Namen.) Ach, Dora heißt Du? Ich heiße Elvira. . . Kannst Du denn auch sprechen? Sagst Du „Papa“ oder „Mama“? (Sie drückte Dora heftig in der Magenegend, so daß sie sich beeilte, „Mama“ zu sagen.) Hören Sie, Madame Bonnet, sie sagt „Mama“. (Übermals ein Druck in die Herzgrube, so daß Dora augenblicklich „Papa“ rief.) Ach Gott, sie kann auch „Papa“ sagen! Beides, Papa und Mama, das hat noch keine gekonnt. Und sie bewegt sogar die Lippen, wenn sie es sagt. Mama, woraus sind ihre Lippen gemacht? („Aus Guttapercha“, erklärte Donna Manuela etwas unsicher.) Aus Guttapercha! Und die Augen? („Aus. . . aus. . . blaugefärbtem Smal“, log Mama) Blau gefärbt! Wird auch die Farbe nicht ausgehen, Mama? Ich will mal versuchen, ob sie sich abtragen läßt. (Sie stürzte sich auf Dora und machte Miene, ihr mit den scharfen kleinen Nägeln das Blaue aus den Augen zu kratzen. Madame Bonnet fiel ihr rasch in den Arm und drohte, die Puppe wieder wegzuschicken, wenn sie dieselbe beschädigen wolle, Donna Manuela jedoch fuhr heftig auf und meinte, entweder man sei Puppe, oder man sei keine, und sie sehe durchaus nicht ein, warum das goldene Kind sich die kleine Freude nicht gönnen solle. Die Puppe war jedenfalls klug genug, als sie die Augen plötzlich schloß, worüber Elvira unfähig erstaunte.) Mama, Madame Bonnet, Hoch, sie hat die Augen geschlossen! Sie kann die Augen schließen,

ohne daß man sie auf den Rücken legt, wie die Uebrigen alle! Ach Dora, ich mag dich so gut leiden! Du sollst es aber auch gut haben bei mir. Ich will dich nicht quälen, wie meine früheren Puppen. Ich will dir nicht immer zu essen geben, wie ihnen, denn Puppen können ja nicht essen. Nein, du sollst keinen Bissen zu essen kriegen, teure Dora. (Madame Bonnet warf hier ein, sie solle doch einmal erst versuchen, ob sie esse.) Nein, Madame Bonnet, ich versichere Sie, Puppen wollen nie essen. Keine der meinigen hat gewollt. Da, ist, Dora, ein Bonbon. (Dora aß es mit sichtlichem Vergnügen und Elvira klatschte in die Hände und hüßte vo Freunde.) So, du kannst auch essen? Nun sollst du mir aber auch den ganzen Tag nichts als essen. Da, noch ein Bonbon, und noch eins, und die ganze Schachtel voll mußt du essen, und die Tasse voll Obst dazu, und den Teller voll Zwieback und. . .“

So ging das fort von Wunder zu Wunder. Und Dora war ganz Puppe. Sie mußte zu stehen und zu sitzen, wie eine wahre Madame Leder, oder Porzellan. Sie sagte kein Wort und rührte keinen Finger, was ihr auch die launische Zuckerprinzessin zumuten mochte. Das war denn so ganz gut, so lang eine erwachsene Person zugegen war, um die tyrannischen Einfälle Elvira's zu lenken. Aber sie waren manchmal auch allein, und da hatte die Puppe sich ihrer Haut selbst zu wehren, und dennoch Puppe zu bleiben. Mit einer jungen Tigertage in einem Käfig eingesperrt zu sein, immerfort auf der Huth vor ihren wilden Instinkten, von scharfen Krallen geliebt, in Gefahr, unter Klüßen aufgefressen zu werden, ist kein Kinderspiel. Es ist aufreibend für einen armen Puppenkopf von zehn Jahren. Aber in Augenblicken der Abspannung dachte der Puppenkopf an eine alte, kranke Frau, welche nun satt war, ganz satt, und welche er jeden zweiten Tag sehen durfte. . .

Allerdings war Elvira von ihrer neuen Puppe so eingenommen, daß sie sie gut behandelte. Wenigstens wollte sie sie gut behandeln, nach ihren souveränen Kinderbegriffen. Da kam es wohl vor, daß sie die gute Ausführung der Puppe durch ein selbstgezeichnetes Honigbröddchen belohnte. Wie man denn für Puppen nach allerlei unmöglichen Rezepten Speisen aus den ungeeignetsten Bestandteilen zu bereiten pflegt, nahm Elvira eines ihrer Pantöffelchen und sagte: „Nun sieh mal, Dora, dieses schöne frische Semmelchen, das will ich Dir mit Honig bestreichen. Wo hat man nur aber den Honig hingestellt? Ach, die Pomade da wird's gerade thun. Wenn ich nur ein Messer zum Streichen hätte! Doch da liegt ja der dicke Kamm daneben!“ Und mit dem feinen Kamm strich sie die schöne duftende Pomade über die Sohle des Pantöffels und wollte dann durchaus, daß die Puppe dieses Honigbröddchen essen sollte. Da galt es nun geschickt sein und den Augenblick wahrnehmen, wo man Elvira so stoßen konnte, daß sie das Bröddchen fallen ließ, selbstverständlich auf die Honigseite. Oder Elvira wollte die Puppe ballmäßig aufpuzen, ganz wie sie ihre Mama hatte Toilette machen sehen. Das war ein ziemlich gefährliches Abenteuer für Dora, denn da das Kleid ausgeschnitten sein sollte, nahm Elvira eine Scheere und wollte Doras schönes hohes Seidenkleid über Brust und Rücken ausschneiden, so wie sie es am Leibe hatte. Da hieß es eine kühne Kriegslust ausführen; Dora warf sich samt ihrem Puppenfessel auf dem weichen Teppich um, so daß sie die Beine zu oberst hatte, und Elvira war nicht stark genug sie wieder aufzurichten, sondern mußte Hoch rufen. Als dann Hoch kam, schlug sie die Hände zusammen über Doras Zustand, denn Elvira hatte sie vorher ballmäßig gewaschen, geschminkt, gepudert und frisiert, natürlich mit den eben zur Hand befindlichen Hilfsmitteln. Das Waschwasser hatte die Morgen-Chokolade abgegeben, welche in der goldenen Tasse stehen geblieben war, und das machte einen hüßlichen bräunlichen Kreolen-Leint. Im Uebrigen war Mamas Schreibtisch im Nebenzimmer als Toiletettisch benützt worden. Die roten Waden hatte Elvira ihrer Patientin erst mit rotem Siegelack ansiegeln wollen, aber die Puppe schien einige Scheu vor dieser heißen Schminke zu haben, denn so oft auch Elvira das Wachslichtchen anzündete, um den Siegelack zu schmelzen, wußte die Puppe die Flamme auszublasen, was Jene dem Luftzug zuschrieb. Endlich half sie sich mit dem Purpur-Streusand aus Mamas Schreibzeug; er hielt ganz gut auf dem chokoladefeuchten Wänglein, und sie waren davon zum Klüßen rot. Die Augenbrauen wurden mit Tinte geschwärzt, obgleich dieselbe leider violett war; aber sie machten sich auch so recht schön. Endlich fand sich in dem Zucker-Streuer schöner weißer Puder, mit dem die also zubereitete Beauté zuletzt wie eine Torte tüchtig eingestaubt wurde. Elvira war sehr stolz gewesen auf ihr Verschönerungswerk und Hochs Entsetzen beleidigte sie nicht wenig.

Ihre Katzenwildheit erwachte augenblicklich, und mit Jornergeheul stürzte sie sich auf die Negerin, ohne zu bemerken, daß die Puppe ihr ein Bein stellte. So fiel sie der Länge nach auf das Jaguarfell hin und zappelte schreiend, bis Madame Bonnet herbeieilte und sie aufhob. Hoch aber vergaß der Puppe diesen Liebesdienst niemals. „Dora gut gegen Hoch, Hampelmann Hoch geschlagen,“ sagte die Alte naiv und achtete fortan aufmerksam auf Doras Sicherheit.

Einen besondern Vorzug der neuen Puppe fand Elvira in deren Unzerbrechbarkeit und Unzerbrechlichkeit. Die Ledernen und Porzellan-Puppen waren alle entzweitgegangen, sobald der erste Zähorn sich über ihren Häuptern entlud. Dora aber war unverwundlich. Schon einmal hatte Elvira versucht, ihr die kleinen (nur die ganz kleinen) Finger auszuzerren, aber da war die Puppe verschminkt genug gewesen, eine Faust zu machen und der Dämonen vermachte diese nicht zu öffnen. Indes war sie durch das neue Kunststück der Puppe einigermaßen entschädigt. Zu wiederholten Malen hatte sie Versuche gemacht, ihr die Perrücke abzunehmen, was schlechterdings nicht gelingen wollte; nur einzelne Haare hatte sie ausziehen vermocht. Auch verlangte sie durchaus zu wissen, womit Dora ausgestopft sei: mit Kopshaar, Berg oder Seegras? Diese Frage hatte sie sich mit Hilfe der Scheere auf experimentellem Wege bei allen früheren Puppen ohne Mühe beantwortet, sie griff also auch jetzt zur oft bewährten Scheere. Diesmal war Hoch die Netterin. Direkte Gemischnung hätte für sie verhängnisvoll werden können, sie ließ sich also einfallen, im Hintergrunde den Papagei Montezuma plötzlich mit einem Glase kalten Wassers zu übergießen. Der Vogel erhob ein heillofes Geschrei und rasselte wüthend mit seiner Kette, darüber erschrak die höchst nervöse Elvira und warf die Scheere weg. „Zuma nicht erlauben, Zuma nicht erlauben!“ rief Hoch und verbarg rasch das gefährliche Werkzeug.

Einige Tage waren so vergangen. Dora hatte täglich einige Stunden Puppe zu sein, im Uebrigen war ihr ein heimliches Menschentum gestattet, vorausgesetzt, daß Elvira sie eben freigegeben wollte. Die Zuckerprinzessin war aber kränklich und ihr Zustand verschlimmerte sich bedeutend. Sie war aufgeregter und unleidlicher als je und Dora brauchte mehr als Engelsgeduld, sie brauchte Puppengeduld, um still zu halten. Eines Tages mußte der Arzt eine sehr schlechte Arznei verschreiben, welche der Kranken um jeden Preis beigebracht werden sollte. Donna Manuela, Madame Bonnet und Hoch wandten alle Ueberredungskunst an, Elvira zum Einnehmen des Entzücklichen zu bewegen; vergebens. Don Diego de Aguascalientes mußte aus Florida eigens ein Kabellegramm senden und sein Töchterchen um diesen großen persönlichen Liebesdienst ersuchen; vergebens. „Nein, nein“, schrie das Kind in Todesangst, „ich will nicht gesund werden, Dora soll gesund werden, sie soll die Arznei nehmen!“ Das war ein Wink des Schicksals. Das Beispiel der Puppe würde vielleicht wirken, dachten die Frauen und füllten einen gewaltigen goldenen Schlüssel mit dem greulichsten Trank. Madame Bonnet führte den Schlüssel zu Doras Munde und Elvira zappelte vor Freude. Niemand dachte an eine mögliche Katastrophe. Aber Kind ist Kind und zehn Jahre sind zehn Jahre. Dora konnte sich plagen und quälen lassen, konnte alle Willkür und Grausamkeit ertragen, konnte Puppe sein ohne Stimme und Bewegung, ohne Wollen und Dürfen, aber sie konnte diesen unheimlichen, gräßlichen Trank nicht über die Lippen bringen. Arznei! Medizin! Drohendstes Schreckenswort für ein Kind! . . . Vergebens runzelte Dora die Stirn, vergebens schloß sie die Zähne mit aller Kraft, der goldene Schlüssel wollte Gewalt brauchen, schon keilte er sich zwischen ihre Lippen, . . . da hielt sie nicht länger Stand. Mit einem wilden Schrei des Abscheues sprang sie aus ihrem Puppenstuhl und stürzte aus dem Gemach. Die Wirkung dieses unerwarteten Auftritts auf Elvira war außerordentlich. Die Puppe war lebendig geworden! Entsetzt schrie Elvira auf und ein verhängnisvoller Nervenanstoss war die Folge ihres Schreckens. In wenigen Stunden war dieses zarte Leben enturzelt.

Donna Manuela geberdete sich ganz als Kreolin. Sie forderte das Blut der Mörderin ihres Kindes. Ihr Advokat mußte bei Gericht die Klage wegen Mordmordes erheben. Don Diego de Aguascalientes setzte telegraphisch die Gesandtschaft seines Vaterlandes in Bewegung, er kam sogar über den Ocean herüber, die Angelegenheit zu betreiben. Vergebens; die Klage wurde abgewiesen, das Pariser Gericht fand, daß kein Thatbestand vorliege.

Während verließ Donna Manuela das Dorf Paris, in dem nicht einmal eine ordentliche Puppe zu haben.

Dora weinte und war unglücklich; aber sie fand später, daß sie weit leichter hungere, seitdem sie Puppe gewesen.

Vermischtes.

* Berlin. Ein sonderbares Zufallspiel wird dem „N. Journ.“ mitgeteilt: Vor zwanzig Jahren überließ Herr S. . . . unser Gewächsmann, einer hier erscheinenden Zeitung, ein patriotisches Gedicht zur Veröffentlichung. Dies wäre nun im Grunde genommen nichts Erwähnenswertes, ebensowenig der Umstand, daß jenes Gedicht, sowie viele andere von demselben Dichter herrührende poetische Ergüsse zum Abdruck gelangten. Daß aber der Dichter seine Originalmanuskripte nach zwanzig Jahren wieder zurückerhalten würde, davon hat er sich sicherlich nichts träumen lassen. Aber in welchem Zustande?! — Man höre und staune! Gute, die Beurlaubte des Küchen-Departements, wird zum Vorloftändler geschickt, um Pflanzenmus einzu kaufen. Der Händler verpackt die süße Gabe sorgsam in Papier, das Mädchen geht nach Hause und legt sie nicht ahnend auf den Küchentisch. „Himmliher Vater, das ist ja die Handschrift meines Vaters!“ ruft Madame S. . . . aus, „Du hast doch nicht etwa das Papier von seinem Schreibtische genommen?“ „Ja, Gott bewahre, Madamen, wie werde ich so was thun!“ — Bei näherer, durch das dichtende Familien Oberhaupt selbst vorgenommener Untersuchung stellte es sich zur allgemeinen Ueberraschung heraus, daß das Mus umhüllende Papier das Manuscript jenes Festgedichtes enthielt, welches durch diesen sonderbaren Zufall wieder in die Hände des Dichters zurückgewandert war und nun von der Familie des Herrn S. . . . wie ein Heiligthum aufbewahrt wird.“

* Aus Paris. Eine hübsche Anekdote bezüglich der Freibillets: Brunet, der Direktor der Variétés, war ein Gourmand. Nach den Wiederholungen pflegte er zu einem Zuckerbäcker in der Passage des Bonoramas einzutreten und dort fünf bis sechs Stück Kuchen zu verzehren. Eines Tages verlangte die Zuckerbäckerin von Brunet eine Freiloge. „O Madame,“ sagte er, „in diesem Augenblicke müssen wir selbst Geld zurückweisen.“ Aber die Frau bestand so beharrlich auf ihrer Visite, daß Brunet das Billet anwies. Am nächsten Tage schickte der Direktor einen Briefchen mit einem Koche und mit folgender Epistel zur Zuckerbäckerin: „Madame, wollen Sie gefälligst die Güte haben, 11 herbiger dieses 50 Freilochen zu überlassen? Sie können dies nicht abschlagen Ihrem ergebenen Brunet, Direktor der Variétés.“ Die Frau verstand die Aktion, gab die 50 Freilochen verlangt aber nie mehr eine Freiloge von Brunet. Die Künstler lachten viel verzehrten die Bescherung und tranken auf die Gesundheit der Zuckerbäckerin. — Einem Pariser Baudevil Gedicht wurde neben folgendes beißende Wort angehängt: „Das Beispiel der Maquis von ehemals nachahmend, macht er Lieber und Schulden; die ersteren haben keine richtige Frau, aber die letzteren sind wirlich gut gemacht.“

* Vor dem Konsular- und See-Gerichtshofe zu Aken, so schreibt ein Londoner Korrespondent, wurde dieser Tage ein Fall verhandelt, wie er glücklicher Weise nur selten in der Geschichte der englischen Marine oder einer seefahrenden Nation überhaupt vorkommt. Im vorigen Jahre schifften sich nämlich in Tenang über tausend Muselmanen, Männer, Frauen und Kinder, auf dem Dampfer „Jeddale“, Kapitän Clark, ein, um nach Mekka zum Grabe des Propheten zu wallfahren. Am dritten August erhob sich ein Sturm, der einige Tage anhält und der die Maschinerie des Schiffes stark beschädigte, sowie auch ein La verurteilte. Die Pilger arbeiteten unverdrossen nach den Befehlen des Kapitäns. Dieser schien jedoch zu der Ansicht gekommen zu sein, daß das Schiff nicht mehr gerettet werden könne. Während die Passagiere pumpten und nach Lebeckrästen arbeiteten, ließ er mit Hilfe des ersten Ingenieurs und des ersten Offiziers ein Boot hinab, in welches sich diese Personen zuerst der Frau des Kapitäns begeben und vom Schiffe abließen, das sie den Wellen überließen. Der zweite Offizier und einige der Mannschaft wollten ein Gleiches thun, allein ihr Boot schlug um, und die darin befindlichen ertranken. Nun waren die armen Pilger fast ganz auf sich angewiesen. Doch sie arbeiteten muthig einige Tage noch weiter, wurden von einem vorbeipassierenden Schiffe gesehen, gerettet und nach Aken gebracht. Auch das Boot des seigen Kapitäns Clark war vorher schon von einem Schiffe wahrgenommen worden; der elende Mann, der so schändlich die ihm anvertrauten Passagiere verliessen hatte, er fand nun das Märchen, die „Jeddale“ sei gescheitert, nachdem die Pilger früher den zweiten Offizier und Ingenieur erwordet hätten. Nach der Ankunft der „Jeddale“ im Hafen kam das Hüngewebe Clarks an den Tag. Und welches Urteil fällt, der Gerichtshof gegen Clark? Er entzog ihm sein Certificat auf drei Jahre. Hoffentlich wird die Behörde in Bombay, die obere Instanz eine andere Strafe über den seigen Kapitän verhängen. Der Advokat dieses edlen Seemanns hatte zu dessen Verteidigung geltend gemacht, er sei nach seinem Ehegelübde verpflichtet gewesen, vor allen anderen seine Frau zu retten. Deshalb habe er das Schiff verlassen.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Beder & Co.

N 46.

Sonntag, den 14. November.

1880.

Die rechte Sühne. *)

Novelle von Jenny Bach.

I.

In dem weiten, im steifen, düstern Geschmaack des achtzehnten Jahrhunderts ausgestatteten Gemach eines alten Kaufmannshauses der Stadt Frankfurt an der Oder ging eine stattliche Dame zwischen fünfzig und sechzig Jahren voll Unruhe auf und nieder. Es war die Wittve des vor fünf Jahren verstorbenen Kaufherrn Johann Heibeler, des Inhabers der alten Handelsfirma Heibeler und Heibeler, welche sich durch alle die bösen Kriegsjahre des schlesischen und siebenjährigen Krieges hindurch festen Kredit und den Namen eines der ersten Häuser für den Binnenhandel erhalten hatte. Die großen Warenlager und Gemölde des unteren Stocks wurden niemals leer, und die Oberschiffe und Frachtwagen, welche die Waren weit über die Grenze beförderten, waren ohne Zahl und mehreten sich nun, da das Land wieder im Frieden und der große Friedrich II. so viel that, den Handel zu heben, mit jedem Jahre.

Frau Katharina Heibeler, geb. Heibeler, war wie gesagt eine stattliche Frau, und die kleidsame Tracht der damaligen Zeit: der weite Schleprock, die feste, mit einem schwarzen Seidentuch nur halb verhäulte Taille, die schwarzen Spitzen auf den künstlich frisierterten Locken dienten dazu, ihre Erscheinung noch imposanter zu machen. Doch trotz ihrer straffen Haltung und dem lebhaften Blick ihres blauen Auges lag etwas in dem edel geschnittenen Antlitz Frau Katharinas, welches verriet, daß an ihr das Leben nicht immer voll Milde und Glück vorübergegangen war. Und hätte ein Fremder eine derartige Bemerkung ausgesprochen, so würde ihm jeder alte Frankfurter geantwortet haben: „Damit habt Ihr nicht unrecht, mein Lieber; denn wer als junges Mädchen seinen Eltern mit einem leichtsinnigen Leutnant entläuft, enterbt wird, dann nach acht Jahren den Mann durch Zweikampf verliert und während zweier Jahre in Hunger und Kummer drei Kinder von fünfzehn ins Grab sinken sehen muß, der kann wohl sagen, daß er des Lebens Not kennen gelernt, auch wenn er später noch eine Frau Heibeler wird.“

Und so war es. Frau Katharina Heibeler, geb. Heibeler, verwitwete Leutnant von Bitten, hatte keine leichte Vergangenheit hinter sich; und die Erinnerung an all das bittere Weh ihrer Jugendjahre mochte wohl noch oft die spätere Ruhe äußeren Glücks an der Seite ihres zweiten Gemahl und Cousins verbittert und ihrem Mund jenen Zug herber Strenge verleihen haben, welcher starken Naturen oft durch die Hand des Kummers und Unglücks aufgeprägt wird. Sie hatte, wie oben bemerkt, nur noch zwei Kinder aus ihrer ersten, unglücklichen Ehe mit in das elterliche Haus, dem damals nur noch ihr Cousin und Gatte mit seinem Bruder als Leiter vorstand, zurückgebracht: ihren ältesten Sohn Philipp, den jetzigen Inhaber der Firma, deren Namen er, von dem Stiefvater adoptiert, vom

Oheim zum Schwiegersohn erwählt, nach beider Tode angenommen, und ihr jüngstes Kind Leonhard, welcher von seinem Vater eine glühende Vorliebe für den Offizierstand ererbt hatte und seine Mutter durch vieles Drängen vermochte, ihrer Absicht, auch ihn mit dem Namen des Stiefvaters in das Geschäft einzutreten zu lassen, ungetreu zu werden und ihm zu gestatten, als Leonhard von Bitten sich dem großen Friedrich, welcher die Offizierstellen prinzipiell nur durch Ablige besetzte, zum Dienst zu stellen. Welche Ueberwindung es der Mutter kostete, ihren Lieblingssohn ruhig in der Uniform zu sehen, deren Anblick immer noch alle die träben Bilder der Vergangenheit heraufbeschwor, ahnte der leichtlebige, heißblütige Leonhard nicht; denn er hatte seiner Mutter, weil ihre Liebe schwer und selten das Eis äußerer Zurückhaltung und Strenge durchbrach, mit seinem raschen Gemüthe immer sehr fern gestanden und sah in ihr mehr die gestrenge, als die liebende Mutter; während Philipp in seiner crasseren, klareren Natur ein größeres Verständniß für seiner Mutter Wesen besaß und er ihr schon früh ein Teilnehmer ihrer Gedanken und Sorgen und nun eine Stütze und Hilfe geworden war.

Doch so sehr sie Philipps Wert erkannte, ihre Liebe gehörte in größerem Maße dem Jüngsten, dem Kinde, das nichts von dem Unglück der früheren Jahre mehr wußte, und auch heute galt all die Spannung und Unruhe, welche sich in ihren Zügen malte, als sie wieder und wieder das tiefe Wohnzimmer durchschritt, ihrem jüngsten Sohne, dem Leutnant von Bitten. Es war derselbe seit ein paar Wochen mit einem Kameraden auf dessen schlesischen Gütern auf Urlaub. Er hatte nichts von sich hören lassen, bis vor zwei Tagen ein Brief eintraf, in dem er kurz meldete, er werde am Abend des 20. Januar mit einer jungen Frau zu Hause wieder eintreffen und bitte für ihn und sein junges Weib ein paar Zimmer in Bereitschaft zu setzen. Bestürzung, Sorge und Unwille stritten sich bei dieser rückwärtslos kurzen Meldung und Forderung im Herzen Frau Katharinas; aber die Nachsicht mit ihres Sohnes lebhaftem Temperament, das ihn so oft zu raschem Handeln verleitete, vermochte sie doch, ein paar hübsche, nach dem kleinen Garten hinter dem Hause gelegene Fremdenzimmer für die fremde, junge Frau in behaglichen Zustand bringen zu lassen. Obgleich Frau Charlotte Heibeler, geb. Heibeler, Philipps seit einem Jahre verbundene junge Frau, meinte, eine Rücksichtslosigkeit verdiene die andere; es wäre das schon viel zu viel und zu gut für eine Frau, von der er sich schäme, Näheres zu melden, und die er wer weiß wo aufgefeselt.

Auch heute Abend schätzte Frau Charlotte wenig mit der Unruhe und Spannung ihrer Schwiegermutter. Sie saß an dem schweren, eisernen Tisch, auf welchem zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern brannten, bequem in ihrem hohen Stuhl zurückgelehnt und las eifrig in einem kleinen Buche. Ihre kleinen mit blauweissen Händschuhen besetzten Füße ruhten auf einem bunten Kissen, und ihr weißer, schlanker Arm, dessen schöne Form durch die weißen Spitzen, welche Ärmel und Taille ihres großblumigen Kleides zierten, noch mehr gehoben

*) Nachdruck verboten.

wurde, stülzte sich auf den Tisch, ihre kleine Hand hielt das große fristerte Haupt. Zuweilen schlug sie ihr graues Auge auf, welches durch die dunklen Braunen und langen Wimpern, die es beschatteten, wie durch den klugen Blick einen eigenen Reiz erhielt, und das Schöne in ihrem sonst nur wenig hübschen Gesichte war, und richtete den Blick auf Frau Katharina, und der Ausdruck ihrer Züge so wie das kaum merkliche unwillige Kopfschütteln verriet, wie wenig sie mit der schätlichen Aufregung derselben einverstanden war. Endlich blieb Frau Katharina vor dem Tische, an dem ihre Schwiegertochter saß, stehen und sagte mit ihrer vollen, tiefen Stimme ein wenig scharf: „Dich scheint Dein Buch heute Abend ja wieder außerordentlich zu interessieren! Was ist es?“

Frau Charlotte, welche wohl wußte, wie wenig die alte Dame ihre Vorliebe für die neue Literatur theile, suchte die Ähmel, als wollte sie sagen: „Was nützt der Titel?“ warf aber doch ihr Buch herum und antwortete kurz: „Literaturbriefe von Lessing.“

Wieder von Lessing! Ich begreife nicht, was Du an den Schriften eines Mannes findest, von dem viele nicht gut sprechen.“

„Weil sie seinen Geist fürchten. Philipp, welcher ihn persönlich in Breslau kennen und lieben gelernt, bewundert ihn ja noch mehr als ich!“

„Ja, und kauft jedes Wörtchen, das von ihm gedruckt wird, mit noch größerem Eifer, wie Du es lesend verschlingst. Und doch ist es nur zu bekannt, daß unser großer König ihn nicht sehr hoch achtet und ihm die Stelle an seiner Bibliothek versagt hat!“

„Weil er seinen häßlichen Affen, des Voltaire, einst beleidigt hatte!“

„Charlotte, Du vergißt, von wem Du sprichst!“

„Nein, ich verehere unsern König eben so wie Sie und alle, aber ich halte es für kein Verbrechen, seine unbegreiflichen Vorurtheile nicht zu heben. Ich ziehe nun einmal trotz König und Voltaire diesen Lessing allen andern vor. Und ich bin überzeugt, hätte Leonhard diese Vorliebe und nicht Philipp und ich, Sie würden ihn nicht wieder und wieder ungelesen verdammen.“

Sie hatte die letzten Worte leiser und mit niedergeschlagenen Augen gesprochen, denn Frau Katharinas Blick wurde schärfer, ihre Züge strenger.

„Was soll das bedeuten?“ fragte sie herb.

„Nun, ist es nicht wahr, daß Sie Philipp, der doch das ganze Haus mit seiner Arbeit erhält, Ihrem jüngern Sohn nachsehen?“

„Hat sich Philipp darüber beklagt?“

„O, nein, gewiß nicht, dazu ist er viel zu selbstlos und liebt er seinen Bruder zu sehr, aber mich kränkt es!“

„Dich!“ rief die alte Dame lebhaft. „Du zeigst sonst nicht so viel Interesse für Deines Mannes Sache.“

Charlotte saß noch immer mit gesenkten Wimpern, ihre schlanken Finger zupften unruhig an der Spitze ihres Ärmels.

Philipp und ich sind zufrieden mit einander so wie wir stehen,“ sagte sie.

„Nun ja, ihr habt beide die ruhige Natur der Heidecker, von der Leonhard leider wenig erhalten hat!“

„Leider? Werden ihm darum seine unbesonnenen Streiche nicht immer vergeben?“

„Nicht darum. Ich wünschte nichts mehr, als daß er ein Heidecker wäre an Natur wie von Namen. Aber ob er oft unbesonnen und vorzeitig handelt, er hat noch niemals Herz, Ehre und edlen Sinn dabei verletzt, darum war es leicht, ihm zu vergeben, und ich habe das Vertrauen, daß er auch hier seinem Wesen getreu blieb. Unruhig macht mich vor allem die Sorge, ob er auch so schnell den Konsens seiner Oberen — doch halt, da sind sie? Sind Sie da, Jonas?“

Sie kehrte sich erregt dem alten Diener zu, welcher im braunen Rock und steifer Posperrücke an der Thür stand, durch die er eben eingetreten.

„Der Herr Leutnant ist eben mit einer Dame vor der großen Thür abgestiegen und kommt die Treppe herauf“ meldete er ohne seine eiserne Miene im geringsten zu verziehen.

„So geh ihnen entgegen und führe sie sogleich hierher. Die Zimmer sind doch warm und erleuchtet?“

„Wie Madam befahlen.“

„Es ist gut, geh nur.“

Jonas ging durch das kahle Vorzimmer hindurch den Gang, an welchem die Zimmer der verschiedenen Familienglieder sowie der große, gemeinsame Ghsaal lagen, hinab bis zur Treppe,

welche aus den unteren Waren- und Komptoirräumen in den obern Stock führte. An ihrem Fuße stand der riesenhafte Wächter des Laagers, der zugleich nach Schluß der Arbeitszeit das Amt des Pförtners versah, und leuchtete mit seiner Laterne ein paar in Pelz gehüllten Gestalten, welche die Stufen der Treppe erstiegen.

„Ah, steh da, Jonas!“ rief Leonhard von Oben, als er des Alten ansichtig wurde, und sprang die letzten Stufen schnell hinan, indem er die kleine Gestalt neben sich mitzog. „Kam mein Brief an? Werden wir erwartet? Sag Er mir schnell, was sagte die Mutter.“

„Madam erwartet den Herrn Leutnant mit der Dame im Wohnzimmer,“ entgegnete der Alte mit unerschütterlicher Ruhe und empfing den Pelz, den Leonhard ihm zuwarf.

„Er ist immer derselbe steife Gesell! Wo sind unsere Zimmer?“

„Das für den Herrn Leutnant dort, wie immer, für die Dame bestimmte Madam das Fremdenzimmer nach dem Garten.“

„Gut. Sollen wir erst drühtin gehen, mein Engel? Du bist so erschöpft, Du zitterst?“ Er beugte sich zärtlich zu seiner Gefährtin nieder.

„Madam sagte, sie wünschte Sie sogleich zu sehen,“ bemerkte Jonas mit eisernem Gesicht.

„So wollen wir sie nicht warten lassen,“ sagte eine weiche, kindliche Stimme hinter dem Schleier hervor. „Ich kann ja hier ablegen.“

„Nein, komm hierher.“ Leonhard trat in das Vorzimmer und war dann mit zärtlicher Sorgfalt bemüht, ihr beim Ausschälen aus allen den Tüchern und Mänteln zu helfen. Selbst Jonas' unbeweglichem Gesichte zeigte sich ein Schimmer von Neugierde und Erstaunen, als allmählich aus der Umhüllung eine so reizend seine Gestalt mit so allerliebsten von braunen Locken umgebenen Kindergesichtchen herauskam, daß man glauben konnte, eine kleine Walbelse habe sich in dies düstere Stadthaus verirrt.

Leonhard ging ein paarmal, hier eine Locke zurecht legend, dort eine Schleife ordnend, um sie herum, wobei seine Blicke mit bewunderndem Ausdruck leuchtend auf ihr ruhten, zuletzt hob er ihr gesenktes Haupt zu sich auf und sah ihr voll Liebe in die schönen nußbraunen Augen.

„Wie bist Du bist, süße Geliebte. Hast Du so große Furcht?“

„Ich werde es überwinden,“ sagte sie mutig und machte einen Versuch zu lächeln.

Er küßte ihre kleinen Hände und wandte sich um, denn Jonas öffnete schon die Thür des anstoßenden Zimmers.

Nabe der Schwelle stand die hohe Gestalt seiner Mutter. Sie streckte die Hand aus, eine ungewöhnliche Erregung stand in ihrem ernstern Antlitz. Mit wenigen hastigen Schritten war Leonhard bei ihr.

„Mutter, hier ist meine Gemahlin, wollen Sie sie gütig als Tochter aufnehmen?“ fragte er, ihre Hand küßend, mit unsicherer Stimme.

„Du verstehst zu überraschen,“ sagte Frau Katharina und ihr großes, dunkles Auge ruhte mit prüfendem Blick auf der kleinen Gestalt der neuen Tochter, kaum weiß man, ob man Dir zürnen soll oder nicht; solche Liebereilung ist ganz gegen alle Sitte, mein Sohn.“

„Mag sein, aber ich denke, solch ein süßes, engelhaftes Weib zu gewinnen, rechtfertigt es genugsam, wenn man einmal gegen die stette Sitte der sündlichen Welt verstoßt,“ rief Leonhard und legte seinen Arm schützend um die Taille seiner jungen Frau. „Doch, meine Mutter, Sie können versichert sein, alles ging in bester Ordnung von statten, dafür sorgte unsere verehrte Protektorin, die Gräfin von Schweltnitz. Doch das berichte ich Ihnen später. Für jetzt möchte ich nichts weiter, als für meine Frau besorgen, die, todmüde von der Reise, halb der Ruhe bedarf, um freundliche Aufnahme und etwas Liebe bitten.“

„Ja, Madam, setzen Sie sich nicht böse um mein Einbringen,“ murmelte die kleine Frau und beugte sich tief über die Hand Frau Katharinas, in deren Gesicht plötzlich ein schneller Wechsel von Erregung, Schrecken und Kälte vor sich ging. Mit verbitterter Stirn schaute sie auf die große Gestalt der jungen Frau herab, und ihre Stimme klang abweisend und scharf, als sie erwiderte: „Da es einmal geschehen, so bleibt mir wohl nichts übrig, als es zu nehmen, wie es einmal ist. Wenn Deine Frau in unserem einfachen Bürgerhause, nachdem sie das gräßliche gewohnt war, vorlieb nehmen will, so soll es mir recht sein. Die Liebe ihrer Hausgenossen zu gewinnen, ist ihre Sache und kann erst die Zeit erwirken.“ Charlotte und ich

sind, wie Du weißt, nicht gewohnt, jedem Fremden unsere Liebe entgegen zu tragen. Charlotte, willst Du nicht die Angekommene begrüssen?"

Leonhard wandte sich, den peinlichen Eindruck, den seiner Mutter Worte auf seine kleine Frau machen mußten, zu vermeiden, zu seiner Schwägerin, welche von ihrem Sitz aus der Begrüßung zugehört und sich jetzt erhob, dem Paare entgegen zu gehen.

"Charlotte, Bruder Philipps Frau," sagte Leonhard vorstellend und fügte, ihr herzlich die Hand reichend, leiser hinzu: "Ich hoffe, Du wirst bald mit meiner Frau des Freund werden. Aber wo ist Philipp?"

Charlotte vermied den bittenden Blick Leonhards, reichte ihm kaum die Spitzen ihrer schlanken Finger, verbogte sich förmlich gegen die neue Hausgenossin und sagte dann kalt: "Philipp ist nach Berlin in Geschäften, er kommt schwerlich vor ein paar Wochen zurück und wird erstaunt sein, Dich so plötzlich und heimlich vermisst zu finden. Sie heißen Pragedes? Habe ich recht gehört? Ein seltsamer Name!"

"Ich erblete ihn nach dem 21. Juli, meinem Geburtstage," sagte die Gefragte, gewaltsam die Thränen, die sie zu übermännern drohten, niederdrückend.

"Darf man Ihren weiteren Namen nicht auch wissen?"

"Natürlich, Pragedes von Bitten," fiel Leonhard lächelnd ein und sah mit zärtlichem Blick auf sein junges Weib herab.

Charlotte wandte sich ein wenig ab und führte ihr Tuch an den Mund.

"So ist also der Mädchennamen Deiner Frau ein Geheimnis, daß Du auch jetzt noch damit zurückhältst?"

Leonhard erwiderte: "Nein, gewiß nicht; aber Pragedes ist zu müde, um sie mit langen Erläuterungen aufzuhalten. Hat aber der weiblichen Neugierde gerecht zu werden, will ich Dir sagen: Du siehst hier die Pflanztochter der Gräfin von Schweinitz, Pragedes von Sternberg, des ehemaligen Hauptmanns v. Sternberg Tochter. So und nun erlaubst Du wohl, daß wir uns zurückziehen? Auch Sie, meine Mutter? Pragedes kann nicht mehr."

(Fortf. folgt.)

Von den Trappisten im Kapland.

Dumbroby, Ende September.

Endlich haben wir es erlebt, daß der hochw. Bischof von Natal uns besucht hat. Es war das Warten um so peinlicher, als wir mit ihm einen Plan über die Klosteranlage und tausend andere Punkte besprechen sollten; denn das Ansäen der Felber ist sehr pressant, wollen wir für diesen kommenden Sommer ernten.

Obwohl der Prälat schon am 16. d. M. uns zu besuchen gedachte, kam es doch erst am 23. dazu, da er indessen eine kleine Visitation seines Sprengels gemacht hatte. Sein Aufenthalt war ein so kurzer, daß er kaum Zeit fand, unsere zwei Kirchenglocken zu weihen. Beim ersten Besuche des Diözesan-Bischofes ist es bei uns Brauch, denselben feierlich zu empfangen. Es ging ihm deshalb die ganze Klostergemeinde in Prozession entgegen, der Prior an der Spitze. Nachdem der Bischof in die Kirche geführt war, hielt der Prior an ihn, der auf seinem Throne saß, eine lateinische Anrede. In dieser Anrede sprach der Prior seine feste Hoffnung auf das Gelingen des Unternehmens, sowie seinen festen Vorsatz, diesen Platz nicht mehr verlassen, sondern in Afrika leben und sterben zu wollen, um zur Erreichung des Zweckes dieses wahrhaft großen Werkes nach Kräften beizutragen. Dafür, sowie für die ganze Gemeinde bat er um den bischöflichen Segen. Der hochw. Bischof antwortete französisch. Er sprach sich freudig darüber aus, daß unsere Entschlossenheit so entschieden sei, und fügte zu unserer Ermutigung bei, daß die ganze Gegend uns Sympathie entgegenbringe und auf unser Werk große Hoffnungen setze. Er nannte diese Trappisten-Gründung das größte Werk und hielt sie auch für das letzte seines bischöflichen Wirkens; er fürchte, zwar selbst die Früchte dieses Werkes nicht mehr genießen zu können, aber die künftige Generation würde sie reichlich einheimen.

Ich dachte anders. Nein, nicht erst die künftige Generation soll von der Ankunft der Trappisten in Afrika etwas verspüren, sondern auch die jetzige. Schon nach zwei Jahren soll sie sehen, was wir aus diesem Dornenlande gemacht haben. In kürzester Zeit soll ein Waisenhaus seine Früchte tragen wie in Bosnien und baldigt soll auch Luzifer samt seinem afrikanischen Anhänge erfahren, daß die Rücktrittsmänner angelangt sind,

welche ihm und seinem Treiben „Rückwärts“ gebieten und ihm sein Handwerk legen. Und was berechtigt mich zu solchen Hoffnungen?

Fürs Erste ist ja dieser Boden weit passender für jede Kultur als in Bosnien, auch zehnmal leichter zu bearbeiten. Ferner brauchen wir hier nicht gleich so große Summen auf den Klosterbau zu verwenden; man kann sich bei dem hiesigen milden Klima viele Jahre mit provisorischen Hütten begnügen. Kinder fürs Waisenhaus gibt es auch hier genug. Warum sollte man nicht sofort die armen Wärrer ansprechen? Wenn wir auch ihre Sprache noch nicht verstehen, so werden sie doch anfangen, die unsrige zu verstehen. Soll es denn eine Sünde sein, wenn der kranke, schwarze Dube „schwäbisch“ spricht? Wenn nur Gott geehrt wird. Und um Handwerke von uns zu lernen, braucht er ja gar keine Sprache, sondern bedient sich der Zeichen, wie wir selbst auch. Also frisch daran! Doch über das „Wie?“ zu sprechen, war keine Zeit.

Nach dem feierlichen Empfange und einem kleinen Jubisse ging der hochw. Bischof sofort an die Glockenweihe. Die größere wurde geweiht zu Ehren der h. Herzen Jesu und Mariä, die kleinere zu Ehren unseres Obenpatrons, des h. Bernhard. Nach der Weihe wollte der hochwürdigste Herr ihre schöne Stimme selbst hören, deshalb wurde sofort mit beiden zusammengeläutet.

Es erinnert mich diese Thatsache heute lebendig an die jahrelange Glocken-Affaire in Bosnien, wo die Mohammedaner und Kirchenglocken nicht gestatten wollten.

Da hier in jeder Beziehung volle Freiheit herrscht, so hoffe ich meinen Hauptgrundsatz, Alles rasch zu machen, weil die Zeit kurz ist, viel kräftiger realisieren zu können. Deshalb glaube ich, wenn mir Gott noch ein paar Jährchen bewilligt, dem hochwürdigsten Bischofe noch genug der Früchte aufweisen zu können. Und was soll man denn mit dem „Pian piano“? Hat man denn nicht langsam genug die Civilisation und Christianisierung Afrikas betrieben? Da geht überall der Dampf operiert, sollen wir denn nicht auch mit Dampf arbeiten? Oder sollen wir Trappisten deshalb zurückbleiben und so langsam ins Jenseits gehen, weil wir an unserem Rode und an der Kapuze einen so altmodischen Schnitt haben? Freilich muß man die Sache gut überlegen. Aber heutzutage muß man sogar schnell denken, weil manche wichtige Entscheidung in materieller und politischer Beziehung von einem raschen Telegramm, also von einem raschen Gedanken abhängt. Und der Mensch scheint auch geboren zu sein zum raschen Denken, weil ja die Geschwindigkeit des Gedankens noch weit jene des Dampfes übersteigt. Ich halte es somit mit dem heil. Paulus, der seinen Leuten zuruft: „Eilet euch!“ Wenn je, so gilt heute: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“. Und da jetzt Alles mit Dampf geht, so ist die Zeit noch viel kürzer und verläuft noch viel schneller, als zu des heil. Paulus Zeiten; und wäre es damals schon so gewesen, so hätte er nicht bloß geschrieben: „Die Zeit ist kurz“, sondern „sehr kurz“.

Nun habe ich aber bei unserem erstmonatlichen Aufenthalte in Südafrika gefunden, daß wir in der Bodenkultur durch einen Umstand in unserem raschen Fortschritte aufgehalten sind, das ist nämlich der langsame Zug beim Aekern und jeder ökonomischen Arbeit. Wenn ein hierländischer Farmer auch nur einen zweiräderigen Wagen und darauf auch bloß zwei Zentner hat, so spannt er seine 4 Ochsen daran. Sobald der Wagen aber vierräderig ist, dann sind 16 derselben schon unvermeidlich. Dieselbe Ehre begegnet auch dem Pfluge, sich von einer Legion dieser gehörnten „dienstbaren Geister“ bedienen zu lassen. Es ist als ob diese 16 Kameraden zusammengeschworen hätten, wie die „7 Schwaben“, nie von einander zu gehen. Welche Schleperei, bis diese sich gewürdigt haben nur einmal sich umzudrehen! Da ist einem Deutschen längst schon die Geduld ausgegangen. Ein hiesiger Farmer mag sich solche Ochsen wohl halten, weil sie ihn wenig kosten, da sie stets in Gottes freier Natur ihre Nahrung suchen. Zudem scheint es, daß den hiesigen Farmern die Bodenkultur, resp. das Aekern nicht bloß Nebenache, sondern sogar eine verhasste Sache sei, da ich bisher noch bei keinem Kornfelder antraf, sondern sie sogar in nächster Nähe des Hauses Kaktus und Dornenhecken noch unberührt gelassen haben. Sie scheinen sich mehr auf Vieh- und Straußenheerden und auf Handel zu verlegen. Wir Trappisten aber wollen rascher daran gehen, und im Sturmschritte den Dornen den Krieg machen, und ebenso rasch diesen herrlichen Boden umdrehen. Das kann man aber nicht mit den so langsam sich umdrehenden Ochsen.

Die hiesigen Pferde aber scheinen mehr zum Springen, als

zum Ziehen geboren zu sein. Wir fanden auch ein Paar solcher Seiltänzer hier vor. Aber wenn man sie vor einen Fuhrwagen oder Pflug anspannt, so benehmen sie sich, als ob sie ein Paar noble Ladies zu einem Ball führten, nicht aber, als ob sie das Gefühl eines Steinwagens oder Pfluges in ihren Knochen hätten.

Um es kurz zu sagen: Mit solchem Fuhrwerke, das bei einem englischen Kapmann in die Lehre gegangen zu sein scheint, kann es nicht gehen, und da es im Kaplande keine andere Race zu kaufen giebt, so halte ich es zum Gedeihen unserer Ackerwirtschaft für dringend notwendig, eine andere Race Pferde einzuführen.

Wir brauchen unbedingt ein paar hannoverische oder holländische Pferde, Pferde, die für jedes Schwerfuhrwerk und für den Pflug taugen. Wir sind zwei solcher kräftigen Pferde lieber als sechszehn Ochsen.

Um aber solche Pferde bald anzubringen, weiß ich kein anderes Mittel, als mich, wie immer auf die Vorsehung Gottes zu verlassen. Ich kann wohl nicht erwarten, daß uns Jemand ein paar gleich schenke, aber das hoffe ich zuversichtlich, daß viele Hände unserer Freunde und Gönner in Deutschland so viel zusammenlegen können, daß damit zwei solcher Pferde angekauft und hieher geschickt werden können. Da ich das Gelingen dieser Angelegenheit schon für gewiß annehme, so bestimme ich zur gefälligen Uebernahme der diesbezüglichen Gaben: In Köln den Herrn Richter, Marzellenstraße 17; in Mainz den hochw. Herrn Dr. Glz, Kaplan bei St. Stephan; in Coblenz den Herrn Dr. Verlassen; in Bonn den hochw. Herrn Oberpfarrer Neu und den Kaufmann Herrn Franz Sinn; in Aachen den Herrn H. Marzorati; in Neuß den Herrn Gutsbesitzer Weidenfeld; in Kempen den Herrn Gerbermeister Peters; in Düsseldorf den Herrn Rentner Meisloch, Leopoldstraße 11; in Münster den Herrn Buchhändler Hüffer; in Frankfurt Geistl. Rat und Stadtpfarrer H. Münzenberger; in Heiligenstadt den Herrn Kaufmann G. Rheinländer; in Essen den hochw. Herrn Kaplan Jüngling; in Paderborn den hochw. Herrn Prof. Nebert; in Lüdinghausen die Herren Cremer (Posthalter) und H. Niehof (Schulze). Die beiden letzteren Herren ersuche ich zugleich das Eintausen und Absenden der Pferde gütigst zu übernehmen, weil das so recht in ihr Fach als Großgrundbesitzer und Pferdehalter einschlägt. Es mag diese Manier, Pferde sich zu verschaffen, zwar sonderbar erscheinen, und ich sage selbst, es schien nicht bloß, es wäre sogar sonderbar, wenn es sich um Galapferde für den Prior in Dunbrody handelte. Uns aber zu solchen Arbeitspferden zu verhelfen, heißt so viel, als uns arbeiten helfen und unseren künftigen Waisenkindern schnell zu Brod zu verhelfen. Es heißt dies überdies so viel, als eine bessere Pferderace in dieses Land einführen.

So viel ich sah, hat die Ueberführung von Pferden nichts Gefährliches und Gewagtes auf englischen Schiffen. Sie werden aufs Beste geslegt von eigenen Kocknechten, und es wird auch Affekuration dafür im Falle des Verunglückens geleistet. Zwei solcher großen Fuhrpferde wurden bei unserer Reise auf demselben Schiffe nach Natal (2 Tagereisen weiter) geführt. Wir sahen täglich mit eigenen Augen, wie gut sie gehalten wurden. Nur der Kasten hätte etwas breiter sein sollen, wegen des Niederlegens. Noch muß ich beifügen, daß alle obengenannten Herren, die bei ihnen eingegangenen Gelder an Herrn Bremer in Lüdinghausen (Westfalen) gütigst einsenden möchten. Wenn wir diesen Herren und allen Spendern hier in Afrika Gegendienste erweisen können, so werden wir es bereitwilligst thun.

Heute, am 26., kam der hochwürdigste Bischof wieder zu uns zurück, um mehrere Tage bei uns zu bleiben. Da wird jetzt nach Herzenslust projektiert, deliberiert, diskutiert über das künftige Dunbrody.

Fr. Franz, Prior.

Humoristisches.*)

Wer sollte Schwarzenborn nicht kennen? Schwarzenborn ist im weiland kurfürstlichen daselbst, was im Darmschädtischen Griesheim, in Sachsen Schulba, in Braunschweig Schöppensiedt, in Batern Weilheim, in ganz Deutschland Rächwinkel ist, nämlich derjenige Ort, von dem all die schönen Stückchen erzählt werden, welche seit Jahrhunderten die Spottredel vieler Herren Länder anzuhören vermocht haben. An all diesen Orten hat man bekanntlich Heuwetter in der Apotheke gekauft: hat das Sonnenlicht mit Säcken in das neue Rathaus ge-

*) Aus dem „Reichsboten“.

tragen, als man an demselben die Fenster anzubringen ver-
gessen hatte; hat Käse gefäet, aus welchem Döfen aufgehen
sollten und einen großen Kürbis für ein Pferde-Gi gehalten,
welches der Schulze ausbrüten sollte, und wie die Stück-
chen sonst noch alle heißen, bis herab auf die neuen Stiefel,
aus denen Pantoffel geschitten wurden. Ein lustiges Stück-
chen haben aber die Schwarzenbörner vor allen andern Spieß-
bürgern der weiten Welt voraus; nämlich folgendes:

Auf einer Rundreise durch sein Land wollte der Kurfürst
auch nach Schwarzenborn kommen. Er verbitte sich jedoch,
hatte er hinführen lassen, alle Empfangsfeierlichkeiten, nur
eine kleine Erfrischung wolle er annehmen. Die landesherr-
liche Willküranerkennung verursachte den guten Schwarzenbörnern
kein geringes Kopfschmerzen. Auf die Ehrenpforten und
Blumen-Gartlanden nebst Böllerschüssen und Festungsfrauen
hätten sie gern verzichtet wollen, wenn nur herauszubringen
gewesen wäre, was der Herr mit der „kleinen Erfrischung“
eigentlich meine. All die vielen Magistratsitzungen hatten das
Wirrsal in den Meinungen über diesen dunklen Punkt nur
noch vermehrt. Auch der Herr Präceptor des Städtchens, ein
Mann, der für gewöhnlich über alle möglichen Dinge und sonst
noch Einiges Auskunft zu geben vermeinte, war mit seinem
Latein zu Ende.

„Finsternis deckt das Erbreich und Dunkel die Böller.“

Welch ein Segen deshalb, daß Emerentia, die tugendbegabte
Hausfrau des Schulzen, auch diesmal, wie schon oft, die
Schwarzenbörner Rathherren zu erleuchten vermochte! „Was
siedt Ihr doch für Männer“ — sprach eines Tages Frau
Emerentia — „denkt Ihr denn gar nicht daran, daß der Herr
Kurfürst ein sehr bieder Herr zu sein geruhen und daß allweil
die Hundstage sind? Der Herr Kurfürst wollen hier in
Schwarzenborn ein wenig Abkühlung finden, daß Hochdieselben
wieder frisch werden in der großen Hitze.“

„Nichtig, so ist's,“ bestätigte hocherfreut der eheliche Haus-
herr der klugen Frau Emerentia, „und nun weiß ich auch
schon, wie das zu machen ist. Wir thun die große Feuerspritze
heraus.“ —

Der Tag der landesherrlichen Ankunft war gekommen. Die
ganze Stadtgemeinde war auf dem Marktplatz versammelt,
wobei im einzigen Gasthose des Städtchens das Absteige-
quartier für den Kurfürsten bereitet war.

In einiger Entfernung von der Menschenmenge, mitten auf
der Straße, stand, wohl geladen, und mit den kräftigsten Män-
nern der Stadt zum baldigen Dienste besetzt, die große Feuer-
spritze, obenauf der Schulze, zum Kommando geschickt. „Aber
das sage ich euch,“ — erwähnte er zum zehnten Male die
Spritzen-Mannschaft — „daß ihr nicht eher loslaßt, als bis
ich kommandiere: „Fertig los!“ Und daß ihr mir nur genau
zielt!“

Unblich nach Stunden gespannten Harrens elten atemlos
die angestellten Posten heran, laut rufend: „Er kommt; er
kommt!“ — Und er kam. Behaglich in die Ritzen seines offe-
nen Kutschwagens zu lägelehut, seine Meerschammpfote rau-
herd und sich mit dem ihm gegenüberstehenden Adjutanten in
heiterer Stimmung über die Schwarzenbörner Streiche unter-
haltend, war der Kurfürst auf dem Marktplatz angelangt, auf
40 Schritte Entfernung etwa von der Feuerspritze.

Die Glocken läuteten, die Häupter entblöhen sich, und don-
nernd erschallt der Jubelruf: „Wivat hoch, der Herr Kurfürst
soll leben!“

Mitten im Hochrufen kommandierte der Schulze: „Fertig
los!“ Und es ging los; als ob sich, wie einst zu Noahs Zeit
die Schenssen des Himmels aufgethan hätten, so ergoß sich
wohl gezielt, in doppeltem Strahl, Wasserwoge auf Wasser-
woge über das Haupt des nichtsahnenden Kurfürsten; eine
Sündflut im Kleinen. Die Kutsche glück im Handumdrehen
einer bis zum Ueberlaufen angefüllten Badewanne. Die er-
frischende Abkühlung war eine gründliche.

Vor Schrecken starr und unter dem Wasserschwalle fast er-
starrt, konnte der Kurfürst nur mit Mühe lächeln: „Herum
Kutscher, herum!“ Wie ein Kreisel drehte sich die Kutsche und
sauste davon, daß die Funken aus dem Pflaster stoben.

Der Schulze rief: „Drab, ihr Männer! Von vorne hat er
genug, jetzt von hinten drauf.“ Das Volk aber schwenkt die
Mägen und jabelte hinter dem fliehenden Landesherren her:
„Hurrah, der Kurfürst soll leben hoch; und noch einmal hoch
und abermals hoch!“

Das ist die wahrhaftige Geschichte von der „kleinen Erfrischung“ zu Schwarzenborn.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum

„Düsseldorfer Volksblatt.“

№ 47.

Sonntag, den 21. November.

1880.

Die rechte Sühne.

Novelle von Fenny Bach.

(Fortsetzung.)

„Ja, geht!“ sagte Frau Katharina, „aber Du wirst doch wieder zu mir kommen, Leonhard?“

„Wie Sie befehlen, Mama.“ Damit umfakte Leonhard seine kleine schwankende Frau und führte sie hinaus. Er sah nichts von dem Bild, fast des Entsetzens, mit dem seine Mutter, die sich schwer auf die Lehne des Stuhles, an dem sie stand, stützte ihm nachsah, er hörte nicht mehr Charlottens verächtlichen Ausruf: „Was für ein zimperliches Püppchen!“ er hatte nur Augen für die immer blasser werdende Praxedes, die er draußen fester in seine Arme nahm und mit der jungen Kraft seiner großen kräftigen Gestalt den Gang hinunter bis in das ihr bestimmte Zimmer trug, wo er sie auf einem Ruhebett neben dem großen Ofen niederlegte. Dort kalte er an ihrer Seite nieder und bedeckte ihre Hände mit leidenschaftlichen Küßern. „Praxedes, Geliebte, vergib mir. Sei mir nicht böse!“

Sie öffnete die Augen, welche sie im Kampf mit den Thränen geschlossen, die hellen Tropfen rannen hernieder und ihre Lippen zuckten von verhaltenem Weinen.

„Dir böse, Leonhard, warum sollte ich Dir böse sein?“

„Weil ich Dir solchen Empfang bereitere! Weil ich in meiner Aufregung und Hast Dich zu gewinnen, nicht daran dachte, wie ich die pedantischen Formen dieses Hauses verletzte und wie man Dir das vergelten würde! O, mein süßes Herzlieb, habe nur kurze Zeit Geduld hier, dann gebe ich Dir ein anderes Heim, wohnlicher, traulicher, wenn auch bescheidener als dies finstere Haus, das ich nun mit allem, was es enthält, lassen möchte um deinetwillen.“

Praxedes richtete sich auf und trocknete ihre Thränen.

„Nein, Leonhard, zürne den Deinen nicht; sie haben vielleicht recht, ein wildfremdes Mädchen mit Mißtrauen aufzunehmen. Es ist nur meine thörichte Furcht vor finsternen unwilligen Gesichtern, die mich so fassungslos machte. Sei auch dem Hause nicht gram, Du erzähltest mir unterwegs ja so viel, wie gern Du es als Knabe gehabt. Sorge Dich nicht um mich, ist es hier nicht ganz hübsch und wohnlich? Sieh, der hübsche Platz in der Fensternische; den werde ich zu meinem Lieblingsplatz machen. Laß mich sehen.“

Sie sprang von ihrem Ruhebett auf und trat an die Nische des einzigen großen Fensters heran.

„Hier wird es sich ganz hübsch arbeiten und lesen lassen, wenn ich allein sein muß“, sagte sie und hob ihr Antlitz zu ihm, der ihr nachgefolgt war, mit lieblich tröstendem Lächeln auf. „Werde ich hier auch die Gasse hinabschauen können, wenn Du wieder kommst, oder geht dorthin nicht Dein Weg zu Kaserne?“

„Nein, Herzlieb, hier steht Du nur in den Garten!“

Er schlug die Jalousteen zurück, und sie schauten zusammen in den schneebedeckten, im Mondlicht glänzenden, kleinen Garten hinab.

„Das ist schade“, meinte Praxedes, sich an ihn lehrend.

„Aber dies ist auch hübsch! Wie herrlich der alte Mond, unser treuer Begleiter auf der Fahrt, alles erleuchtet.“

„Unser treuer Begleiter und Zeuge auch vor drei Abenden, da Du mein wardst, Geliebte! Ich vergesse niemals, als ich, an der Thür der Kapelle wartend, Dich mit der Gräfin wie bunte Schatten auf den mondbeschienenen Wegen baherschweden sah! Wie mein Herz klopfte in Erwartung und Verlangen, und wie Du dann, die Hüften abwerfend, im matten Licht der Altarkerzen im Brautschmuck vor mir standest! Meine Braut und in wenigen Minuten mein Eigentum!“

„Ich Dein Eigentum, und Du mein Schutz, mein Retter.“ sagte sie leise und in seine leuchtenden Augen schauend. „O, wie habe ich gezittert und mich geängstigt, bis der Priester meine Hand in die Deine legte und das Wort sprach, das mich Schweiß auf immer entzog. Wie soll ich Dir danken für Deine Rettung! Ich war so verzweifelt, bis Du kamst, Leonhard.“

„Durch Deine Liebe, meine Praxedes“, flüsterte er und küßte sie wieder und wieder, als sie sich dichter in seinen Arm schmiegte. Dann aber richtete sie sich auf und sagte ängstlich: „Aber Deine Mutter wartet auf Dich.“

„Laß sie warten“, entgegnete er unwillig.

„Nein, erzürne sie nicht noch mehr. Einmal mußt Du ihr doch alles sagen.“

„Was sagen? Wie ich zu meinem Weibchen kam? Das ist ein viel zu süßes Geheimnis, es anzuplaudern!“

„Aber sie wird wissen wollen, wie alles kam.“

„Ja, und wird fragen wie ein Großinquisitor.“

„Nun, siehst Du?“

„Nun, siehst Du?“ wiederholte er lachend, „da wird alles nichts helfen, die Beichte muß einmal gemacht werden. Aber es hat damit Zeit.“

„Nein, wenn's geschehen muß, ist's besser gleich“, sagte Praxedes.

„Schau einmal, wie mutig Du bist, wenn es Dich nicht angeht“, neckte er.

„Ei, ich bin auch ein zaghaftes Mädchen, und Du ein Soldat.“

„Glaube mir, Herzlieb, einer Baiterte österreichischer Kanonen ist leichter zu begegnen als meiner Frau Mutter, wenn sie ernstlich zürnt. Doch Du hast recht.“ fuhr er ernst fort, „ich muß gehen, ich muß noch heute Abend Deiner Stellung hier im Hause gewiß sein. — Aber wirst Du Dich nicht fürchten? Ich muß Dich nun ganz allein lassen!“

„Ich fürchte mich nicht, ich werde viel zu denken haben“, sagte sie.

Er nahm so zärtlichen Abschied, als ginge er in die weite Welt, und grüßte noch von der Thür zurück; war es doch das erste Mal, daß er sein junges Weib verließ, seit er sie vor der Kapelle in den Ketswagen hob.

Sie schaute ihm noch lange nach, als er verschwunden, dann zog sie fröhlich den Schal dichter um sich, welchen ihr Leonhard sorgsam um die Schultern gelegt. Sie fühlte sich von der

agelungen Fahrt aufs äuserste erschöpft, und doch ließen all die neuen Gefühle und Eindrücke sie zu keiner Ruhe kommen. Müde wanderte ihr Blick in dem dunkelgetäfelten, von der brennenden Wachskerze auf dem eichenen, mit weißer Decke behangenen Tisch, matt erhellten Zimmer umher.

Hier sollte sie wohnen, bis alles geklärt war und es Leonhard gestattet war ein eigenes Haus zu gründen. Ach, Leonhard hatte recht, es war ein altes, finsternes Haus, so ganz anders, als das der Gräfin, indem sie die letzten Jahre gelebt. Ein hanges Gefühl hatte sie erfaßt, als sie, durch die eiserne Thorthür eingelassen, an der Seite des riesigen Wächters durch die Gemölde der Treppe zuschritten, und dies Gefühl der Besonnenheit war durch den kalten Empfang der Damen nicht verbessert. Aber vielleicht gelang es ihr ja mit der Zeit, die begreifliche Abneigung gegen die aufgebrungene Hausgenossin zu besiegen und dann — ganz abgerechnet, daß ihr ja Leonhards Liebe als bester Schutz immer blieb — dann war das alles ja leicht zu ertragen gegen das, was sie lezthin im Hause der Gräfin durchlebte.

Pragedes von Sternberg hatte schon mancherlei Wechsel im Leben erfahren, trotz ihrer achtzehn Jahre. In ihrer ersten Erinnerung sah sie sich in Luxus und Wohlleben von vielen Dienern umgeben. Ihren Vater kannte sie kaum, ihre Mutter aber, wenn auch oft von eeselligen Pflichten hingenommen, pfanzte durch ihre reiche Liebe und verständige Milde eine frische Heiterkeit und zärtliche Gemütsstiefe in das Herz ihres lieblichen Kindes. Dann kam die Zeit des Unglücks, ihr Vater in dem Gefängnis, ihre Mutter krank und im Sterben. Da lernte die kleine Pragedes Hunger und Not kennen, aber ihr leicht zufriedenes, dankbares Gemüth lernte auch jede Freundlichkeit und Gabe mit doppelter Freude hinnehmen, und immer, wenn ihre Not am höchsten gestiegen, fand sie gute Menschen, die halfen. Pragedes vergaß ihre Freunde jener Zeit niemals, und oft traten sie ihr in einsamen Stunden wieder vor die Seele. Da war es vor allen ein junger Mann, welcher kurz vor der Rückkehr des Vaters der kranken Mutter geholfen, sie täglich besucht und getröstet hatte, zu dem ihre Gedanken oft wanderten in dankbarer Liebe, und daß Leonhards blaue Augen denen des treuen Freundes gleichen, das hatte ihr diesen gleich so wert und vertraut gemacht. Kurz nach der Entlassung des Vaters starb ihre Mutter, und Pragedes wandte nun ihre ganze Liebe dem Vater zu, welcher, ein gebrochener Mann, ihrer so sehr bedurfte. Trotz des innigen Verhältnisses zwischen Vater und Tochter, trotz der fast leidenschaftlichen Liebe des von Neuen über sein vergangenes Leben weich gewordenen Mannes zu dem letzten, was ihm geblieben, zögerte er keinen Augenblick, als die Gräfin von Schweinitz sich erbot, seine Pragedes als Pflegekind zu sich zu nehmen, sie ihr zu überlassen. Ohne zu verraten, was es ihn kostete, brachte er der Dame sein Kind, verließ noch am selben Tage Wien, fuhr dem Mittelmeer zu und verschwand im Orient. Pragedes verlebte mit der Gräfin auf ihrem Gute in Schlessien friedliche Jahre, bis der Sohn der Gräfin, der viel in der Welt umhergereist, mit ein paar Genossen seiner wilden Fahrten heimkehrte. Er sagte in kurzem eine heftige Leidenschaft zu der schön erblickten Pragedes und verfolgte sie, wo er sie sah, mit den unverschämtesten Liebesanträgen. Das gedäugste Kind flüchtete sich unter den Schutz der Mutter; es kam zu heftigen Anstritten zwischen Mutter und Sohn, und Pragedes ward zu einer Freundin auf einem benachbarten Gute geschickt. Dort sah sie Leonhard, und die jungen Herzen entzündeten sich schnell in gegenseitiger Liebe. Die Gräfin war sehr glücklich, für ihr Pflegekind einen Beschützer zu finden, und da sie durch einen Zufall ein Komplott ihres Sohnes mit mehreren Helfern entdeckte, wonach dieser Pragedes vom Gute entführen und mit Gewalt zu seinem Weibe machen wollte, schlug sie Leonhard vor, diesem durch eine heimlich Heirat zuvorzukommen. Leonhard, von seiner Liebe ganz hingenommen, ging bereitwillig darauf ein; sein einziges Bedenken wegen des für Offiziere nötigen Heiratskonsens schlug die Gräfin mit der Versicherung nieder, durch ihren Einfluß am Berliner Hof alles in Anwesenheit weniger Zeugen in der Dorfskapelle des Guts Leonhard angetraut und reiste dann mit ihm in fast ununterbrochener Fahrt der alten Stadt Frankfurt zu.

An alles dies dachte die junge Frau, als sie, auf die weißen, im Mondganz schimmernden Wege des Gartens hinaufsehend, am Fenster stand. Wie war es nur so wunderbar, daß sie Leonhard sich so willig hingegeben, den sie nie zuvor gesehen, wo

sie doch gegen Schweinitz einen so unüberwindlichen Abscheu empfand? War es nun, weil er sie so lebhaft an den alten Freund erinnert hatte, oder war es das wunderbare Rätsel der Liebe? Es war ihr gleich gewesen, als hätte sie ihn lange gekannt, in seiner Nähe fühlte sie sich so geschützt, so geborgen; und ach so glücklich, so namenlos glücklich, wenn seine Augen mit so unendlicher Liebe in die ihren schauten. Dann vergaß sie alles, die trübe Vergangenheit, die Furcht vor dem neuen Leben unter Fremden, was sie erlebt, vor dem sie gezagt hatte. Sie kreuzte die Hände über der Brust und hob das Haupt empor, daß das silberne Licht des Mondes ihr liebliches Antlitz, ihre feine Gestalt überflutete, ihre Rippen flüsterten ein leises Dankgebet.

Da öffnete sich die Thür und Leonhard trat ein. Einen Augenblick blieb er stehen und gab sich ganz dem von dem Lichte der Kerze unberührten Bilde in der Fensternische hin. Dann trat er zu ihr und umschlang sie.

„Pragedes, mein Herzlieb, für wen katest Du eben?“

„Für Dich, Leonhard, für Dich und unser Glück!“

Während Pragedes in ihrem Zimmer träumte, hatte ihr junger Gatte mit seiner Mutter keinen leichten Kampf anzufechten. Er fand sie mit finsterner Miene in ihrem Zimmer auf und ab gehen, bei ihr immer ein Zeichen großer Erregung. Sie wies auf einen Stuhl und sagte kurz: „Setz Dich und dann erzähle, wie kamst Du zu diesem Mädchen.“

Leonhard erzählte in gedrängter Kürze die Umstände seiner raschen, heimlichen Heirat. Frau Katharina hörte, ohne ihre Wanderung zu unterbrechen, ihm zu; als er geendet, blieb sie vor ihm stehen.

„Und der Konsens vom König?“ fragte sie.

„Den wird mir die Gräfin in wenigen Tagen schon verschaffen!“

„Ach, ich dachte es mir, Du hast ihn also noch nicht. — Wenn aber die Gräfin nicht Wort hält, so ist Deine Heirat ungiltig.“

„Sie wird Wort halten!“

„Wer verbürgt Dir das? Sie hat ihren Zweck erreicht, ihren Sohn von dem armen Mädchen, dessen Vater ein Fälscher und Betrüger war, zu trennen und einem andern anzubringen!“

„Mutter!“ rief Leonhard und sprang mit glühendem Gesicht von seinem Stuhl auf.

„Spreche ich nicht die Wahrheit? Frage Leben in Wien, ob Arthur von Sternberg nicht drei Jahre wegen fälschlichen Bankrotts im Gefängnis gefessen,“ rief Frau Katharina mit flammenden Blicken und fügte dann sich ein wenig abwendend leiser und zwischen den Zähnen hervorgehoben hinzu: „und vielleicht sagt man Dir dann auch, wie er nach Wien kam und seinen Dienst verlor!“

Leonhard senkte das Haupt auf die Brust und stützte die Hand auf den Tisch.

„Davon sagte die Gräfin mir nichts, sie sagte nur, Pragedes Vater sei ausgewandert und wahrscheinlich gestorben.“

„Sie verschwieg Dir wohlweislich, was Dich sehr wahrscheinlich zur Vernunft gebracht hätte, und dachte vielleicht, der mit dem Bürgerhause literate Name der Bitten könnte den Flecken besser vertragen, als der der Schweinitz.“

Leonhard trat mit dem Fuße den Boden. „Wären Sie nicht meine Mutter und auch einst eine Bitten, ich würde diese Beleidigung nicht ertragen!“

„Du nennst eine Wahrheit Beleidigung. Der Name Bitten ist nicht immer der beste gewesen. Ich war eine Bitten, aber ich wäre glücklich, hättest auch Du den Namen mit dem besseren der Heibeker vertauscht. Dann würde Dich Niemand gebraucht haben, sich von der Tochter dieses — dieses Fälschers zu entledigen.“

„Sie vergessen, Mutter, daß Pragedes mein Weib ist und daß ich sie liebe, trotz ihres Vaters Liebe; aber Alles liebe!“

Frau Katharina wies einen schnellen Blick auf ihren Sohn. „Die Liebe wird sich schon abklären, wenn sie so harte Proben zu bestehen hat, wie manche Deiner Passionen es schon gethan, und Dein Weib ist das Mädchen nicht, bevor Du den Konsens hast! Oder denkst Du sie vielleicht Deinem Oberst auch ohne diesen als Deine Frau zu präsentieren!“

„Nein, das kann ich natürlich nicht, aber da in wenigen Tagen —“

„Das laß uns abwarten,“ unterbrach ihn Frau Katharina scharf. „Ich bin so vertrauensvoll nicht wie Du und kann daher Deine Heirat nicht anerkennen, bis alles in Ordnung.“

„Nicht anerkennen? Pragedes ward mir angetraut.“
„So sagtest Du; trotzdem verlange ich von Dir, daß Du sie bis zum Empfang des Konsens nur als Deine Verlobte ansehest; und als solche können wir sie hier im Hause wie im Freundeskreise auch nur vorstellen. Bist Du so leichtsinnig gewesen, in diese heimliche Trauung zu willigen, so ist es nun Deine Pflicht gegen Dich selbst, Dir nicht alles zu verderben, indem Du sie veröffentlichest. Du weißt, wie solcher Ungehorsam bestraft wird!“

„Das weiß ich.“
„Gut, so wirst Du erkennen, daß ich nur für Dein Bestes besorgt bin.“

„Ja, aber ich hoffte, daß Sie selbst, daß unsere Familie Pragedes als mein Weib anerkennen würden.“

„Das können wir nicht, ehe die Welt es darf. Hättest Du mir eine Tochter ins Haus gebracht, die ich achten und wert halten könnte, würde ich Dir vieles nachgesehen haben — aber so — verlange das nicht!“

„Es ist grausam, ein unschuldiges Mädchen für die Sünde des Vaters zu verachten,“ rief Leonhard heftig.

„Die Sünden der Väter ruhen stets auf den Kindern,“ sagte Frau Katharina herb. „Und wunderbar wäre es, hätte dieses nichts von dem schlechten Charakter des Vaters geerbt.“

„Pragedes ist ein Engel, jedermann liebt sie. Und auch Sie müssen sie lieben, wenn Sie sie erst kennen!“

„Niemals, das Mädchen niemals!“ rief Frau Katharina so heftig und entschlossen, daß Leonhard sich tief verletzt abwandte.

„So werde ich sie doppelt und dreifach lieben,“ sagte er trotzig und ging zur Thür. „Sie wird mir alles ersetzen, auch die Liebe meiner Mutter, die ich wohl nie besaß!“

„Leonhard!“
Er blieb stehen, von ihrem fast wilden Ruf getroffen. Einen Augenblick standen sich Mutter und Sohn schweigend gegenüber und schauten sich an.

„Geh,“ sagte Frau Katharina, sich gewaltsam fassend, „geh nur und liebe die Fremde. Deine Mutter versteht Du doch nicht, kannst sie nicht verstehen.“

„Verzeihung meine Mutter,“ bat er und bog sich nieder, ihre Hand zu küssen.

Sie duldete es; dann wiederholte sie: „Geh, es ist gut!“

Leonhard kehrte zu seinem geschmähten Weibe zurück. In seinem Herzen war trotz seiner feurigen Verteidigung etwas wie ein Erkalten seiner Liebe gezogen. Als er sie aber dann vom Mondschein umflossen in betender Stellung vor sich sah, da war alles vergessen was er gehört, und mit derselben Liebe wie vorher schloß er sein liebliches Weib an sein Herz.

(Fortf. folgt.)

S. Raphaels hl. Cäcilia.

In Nr. 42 dieses Blattes haben wir bereits durch Mitteilung der erschöpfenden Beurteilung Wesselys die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das so eben durch die hiesige Kunsthandlung von Ed. Schulte zur Ausgabe gelangende Kunstblatt ersten Ranges: *Raphaels h. Cäcilia*, gestochen von Jos. Köhlsch ein, hingelenkt. Heute, am Vorabend des Namensfestes der Heiligen, möchten wir von einem andern Standpunkte aus ein erhöhtes Interesse an dieses vorzügliche Werk des Grabstichers erwecken. Wessely hat hauptsächlich den Köhlsch'schen Stich besprochen und nur andeutungsweise sagt er uns, nach Beschreibung des Bildes, daß dasselbe bei seiner Ankunft in Bologna den größten Enthusiasmus (u. A. auch bei dem hochberühmten Meister Francesco Francia) hervorgerufen. Ein bedeutender Kunstschritsteller des 18. Jahrhunderts, von dem Kurz in seiner Literaturgeschichte sagt: „Daß er die tiefe Begelung, die ihn für die Kunst erfüllt, in seinen Lesern zu erwecken weiß“; Wadenroder, hat uns die Schluß Episode aus dem Leben Francia's ausbehalten, worin das uns beschäftigende Bild Raphaels die Hauptrolle spielt. Gewiß wird Niemand ohne Mäßigung die mächtige Einwirkung des berühmten Meisterwerkes auf den alten bologneser Malerfürsten lesen.

Francesco Francia, ursprünglich Goldarbeiter, ist der Ahnherr und Stammvater der Schule, die sich in Bologna und der Lombardie bildete. Namentlich viele fürstliche Personen kamen nach Bologna und verläumten nicht ihr Bildnis von ihm zeichnen und nachher in Metall schneiden zu lassen. Schon vierzig Jahre alt entschloß er sich Maler zu werden und bald

gelang es ihm Werke des Pinsels hervorzubringen, welche ganz Bologna in Staunen setzten wie seine früheren Arbeiten in Gold und Silber.

Francesco lebte gerade unter der ersten Generation der edlen italienischen Künstler, welche um so größere und allgemeinere Achtung genossen, da sie auf den Trümmern der Barbarei ein ganz neues, glänzendes Reich stifteten. Und in der Lombardie war gerade Er der Stifter, und gleichsam der erste Fürst dieser neu gegründeten Herrschaft. Seine geschickte Hand vollendete eine unzählige Menge von herrlichen Gemälden, die nicht nur durch die ganze Lombardie (in welcher keine Stadt von sich nachsagen lassen wollte, daß sie nicht wenigstens eine Probe seiner Arbeit besaß) sondern auch in die andern Gegenden von Italien gingen, und allen Augen, die so glücklich waren, sie zu betrachten, seinen Ruhm laut verkündigten. Die italienischen Fürsten und Herzöge waren eifersüchtig, Silber von ihm zu besitzen; und von allen Seiten strömten ihm Lobspprüche zu. Reisende verpflanzten seinen Namen aller Orten, wo sie hingelangten, und der schmeichelhafte Wiederhall ihrer Neben tönte in sein Ohr zurück. Bologneser, die Rom besuchten, priesen ihren vaterländischen Künstler dem Raphael, und dieser, der auch Einiges von seinem Pinsel gesehen und bewundert hatte, bezeugte ihm in Briefen, mit der ihm eigenen saufen Benennung, seine Achtung und Zuneigung.

Die Schriftsteller der Zeit konnten sich nicht enthalten, sein Lob in alle ihre Werke einzusplechten, sie rächten die Augen der Nachwelt auf ihn, und erzählen mit wichtiger Miene, daß er wie ein Gott verehrt sei. Einer von ihnen sogar ist kühn genug, zu schreiben, daß Raphael auf den Anblick seiner Madonnen die Tränenheit, die ihm noch von der Schule von Perugia angeklebt, verlassen und einen größeren Stil angenommen habe.

Was konnten diese wiederholten Schläge anders für eine Wirkung auf das Gemüt unseres Francesco haben, als daß sein lebhafter Geist sich zu dem edelsten Künstlerstolz emporhob, und er einen himmlischen Genius in seinem Innern zu glauben anfing. Wo findet man jetzt diesen erhabenen Stolz? Vergessens sucht man ihn unter den Künstlern unserer Zeiten, welche wohl auf sich eitel, aber nicht stolz auf ihre Kunst sind.

Raphael war der Einzige, den er von allen ihm gleichzeitigen Malern allenfalls für einen Nebenbuhler gelten ließ. Er war indes nie so glücklich gewesen, ein Bild von seiner Hand zu sehen, denn er war in seinem Leben nie weit von Bologna gekommen. Doch hatte er nach vielen Beschreibungen sich in der Idee von der Manier des Raphael ein festes Bild gemacht und sich, besonders auch durch dessen bescheidenen und sehr gefälligen Ton gegen ihn in seinen Briefen fest überzeugt, daß er selber ihm in den meisten Stücken gleichkomme, und es in manchen wohl noch weiter gebracht habe. Seinem hohen Alter war es vorbehalten, mit seinen eigenen Augen ein Bild von Raphael zu sehen.

Ganz unerwartet empfing er einen Brief von ihm, worin jener ihm die Nachricht erteilte, er habe eben ein Altargemälde von der h. Cäcilia vollendet, welches für die Kirche des h. Johannes zu Bologna bestimmt sei; und dabei schrieb er, er werde das Stück an ihn, als seinen Freund, senden, und bat, daß er ihm den Gefallen erzeigen möchte, es auf seiner Stelle gehörig aufrichten zu lassen, auch, wenn es auf der Reise irgendwo beschädigt sei, oder er sonst im Bilde selbst irgend ein Versehen oder einen Fehler wahrnähme, überall als Freund zu bessern und nachzuheilen. Dieser Brief, worin ein Raphael demütig ihm den Pinsel in die Hände gab, setzte ihn außer sich selbst, und er konnte die Ankunft des Bildes nicht erwarten. Er wußte nicht, was ihm bevorstand!

Einst, als er von einem Ausgang nach Hause kam, eilten seine Schüler ihm entgegen und erzählten ihm mit großer Freude, das Bild sei indes angekommen, und sie hätten es in seinem Arbeitszimmer schon in das schönste Licht gestellt.

Aber wie soll ich der heutigen Welt die Empfindungen schildern, die der außerordentliche Mann beim Anblick dieses Bildes sein Inneres zerreißen fühlte! Es war ihm, wie einem sein mußte, der voll Entzücken seinen von Kindheit an von ihm entfernten Bruder umarmen wollte, und statt dessen auf einmal einen Engel des Lichts vor seinen Augen erblickte. Sein Inneres war durchbohrt; es war ihm, als säße er in voller Zerknirschung des Herzens vor einem höheren Wesen in die Kniee.

Vom Donner gerührt stand er da, und seine Schüler drängten sich um den alten Mann herum und hielten ihn, fragten

ihn, was ihn befallen habe? und wußten nicht, was sie denken sollten.

Er hatte sich etwas erholt und starrte immerfort das über alles göttliche Bild an. Wie war er auf einmal von seiner Höhe gefallen! Wie schwer mußte er die Sünde büßen, sich allzu vermessen bis in die Sterne erhoben und sich ehrfurchtlos über ihn, den unansehnlichen Raphael gesetzt zu haben. Er schlug sich vor seinen grauen Kopf, und weinte bittere, schmerzende Thränen, daß er sein Leben mit eitlen, ehrgeizigen Schweiß verbracht, und sich dabei nur immer thörichte Gedanken gemacht habe, und nun endlich dem Tode nahe, mit geöffneten Augen auf sein ganzes Leben als auf ein elendes unvollendetes Sühnwerk zurücksehen müsse. Er hob mit dem erhobenen Antlitz der h. Cäcilia auch seine Blicke empor, zeigte dem Himmel sein wundres, reuiges Herz, und betete gedehnt um Vergebung.

Er fühlte sich so schwach, daß seine Schüler ihn ins Bett bringen mußten. Beim Herausgehen aus dem Zimmer fielen ihm einige seiner Gemälde und besonders, seine sterbende Cäcilia, welche noch dort hing, in die Augen; und er verging fast vor Schmerz.

Von der Zeit an war sein Gemüt in beständiger Verwirrung und man bemerkte fast immer eine gewisse Abwesenheit bei ihm. Die Schwächen des Alters und die Ermattung des Geistes, welcher so lange in immer angestrebter Thätigkeit bei der Schöpfung von so tausendförmigen Gestalten gewesen war, traten hinzu, um das Haus seiner Seele von Grund aus zu erschüttern. Alle die unendlich mannigfaltigen Bildungen, die sich von jeher in seinem malerischen Sinne bewegt hatten, und in Farben und Linien auf der Leinwand zur Wirklichkeit übergegangen waren, fuhren jetzt, mit verzerrten Zügen, durch seine Seele, und waren die Plagegeister, die ihn in seiner Fieberhitze ängstigten. Er seine Schüler es sich versahen, fanden sie ihn tot im Bett liegen.

So ward dieser Mann erst dadurch recht groß, daß er sich so klein gegen den himmlischen Raphael fühlte. Auch sein Haupt hat der Genius der Kunst in den Augen der Engeweihten mit dem Strahlenkreise umgeben, der ihm, als einem echten Märtyrer des Kunstenthuziasmus gebührt.

St. C. Zweck und Ziele der am 1. Dezember d. J. bevorstehenden Volkszählung.

Endlich sind wir in Deutschland in den fünfjährigen Turnus der Volkszählung eingerückt. Zwar war schon im Jahre 1870 für die Staaten des Norddeutschen Bundes eine von fünf zu fünf Jahren wiederkehrende Ermittlung der Volkszahl in Aussicht genommen; allein der Krieg mit Frankreich verhinderte die Zählung in diesem Jahre und machte ihre Verschiebung notwendig. Der bereits im Februar 1871 erfolgte glückliche Ausgang des Krieges gestattete, daß die Zählung am 1. Dezember 1872 nunmehr im ganzen Deutschen Reich nach übereinstimmenden Grundsätzen bewerkstelligt werden konnte. 1875 ward von Neuem das Volk desselben gezählt; zwischen dieser Aufnahme und der vorangehenden lag jedoch nur ein Zwischenraum von 4 Jahren; erst die Zählung im Jahre 1880 erfolgt nach einem Verlauf von fünf Jahren, und hoffentlich tritt Dem nun kein Hindernis mehr entgegen, daß am Schlusse jedes Jahrzehnts eine solche stattfindet.

Man könnte sagen, daß die Zählungsintervalle von fünf Jahren gegen die im Zollverein seit 1834 üblich gewesene dreijährige ein Rückschritt sei. Allein das ist doch nicht der Fall. Die Zollvereins-Zählungen hatten einen rein fiskalischen Zweck, und zwar den der richtigen Verteilung der Einkünfte des Zollvereins auf die Staaten desselben nach Maßgabe ihrer sogenannten Zollabrechnungs-Bevölkerung; sie setzten damit leicht in Verbindung zu bringende anthropologische und staatsökonomische Ermittlungen ganz bei Seite. Wenn solche gleichwohl in einzelnen Vereinststaaten vorgenommen wurden, so geschah dies lediglich auf deren Veranlassung und zu deren Interesse. Dagegen verfolgen die Zählungen im Deutschen Reich neben ähnlichen fiskalischen Zwecken, wie jene des Zollvereins, auch noch wichtige staatsrechtliche. Die Ergebnisse der Volkszählungen sind die Grundlage für die Bemessung der Matrikularbeiträge, für die Ersatzanshebung, für die Bildung der Reichstags-Wahlkreise u. s. w. Der größere Umfang der Zählung und der Mehraufwand von Zeit zur Aufbereitung der Zählpapiere macht daher auch eine län-

gere Pause zwischen den einzelnen Aufnahmen zur Notwendigkeit.

Die heutige Ausübung der Statistik gestattet in Staaten mit Bevölkerungen von guter Schulbildung, die Volkszählung in allen Wohnplätzen an einem bestimmten Tage, ja zu einer bestimmten Stunde auszuführen, so daß Doppelzählungen und Zählücken nur in verschwindend kleinen Mengen vorkommen können. Das ist sicher ein sehr großer Fortschritt. Allein, mag die Kenntnis der bloßen Zahl der Menschen für viele Zwecke genügen, so ist sie doch nur ein Minimum dessen, was man von den Bewohnern eines Staates wissen muß. Der Mensch lebt, wo er auch sei, gleichzeitig ein physisches und geistiges, ein sittliches und religiöses, ein wirtschaftliches oder soziales und hierdurch wieder ein politisches Leben. Die Zahl weist nur die Existenz der Menschen oder Bewohner nach; sie sagt aber Nichts aus über deren Beschaffenheit. Zwischen Menschen und Menschen ist jedoch ein gewaltiger Unterschied, Geschlecht, Alter, Familienstand, Religion, Nationalität, Beruf, Amt, soziale Stellung, Gewerbefähigkeit u. s. w. bedingen so viel Mannigfaltigkeiten, daß ohne ihre Kenntnis die der Zahl der Menschen oder Bewohner allein unter Umständen bis zur Bedeutungslosigkeit herabsinken kann.

Dank den Bemühungen der internationalen statistischen Kongresse sind die Volkszählungen, in Verbindung mit den Aufnahmen über die Bewegung der Bevölkerung, wegen ihrer Erstreckung über alle Schichten derselben, nachgerade eines der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Mittel zur Messung des Volkswohlstandes geworden.

Und so ist denn jedem Familienhaupte durch die kleinen, ihm von den Zählern zur Ausfüllung übergebenen Zählkarten das Mittel dargeboten, an seinem Teile nach Kräften dazu beizutragen, daß jene Messungen so genau wie möglich ausfallen. Es braucht die darin gestellten Fragen für sich und die Seiten nur richtig und der Anleitung gemäß zu beantworten.

Durch Belehrung der Bevölkerung in der Presse, durch Hinweis auf die Wichtigkeit der Volkszählung in der Schule, in Gemeindeversammlungen u. s. w. kann zu dem guten Gelingen der bevorstehenden Aufnahme viel beigetragen werden. Auch das königliche statistische Bureau hat das Seine hierzu gethan, indem es einen sehr großen Teil der Vorbereitungsarbeiten auf seine Schultern nahm. Ein größerer Teil von Arbeiten steht ihm freilich bei der Gewinnung der Zählergebnisse noch bevor; es wird keine Mühe scheuen, so rasch und so gut wie möglich zu dem Endresultate vorzubringen und dasselbe zu verkünden. Möge nur dieses durch harmonisches Zusammenwirken der Behörden, der Zählkommissionen, der Zähler und namentlich auch der Bewohner zu erzielende Resultat den unansehnlichen Nachweis erbringen, daß das deutsche und, darin eingeschlossen, das preussische Volk in der Zeit von 1875 bis 1880 nicht bloß an Zahl zugenommen, sondern auch an seinem Wohlstande keine Einbuße erlitten habe.

Vermischtes.

* *Kuriosa.* Albertus Magnus teilt in seinem Werke de animalibus mit, daß er in Köln eine Frau gesehen habe, welche 30 Tage und einmal 20 Tage ohne Speise geblieben sei. Auch habe er einen Melancholiker gesehen, welcher bewacht und eingeschlossen sieben Wochen hindurch keine Speise und nur täglich oder alle zwei Tage etwas laues, frisches Wasser zu sich genommen habe; er selbst habe die Abschließung des Mannes genau überwacht und von wahrheitsliebenden Leuten über ihn gekostet, daß er sich oft vier oder fünf Wochen hindurch der Nahrung enthalten habe. Aehnliches berichtet Albertus in seiner summa de creaturis, pars II von einer Frau in Padua. Diese Mitteilungen sind in unserer Zeit namentlich deshalb interessant, weil das ähnliche Vorkommen bei dem Amerikaner Dr. Tanner so viel Aufsehen erregt hat. An einer anderen Stelle seines Werkes de animalibus teilt Albertus mit, er habe zu Köln ein neunjähriges Mädchen gesehen, welches noch nicht die Größe eines einjährigen Kindes gehabt habe. In demselben Werke erzählt er, ihm und vielen Andern sei zu Köln ein dreijähriges Mädchen vorgeführt worden, welches, sobald seine Mutter es losgelassen habe, alle Ecken im Zimmer nach Spinnen abgesehen und dieselben, groß und klein, verzehrt habe. Das Kind habe die Spinnen jeder andern Speise vorgezogen, auch seien ihm dieselben gut bekommen.

* Grabchrift eines Journalisten:

Wer dem Publikum dient, ist ein armes Tier;
Er quält sich ab, Niemand dankt ihm dafür.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt
Belletristische Beilage
zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

Nr 48.

Sonntag, den 28. November.

1880.

△ Advent.

„Thaue Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet Ihu herab! Es öffne sich die Erde und sprosse hervor den Heiland!“ Das war der Ruf der Sehnsucht nach dem verlorenen Glücke, des Verlangens nach einem Befreier von dem Glende, wie es seit dem Sündenfalle auf dem Menschengeschlechte lastete. Wie hätte sich auch der für eine ungetrübte Seligkeit erschaffene Mensch mit seinem Herzen, welches immer unruhig bleibt, bis es in Gott ruht, glücklich fühlen können auf der Erde, welche seiner wegen von Gott verflucht war, von welcher er mit vieler Arbeit essen sollte alle Tage seines Lebens, welche ihm Dornen und Disteln tragen würde? Wie hätte er froh sein können mit dem Schuldbewußtsein, welches ihn niederdrückte, im Gefühle der Ohnmacht, welches nur zu deutlich es ihm sagte, daß er aus eigenen Kräften sich nicht zu erheben vermöchte? Dennoch waren die Menschen in ihrem selbstverschuldeten Glende nicht ohne Hoffnung; Gott selber hatte bald nach dem Sündenfalle diese in ihnen erweckt. Während seine allwissende Gerechtigkeit es erkannte, daß ihr Vergehen, so groß auch der darin zu Tage getretene Ungehorsam, der Mangel an Glaube und Vertrauen, an Liebe und Hingebung war, dennoch die Möglichkeit einer Rettung nicht ausschloß, daß sie demnach vor dem Schicksal der gefallenen Engel, deren durchaus vollendete Sünde sie mit Notwendigkeit für immer von der Anschauung Gottes ausschloß, bewahrt bleiben könnten, drängte ihn seine Barmherzigkeit, diese Möglichkeit zur Wirklichkeit werden zu lassen. Daher die erste frohe Botschaft im Paradiese, wo die Menschen aus der über die Schlange verhängten Strafe erkannten, daß der Sieg des Teufels kein endgültiger sein, daß vielmehr eine Zeit kommen werde, wo er die bereits für sich gehaltene Herrschaft über die Menschen verlieren und selber seine Macht gebrochen sehen würde.

Sollte aber der damals zuerst verheißene Erlöser bei seiner Erscheinung erfolgreich wirken, dann mußte in langer Zeitfolge die Menschheit auf seine Ankunft vorbereitet werden. Diese Vorbereitung auf den Messias, durch die ganze Zeit des alten Bundes, 4000 Jahre lang, sich hinziehend, war der Advent der vorchristlichen Welt, die Zeit der Hoffnung und des Harrens auf Rettung, die Zeit der Sehnsucht und des Verlangens nach dem Heilande, zugleich aber auch die Zeit, in welcher die Menschen sich selber rüsten mußten auf die Erscheinung des himmlischen Helfers, bei dessen Ankauf nichts vorhanden sein durfte, was seiner Wirksamkeit hindernd entgegengetreten wäre, Alles sich finden sollte, was ein göttlicher Erlöser zu erwarten berechtigt war. In diesen Tagen sollte es den Menschen so recht zum Bewußtsein kommen, in welcher furchtbaren Not sie durch den Abfall von Gott geraten seien, wie bitter und böse es ist, den Herrn zu beleidigen, wie nur da, wo wahre Bußgesinnung Platz gegriffen hat, das Heil Gottes seine Wirkung zu üben vermag. Darauf hin zielten die Führung des auserwählten Volkes durch Gott, die strenge Zucht, in welche er es nahm, die mannigfachen Demüthigungen, die über

daselbe hereinbrachten, so oft es in Stolz oder Heppigkeit seines himmlischen Königs vergessen hatte; darauf war gerichtet die Belehrung in ordentlicher Weise durch das Gesetz und die Diener des Gesetzes, die Priester, in außerordentlicher Weise durch die Propheten, die immer wieder erinnern mußten an den, welcher einst Israel von allen seinen Sünden erlösen würde, mahnen sollten an die Bedingungen, unter denen allein die Erlösung sich vollziehen konnte. Durch diese Thätigkeit Gottes für die Israeliten, sein Volk, wurde bei diesen das Schuldbewußtsein geweckt und lebendig erhalten. Die mannigfachen Gesetzesvorschriften zeigten ihnen ihre vielen Vergehen, die Strafen für die Sünden, wie das Gesetz sie aussprach, erinnerten an ein stets gegenwärtiges Gericht Gottes, die anhaltende Betrachtung dieses Gesetzes förderte Selbsterkenntnis und damit Reue und Bußgesinnung. Ich erkannte, sagt der Völkerapostel, indem er sich auf den Standpunkt der israelitischen Welt stellt, ich erkannte die Sünde nur durch das Gesetz; denn ich hätte nichts von der Lust gewußt, wenn das Gesetz nicht sagte: Du sollst nicht gelüsten! Mit dem Gesetze gingen Hand in Hand die mannigfachen Opfer, welche auf Gottes Geheiß alle insgesamt wie jedes einz. Iue für sich auf den Erlöser und seine künftige Opferthätigkeit hinwiesen. So waren die Feste und Neumonde und Sabbathe ein Schatten dessen, was zukünftig war; der Leib dieses Schattens aber ist Christus. Zur Vorbedeutung seiner Zukunft war nach der Bemerkung des hl. Augustinus sein Volk bestimmt, damit dessen ganzes öffentliches Leben eine Verkündigung jenes zukünftigen Königs wäre, der aus allen Völkern ein himmlisches Reich bilden sollte.

Wird aber nicht bloß für das Volk Gottes im engern Sinne, für die Nachkommen Abrahams, die Rettung stattfinden sollte, darum mußte auch der andere Teil der Menschheit, das Heidentum, seinen Advent haben, auch die Heiden sollten vorbereitet werden und sich selber vorbereiten auf den Erlöser. Wägen wir auf das, was Gott in Bezug auf sie gethan hat, so werden wir finden, daß er in mannigfacher Weise für sie gesorgt hat. Allerdings waren sie vom rechten Wege vollends abgewichen, hatten die Erkenntnis des wahren Gottes verworfen, in Götzendienst versunken beteten sie die Gesirne des Holzes, Bildes aus Holz oder Metall, Werke ihrer Hände, als Götter an, opferten ihnen in oft gräuelvollem Dienste. Nichts desto weniger hörten sie, dafür sorgte Gott, und mußten sie von Zeit zu Zeit hören die Stimme des Gewissens in ihrem Innern. Sie, die ein Gesetz nicht haben, erklärt der Apostel in Bezug auf die Heiden den Christen zu Rom, sind sich selbst Gesetz und zeigen, daß das Werk des Gesetzes in ihre Herzen geschrieben sei, indem ihr Gewissen ihnen davon Zeugnis gibt, und die Gedanken sich unter einander anklagen oder loßsprechen. Dieses Gewissen machte es jedem Heiden, der es rechtlich mit sich meinte und in reiner Absicht seine Pflicht zu erfüllen suchte, deutlich, welche gewaltiger Zwiespalt in seinem Innern sich fand, ein anderes Gesetz in seinen Gliedern, welches dem Gesetze seines Geistes widerspricht, und indem er an sich erfuhr,

was der Apostel vom gefallen Menschen überhaupt sagt, daß er nämlich nicht das Gute, was er wollte, that, vielmehr das Böse ausführte, daß er nicht wollte, wurde er von seiner eigenen Schwäche und Ohnmacht überzogen, und hilflos richtete er seinen Blick nach Oben, von einem höheren Wesen Heil und Rettung erwartend. Waren aber mitunter die Heiden so sehr Sklaven der Sünde geworden, daß sie, in das Irdische vollends versunken und im Wohlleben ihre Tage verbringend keiner Hilfe von Oben zu bedürfen wähnten, dann hat Gott sie aufgeschreckt durch fürchtbare Strafgerichte, welche, wie bei der Sündflut, die ganze Erde, wie beim Brand von Sodom und Gomorra, einzelne Städte und Länderstriche verheerend trafen; mit Krieg und Hungersnot, mit Seuchen und ansteckenden Krankheiten hat er sie heimgesucht, so daß sie, vom Elende gebeugt, eine höhere Hand nicht länger verkennen konnten.

Mit der Einsicht in ihr Unvermögen verband sich dann naturgemäß das Verlangen, die Freundschaft dessen sich zu sichern, welcher ihnen zu nenn gegenüberstand; außerordentliche von Gott unter ihnen erweckte oder zu ihnen gesandte Männer, ein Job, Balaam, Jonas, Daniel lenkten die Aufmerksamkeit von den vermeintlichen Göttern ab auf den wahren Gott, gaben damit der Sehnsucht der heidnischen Welt die rechte Richtung. Dazu kam, daß die im Laufe der Zeiten aus ihrer Heimat weggeführten und unter die heidnischen Völker verpflanzten Israeliten die harte Entbehrung ihres Heiligthums und der Propheten, welche ihnen Gottes Wort verkündeten, erträglich zu machen und wenigstens einigermaßen zu ersetzen suchten durch Errichtung von Bethäusern (Synagogen), in denen sie mit Lesen der heiligen Schriften und mit Gebet ihre Sabbathfeier hielten, und diese Synagogen verbreiteten sich mit den Juden über einen großen Theil der damaligen heidnischen Welt, so daß der Apostel Jakobus auf dem Apostelkonzil zu Jerusalem sagen konnte: Moses hat von alten Zeiten her in allen Städten Solche, die ihn predigen in den Synagogen, wo er jeden Sabbath gelesen wird.

Auf diesem Wege nun gelangten die von Gott zunächst den Juden geoffenbarten Wahrheiten auch zur Kenntniss der Heiden und bereiteten sie auf den Erlöser vor, weckten in ihnen wie das Verlangen nach ihm, so das Vertrauen auf ihn und ermühten den Advent der Heidenwelt. Bei beiden Klassen der Menschheit aber, bei den Juden wie bei den Heiden, mußte da, wo der Glaube an die Verheißungen Gottes Wurzel geschlagen hatte, das Verlangen nach dem himmlischen Retter möglichst groß, die Bußgesinnung recht tief werden, weil nach Gottes Zulassung und Fügung gerade damals, als die Zeiten sich erfüllten, die Erlösungsbedürftigkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte. Nicht nur, daß das soziale Elend ganz entseßlich geworden, daß Millionen im Joche einer schmähtlichen Sklaverei schmachteten, Freiheit und Selbstständigkeit nur noch bloße Namen für die Völker zu sein schienen, war auch ein großer Theil der Menschen sittlich in einer grauen-erregenden Weise verkommen, und wir begreifen, wie besonnene Heiden es erkannten, daß nur ein Gott Rettung zu bringen im Stande sei. Israel gedachte damals besonders der herrlichen Verheißungen seines Gottes. Wie mancher wahre Israelit, in dem kein Falsch war, mag damals von ähnlichen Gefühlen erfüllt gewesen sein, wie sie jetzt noch in den Adventsgebeten der Kirche ihren Ausdruck finden. Wie mag er vertrauensvoll gefleht haben: Zeige uns dein Antlitz, o Herr, und wir werden gerettet sein. Siehe, der Herr wird mit großer Macht kommen. In seiner Hand ist das Reich, die Gewalt und die Herrschaft. Jerusalem, höre auf zu weinen, denn der Herr hat sich deiner erbarmt, und er wird jede Trübsal von dir nehmen. Frieden wird der Erlöser unter die Völker sprechen, und seine Macht wird von einem Meere zum andern reichen. All unsere Ungerechtigkeiten wird er aufheben und in die Tiefe des Meeres versenken. Send, o Herr, das Lamm, den Herrscher der Erde, vom Felsen der Wüste auf den Berg der Tochter Zion! Der Herr, unser Befehlgeber, der Herr, unser König, er selbst wird kommen und uns erretten. Der da kommen soll, wird kommen und nicht zögern; schon ist keine Furcht mehr in unsern Grenzen. Hervorprossen wird das Reis aus der Wurzel Jesse, die ganze Erde mit der Herrlichkeit Gottes erfüllt sein, und alles Fleisch das Heil Gottes schauen. Siehe, schon kommt die Fülle der Zeit, in welcher Gott seinen Sohn der Erde sendet. O Emmanuel, unser König und Befehlgeber, du Erwartung der Völker, du Heiland der Welt, komm' uns zu befreien, du Herr unser Gott!

Indem wir aber dessen gedenken, was in der vorchristlichen Zeit seitens Gottes wie seitens der Menschen geschah, um die Ankunft (Advent) des Erlösers würdig zu feiern, erkennen wir leicht, daß auch wir, weil wir die vier Wochen unseres Advents als Vorbereitungszeit auf das h. Weihnachtsfest betrachten und benutzen sollen, nicht müßig bleiben dürfen, wenn anders die Ankunft des Erlösers für uns fruchtbar sein soll. Denn wenn auch die Menschwerdung des Sohnes Gottes vor fast 1900 Jahren bereits sich vollzogen hat, so soll er doch immer wieder von Neuem in unserm Innern Einkehr nehmen, dort gleichsam von neuem geboren werden, um dann mit dem Nihtum seiner Gnaden uns zu beglücken. Wann aber wird diese Geburt des Heilandes in uns mehr sich vollziehen müssen, als am h. Weihnachtsfest? Wann unsere Vorbereitung auf dieselbe eifriger stattfinden haben, als im Advent? Daher gleich am ersten Advents-Sonntage die Aufforderung der Kirche zu dieser Thätigkeit in der Epistel der h. Messe: „Ihr erkennt die Zeit, daß die Stunde schon da ist, wo wir vom Schlafe erwachen sollen; denn jetzt ist unser Heil näher, als da wir gläubig wurden. Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber hat sich genahet. Lasset uns also ablegen die Werke der Finsternis und anziehen die Waffen des Lichtes. Wie am Tage lasset uns ehrbar wandeln, nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und in Unzucht, nicht in Zank und Neid, sondern ziehet den Herrn Jesus Christus an.“ Ja! Wir erkennen die Zeit, daß die Stunde da ist, vom Schlafe aufzuwachen. So oft haben wir die herrlichen Feste der Kirche gefeiert, haben aus dem Quell der Gnaden getrunken, so daß wir fast vollkommen, daß wir dem Heile näher sein müßten, als zu der Zeit, wo wir gläubig wurden. Leider müssen wir zu unserer Beschämung es gestehen, daß der Nutzen, den wir aus der Mahnung der Kirche gezogen haben, durch unsere Schuld so gar groß nicht ist, daß wir velleicht wieder zurückgefallen sind in den Schlaf und damit in die Nacht. Das aber darf nicht so bleiben! Stomal werden wir doch entschleden sein müssen! Darum sollen wir vom Schlafe aufstehen, sollen ablegen die Werke der Finsternis. Wir wissen es nur zu gut, daß keine Gemeinschaft sein kann zwischen dem Lichte, welches zu Weihnachten uns erleuchten soll, und zwischen der Finsternis, welche in Folge der Sünde unsere Seele einhüllt. Wir können es uns ferner nicht verhehlen, daß die Eigenschaften des Erlösers auch bei seinen Erlösten sich finden sollen, und darum wird es unsere Aufgabe sein, in der Adventszeit das anzukümmern, was mit ihnen im Widerspruch steht. Er ist so arm und barmherzig, daher fort mit unserer Ueppigkeit, mit unsern Schmausereien und Trinkgelagen! Er ist der Sohn der reinsten und keuschesten Jungfrau, daher fort mit aller Unreinigkeit! Er ist der demütige und sanftmütige Friedensfürst, daher fort mit unserem Zank und Neid! Wollten wir zögern, in solcher Weise Advent zu halten, wir würden fürwahr eine große Misshandlung gegen den Erlöser an den Tag legen. Oder verlangt es nicht Sitte und Gebrauch bei den Völkern der Erde, daß überall da, wo ihr König und Gebieter sich ihnen naht, sie sich rüsten auf seine Erscheinung, alles besitzend, was ihn füttern, alles herbeischaffen, was ihn erfreuen wird? Nun siehe, lieber Leser, es ist dein höchster König, der bald zu dir kommt. Was er nicht duldet, du weizt es, es sind deine Sünden, wegen derer er am Kreuze geblutet hat; was er bei dir zu finden verlangt, es ist ein zerknirshtes und reumütiges Herz. Indem du aber ihn, den Heiland, anziehst, utmilst du ihn mit allem, was er hat, mit seinen Gnaden und mit seinem Kreuz; und während jene dich erleuchten und stärken, wirfst du dieses freudig umfassen, wirfst als Vorbereitung auf die glückselige Geburt des Herrn dein Kreuz tragen durch Ergebung deines Willens in seinen heiligen Willen, durch Standhaftigkeit und Geduld in Beschwerden und Leiden, durch das fromme und andächtige Gebet: Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst! Wenn wir, lieber Leser, du und ich, in dieser Weise die Adventszeit zubringen, innerhalb derselben in Bußgesinnung dem Herrn nahen, um in seinem h. Sakramente Vergebung all unserer Schuld zu finden, dann wird unser Weihnachtsfest ganz sicher ein glückliches sein. „Ihr wisset, daß der Herr kommen wird, bald werdet ihr seine Herrlichkeit schauen. Heiliget euch und seid vorbereitet, denn bald werdet ihr die Majestät Gottes unter euch sehen. Die Ungerechtigkeit der Erde wird gestilgt und der Weltheiland über euch herrschen. Das traute Gott!

Die rechte Sühne.

Novelle von Jenny Bach.

(Fortsetzung.)

II.

„Die Herren sind eben heraufgekommen, Madam!“ Charlotte erschrak bei dieser Meldung des Jonas; sie warf eilig ein Blatt Papier, das sie in der Hand gehalten, in einen offenen Kasten und klappte den Deckel zu.

„Ich komme sogleich, laß Er nur anrichten!“ rief sie, und Jonas verschwand mit schneller Schwenkung des Kopfes. Frau Charlotte trat vor den Spiegel, ihren eben vollendeten Mittaganzug zu prüfen; aber das seine Wollkleid mit Spitzen und Schleppe war in ebenso tadelloser Ordnung, wie das blonde, hochgesteckte Haar, und doch fuhr ihr Blick so prüfend über Gestalt und Anblick ihres Spiegelbildes! „Mein Gesicht ist schmaler und blasser, meine Backen und Kinn nicht so rund und ohne Grübchen; Nase und Mund größer und markierter als die ihren; aber Augen und Stirn, nun ich meine, die verraten doch etwas mehr Geist als ihr verschüchterter Taubenblick, mit dem sie stets dreinsieht. Ich kann es wohl wagen, mich mit ihr zu messen, und wenn Philipp wirklich diese Braxedes gemeint,“ — sie zog die eben gelobte, hohe, schmale Stirn in finstre Falten, ihre Hand ballte sich und ungeduldig trat ihr schlanker, feiner Fuß den Boden. „O, es ist abscheulich, schändlich! dieser kalte, ruhige Philipp! wenn es mir um dies Püppchen nicht gelang, ihn zu erwärmen, mir, die ich seit Kinderjahren nur Gedanken für ihn hatte . . . ich werde es heute noch sehen! Aber ich will alles ertragen, ehe ich auch nur um ein Krümchen bettele, ich habe den Stolz einer echten Heidecker.“

Sie wandte sich hastig ab und trat hinaus. Auf dem Gange begegnete ihr Leonhard mit Braxedes; er wollte seiner Frau gerade die Thür des Speisewimmers öffnen, sie voran zu lassen, als aber Braxedes Charlotte gewahrte, trat sie sogleich zurück und ließ dieser den Vortritt, was Charlotte ohne weiteres annahm. Leonhards Stirn verfinsterte sich sichtlich, und sein Gruß an das versammelte Komptoirpersonal war noch gemessener als gewöhnlich; schweigend ging er zum Fenster hinüber. Braxedes sah ängstlich zu ihm auf. Wo war der klare, vertrauensvolle Blick geblieben, mit dem sie in den ersten Tagen in sein Auge geschaut? Hatten zwei kurze Wochen das schon geändert? Sie wußte es wohl, es war um ihretwillen, daß Leonhard oft verstimmt und gereizt war. Er trug es so schwer, daß sie nur als seine Verlobte angesehen und Fräulein Braxedes von Sternberg im Hause genannt wurde. War es ihr selbst doch ein harter Schlag gewesen, als sie den Willen Frau Katharinas erfahren. Dazu wurde seine Geduld durch die Verzögerung des Konfesses auf eine harte Probe gesetzt, und die sichtsliche Ungnade seines Obersten, die abstoßende Kälte der Mutter und Charlottens, das alles waren Dinge, welche sein leicht erregbares Temperament nur widerwillig ertrug. Gab es auch Stunden, in denen er Braxedes seine ganze zärtliche Liebe, die ganze Tiefe seiner Empfindung für sie offenbarte, so hatten doch selbst diese Augenblicke des Glücks nicht mehr die Süßigkeit der ersten Tage, wo sie sich ihm vertrauensvoll hingegeben, nachdem sie einmal vor seiner Leidenschaftlichkeit zurückgeschreckt, nachdem sie sich einmal vor seinem Stirnrunzeln, vor seinen raschen, mißgestimmten Antworten fürchten gelernt hatte. Diese Zartheit ihrer Empfindung, diese fast krankhafte Furcht vor jeder rauhen Berührung von der Hand derer, die sie liebte, machte alles nur noch schlimmer, und auch heute ward die Wolke auf Leonhards Stirn dichter, als er den ängstlich scheuen Blick auffing, mit dem sie zu ihm aufschah. Es war ihm wie ein Vorwurf seiner Mißstimmung; und daß sie sich vor ihm fürchten konnte, verletzte ihn tief und machte seine Reizbarkeit ärger. Braxedes trat still an ihren Platz; in demselben Augenblick kam Frau Katharina herein. Sie grüßte voll Würde nach allen Seiten, sprach dann mit voller, klarer Stimme das Tischgebet, das damals noch in keinem guten Hause fehlte, und alle setzten sich nieder, das einfache, kräftige Mahl, das Jonas in großen Schüsseln aufsetzte, zu verzehren. Es waren fast zwanzig Herren, welche täglich zweimal hier mit der Familie aßen, vom ersten Prokuristen bis zum Lehrling und Aufseher über die Auflader hinunter; oft kamen auch noch ein paar Steuerleute und Kapitäne der Frachtschiffe hinzu und es war für Frau Katharina keine leichte Aufgabe, den großen Haushalt in Ordnung zu halten. Alle unverheirateten Herren hatten ihre Wohnung auch bei ihr im oberen Stock, oder dem mit beiden Etagen durch eine offene Gallerie verbundenen Hinterhause, in welchem in einer riesigen Stube, mit dem für die Arbeiter bestimmten Speiseraum, die

Schaffnerin mit einer ganzen Schar Mägde ihr Regiment hielt. Bei Tische waren die Herren ganz nach ihrem Dienstalter geordnet, wer hinzu kam, jung oder alt, hoch oder gering, setzte sich unten und rückte allmählich weiter zu der Familie, welche mit etwaigen Gästen oben an saß.

So kam es, daß Braxedes, der ein Platz Leonhard gegenüber angewiesen ward, neben dem ältesten Buchhalter saß, welcher schwerhörig war und ihr daher noch weniger Unterhaltung zu bieten vermochte als ihr Gegenüber, der Prokurist, ein gewandter, lebhafter Mann, den Frau Katharina und Charlotte ganz in Anspruch zu nehmen pflegten. An Braxedes rechter Seite stand Philipp Heideckers leerer Stuhl wie eine Scheidewand zwischen ihr und Charlotte, diese und Leonhard waren Frau Katharinas Nachbarn. So war es denn begreiflich, daß Braxedes sich stets sehr still verhielt und diese täglichen Mahlzeiten ihr nicht die angenehmsten Stunden des Tages waren. Wie oft war in der ersten Zeit ihr Blick sehnsüchtig und hilflos zu Leonhard hinübergeflogen, welchen sie oft, da er von Tagesanbruch bis Mittag im Dienst war, kaum gesehen hatte und dem sie auch nichts sagen konnte. Aber sie hatte gelernt, ihre Blicke zu beherrschen, denn Frau Katharinas scharfes Auge bemerkte alles, und sie konnte gewiß sein, wenn sie sich einmal derart vergessen, am Abend wo sie mit den beiden Damen im Wohnzimmer sitzen mußte, scharfe Worte über die Unzartheit und dreiste, unziemliche Art der jetzigen Jugend zu hören, welche sich nicht einmal über Tisch zu genießen gelernt habe. Waren ihr die Stunden der Mahlzeit schwer — wo sie sich doch wenigstens Leonhards Nähe bewußt sein durfte, nach dem einsamen Morgen in ihrem Zimmer — so waren aber jene Abendstunden, in denen er sie meistens mit den beiden Damen, deren Kälte eher wuchs als abnahm, allein ließ, noch schwerer.

Für Charlotte war sie so gut wie nicht da und Frau Katharina ließ es an scharfen Bemerkungen über Ländeleien, Zeitvergeuden mit unnützen Arbeiten, wenn sie ihre Stiderei mitbrachte, an Spott über die Art, wie sie praktische Arbeiten anfaßte, wenn sie diese versuchte, oder an Anspielungen über ihr Betragen, ihre Verwöhnung und dergleichen niemals fehlen; und wohl hundertmal am Abend flog Braxedes Blick nach der Wanduhr hinüber, ob nicht bald die Stunde der Erlösung schläge, wo Leonhards Schritt im Vorzimmer erkündete und die Damen sich zum Zurückziehen erhoben. Schweigen, stumm alles hinnehmen war das einzige Mittel, die oft aufsteigenden Thränen, die Leonhard niemals sehen sollte, niederzukämpfen, und so saß sie denn auch heute still mit niedergeschlagenen Augen und hörte kaum was gesprochen wurde, bis Frau Katharinas lauter gesprochene Worte in ihr Ohr klangen: „Ich kann all den Herren mitteilen, daß mein Sohn Philipp Heidecker mir seine Rückkehr von Berlin auf heute angekündigt hat.“

Ein leises „A—ah!“ tönte von allen Lippen, und alle Gesichter belebten sich wie durch einen Zauber. Auch Leonhard blickte freudig überrascht empor und fragte hastig: „Schreibt er auch, daß er meinen Brief erhalten?“

„Ja, er werde dir nun mündlich darauf antworten!“

„Darf ich das günstig deuten?“

„Wie kann ich das wissen,“ erwiderte Frau Katharina ungeduldig und winkte mit der Hand, anzudeuten, daß er jetzt besser hiervon schwiege.

Leonhard sah sehr aufgeregt aus; seine Augen suchte Braxedes in der Hoffnung, dort mehr Teilnahme zu finden, diese aber sah schon wieder, nach kurzem Ausblick bei der Neuigkeit, die alle so sichtlich erfreute, auf ihren Teller. Sie schrak ordentlich zusammen, als plötzlich klar und bestimmt die Frage aus Frau Charlottens Munde erklang: Fräulein Braxedes, kennen Sie Herrn Philipp Heidecker?

„Nein,“ entgegnete sie mit tiefem Erröten; sie war es ja gar nicht gewohnt, angeredet zu werden. „Nein, woher sollte ich Ihren Gemahl kennen?“

Nun, Philipp ist viel in der Welt herumgekommen, und da wäre es so unmöglich nicht.“

Nein, ich hörte den Namen Heidecker niemals, bis ich hierher kam.“

„Das wundert mich, er ist doch bekannt genug!“

„Junge Fräulein bekümmern sich nicht um die Namen von Handlungshäusern, Charlotte,“ sagte Frau Katharina und gab dem Gespräch eine andere Wendung, bis man sich erhob.

Die Herren gingen wieder hinunter an die Arbeit, Leonhard in sein Zimmer, sich zum Nachmittagsdienst in der Kaserne anzukleiden, Frau Katharina, die stets sehr früh am Plaze war, pflegte ein wenig zu ruhen, und Charlotte räumte das ihr von Jonas zugetragene Leinwand und Geschirr wieder in die großen

Schränke. Praxedes hatte ihr ein paarmal bei diesem Geschäft ihre Hilfe angeboten; aber bei ihr, ebenso wie bei Frau Katharina in gleichen Dingen, eine so kalte Ablehnung erfahren, daß sie sich gemühen mußte, in diesem großen, geregelten Haushalt die Stellung eines überflüssigen, außer dem Getriebe stehenden Rades anzunehmen. Sie hätte sich so gern nützlich gemacht und dabei um ein wenig Liebe geworben, aber dazu ward ihr gesiffentlich jede Gelegenheit genommen. Sie schob ihren Stuhl an das Fenster, zog ein Buch aus der Tasche und blickte träumend darüber fort auf die Straße, wo eben von den Heidecker- schen Leuten ein Wagen bepackt wurde. Sie wartete hier gewöhnlich, bis sie Leonhard wieder aus seinem Zimmer kommen hörte, dann ging sie ihm entgegen, ein paar Worte mit ihm zwischen Thür und Treppe zu plaudern und seinen Gruß und öfter auch das Versprechen, sie im Dämmerlicht zu einem Spaziergang in das Freie abzuholen, zu empfangen. Und wie glücklich war sie, wenn sie wirklich Frau Katharina, die, wenn sie es ohne direktes Entgegenkommen konnte, gern die Ausgänge hinderte, entschläpft war, und an Leonhards Arm aus dem Thor und auf den Wällen die reine Luft atmen und seinen dann immer herzlichen Worten lauschen durfte. Ein paar Tage waren schon vergangen, seit sie dies, ihr schönstes Glück genossen, und trübe schaute sie, von der kalten Einförmigkeit ihrer Tage ermüdet, von Leonhards Mißstimmung geängstigt, die leicht beschneite Straße entlang und wartete still, bis sie Leonhards Thür sich öffnen hören werde. Da sah sie einen kleinen Reise- wagen eilig die Straße herauffahren. Ein in Pelz gehüllter Herr saß hinter dem Kutscher und richtete sein volles von braunem Bart umgebenes Antlitz dem Hause zu, vor dem der Wagen jetzt hielt.

Der Herr sprang behende heraus, es war eine große, kräftige Gestalt; die Arbeiter am Wagen rissen die Mühen vom Kopfe, und er verschwand in der Thorthür. Praxedes war von ihrem Sitz aufgefahren und sah nun dem langsam wendenden Wagen nach. — „Das war ja — das war ja Herr Weber, der gute Herr Weber,“ murmelte sie. „D, das Gesicht vergeße ich niemals. Wie kommt er hierher? Ob er unten bleibt, oder herauf kommen wird? Wie gern sah ich ihn wieder, wie sehr gern!“

Sie lief an die Thür und horchte hinaus. Da kam wirklich ein fester, kräftiger Schritt die Treppe herauf, jetzt wandte er sich, er hatte den Pelz abgeworfen, sie erkannte ihn nun ganz deutlich. Stürmisch öffnete sie die Thür und eilte ihm einen Schritt entgegen.

„Sie sind es, Sie sind es wirklich, Herr Weber!“

Er ergriff lächelnd ihre beiden Hände, und sah sie mit seinen klaren, klugen Augen voll Freundlichkeit an.

„Sie haben ein gutes Gedächtnis, Praxedes, meine kleine Freundin. Ich habe kaum erwartet, daß Sie mich wieder- kommen würden.“

„Sie wußten, daß ich hier war, Sie kamen meinetwegen?“ rief sie.

„Ich wußte von Leonhard, wen er in mein Haus gebracht hatte; denn ich bin nicht Weber, ich bin Philipp Heidecker, Leonhards Bruder. Umstände, die ich nicht gern bekannt wußte, ließen mich damals den Namen verändern. Sie würden mir einen Gefallen thun, liebe Praxedes, wenn Sie auch hier nichts davon erwähnten. Wollen Sie? Darum werde ich doch hier wie damals Ihr Freund bleiben. Doch auf Wiedersehen, meine Mutter wartet.“

Er machte sich ein wenig hastig, da er vor sich eine Thür knarren hörte, von ihr los und eilte dem Wohnzimmer zu. Praxedes, über deren Gesicht Freude, Bestärkung und Enttäuschung in schnellem Wechsel geflogen waren, kehrte auf ihren Fensterplatz zurück. Sie sah nicht, daß Leonhard von seinem am Ende des langen Ganges gelegenen Zimmer den Vorgang voll Stämmen mit angesehen hatte und jetzt Philipp mit raschen Schritten nachfolgte.

Er trat so hastig in das Wohnzimmer, daß Frau Katharina, die eben ihren ältesten Sohn begrüßte, unwillig aufblickte.

„Du kommst hereingekraft, als gelte es eine Festung zu stürmen“, sagte sie zürnend.

„Verzeihung, ich muß zum Dienst, und ich wünsche noch Philipp zu begrüßen und von ihm zu hören —“

„Was ich für Nachrichten aus Berlin mitgebracht?“ fragte Philipp einfallend, indem sein Gesicht einen ernsteren Ausdruck erhielt und er dem Bruder kühl die Hand reichte. „Ich glaube, das wirst Du Dir auch ohne mich denken können! Der Kon- sens ist natürlich verweigert.“

(Fortf. folgt.)

Amerikanische Eisenbahnen.

In Bezug auf Großartigkeit des Eisenbahnbaues wird Europa trotz seiner alpendurchbrechenden Tunnelbauten von Amerika weit übertriffen. Nicht nur, daß die Vereinigten Staaten mit ihren fünfzig Millionen Bewohnern fast so viele Kilometer Eisenbahnen besitzen, als Europa mit seinen 314 Millionen; es giebt dort einzelne Bahnen, die allein eine größere Länge be- sitzen, als die der Könitzreiche Holland und Belgien, oder Bayern und Württemberg zusammengekommen. Da sind die sogenann- ten Pacifichahnen, von denen die älteste zur Verbindung des At- lantischen Ozeans mit dem Stillen Weltmeer dient, und zu de- ren Durchmessung man sieben Tage bedarf. Solcher Pacific- bahnen haben die Vereinigten Staaten im Ganzen fünf, von denen aber drei noch im Bau begriffen sind. Außerdem wird auch in Canada eine den Atlantischen Ozean und das Still- Weltmeer verbindende Linie gebaut.

Was aber die Kühnheit des Baues betrifft, so gebührt Süd- amerika, speziell Peru, die erste Stelle. Bekannt steigen von der schmalen peruanischen Küste die Nordbergen als eine unge- heurer, mit Gipfeln von über 20,000 Fuß gekrönte Gebirgs- mauer steil empor. Jenseit derselben dehnen sich weite kulturr- fähige und zum Teil schon kultivierte Hochebenen aus. Um diese vom Meere aus zugänglich zu machen, griff man — ver- wegner Gedanke! — zum Bau von Eisenbahnen, die heute be- reits in drei Linien, jedesmal in einer Höhe von über 14,000 Fuß, den Ramm des Hochebenges überschreiten: die Lin- Guco-Jutaca in 14,350, die Linie Moledo-Arequipa-Pun- in 14,513 und die Linie Lima-Droha in 15,484 Fuß, letzter also in fast gleicher Höhe mit dem höchsten Berge Europas, dem Mont Blanc, und 424 Fuß höher, als der Monte Rosa. Welche Schwierigkeiten durch Brücken, Tunnel und Stützmauer bei der verhältnismäßig kurzen Strecke zu überwinden waren, läßt sich kaum ermessen. Eine Art Maßstab dafür bieten ab- die Kosten, welche diese Bauten verursachten. Die Linie Mo- lendo-Arequipa-Puno kommt z. B. für die Wegstunde beina- auf zwei Millionen Mark zu stehen, während die deutschen Eisen- bahnen durchschnittlich etwa 825,000, die nordamerikanische nur 473,000 Mark pro Wegstunde kosten.

Die nordamerikanischen Eisenbahnen bieten gegen die uns- ren manche Annehmlichkeiten und Vorteile. In jedem der etw- achtundvierzig bis achtundsechzig Personen fassenden Wagen steht den Reisenden Wasch- und Trinkwasser zu Gebote. In der Ausübung einer einmal bezahlten Strecke bestehen gro- Freiheit; überhaupt kennt man in Nordamerika all die b- reaukratischen Placereien nicht, mit denen man hierzulande d- Publikum vielfach unwilliger Weise behelligt. Die Fahrgehw- igkeit ist im Durchschnitt dieselbe, wie bei uns, wenn auch i- Sicherheit nicht so groß ist. Was aber ganz bedeutend in i- Wagschale fällt, ist der Umstand, daß man jenseits des Ozea- um die Hälfte billiger fährt, als bei uns. Dazu sind a- allen wichtigeren Strecken Salon- und Schlafwagen etagefö- deren Benutzung pro vierundzwanzig Stunden allerdings d- Dollars beansprucht. Im Jahre 1878 gab es aber berei- 700 solcher Wagen auf den nordamerikanischen Bahnen; w- wels, daß sie sich rentieren. Bei uns hat man mit solch- Bequemlichkeiten kaum den Anfang gemacht. (Berl. Tagebl.)

Bermischtes.

* Berlin. Der „Evang.-Arch. Anz.“ schreibt: Es haben sich letzter Zeit in einigen hiesigen Vorstadtgemeinden Agenten der Mo- monensekte zu schaffen gemacht, indem sie arme Leute durch B- spiegeln von Land und Häusern, welche dieselben in Utah beko- men sollen, zur Auswanderung zu bewegen suchen, und freies Re- geld nach Amerika versprechen. Daß auch die Vielweiberer- Zugmittel gebraucht wird, versteht sich von selbst. Die wenigen h- gen Anhänger der Sekte sollen sich bereits ganz nach mormonise- Weise „eingelichtet“ haben. Als Hauptagent wird ein Schu- fliker in der Skalitzerstraße bezehaet. Versammlungen, in de- das Buch Mormon als ein von der Kirche unterdrücktes Evangelii- zu Grunde gelegt wird, sollen in einer Privatwohnung in der Pi- lerstraße und in einer anderen am Grünen Weg stattfinden. Jed- falls dürfte die, wenn auch noch geringfügige Agitation die Aufm- samkeit der Polizeibehörde bald auf sich ziehen, zumal wenn es- bestätigen sollte, daß bereits Ehepaare ihre Männer ve- lassen haben, um sich den „Heiligen der letzten Tage“ an- schließen.

München. Aus seiner Quelle vernahmen wir, daß zum Gr- des leider s. Z. eingegangenen „Narrenschiff“ in München von A- jahr s. Z. ab ein Blatt derselben Richtung und mit dem Tit- „Ins Wespennest“ erscheinen soll, als Abwehr der meist- reformjüdischen Literaten gegen die kath. Kirche, ihre Glieder- Einrichtungen gerichteten Wige und Spöttereien. (Eingelandt.)

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Gb. Hüsgen.

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

N 49.

Sonntag, den 5. Dezember.

1880.

Trost im Leide.

Nüßl ist der Abend, schaurig düster,
Der Sturm fährt heulend durch den Tann,
Und zuckend hellt der Blitze Leuchten
Des Waldes wilderworr'ne Bahn.

Da steht ein Kind und ringt die Hände,
Und angstvoll pocht das kleine Herz,
Verirrt und ratlos lenkt's die Blicke,
Wie hilfessuchend, himmelwärts.

Vom Vaterhaus ließ sich's verlocken
Durch bunter Fa'ter Gaukelspiel,
Ins Waldesdickicht sie verfolgend
Verlor's den Weg zum rechten Ziel.

Doch sieh: durchs Laub erglänzt ein Schimmer
Der fern aus trautem Fenster blüht,
Und tröstend dem verzagten Kinde
Vom leeren Vaterhause winkt.

Nun fühlt sich's neu gestärkt, ermuntert,
Trot Sturmweh'n und Blizesglüh'n
Gilt's vorwärts nach der Heimat Schwelle,
Langt glücklich an nach heigem Müß'n.

O Herz, wenn Leiden dich umstürmen,
Wenn's dich bedrückt gewitterschwül,
Wenn in die Irre dich verlockte
Der Leidenschaftens Gaukelspiel:

Schwing dich empor, blick nach den Sternen!
Die Lichter sind's vom Vaterhaus,
Dort harret dein die treu'ste Liebe,
Dort ruh'st von allem Kampf du aus.

Verinken wird in Wonneströmen
Was jetzt noch schmerzlich dich erregt,
Und alle Stürme werden schweigen
Einst, wenn der Pfad zurückgelegt.

So strebe vorwärts ohne Bangen,
Ermatte und verzage nicht!
Von w'ger Heimat grüßt hernieder,
Winkt stößend dir der Sterne Licht.

M. S. P.

Die Festzeit der Kinder.

Der Monat Dezember ist recht eigentlich der Freudenmonat der Jugend, denn er bringt die beiden schönen Feste, deren noch im späteren Alter ein Jeder mit glücklichen Gedanken sich erinnert, und die niemals ihren eigenthümlichen Zauber für die junge Welt verlieren werden. Wir meinen das Nikolaus- und Weihnachtsfest. Zwar werden nicht in allen Familien beide in gleichem Maße gefeiert; an manchen Orten und in manchen Häusern wiegt das eine oder andere bedeutend vor. In Düsseldorf speziell ist der Brauch, am 6. Dezember, dem Nikolastage, große Kinderbescherung zu veranstalten, noch recht im Schwung, weshalb wir auch die nachfolgenden kurzen

Bemerkungen gerade vor dem genannten Feste veröffentlichten wollen; sie finden indes auf beide Feste gleichmäßig ihre Anwendung. Die Hauptfreude bei diesen Jugendfesten bildet natürlich die Bescherung, und von dieser Bescherung sollte Rede sein. So mannigfach wie die Wünsche der kleinen und großen Kinder, sind auch die Gegenstände der Bescherung, und wir wollen in die recht hausmütterliche Sorge um die Befriedigung manches heimlichen Wunsches, den die Mutter zu erraten sich alle Mühe gab, nichts dreinreden. Zwei besondere Geschengattungen jedoch möchten wir einer kleinen Erörterung unterziehen, und sind überzeugt, daß uns jeder wahre Jugendfreund dafür dankbar sein wird.

Bei der heranwachsenden Jugend richtet sich das Augenmerk der Eltern selbstverständlich vorwiegend auf literarische Geschenke, auf Lektüre. Diese vernünftige Sorge für die geistige Ansbildung und Anregung ist nicht genug zu loben, jedoch bemerkt man leider nur zu oft, daß christlich gesinnte Eltern bei Auswahl der ihren Kindern zu bescherenden Bücher und Werke recht unvorsichtig zu Werke gehen, daß sie da dem anpreisenden Buchhändler blindlings Alles aufs Wort glauben, und sich meist auch später nicht einmal durch eine flüchtige Durchsicht von dem Wert oder Unwert der gekauften Bücher überzeugen, sondern bloß von der „hübschen Ausstattung“ sich blenden lassen.

Mancher Vater, manche Mutter, die sonst sehr vernünftig denken und gewiß die edelsten Absichten bei der Kindererziehung haben, lassen sich dabei von dem Zuge der Zeit fortreißen, die fast nur auf den äußeren Glanz achtet und jedes Ding nach der Form beurteilt, wie es sich dem Auge darstellt, nicht nach seinem inneren Gehalt. Wenn man jetzt vor den Buchhändlerläden verweilt und die in dem Schaufenster prangenden Bände betrachtet, dann erblickt man viele geschmackvolle Sachen, stilgerecht und kunstvoll gearbeitet; man sieht auf den kartonirtesten Büchern die farbenprächtigsten Bilder, Bignetten und Titelblätter. Das reizt und beflücht. Wir sind gewiß die Ersten, die dem deutschen Buchbinderhandwerk zu dem großen Aufschwung der letzten Jahre von Herzen Glück wünschen und auch an dem schönen Kleid, in welchem sich jetzt besonders die schöngeistige Literatur präsentiert, unsern Gefallen finden, doch darf nach unserer Meinung keinesfalls diese äußere Fassung bei der Auswahl von Büchern entscheidend ins Gewicht fallen. Wer übrigens den Buchhändlerbrauch kennt, weiß recht gut, daß jede koulante Firma mit Freuden vor den Festen eine kleine Auswahlbildung für einige Stunden oder einen Tag ins Haus liefert.

Uebrigens bietet die katholische und christliche Spezialliteratur auf fast allen Gebieten eine so reichhaltige Fülle von Schriften und Werken, daß es nicht schwer fallen kann, Bücher von christlicher Tendenz zu finden, auch ohne daß man den Inhalt vorher studiert hat. Die katholischen Verlags-handlungen sind ja den Katholiken zur Genüge bekannt, und lehrt ein Blick auf den Titel, ob man ein Erzeugnis unserer Spezialliteratur vor sich hat oder nicht. Zudem können wir versichern, daß

auch die katholischen Verlags-handlungen samt und sonders ihre Werke in den kunstgerechtesten Einbänden und in der herrlichsten Ausstattung liefern, gerade wie die berühmten Leipziger Großisten. Von katholischen Verlags-handlungen nennen wir vor Allen die Firma J. B. Bachem in Köln, die ja alljährlich eine große Zahl neuer belletristischer Schriften auf den Büchermarkt bringt, so dann Herder in Freiburg, Pustet in Regensburg, Kirchner in Mainz, Benziger in Gießen, die Herausgeber des so schnell beliebt gewordenen Prachtwerkes *Roma* von P. Kuhn, endlich auch in Meisse, Schöningh in Baderborn u. u. A.

Es soll gewiß nicht gesagt werden, daß die von nichtkatholischen Verlegern herausgegebenen Bücher und Werke alle zu verwerfen seien. Wahrlich nicht! Auch darunter gibt es manche kostbare Perle. Aber solche herauszufinden und zu untersuchen, dazu gehört doch schon eine große Belesenheit und Bekanntheit in der einschlägigen Literatur. Da heißt's aufpassen. Eben versendet die Verlags-handlung von F. A. Perthes in Gotha ihren Verlagskatalog, der manches Schöne enthält. Den bekannten Hey-Speckerschen Fabeln für Kinder haben wir ja im vorigen Jahre eine warme Empfehlung gewidmet. Auch der bekannte Spamer'sche Verlag in Leipzig bringt jährlich eine große Menge von Novitäten besonders für die heranwachsende Jugend, und wird den Käufern gerade aus diesem Verlag stets eine reiche Auswahl vorgelegt. Seiner Zeit hat sich ein katholischer Literat die Mühe gemacht, einzelne der Spamer'schen Schriften zu studieren und dabei auch manches Gist unter der anerkanntswürdigen Fülle belehrender und unterhaltender Beiträge herausgefunden. Deshalb raten wir dringend, gerade aus diesem Verlag und aus jedem verwandten speziell solche Schriften vor dem Ankauf einer Durchsicht zu würdigen, welche Natur-, Länder- und Völkerkunde behandeln, überhaupt in betrachtendem, philosophierendem Tone über Welt und Menschen sich verbreiten. Nicht minder sind in manchen abenteuerlichen Reisebeschreibungen oft fast unmerkliche Ausfälle gegen Religion und Moral, gegen die Kirche und den Clerus eingestreut, die aber gänzlich unschädlich sein würden, wenn der Vater oder die Mutter solche Bücher durchlesen und die Jugend auf das Unrichtige und Häßliche dieser Angriffe hinweisen. Ueberhaupt haben wir für alle Inbäuer- und Räuber-geschichten, mit einem Wort für die sogenannte Robinson-Lektüre, wie sie sich heute breit macht und alles überwuchert, wenig Sympathie. Wer hat nicht in seiner Jugend mit Interesse und mit feuriger Begeisterung den echten Robinson Crusoe gelesen? Doch heute wird in diesem Genre zu viel geleistet, selbst von katholischen Schriftstellern. Es ist nicht zu empfehlen, daß die Phantasie der heranwachsenden Jugend mit solchen abenteuerlichen und oft ganz lächerlich übertriebenen Schilderungen ferner Wälder und Länder angefüllt wird. Das Auswanderungsfeber und die Sucht nach Abenteuern und Absonderlichkeiten ist in der Volke schon groß genug; solche Krebschäden des öffentlichen Lebens durch eine falsche Anleitung der jugendlichen Einbildungskraft zu mehren und zu fördern, wäre ein geradezu unverzeihliches Unternehmen.

Offenlich wird dieser gutgemeinte Wink nicht übergehört und mißverstanden, wir verurteilen nicht die Sache an sich, sondern das *„Zuviel“*.

Speziell in dem Spamer'schen Verlag sind mannigfache sehr empfehlenswerte Jugend-schriften (besonders für heranwachsende Knaben im Alter von 12 bis 17 Jahren) erschienen, welche das große Gebiet der neuen Erfindungen und Kulturfortschritte behandeln.

Auch Anleitungen zu den verschiedensten Handlungen zu kleineren mechanischen und kunstgewerblichen Arbeiten findet man in allen Buchhandlungen. Es ist überhaupt ein erfreuliches Zeichen, daß allenthalben in der heranwachsenden männlichen Jugend der Sinn für gewerbliche und kunstfertige Arbeit zunimmt; die Knaben beschäftigen sich schon jetzt vielfach mit Laubsäge-Arbeiten, mit Anfertigung kleinerer Maschinen und sonstiger mehr oder minder auch im praktischen Leben im großen Stile fabrizierter Gegenstände. Solche Anlagen müssen unterstügt werden, jedoch wieder mit der Bedingung jeder Uebertreibung. Die Schularbeiten sollen stets die erste Rolle spielen. Derartige Liebhabereten durch Anschaffung sowohl von geeignetem Handwerkszeug, wie auch durch passende Anleitungsschriften zu fördern, ist ein sehr nutzbringendes Unternehmen. Mögen die Eltern das bei jeder Beschaffung wohl bedenken.

Für junge Mädchen gibt es weniger belehrende Bücher,

die schon auf den eigentlichen weiblichen Beruf Rücksicht nehmen, jedoch kennen wir auch hier verschiedene sehr praktische Belehrungen über Handarbeiten und jede weibliche Thätigkeit.

Für junge Damen wählt man mit Vorliebe poetische Schriften, Gedichtsammlungen u. s. w. Wäre man hierin nur vorsichtiger! Wie mancher frischen Blume wird durch ein fast unbemerkt eingefreutes Wort, durch eine Strophe, ein Gedicht der zarte Schmelz weggeweht, und Niemand ahnt es. Eltern, hütet Euch, in solchen Poesiesammlungen liegt oftmals eine ganze Wolke von Giftstaub, der die junge Seele mit seinem glühenden lodenden Zauber betäubt und kränkeln macht. Manche Gedichtsammlungen und poetische Werke sind auch von reinstem und edelstem Gehalt, insbesondere können wir das zu unserer Freude von den Sammlungen der allbekanntesten protestantischen Schriftstellerin Elise Polko sagen, deren Schriften überhaupt, abgesehen von den hin und wieder geschilderten protestantischen Religionsgebräuchen, auch von der katholischen Jugend gelesen zu werden verdienen.

Die Klassiker-Ausgaben müssen besonders mit vorzüglicher Sorgfalt geprüft und ausgelesen werden, ehe man sie der Jugend in die Hand gibt. Schiller, Goethe, Lessing haben außer manchem Guten auch vieles für die Jugend Unpassende geschrieben, doch muß man solche allbekannte Dinge der Einsicht der Eltern überlassen. Wieland'sche Schriften, wie „Oberon“ gehören gar nicht in Jugendhände. Uebrigens hat die katholische Literatur auch in diesem Punkt eine wirksame Abhilfe geschaffen. Die Lindemann'sche Klassiker-Ausgabe entspricht den christlichen Anforderungen und sei daher bestens empfohlen.

Ganz besonders verdienen hier noch die vortreffliche Shakespeare-Ausgabe für Schule und Haus von Dr. Hager, Herdersche Verlags-handlung, sowie die in demselben Verlage erschienene Ausgabe Calderon'scher Dramen von Lorinser sowie die unübertreffliche deutsche Geschichte von Janssen hervorgehoben zu werden.

Und nun noch ein Schlußwort über eine andere Art von Geschenken und Bescheerungen: die Spielwaren. Wenn man um diese Jahreszeit die Straßen durchschlendert und hier und dort vor den im schönsten Glanz prangenden Schau-läden der Spielwaren-Geschäfte Halt macht und die ausgestellten Dinge betrachtet und zugleich die diese Fenster stets scharenweise belagernden Kinder beobachtet, so drängt sich sofort eine Wahrnehmung recht drastisch auf: Es ist der vorherrschende äußerliche Glanz und die berückende hoffärtige Pracht, vor der denn auch die naiven Kleinen möglichst weit die Augen und Mündchen aufreißen und stets das Aller-auffallendste für gut genug halten. Wer will es dem kindlichen Sinn verdenken? Aber für denkende, vernünftige Eltern ist denn doch die Mahnung am Platze: Hütet euch — bei aller Freigebigkeit und allem Bestreben, Euren Kindern die größtmögliche Freude zu machen — vor dem Ankauf solcher Sachen, die schon in dem zarten leutfamen Gemüt den Hang nach Neugierlichkeit, leerem Tand und hohlem Glanz, die Hoffart und den Neid rege machen können. Sorget dafür, daß Eure Kinder nicht zu früh sich einbilden, große Leute zu sein und diesen alles nachhaken zu müssen. Mancher Spielladen bietet für solche Mißgriffe hundertfachen Anlaß. Näher auf die Sache einzugehen, verbietet natürlich der Raum und der Zweck des Blattes, doch geben wir uns der Hoffnung hin, mit diesen Zeilen wenigstens eine kleine Anregung gegeben zu haben, die natürlich Jeder für seinen Zweck und nach seinen Verhältnissen weiter zu befolgen haben wird.

Einige zu Festgeschenken besonders geeignete Bücher und Prachtwerke werden wir gelegentlich noch eingehender besprechen.

□ Die rechte Sübne.

Novelle von Jenny Bach.

(Fortsetzung.)

Leonhard, dem eine andere Frage auf den Lippen geschwebt, vergaß das, er erblickte. „Verweigert? Natürlich verweigert? So hat mich die Gräfin betrogen.“

„Die Gräfin hat alles gethan, was sie gekonnt, aber ihr Sohn war ihr zugekommen und hatte beim König alles im schwärzesten Lichte dargestellt. Auch wurde mir verschert — Du selbst habest gegen das Geseuch intriguiert lassen.“

„Ich selbst, Wahnsinn! Wer log das?“

„Des Königs Adjutant ließ es mich erraten, als er mich beim König meldete.“

„Du warst beim König, was sagte er?“
„Er ließ mich seine höchste Ungnade fühlen. Sag Er seinem Bruder, dem Lieutenant von Bitter, rief er heftig, als ich meine Bitte bescheidenlich vorlegte, er solle froh sein, wenn ich ihn, um der alten Gräfin willen, die alles eingefädelt, seines Streiches wegen nicht weiter begradiere. Den Konsens bekommt er nicht; die Heirat ist unglücklich; er mag sehen, wie er mit dem Fräulein aneinander kommt!“ Ich versuchte noch eine Vorstellung, aber ein „Schweig Er!“ schloß mir den Mund. Es war nicht sehr brüderlich, mich dem Zorn des verehrten Königs so auszusetzen! Es war wahrlich keine angenehme Sache.“

„War es Dir schwer, für mich so viel zu thun, so thut es mir leid, Dich belästigt zu haben,“ sagte Leonhard und wandte sich, tief beleidigt über die Art des Bruders, mit dem er sonst stets so gut gefahren, zum Gehen.

„Mutter,“ sagte Philipp, als sie allein waren, „wie konnten Sie aus unserem offenen Leonhard einen Huchler machen.“

„Einen Huchler, ich?“ fragte Frau Katharina.
„Ja, veranlaßten Sie ihn nicht, seiner Braut, der armen, kleinen Prozeßes, Liebe zu heucheln, und that er nicht eben, als sei ihm an der Errichtung des Konsenses wirklich gelegen?“

„Ich habe ihn zu nichts veranlaßt,“ sagte Frau Katharina mit stolzer Würde. „Rent es ihn, die Tochter eines Fälschers zu seinem Weibe gemacht zu haben, und säugt seine Liebe an zu erkalten, so habe ich so wenig damit zu thun, wie ich zu der ganzen mich überraschenden Heirat gethan habe.“

„So weiß Leonhard nichts und Sie haben ihn nicht —“
„Schweig,“ fuhr die alte Dame heftig auf. „Schweig von der alten Geschichte, ist es nicht genug, daß das Gesicht jenes puppenhaften Dinges noch alle Tage daran erinnern muß! Leonhard weiß nichts, als was ich eben erwähnte — aber er wird auch ohne solches Wissen seiner Mutter Lieben besser vergelten, als —“

„Als ich,“ fiel nun Philipp erregt ein. „Da Sie aber meine Bestimmung genugsam kennen, so werden Sie begreifen, daß ich auch hier als Prozeßes Beschützer, so viel ich kann, aufzutreten werde, selbst gegen Leonhard, wenn es sein muß!“

„Du kannst ja versuchen, ob er das dulden wird,“ erwiderte sie achselzuckend. „Doch sieh, hier kommt Deine Frau.“

„Du scheinst zu vergessen, daß Du auch noch eine Frau zu begrüßen hast,“ sagte Charlotte mit einer Kälte, welche der sichtlichsten Erregung in ihrem Gesicht sehr entgegenstand, „darum muß ich mich wohl selbst in Erinnerung bringen.“

„Ich verach das gewiß nicht, mein Liebes Kind, und wäre jetzt zu Dir gegangen,“ meinte Philipp und lächelte sie herzlich.
„Warum kann aber die Frau dem Mann nach so langer Abwesenheit nicht ein paar Schritte entgegenkommen? Wie erging es Dir? Du siehst leidend aus; Du bist doch wohl?“

„Ja, durchaus!“ entgegnete sie rasch und ein feines Rot legte schnell in ihre blasse Wangen unter seinem prüfenden Blick. Dann fragte sie nach seiner Reise und nach Berlin, und er berichtete bereitwillig von allem, bis er erklärte, die Herren im Comptoir begrüßen zu müssen. Dort blieb er, bis das Zeichen zum Arbeitsluß und dem Abendessen erkundete und die Hausgenossenschaft sich im Eßsaal einfand.

Prozeßes, welche den ganzen Nachmittag auf ihrem Zimmer vergeblich auf Leonhard gewartet hatte, war die letzte, die eintrat. Leonhard lehnte schon an seinem Stuhl; Charlotte stand in seiner Nähe; beider Augen blickten scharf beobachtend nach ihr hinüber, als Philipp nun auf sie zuging und ihr die Hand reichte.

„Sie erlauben, daß ich mich in aller Form als Ihren Schwager vorstelle,“ sagte er unbefangen. „Ich sehe, wir sind hier Nachbarn, und Sie werden bald erfahren, daß Philipp Heibeler es auch gut mit Ihnen meint!“

Er führte sie an seinen Platz, als Prozeßes tief erröthend seinen Gruß erwidert hatte. Charlotte brückte die Finger fest um die Lehne des Stuhles, an dem sie stand. „Die Huchler!“ murmelte sie. Leonhards Kopf slog zu ihr herum; aber durch den Eintritt der Mutter ward ihm jede Frage abgeschnitten. Für Prozeßes ward die Mahlzeit durch Philipps unbefangene Zutraulichkeit, mit der er mit ihr verkehrte und sich öfter in dem von ihm unterhaltenen allgemeinen Gespräch an sie wandte, um vieles leichter als sonst, und als er ihr nach aufgehobener Tafel den Arm reichte, um sie seiner Mutter nach in das Wohnzimmer zu führen, warf sie wohl einen Blick nach dem finster

blickenden Leonhard zurück, aber er gab sich doch gern der ihr verschüchtertes Herz zu neuem Lebensmut belebenden Gesellschaft ihres alten Freundes hin. Leonhard trat, sobald der letzte der Herren verschwunden war, zu der abräumenden Charlotte und fragte dringend: „Charlotte, warum nanntest Du vorhin die Beiden Huchler?“

„Weil sie thaten, als hätten sie sich nie gesehen,“ entgegnete sie und wandte sich zu dem großen Schrank, die Bierkrüge hinein zu stellen.

„Woher weißt Du, daß sie sich schon kannten?“

„Woher sage ich nicht, aber ich weiß es.“

„Sahest Du ihre Begegnung auf dem Gange?“

„Ich sah sie, sie war mir aber nur eine Bestätigung dessen, was ich lange wußte.“

„Was war das, Du wirst es mir sagen.“

„Das werde ich nicht!“

„Warum nicht? Ich habe ein eben so großes Recht zu wissen, was für ein Geheimnis die beiden verbindet.“

„Ein Geheimnis? Möglich! Mein Wissen ist auch ein Geheimnis.“

„Charlotte, Du quälst mich, sage es mir!“

„Frage doch Philipp.“

„Er ist unnahbar für mich. Er hat mich beleidigt!“

Charlotte öffnete ihre Augen weit. „Wie, das that er sogar?! So frage doch Prozeßes, sie leugnet Dir es vielleicht nicht, wie mir heute Mittag“, sagte sie nach kurzer Pause immer noch forträumend.

Leonhard schwieg, flüster nagte er an seiner Unterlippe; dann sagte er trostlos: „Ich werde nicht nachlassen, bist Du mir gefehlt, was Du weißt. Warum willst Du nicht sprechen?“

„Weil es nicht heißen soll, ich hätte etwas zwischen euch gebracht, dafür halte ich mich zu gut?“

„So hättest Du gar nichts sagen sollen.“

„Schon recht, aber selbst wir gutgeschulten Frauen können uns einmal vergessen,“ sagte sie, schloß den Schrank und ging.

Leonhard stampfte mit dem Fuße. „Ich werde es doch noch von ihr erfahren!“

III.

Neun Tage nach der Rückkehr Philipps fuhr wieder ein kleiner Reisewagen in das südliche Thor der alten Stadt, in dem ein Herr mit gebrauntem, durchsichtigem Gesicht und grauem Haar und Bart lehnte. Er fragte den Thorwärter, der seinen Paß visitierte, nach einem guten Wirtshause, und setzte, als er die Antwort vernommen, hinzu: „Liegt es nicht allzu fern von dem Hause der Heibeler und Heibeler? Ich habe Geschäfte dort.“

„Nein, Herr, ihm fast gegenüber in derselben Straße. Sie können Herrn Philipp beinahe in die Fenster sehen,“ erwiderte der Mann, durch den bekannten Namen freundlicher gemacht.

„Danke,“ nickte der Fremde und drückte dem Thorwärter etwas in die Hand, was diesen veranlaßte, die Mütze, die er vorher nicht für nötig befunden hatte zu bewegen, vom Kopfe zu reißern.

Während der Thorwärter das Geldstück schmunzelnd in die Tasche steckend in sein Haus zurückkehrte, fuhr der Wagen des Fremden langsam die sich vielfach verwirrenden Gassen hinab. Der Kutscher fragte hier und dort und hielt endlich vor dem bezeichneten Wirtshause still. Der Fremde sprang heraus, übergab seinen Mantelsack dem herbeitelnden Hausknecht und sagte in sehr bestimmtem Ton zu dem Kutscher: „Spann Er so gleich aus und pflege Er sich und das Pferd gut. Wie lange ich hier bleibe, ist unbestimmt; vielleicht geht es sehr bald wieder fort, darum hat Er sich jeden Augenblick bereit zu halten und nicht vom Blase zu rühren. Verstehst Er?“

„Ja, Herr!“ erwiderte der Kutscher, schon mit dem Pferde beschäftigt.

Der Fremde trat in das Gastzimmer und forderte zu essen und ein Zimmer nach vorn gelegen. Als der Wirt ihm darauf selbst ein schnell bereitetes Mahl brachte, stand der Fremde am Fenster und sah auf die Straße.

„Dort trüben scheint, nach den großen Wagen im Hofe und den vielen Anladern und Arbeitern zu urtheilen, kein unbedeutendes Kaufhaus zu sein!“ bemerkte er, sich zum Wirt umwendend.

„Nein, es ist eins unserer ersten Häuser, Heibeler und Heibeler,“ erwiderte der Wirt und stützte sich, mit bereiteter Miene über alles nur gewünschte Auskunft zu geben, auf den Tisch.

„Heibeker?“ meinte der Fremde und zog die buschigen Brauen zusammen. „Ich hörte in meiner Jugend einmal eine Entführungsgeschichte, worin eine Mademoiselle Heibeker eine Rolle spielte.“

Der Wirt spitzte geheimnisvoll den breiten Mund.

„Das war die alte Frau Katharina, die dort drüben alles regiert. Sie heiratete später ihren Vetter Heibeker und gab gewiß die Hälfte ihres großen Wittums dahin, wenn sie die Geschichte ihrer ersten Ehe auslöschen könnte. Uebrigens ist sie auch eine prächtige Frau, streng, aber von allen geachtet, und thut sehr viel Gutes, ebenso wie ihr Sohn Philipp Heibeker, der noch beliebter als sie ist.“

„Um, aus der ersten Ehe sind wohl keine Kinder da?“

„Gewiß, beide Söhne sind eigentlich von Blitten. Der älteste ist von seinem Stiefvater adoptiert, der zweite setzte es durch, seinen Adel, der jedoch nicht weit her ist, zu behalten, weil er partout Offizier werden wollte, indes damit steht es jetzt auch wohl wacklig.“

„Wie so?“ warf der Reisende gleichgiltig hin und setzte sich zum Essen.

„Nun,“ zuckte der Wirt die Achsel und schlug mit der Rechten den Zipfel seiner weißen Schürze unter den linken Arm, „man munkelt so allerlei; er habe sich heimlich ohne Konsens mit einem Fräulein in Schlessen traufen lassen und werde nun, da der König die Geschichte erfahren, wohl aus dem Dienst mitgehen. Gewiß ist, daß ein Fräulein von Sternberg seit einem Monat dort im Hause lebt, die seine Verlobte genannt wird, aber von Frau Katharina wie eine Gefangene gehalten werden soll.“

„Das klingt ja abenteuerlich. Warum denn das?“

„Das kann ich nicht sagen, ich weiß nur von der Lena, die sie bedient, daß sie viel weint, traurig ist und stets in ihrem Zimmer sitzt, wenn der Leutnant sie nicht alle paar Tage einmal in der Dämmerung spazieren führt. Die Lena sagt, es wäre ein Engel an Schönheit und Sanftmut; ihr wäre die Geduld bei der Behandlung schon zwanzigmal zerissen.“

„Das sind schöne Dinge, die Sie da erzählen,“ meinte der Fremde das Fleisch zerschneidend, „da scheint es mit der gerühmten Herzsgüte der Leute doch nicht so groß zu sein.“

„Na, wissen Sie, Herr, jeder Mensch hat seinen schwachen Punkt; Frau Katharinas Liebling war immer der Leutnant, und wenn der um das Mädchen Dienst und Ehre zu verlieren in Gefahr ist, ist es am Ende begreiflich, daß sie das Fräulein nicht liebt. Sie läßt es ja nicht hungern und quälen, sagt Lena, aber sie thut alles, die Leuten zu trennen, und das wird ihr mit der Zeit schon gelingen, sie setzt alles durch, was sie — ah, steh da, dort geht eben die Lena über die Straße, sie macht um diese Stunde stets die Besorgungen. Morgen! Morgen!“ Er grüßte nickend zum Fenster hinaus; der Fremde warf einen schnellen Blick auf das Mädchen, kehrte dann zu seinem Mahl zurück und that noch mancherlei Fragen nach der Verwaltung der Stadt und dergleichen, welche der Wirt bereitwillig antwortete, bis er bemerkte, daß des Fremden Aufmerksamkeit lässig wurde und er überflüssig, da entfernte er sich. Kaum war er aus dem Zimmer, so warf der Reisende Messer und Gabel hin, ging mit erregten Schritten auf und nieder, trat an das Fenster, schaute hinüber nach dem Kaufhause, begann wieder zu wandern und schaute wieder hinaus. Endlich warf er den Mantel um, trank im vollen Zuge ein Glas Wein aus und trat mit wenigen Schritten auf die Straße hinaus. Dort ging er langsam an der Seite des Gasthauses abwärts bis an die Biegung der Straße, wo der die Häuser hell bestrahlende Sonnenschein aufhörte. Hier kehrte er um, als sei es ihm nur um die Sonnenwärme zu thun, ging wieder hinab bis über das Gasthaus hinaus, blieb stehen, sah den Arbeitern zu, die in dem großen, durch ein eisernes Thor von der Straße getrennten Hofe des Heibekerschen Hauses beschäftigt waren, blickte auch wohl weiter gehend zu den Fenstern empor und wandelte wieder auf und ab. Es war auch nicht übel dort zu wandeln als Erfrischung nach der langen Fahrt, wie auch der Gastwirt, ihm einmal von der Thür zunicke, meinte. Die Februarsonne schien so warm, der Star, der auf dem Giebel des Heibekerschen Hauses saß, zirpte so vergnügt, daß der Fremde mehreremal zu ihm hinaufschauend stehen blieb. Einmal schlug er sogar den Mantel ganz auseinander und nahm den Hut ab, um den weichen Wind sich um die Schläfen spielen zu lassen. Dann aber trat er wieder ins Wirtshaus zurück.

Praxedes saß wie gewöhnlich nach Mittag am Fenster des Speisewimmers mit ihrem Buche vor sich. Es schien sie nicht sehr zu fesseln; schwer ruhte ihr Haupt in der stützenden Hand, und

müde und traurig schauten ihre Augen, ohne zu wissen was sie sahen, auf die Straße. Ihr ganzes Herz füllte nur ein Gedanke, was hatte sie Leonhard gethan, daß er ihr so zürnte und sie mied wie eine Fremde!? Seit Philipps Rückkehr hatte er kaum ein Wort mit ihr gewechselt und war jedem Alleinsein ausgewichen. Drei Tage hatte sie hier horchend und wartend gesessen in der Hoffnung, daß er ihr bei ihrem gewohnten Blanderaugenblick auf dem Gange sagen würde, was sie gethan; aber er kam nicht, und sie hörte von Lena, der Herr Leutnant gehe jetzt stets über die Galerie in das Hinterhaus, durch die Gesindestube, die Treppen hinab, durch den Pacht und so auf die Straße. Das war alles um ihr anszuweichen, um nicht an ihrem Zimmer und dem Speisewirt zu müssen. So sah sie ihn nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten, zu denen er spät kam und sogleich wieder fortleitete; denn auch abends kam er nicht mehr zu dem Kreis in das Wohnzimmer, den Philipps Unterhaltung dann belebte, wenn er nicht, was auch öfter geschah, mit Charlotte zu Freunden gebeten ward.

Wie Praxedes litt, ahnte niemand, dem es nicht ihr matter werdender Blick, die blässer Wangen und ihr müder Gang verrieten; aber sie hatte stets ein freundliches Lächeln für jede Aufmerksamkeit, nahm stumm die Ausfälle der Mutter und Charlottens auf, die jedoch nie in Philipps Gegenwart geschahen, und klagte niemals, weder gegen Philipp, der sie mit freundlicher Sorge umgab, wo er sie sah, noch gegen Lena, ihre beiden einzigen Freunde in dem düsteren Hause. Lena, ein treues Mädchen, welche gleich vom ersten Tage an eine große Vorliebe für das hübsche kleine Fräulein gefaßt hatte, that in ihrer Weise alles, die Lage derselben zu erleichtern. Obgleich es gegen Frau Katharinas strenge Hausordnung war, daß sich niemand von dem Dienstpersonal des Hinterhauses außer in den bestimmten Zeiten, wo es ihre Arbeit erfordere, in den vorderen Räumen sehen ließ, und Jonas, als einziger Vermittler zwischen Küche und Herrschaftskublen, sein Recht eifersüchtig hütete, so wußte Lena doch oft diesem Cerberus zu entgehen und Praxedes bald dies, bald jenes zu besorgen, weil sie wußte, daß diese Liebe etwas entbehre, als daß sie den steifen Jonas, der ganz zu seiner Herrin hielt und sie wie einen Eindringling betrachtete, mit irgend etwas behelligte. Daß der alte Jonas, in seinen Rechten gekränkt, sie weil das, sämtliche Küchenpersonal durch Lena aufgehetzt, sich gegen ihn und für das Fräulein aussprach darum bei Frau Katharina als eine Intrigantinnen darstellte, ahnte Praxedes nicht, und bemerkte in ihrer Trauer ebenfowenig, daß der Hausfrau Kälte noch um einige Grade gestiegen war. Von Philipp hatte sie gehört, daß die Sache mit dem Konsens noch nicht geordnet, den Abschlag und die Antwort des Königs wagte er ihr nicht mitzuteilen; aber sie sah oft, wie mitteilidig sein Auge auf ihr ruhte, und heute hatte er ihr bei Tisch zugeflüstert, als er bemerkte, daß sie über Leonhards finsternes Ausweichen mit den Thränen kämpfte: „Noch einen Tag Geduld, meine kleine Freundin, dann bin ich wieder etwas freier und werde versuchen, alles ins Klare zu bringen. So kann es nicht fortgehen.“

Was dachte er zu thun, wie wollte er ihr helfen? dachte sie, als sie die Straße hinabblückte. Müde und unbewußt verfolgte ihr Blick die Gestalt eines Mannes im weiten Mantel, welcher langsam an der gegenüberliegenden Seite im Sonnenschein auf- und abschritt. Jetzt schlug er den Mantel weit auseinander, nahm den Hut ab und warf einen Blick zu ihr herauf. Praxedes Blick leuchtete plötzlich auf, sie hob die Hände zum Haupt wie im Schrecken; des Mannes Finger legte sich Schweigen gebietend auf seine Lippen, dann ging er weiter als sei nichts geschehen. Praxedes atmete tief und drückte die Hände gegen die Brust. „Er ist es, er ist es! Er kommt mich zu retten, mich zu erlösen! Zu erlösen? Von wem? Von Leonhard! O, Leonhard, Leonhard!“ Ihr Haupt sank auf das Fensterbrett, und bittre, heiße Thränen enströmten ihren brennenden Augen. (Fortf. folgt.)

Vermischtes.

* Das „Luzerner Tageblatt“ erzählt ein hübsches Geschichtchen aus Sarnen. Es verlautete dajelbst, daß seit circa einem Jahre drei Sträflinge regelmäßig zu entweichen gewußt haben, auf Diebstahl ausgingen und gegen Morgen wieder unbemerkt in das „Zuchthaus“ zurückkehrten. Die Sache sei dadurch entdeckt worden, daß das Kleblatt einmal, als es in eine Wirtsgast eingebrochen war, sich an den Spirituosen so gütlich that, daß alle drei Morgens schwer betrunken im Zuchthause vorgefunden wurden. Das habe dann den „Direktor“ auf die Spur geleitet, wer die vielen Diebstähle und Einbrüche, welche in der Umgebung von Sarnen seit längerer Zeit vorgekommen, aber immer unentdeckt geblieben waren — man hat natürlich die Diebe nicht im Zuchthaus gesucht! — verübt haben möchte.

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Ed. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagblatt
Belletristische Beilage
zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
E. Becker & Co.

N 50.

Sonntag, den 12. Dezember.

1880

□ Die rechte Sühne.

Novelle von Jenny Bach.
(Fortsetzung.)

IV.

Es begann zu dämmern, als Lena, mit einem Korbe am Arm, eilig dem Heibekerschen Hause wieder zuschritt. Sie überrechnete noch einmal all die Aufträge der Schaffnerin und blickte in den Korb, sich zu überzeugen, ob auch die Selbe für Fräulein Progedes' Stickerarbeit, die sie mitbringen sollte, dort noch sicher ruhe. Sie bemerkte es nicht, daß ein Mann, der ihr schon länger unentschlossen, halb schneller, halb langsamer gehend, gefolgt war, jetzt einen kleinen Jungen aufgriff, ihm ein Gelbfeld und ein Papier in die Hand gab, hastige Worte sprach und zu ihr hinzeigte. Der Junge hatte ihn besser verstanden, er setzte seine Füße plötzlich in die schnellste Bewegung, rannte hinter Lena her und ließ sogar durch die Thorthür in den Hof des Heibekerschen Hauses, in dem Lena eben vor ihm verschwunden war. Dort aber sah er sich stillstehend um. Das Mädchen war fort, und die vielen Badereiten und Wagen machten es ihm unmöglich, sie sogleich wieder zu finden. Was war zu thun? Zurückgehen wollte er nicht aus Furcht, das Geld wieder hergeben zu müssen, zurechtfinden konnte er sich nicht. Er beschloß zu warten, bis ihn jemand zu ihr wies. Er kletterte auf eine Tonne, von wo er den Hauptteil des Hofes übersehen konnte, und vertrieb sich die Zeit, indem er wiederholt mit den Hacken an das leere Fass schlug und die Verschiedenheit der hervorgebrachten Töne beobachtete. Eine ganze Zeit war mit diesem Spiel hingegangen, als die Erscheinung eines großen Herren in Uniform seine Füße plötzlich zum Stillstand brachte. Er kam durch das Thor gerade auf ihn zu und sah so grimmig aus, daß dem Jungen auf seinem hohen Sitz das Herz zu klopfen begann. Es war Leonhard von Litten, welcher eben von seinem Oberst die offizielle Rüge und die Versicherung von seines Königs Ungnade über seinen Ungehorsam unter vier Augen erhalten hatte. Er war schon am Mittag aufs höchste gereizt über Philipps G. Klüster mit Progedes fortgegangen, und jener dienstliche Vorgang war nicht dazu gemacht, seine Laune zu bessern. Jedes Ding ärgerte ihn und nun auch der Junge auf dem Fasse. „Was hast Du hier zu thun?“ herrschte er ihn an.

„Ich warte auf das Mädchen!“ flötete der Junge erschrocken.

„Auf welches Mädchen?“

„Na da mit dem Korbe; ich sollte ihr einen Brief geben.“

„Gib her!“

Der Junge reichte, eingeschüchtert durch den grossenden Ton, dem Leutnant das Papier, und Leonhard las: „An Fräulein von Sternberg!“ — „Von wem hast Du den Brief?“ fragte er nun mit vollem Interesse, aber noch finstern Drauen.

„Von einem Herrn auf der Straße!“

Leonhard hatte mit einem Nu das Siegel gelöst und überflog die Worte: „Wenn Du mich heute erkannt, Progedes, so

komme, wenn Du kannst, heute Abend dahin, wo Du mich siehst. Bis spät werde ich dort Deiner harren!“ Die Unterschrift fehlte.

Er ballte das Papier in seiner Hand zusammen und stampfte mit dem Fuße, seine Augen flammten. „Ein Stellbichein! Auch das noch! Das Maß ist voll!“ murmelte er durch die Zähne und wandte sich, ohne den Boten zu beachten, der sich eilig aus dem Staube gemacht hatte, dem Hause zu. In seinem schon vorher von Verdruß, Eifersucht, gekränkter Ehre und Born wässen Kopfe schwirrte und summt es, er stand in der Thüre seines Zimmers, ehe er wußte, wie er hinauf gekommen war. Aber was sollte das? Dort in der Mitte des Gemaches stand Progedes; die Hand auf das ängstlich schlangene Herz gelegt, den Kopf lauschend vorgeneigt, die Lippen in atemloser Spannung geöffnet. Einen Augenblick ergriff ihn der Anblick mit dem ganzen Zauber der alten Liebe zu dem reizenden Wesen, dann aber kehrte sogleich der Groll, den er in den letzten Tagen eingefogen, und den der Vorgang auf dem Hofe aufs höchste getrieben, in doppelter Gewalt zurück und trieb ihm das heiße Blut in die Wangen. „Was thust Du hier?“ kam es drohend zwischen seinen Lippen hervor.

Progedes hob die Hände zu ihm auf. „O, Leonhard, was habe ich gethan? Sage mir, ich extrage es nicht, daß Du mir so zürnst!“

„Darum fragst Du noch, was wagst Du noch zu fragen?“ brach er von ihrem vorwurfsvollen Stuf zur höchsten Leidenschaft gereizt aus. „Ist es nicht genug, daß ich um Deinetwillen Dienst, Ehre und Beruf aufs Spiel gesetzt habe? Verlangst Du, daß ich Dir auch noch schmeicheln soll wie Philipp, Dir, die Du mich betrügst, verräthst, hier im Hause und auf der Gasse draußen wie eine Dirne? — Glaube nicht, daß Du mir alles bieten darfst; unser Bund ist nicht so fest, wie Du denkst. Die Heirat ist für ungültig erklärt; ich halte mich für gebunden, denn ich versprach, Dich zu schützen, aber mehr wie das verlange nicht. Meine Verachtung hast Du, nicht meine Liebe!“

Progedes senkte das Haupt, wie eine zerknickte Blume, kein Wort, kein Schmerzenslaut kam über ihre Lippen, nur einen Blick, wie ein zum Tode getroffenes Aich, warf sie aus ihren nussbraunen Augen auf Leonhard, dann war sie hinaus. Mühsam schleppte sie sich zu ihrem Zimmer, warf sich auf das Kissen und kauerte sich dort tief in sich schauernd zusammen. —

Als am Abend die Hausgenossen sich zum Essen niederzusetzen, fehlte Progedes. Philipp fragte nach ihr. Niemand wußte, was sie hinderte, es pflegte sich ja keiner um sie zu bekümmern, auch Leonhard zuckte finster die Achseln, er saß brütend auf seinem Platz und ließ alle Speisen unberührt. Philipp ging sogleich nach aufgehobener Tafel den Gang hinab zu Progedes' Stube, seine Hand berührte schon das Thürschloß, als er sie mit schwerem Griff erfaßt und fortgeschleudert fühlte.

„Was willst Du drinnen?“ fragte Leonhards Stimme in schwer unterdrückter Aufregung.

„Ich will sehen, was Praxedes fehlt, da sich niemand um sie zu kümmern scheint,“ entgegnete Philipp.

„Wenn ich das aber nicht erlaube; sie ist mein Eigentum!“ rief Leonhard drohend.

„Sie ist Dein Weib, aber nicht Deine Sklavin, welche Du quälen und peinigen darfst, wie Du willst. Und ich sage Dir, es ist eine Schande, wie Du sie behandelst!“

„Meinst Du? Du wolltest sie wohl darüber denken?“ höhnte Leonhard. „Aber hoffe nicht, daß sie Dich nicht eben so betrügen wird als mich. Meinst Du, daß sie gegen Dich allein wahr ist? Du bist nicht der einzige. Sie ist falsch gegen alle, falsch wie ihr Vater, der — Verbrecher! Und Du, Du sollst mich am wenigsten hindern, Vergeltung zu üben für ihren — für Deinen —“

Die Stimme brach ihm in furchtbarer Erregung. „Leonhard“, rief Philipp, „Du weißt es doch, und Du bist niedrig genug, ein schwaches Weib dafür hängen lassen zu wollen! Hast Du sie in das Haus geschleppt, ihr Liebe gehandelt, sie zu einem Opfer zu machen, so sage ich Dir, ich werde das nimmer dulden, ich werde sie vor Dir wie vor der Mutter zu schützen wissen.“

„Versuch es, und laß Dich betrügen; aber wisse auch, daß ich, und wenn ich sie habe, sie mir nicht so leicht entreißen lassen werde.“ Damit stellte er sich drohend mit funkelnden Augen vor Praxedes Thür auf.

„Leonhard“, sagte Philipp plötzlich viel ruhiger, als er in die vor wilder Leidenschaft zuckenden Züge des Bruders sah. „Leonhard, beruhige Dich, ich werde nicht ohne Deinen Willen in ihr Zimmer bringen, dessen sei versichert, aber ich will gewiß werden über alles, was ich jetzt nicht an Dir versiehe. Gehe mit mir zur Mutter hinüber, damit wir uns verständigen!“

„Zur Mutter gehe allein, ich habe weder mit ihr noch mit Dir zu schaffen,“ rief Leonhard, säumte in sein Zimmer und schloß die Thür. Philipp stand einen Augenblick unentschlossen, dann ging er den Gang hinab dem Wohnzimmer zu.

Hatte Praxedes den Wortwechsel vernommen? Alles blieb still in ihrem Zimmer, und als Lena, bevor sie in ihre Kammer hinaufging, leise über die Galerie schlich, um noch einmal nach ihrem Fräulein, von deren Kranksein sie gehört, zu sehen, fand sie diese noch auf dem Ruhebett, bleich und fröhlich.

„Wollen Sie nicht lieber zu Bett gehen, Fräulein? Soll ich Ihnen helfen?“ fragte das Mädchen, nachdem sie sich vergeblich erboten hatte, ihr Thee oder andere Arzneimittel zu holen.

„Ich danke Dir Lena, ich werde gleich gehen! Sorge Dich nicht um mich. Du bist gut, ich danke Dir!“

„Ich helfe Ihnen so gern, wenn ich nur könnte wie!“ sagte das gutmüthige Mädchen und sah mit Thränen in den Augen auf die kleine zusammengesunkene Gestalt vor ihr.

„Mir hilft niemand als Gott, vielleicht bin ich bald bei ihm,“ sagte Praxedes mit so eigentümlichem Ton, daß es Lena seltsam durchschauerte. „Aber geh nur, und habe Dank.“ Sie reichte dem Mädchen die Hand, und Lena ging zögernd. Ihr leiser Fußtritt verhallte bald im Gange, dann wurde es still. Nur einmal noch wurden die Thüren laut geöffnet und geschlossen, als Philipp von dem Zimmer seiner Mutter zurückging. Er sah sehr erregt aus, und auch auf Frau Katharina's Gesicht lagen, als sie nach seinem Fortgange in ihrem Zimmer auf und nieder schritt, die Spuren des eben durchgeführten Angriffs. Aber sie war doch wohl Siegerin darin geblieben, denn sie hob ihren Kopf hoch, ihre Augen leuchteten in einem seltsamen Feuer und um ihre Lippen spielte ein Zug des Triumphes, als sie murmelte: „Er hat mich gerächt, unbekannt gerächt. Es giebt eine Vergeltung!“ Sie blieb am Fenster stehen und schaute, den Bildern der Vergangenheit, die zu ihr hinauf tugen, zu entgegen, hinaus. Der Mond schien wie vor einem Monat, da Leonhard das fremde Weib in das Haus brachte, voll und heil auf die Straße. Ein dunkler Schatten bewegte sich an den gegenüberliegenden Häusern; bald stehen bleibend, bald weiter wandernd, als erwarte er jemand. Frau Katharina sah ihm ein Weibchen zu, dann schloß sie die Läden und legte sich zur Ruhe. Vor ihren Augen schwebte noch lange, bevor sie einschlief, der Schatten des auf und niedergehenden Mannes im weiten Mantel. Das Heibekersche Haus lag in nächstlicher Nähe, nur in Philipps Zimmer schimmerte noch ein Licht, und im Hofe ging der Wächter hin und her und klirrte zuweilen ein wenig ungeduldig mit dem im Mondschein blinkenden Schlüsselbund. Es wurde noch ein Frachtwagen erwart-

et, und er wollte das Hofthor nicht schließen, bis der da war. Eben vernahm man das Rollen der schwer beladenen Räder die Straße herauf, als sich ganz leise eine Thür auf dem vom Mond matt erhellten Gang des Vorderhauses öffnete und eine kleine verhäulte Gestalt herausschlüpfte. Lauschend und zögernd blieb sie ein Weibchen stehen, dann glug sie eilig vorwärts mit unerbarem Tritt bis an des Leutnants Zimmerthür. Dort beugte sie sich nieder, drückte die Lippen auf das kalte Messing des Drückers, lauschte einen Augenblick auf den da drinnen ruhelos hin und herwandernden Schritt und eilte, sich gewaltsam losreißend, der Galerie zu. Dort spähte sie wieder vorsichtig hinab, schwang sich dann, als unten alles still blieb — der Wächter war auf der Straße dem Wagen entgegen gegangen — über die niedrige Brüstung, glitt mit einiger Mühe an dem runden Pfeiler hinab und schlüpfte, als gerade der Wagen in das Thor rollte, von diesem gedeckt auf die Straße. — Zitternd, atemerschöpfend lehnte sie sich an die Mauer des Nachbarhauses, während das schwere Thor klirrend geschlossen wurde; ihre Hände bedeckten einen Augenblick die schwindelnde Stirn. Sie bemerkte nicht, daß von der andern Seite der Straße ein Mann im weiten Mantel herüber kam und neben ihr stehen blieb.

„Praxedes? Bist Du es?“ fragte eine tiefe Stimme.

„Mein Vater, o wirklich mein Vater!“ schluchzte das arme geängstigte Kind und lag wie gebrochen in seinen Armen.

Er küßte sie wieder und wieder, dann fragte er: „Du erhebstest meinen Zettel und sie ließen Dich nicht früher frei, Praxedes?“

„Deinen Zettel, nein, ich weiß nichts davon. Ich erkannte Dich heute Nachmittag, und als er mich dazu verließ, als ich so elend, so grenzenlos elend war, da dachte ich wieder an Dich. — O, mein Vater, mein Vater, stumm mich hler fort, laß mich mit Dir gehen, wohin Du auch gehst. Laß mich an dem einzigen Herzen der Welt, das mich noch liebt, sterben!“

„Praxedes, mein Kind, mein armes Kind, so haben sie Dir mitgespielt, so hast Du gelitten um deines Vaters willen! O, du Gott der Gnade, vergieb mir und sei gedankt, daß Du mir plötzlich jene unbezwingliche Sehnsucht nach meinem Kinde ins Herz gabst! Komm, meine Praxedes, komm, wir entfliehen noch heute dieser Stadt, und was eines Vaters Liebe vermag, Dich zu behüten, das soll Dir werden. Wir trennen uns nicht mehr, ich hätte Dich nie verlassen sollen; aber nun will ich Dich pflegen und hegen, bis Du alles Böse vergessen, Du bist ja mein letzter einziger Schatz, mein Kleinod, meine Blume, mein Kind!“

So flüsternd liebte der alte, härtige, braune Mann sein herzkrankes Kind, und als er dann, den Mantel um sie schlagend, sie halb getragen dem Wirtshaus zuführte warf er noch einen Blick zu dem finsternen Heibekerschen Hause hinauf, und das Mondlicht glänzte auf ein paar hellen Tropfen, die in seinem grauen Bart hingen. (Fortf. folgt.)

* Deutsche Soldaten in Ostindien.

Am Zuidersee in Holland liegt ein kleines Städtchen, Harderwyk genannt, welches von 6500 Seelen bewohnt wird, deren Haupterwerb der Fischfang ist. Anscheinend also unbedeutend, hat doch dieses Städtchen für Holland eine Wichtigkeit wie wenig Städte. Denn hier befindet sich das Hauptdepot zur Anwerbung seiner Soldaten für seine großen Besitzungen auf den ostindischen Inseln. Eine alte Kaserne „Orange Gelderland“, für ungefähr 500 Mann eingerichtet, dient zur Aufnahme der Werblinge, die gewöhnlich mit allen möglichen Mitteln und unter den rosigsten Versprechungen der Agenten zum entscheidenden Entschlusse gebracht werden, um dann durch die alle 3 Wochen fahrenden Dampfer der niederländisch-indischen Dampfschiffahrtsgesellschaft zu 100, 200 oder auch wohl mehr nach Indien, und zwar zunächst nach Batavia, transportiert zu werden, wo sie bald ein Leben voller Entbehrungen und Gefahren im Garnisondienste wie im Kampfe gegen die Feinde der holländischen Besitzungen und gegen die vielen dort heimischen Krankheiten zu bestehen haben werden. In jenem Städtchen (Harderwyk) sammelt sich ein starkes Element der rüstigsten, intelligentesten und selbst der gebildetsten jungen Leute unseres auswanderungsbedürftigen? — großen deutschen Vaterlandes, um demselben in Mehrheit für immer Valet zu sagen, weil sie es nicht im Stande erachteten, ihnen Arbeit zu verschaffen, oder weil jugendliche Fehltritte oder sonst beklagenswerte Verhältnisse ihnen

Veranlassung gaben, einer hoffnungsvollen Karriere oder sonstigen Aussichten entsagen zu müssen.

Zu diesen „Arbeitslosen“ und „Schiffbrüchigen des Lebens“ gesellt sich ein nicht unbedeutender Teil von Abenteurern schlechtmweg, welche meistens durch übertriebene Schilderungen der Verhältnisse in holländisch-Ostindien angelockt wurden, um nun das „variatio delectat!“ (die Freuden eines Wechsels) auch einmal in dieser Art zu versuchen. Kurz, hier findet man aus den oben erwähnten Gründen — außer dem überall anzutreffenden deutschen Handwerksburschen — Commis voyageurs, Beamten aus allen Branchen, Offiziere, Studenten, Ingenieure, Techniker etc., und zwar die Letzteren gar nicht selten, welche nun das Glück ihres Lebens auf eine neue Karte setzen, welche es als holländische Kolonialsoldaten versuchen wollen. Deutschland stellt nach wie vor das größte Kontingent zu den Soldaten für holländisch-Indien; außerdem liefern die Schweiz und Luxemburg im Verhältnis sehr viele Leute dorthin; die Uebrigen sind vorwiegend Belgier und Holländer. Das Ganze ist ein buntes Nationalitätengemisch, das einander meist nicht versteht. Franzosen werden seit einiger Zeit nicht mehr angenommen, wohl der Deutschen wegen. Holland selbst liefert eigentlich den geringsten Teil der Soldaten zum Schutze seiner kolonialen Besitzungen. Die Ausländer müssen das ausrichten, was es mit eigener Kraft und seinen Leuten nicht vollführen kann oder will. Die Bewohner Hollands wissen eben längst, daß in Ostindien für junge Leute im Allgemeinen nicht viel zu holen ist, daß dort Krankheit oder Tod gewöhnlich deren Loos ist. Und Holland ist ja auch so „glücklich“ daß andere Länder, zumeist aber Deutschland, ihm die Soldaten, ihm das Kanonensfutter für seine Kolonien liefern!

Wie die holländische koloniale Landtruppe, so bietet auch Hollands Marine einen eigentümlichen Anblick dar, seine Matrosen gehören aller Herren Länder an, man findet da nicht bloß Malaien, sondern selbst Chinesen und Afrikaner, welche die Zahl voll machen müssen. Und wodurch behauptet dieses kleine Holland seine großen Besitzungen und seine Stellung, die zweite Kolonialmacht der Erde zu sein? Durch sein Geld! Mit vielem Gelde wirbt es Matrosen und Soldaten und zahlt denselben, soweit sie ihre Dienstzeit überleben, Pensionen; mit seinem Gelde erwirbt es sich die Gunst mancher Fürsten auf den ostindischen Inseln und erhält sie sich. Daß unser großes deutsches Vaterland nicht auch Kolonien hat, in denen es seinen Söhnen in schlechten Zeiten, wo Handel und Wandel stocken, wo Tausende im Kampfe um das tägliche Brot sich hilflos abmühen oder selbst in Armut leben, Beschäftigung geben könnte, — das bleibt immer zu bedauern, mag man sonst von der Kolonisationsfrage denken wie man will, und mag man selbst zugeben müssen, daß Manche, statt auszuwandern, besser thäten, im Lande zu bleiben und sich daheim redlich zu nähren.

Der große Strom der deutschen Auswanderer würde sich dann doch den Mutterkolonien zuwenden können und so direkt oder indirekt immer wieder dem Mutterlande zum Vorteile gereichen. Die Kolonien würden seine Einkünfte vermehren und so unserem Vaterlande eine neue Hilfsquelle eröffnen. Auf alle Fälle würden Tausende von Deutschen sich ihnen zunächst zuwenden und zum Teile in ihnen sich eine Existenz begründen, die sich jetzt nach fremdländischen Besitzungen wenden, wo Nichts und Niemand ihnen entgegenkommt, wo Viele von ihnen nur zu Grunde gehen können.

Zur Annahme für den holländischen Kolonialdienst sind verschiedene Urkunde der Heimatsbehörden erforderlich. Da nun meistens die Aufbannlinge nicht wissen, welche Annahmepapiere erforderlich sind und größtenteils ohne die nötigen Geldmittel anlangen, um die Besendung der fehlenden Papiere auf eigene Kosten abwarten zu können, so fallen sie bald den Werbem, welche Seelenverkäufer im eigentlichen Sinne des Wortes sind, unterwegs (in Holland) oder in Harberwyk selbst in die Hände. Mit den Werbem, wenn sie nicht selbst schon Wirte sind, stehen diese in engster „Geschäftsverbindung.“ Sie nehmen die Aufbannlinge in Kost und Logis, nötigen sie zu allerlei Ausgaben und ziehen die Besorgung ihrer Papiere möglichst in die Länge, um bei enormer Ausrüstung aller Ausgaben ein hohes Debet auf ihr Konto anzusammeln. Wird nun der Emigrant angenommen, so wird er vom Handgelde, welches er in der Höhe von 200 Gulden bei seiner Einlieferung erhält, vorab an die Werber 50 bis 75 Gulden, dazu die ferneren persönlichen Ausgaben an diese oder die Wirte entrichten, so daß er in der Regel 150 Gulden, d. i. den Löwenanteil an Andere lassen und sich mit dem geringen Reste begnügen muß, für welchen er dann seine Haut den Holländern verkauft hat!

Ist der Werbling eingekleidet, so beginnt er die letzten Wochen und Tage, die ihm in Europa noch bleiben, in der tollsten und ausgelassensten Weise zuzubringen. In den Restaurationen, in den sog. Ringel-Tangels und den Häusern der „gemeinen Minne“, die alle systematisch auf die Erleichterung seines Portemonnaies bedacht sind, verbringt er gewöhnlich die mühsigen Tage. Dazu wird bereitwillig von den Behörden Erlaubnis erteilt! Fast Alle sind in dieser Ausgelassenheit gleich: Mancher sucht durch den Rausch Kummer und Verdruß zu betäuben; ein Anderer will die gezählten Abschiedsstunden in Sauf und Brauf, in Vergnügen und Behagen genießen: ein Anderer wieder wird durch das tolle Treiben mit fortgerissen und einmal in dem Strudel, festgehalten, bis auch er den letzten Cent gezählt und ausgegeben hat. So bleibt das ganze Handgeld fast in allen Fällen in Harberwyk; daher auch die Nebenart der Kolonialsoldaten: („Kolonialwaren“, wie sie sich scherzweise wegen ihrer für die Kolonialen verkauften Haut nennen) das Harberwyk von den Kolonialen „leben müsse.“

Endlich schlägt die Stunde des Abschieds. Der Transport soll morgens früh erfolgen; Permission zum Ausgang für die letzte Nacht wird daher an Ketten mehr erteilt; ein Jeder muß um 10 Uhr Abends in der Kaserne sein. Nochmals wird ein toller und lärmender Abend bei Bier und Branntwein zugebracht. Die ganze Nacht wird es kaum still in der Kaserne, denn man nimmt es noch mit den Leuten „nicht so genau“; deutsche und flämische Lieder, sowie Schweizerische Alpenlieder mit herrlichem Jubeln mischen sich in den breiten Stugs-Song der Holländer: ein Chaos von erregten Gefühlen und Melodien! Um 4 Uhr Morgens ist Reveille für den Transport. Raum hat der Hornist den ersten Stoß in das Horn gethan, so beginnt der Heidenlärm von Neuem, ein Hurrahrufen, ein Singen und Schreien ohne Ende.

Man, man kann es diesen Armen nicht so übel nehmen, denn es ist ein gewaltiger Gedanke, die letzten Stunden auf einem Erbteile zu sein, dem das unvergeßliche Vaterland angehört, um es vielleicht immer wiederzusehen! Die Brust ist voll, sie sucht sich Luft zu machen. Um 6 Uhr erfolgt der Abmarsch mit klingendem, oder besser gesagt: mit kläglichem Spiel; denn die Musikkapellen in Harberwyk sind gleich denen in holländisch-Indien, nicht viel besser als die „Bremer-Musikanten“ ergötzlichen Angebens der Kinderzeit. Man ist am Bahnhofs, noch ein „Hurrah!“ und das Dampfgeschütz stürzt mit schraubender Hast dahin, um in Amsterdam oder Rotterdam wieder Halt zu machen und seine „kostbare Fracht“ wieder abzuliefern. Von da aus erfolgt die Einschiffung der Soldaten nach Indien, deren Ueberfahrt nach Batavia auf der Insel Java durchschnittlich in 40–46 Tagen erfolgt. (2500 deutsche Meilen.) Schon die „trockene“ Behandlung unterwegs, die fade und monotone Kost, die straffere Disziplin lassen den Auswanderer erkennen, daß die „Szene verändert“ ist.

Von Batavia geht es per Eisenbahn landeinwärts nach Meester-Cornelis, 6 Stunden von der Ahebe, woselbst die „Europäer“, wie sie im Vergleich zu den „Inländern“ genannt werden, vorläufig in der Kaserne des Supplemente-Depots untergebracht werden. Hier werden dann die Soldaten in 4 Abteilungen geteilt, und zwar für die 4 Depotbataillone in Meester-Cornelis, Willem I., Soerabaya (alle drei auf Java) und Padang (auf der Westküste von Sumatra), woselbst dieselben ihre Ausbildung erhalten, um nach derselben die verschiedenen Feldbataillone zu komplittieren. Die Deutschen inklusive der Schweizer und Luxemburger zeichnen sich auch in holländisch-Indien im Allgemeinen durch Mäßigkeit und gutes Betragen aus, sowie auch durch ihr aufgewecktes Verhalten, ihre relative Munterkeit, ihr Singen in Erholungsstunden in den Kantinen, und ziehen sich dadurch die Gunst und das Lob ihrer Kameraden, wie auch mancher ihrer Vorgesetzten zu.

Wie Eingangs schon erwähnt, liefert augenblicklich Deutschland die meisten Soldaten für die Besitzungen Hollands auf den großen Sundainseln. Hierfür ein Beispiel aus dem vorigen Jahre. Ein Transport bestand aus 100 Mann, davon waren: Deutsche (Kaiserreich) 45, Deutsche (Oesterreich) 2, Deutsche (Luxemburg) 5, Deutsche (Schweiz) 9, Belgier 19, Holländer 18, Italiener 2.

In den Gefängnis-häusern haben, was gewiß bezweifelnd ist, die Holländer und Belgier so entschieden das numerische Uebergewicht, daß die Deutschen sich hier zu den Weiden verhalten, wie in vorstehender Zahlenreihe etwa die Italiener zu den Deutschen.

Der Dienst ist fast immer und überall sehr streng. Er ist an und für sich schon schwer genug auszuhalten und wird durch

die ungewohnte Hitze für den Europäer noch unerträglich. Freilich bringt es das aus allen Teilen Europas zusammenge-
würfelte, an Ordnung nichts weniger als gewohnte Corps der
holländisch-ostindischen Soldaten mit sich, daß eine gewaltige
Disziplin, so lange der Dienst reicht, in demselben gehandhabt
wird. Wie vergehen da den „Mutterjöhnen“, Allen, die sich
den Kopf voll von Hoffnungen und Träumen setzen, die Illu-
sionen! Wie lernt da der Ungefügigste, der zu Hause nicht
tangen wollte, unter dem Korporalstock parieren! Wie bald
erkennen Alle, daß da „Nichts zu holen“ ist, als Anstrengun-
gen und Körperzerrüttung, wenn nicht gar der Tod! Der
erste grimme Feind des Europäers, dem Viele erliegen, ist,
wie schon erwähnt, die nicht selten erdrückende Hitze; der zweite
die aus dem feuchten, weithin sumpfigen Boden der Sunda-
inseln mit Fiebern geschwängerte Luft. Man athmet die-
selbe tagtäglich den größten Teil des Jahres ein, — nur ein
Körper mit „lebernen“ oder gar „eisernen“ Aufströhen und
Lungen kann auf die Dauer widerstehen. Durchschnittlich ster-
ben von den eingewanderten Soldaten 60 Prozent, und
noch mehr würden hier ein wenig rühmliches Grab finden,
wenn man nicht Sorge trüge, die als unheilbar Erkrankten als
untauglich nach Europa zurückzuführen. Dazu sind auf den
holländisch-ostindischen Inselbesitzungen, und namentlich auf
Batabia und Sumatra Hautkrankheiten, wie der sog.
„rote Hund“ und der „Ringwurm“ ganz gewöhnlich; die Dis-
senterie tritt nächst den „Koorits“ (Fiebern) oft sehr gefährlich
auf. Nicht selten auch bezieht die Cholera die Reihen der
Ungezüglichen, die nach Java und besonders diejenigen, die nach
Batabia oder Sumatra verschlagen werden. Von 5000 Sol-
daten lagen dort Mitte vorigen Jahres 1700 in den Lazaretten.
Dazu kommt die Plage der Moskito's, die während der langen
Regenzeit sowohl wie in den überheißten Sommermonaten schier
unerträglich wird.

Der dritte und nicht am wenigsten gefährliche Feind der ein-
gewanderten Soldaten ist der Eingeborene in manchen ost-
indischen Inselstricken, auf welche Holland die Hand gelegt
hat oder noch legen möchte, deren Bewohner jedoch Thakraft
genug besitzen, um sich für ihre Selbstständigkeit gegen die ver-
zweifelte „Kultur“ (Unterjochung, Dienstherrschaft etc.) der
Holländer zu wehren. Ist der Garnison- und Lagerdienst schon
für die Soldaten im allgemeinen ein beschwerlicher, so eröffnet
der Felddienst mit seinen unaußerblichen Wägen, Gefechten,
Märschen und angefüllt des stets zu erwartenden tödtlichen
Ueberfälle der durchweg tapferen Eingeborenen geradezu unge-
zählten Tausenden ein Riesengrab. Wir erinnern hier nur an
den blutigen, opfervollen Krieg der Holländer mit den Ach-
nesen auf Sumatra. Nicht wenige von der Mannschaft auch
enden aus Lebensüberdruß und Verzweiflung in Selbstmord.
Die Kost der Soldaten ist gerade nicht schlecht, läßt jedoch
schon deshalb viel zu wünschen übrig, weil sie durchschnittlich
immer dieselbe ist. Morgens nach 5 Uhr gibts Weißbrot und
Kaffee, um 10 Uhr Suppe mit zähem Ohsenfleisch und trock-
nem Reis, stark gepfeffert mit Sambal (indischer Pfeffer), nach-
mittags um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr gibt es getrockneten Reis, gepfeffert wie-
der mit Sambal, Fleisch unbestimmt. Die Morgenuppe wird
wegen ihrer schlechten Beschaffenheit von den Soldaten Kalt-
wasser (Kalt ist malayisch gleich Fluß) genannt. Bei dem Nach-
mittagsessen bleibt die Ration Reis immer dieselbe, die übrigen
Zutaten werden nicht vom Gouvernement, sondern aus der
Menage bestritten; durch das Einhalten des halben Traktaments
der Soldaten wird dafür der nötige Fonds gebildet! Die
Menage könnte viel besser sein, wenn der Fonds nur wirklich
ganz dafür verwendet würde. Aber, weiß Gott, welche An-
schaffungen daraus bestritten werden, und wie viel in die Tasche
der Menagemeister geht! Eine ordentliche Kontrolle findet in
dieser Hinsicht nur sehr selten statt. Mit der Ehrlichkeit der
meisten Menagemeister ist es nicht weit her. Kurzgefaßt ist die
Kost einmal Sambal mit Reis und dann wieder Reis mit
Sambal! Das Gouvernement gewährt an Viktualien für je-
den Soldaten 500 Gramm Reis, 40 Gramm Kaffee, 300
Gramm Rindfleisch, 180 Gramm Brot, außerdem das Nötige
an Salz, Öl und Brennholz. Die Quartiere der Soldaten
sind steinerne oder gestochene Bambusstämme, und sind diesel-
ben lustig eingerichtet, haben in der Regel Fensteröffnungen,
aber keine Fenster. Die Dächer ragen meistens weit über, um
möglichst viel Schatten zu gewähren. Um 5 Uhr morgens wird
aufgestanden, von 12 bis 3 $\frac{1}{2}$ Uhr ist im Garnisondienste Mit-
tagsruhe, um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr abends geht's zu Bette. Die Zwischen-
zeit in den bezeichneten Stunden ist in der Regel fort und fort
Dienst.

Bergnügen nach unsern Begriffen hat der holländisch-indische
Soldat so gut wie gar nicht: er ist auf die Militärkontinente
mit ihrem ewigen Einerlei angewiesen. So darf er z. B. die
von Chinesen — welche auf Batabia so zahlreich sind, wie die
Juden in Polen — gehaltenen Trinkstuben wegen ihrer starken
berauschenden Getränke nicht besuchen. Die bürgerlichen Kreise
vermeiden den Umgang mit den Soldaten, ja sie verachten
diese Schützlinge der holländisch-ostindischen Kolonteen! Selbst
die indischen Bastarde, die „Pipper“ und „Pipperinnen“
(„Lipap“), die „Preolen“ Indiens, achten sich höher, als
sie die Soldaten achten! So ist der arme „Waffenknecht“
hier der Ausgestoßene; höchstens, daß sich häßliche Ma-
layenweiber dazu hergeben, die Soldaten der Kolonteen zu
heiraten und mit ihnen in die Kasernen zu ziehen. In den
Kasernen wimmelt es denn auch von Weibern und Kindern.
Die Kleidung (Uniform) besteht aus blauen und weißen Baum-
wollstoffen. Das Traktament der Soldaten besteht aus 33 Cents
pro Tag, jedoch erhalten dieselben nur die Hälfte, die andere
Hälfte geht, wie schon gesagt, in die Menagekasse.

Nach einer 12jährigen Dienstzeit erhält der Soldat — der
überhaupt zum Mindesten Engagement auf 6 Jahre annehmen
muß — eine Pension von nur 200 Gulden, der Korporal 220,
Sergeant 240 u. s. w. Jedoch gelangen verhältnismäßig nur
Wenige in den Genuß einer solchen Pension, da nur ein ge-
ringer Teil die 12jährigen Strapazen einer Dienstzeit auf den
holländisch-ostindischen Inseln übersteht.

Was den Genuß der Früchte anbelangt, so kann ein Euro-
päer ohne eigentliche Gefahr wohl nur den Pfirsich (die ameri-
kanische Banane) genießen. Ananas und andere süße Früchte
sind gewiß verlockend, aber nur etwas zu viel davon oder zur
unrichtigen Zeit genossen, werden sie gefährlich, weil sie leicht
Bauch- und Magenkrankheiten erzeugen. — Eine Beschreibung
der dort einheimischen Tiere, des Affen, des Tigers, Schakals,
Rhinoceros, Elephanten, des Wäffels und des Maiba, der
Schlangen u. s. w., die alle auf den ostindischen Sundainseln
zu Hause sind, wäre überflüssig, da Beschreibungen dieser Art
nicht selten sind. Auch bedauert der ostindische Soldat nicht
viel davon zu Gesicht, da er wohl aus der Kaserne, aber mei-
stens nicht weit genug aus den Städten heraus kommt, und
bekanntlich jene Tiere ebensowenig die Nähe der Städte lieben,
wie etwa unser Heinecke die des Försterhauses.

Was die Vegetation des Landes anbelangt, so ist dieselbe
bei der feuchten und dann heißen Witterung und in dem vor-
wiegend sehr fruchtbaren Boden eine reiche, süßige, wilde. Un-
durchdringlicher Urwald dehnt sich meilenweit aus. Hervorge-
hoben sei jedoch hier, daß die Palmen und andere merkwürdige
und großartige tropische Bäume wie Pflanzen nicht so ge-
schwachvoll gewählt und systematisch geordnet nebeneinander
stehen, wie etwa in einem botanischen Garten. Nein, diese Na-
manit ist keine „Sammlung“, ungeordnet und regellos ist ihr
Erscheinen, Seltenes und Gewöhnliches findet man durchein-
ander; aber großartig ist in jenen Himmelsstrichen doch die
Natur. Starker Regen und schwere Nebelüberschläge tränken
den Boden, und eine glühende Sonne treibt dann mit Macht
Alles zu mächtigem Leben hervor.

Damit sei diese der Wirklichkeit entsprechende Skizze abge-
schlossen, und können wir nur hoffen, daß mancher junge
Mann, der diese Zeilen zu lesen Gelegenheit hat, keine Lust
mehr verspürt, nach holländisch-Indien zu gehen, um als
holländischer Soldat sein Leben in Gefahren und Entbehr-
ungen und in Abgeschiedenheit zu verbringen oder gar zu früh-
zeitig zu opfern.

Sollte es selbst Einzelnen dort oder anderwärts in fremden
Ländern wohlgehen: den Wenigsten kann das ferne Land mit
seinen ganz verschiedenartigen Lebensbedingungen, Verhältnissen
und Anforderungen das teure Vaterland ersetzen, in dessen Bo-
den wir gewachsen sind, an dem wir, selbst in den Nothständen
der Gegenwart, mit tausend Kasern hängen, und in welchem
wir uns mit Fleiß, Energie, Willens- und Thatkraft, wenn
auch im Allgemeinen heutzutage langsam, doch sicher zu einer
ankreichenden und nicht selten selbst glücklichen Existenz empor-
arbeiten können. Der Auswanderungslustige spiegelt sich zur
Lastbilder vor, die so selten der Wirklichkeit entsprechen, und
er lasse sich von Soldaten, die in der Ferne waren, die die
„Wunder der Fremde“ gesehen haben, sagen, daß der Einwa-
bernde gewöhnlich nicht in deren Besitz gelangt. Und wäre es
selbst der Fall:

„It's auch schön in fremdem Lande,
Doch zur Heimat wird es nie!“
Aus der „Glück. Bztg.“

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Gd. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt
Belletristische Beilage
zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
C. Becker & Co.

N^o 51.

Sonntag, den 19. Dezember.

1880

□ **Dzanam,**

der Stifter des Vincenz-Vereins.

(Vortrag des Herrn Rechtsanwalts Euler im Rath. Verein.)

Die zunehmende Verwilderung der unteren Volksklassen ist eine der traurigsten und gefahrdrohendsten Erscheinungen unserer Tage. Ihr mit Erfolg entgegenzuarbeiten, wird nur demjenigen gelingen, welcher fern von vornehmer Zurückhaltung in persönliche Beziehung zu jenen Volksklassen tritt, um an ihren Interessen thätigen Anteil zu nehmen und ihr Vertrauen zu gewinnen, und welcher mit den vom Christentum gegebenen Mitteln die sittliche Hebung herbeizuführen sucht. Diesen Weg haben auf dem Gebiet der Armenpflege der Vincenz-Verein und der nach dessen Vorbild gestiftete Elisabethen-Verein eingeschlagen. Es dürfte von Interesse sein, die Anfänge des so weit verbreiteten Vincenz-Vereins aufzusuchen und denjenigen Mann näher kennen zu lernen, welcher ihn ins Leben gerufen und zur Blüte gebracht hat. Es ist der Franzose Friedrich Dzanam: Sein dem Dienste der Wahrheit und Liebe geweihtes Leben fällt in die Zeit von 1813 bis 1853 und erinnert uns an die Worte, welche Dante über einen wahrhaft großen Mann gesagt hat: „Schon sein Anblick erhebt uns und macht uns größer; wir fassen wieder Mut zum Kampfe gegen Christi Feinde“.

Dzanam begann seine Studien zu Lyon, wo sein Vater Arzt war. Er besaß ein weiches Gemüt, das schon im zarten Kindesalter sich für fremdes Leid empfänglich zeigte, und einen entschiedenen Charakter. Mit reichen Geistesgaben ausgestattet, machte er überraschende Fortschritte und wandte ein warmes Interesse der Geschichte und Poesie zu, worin er sich schon früh versuchte. Doch auch die Gefahren, welche die geistige Frühreife in sich birgt, traten an den jungen Dzanam heran. Religiöse Zweifel, welche den Tag über am Herzen nagten und zur Nachtzeit die Augen mit Thränen füllten, stellten die Festigkeit seines Glaubens auf eine harte Probe; aber Dank der sichern Grundlage, die ihm die Eltern ins Herz gelegt, rettete sich Dzanam das Kleinod des Glaubens. Bedrängt von diesen inneren Leiden zog es ihn eines Tages unwillkürlich in die Kirche, an der ihn sein Weg vorbeiführte. Er trat ein, warf sich auf die Kniee nieder und flehte um Erlösung, indem er Gott das Versprechen machte, sich der Verteidigung der Wahrheit zu weihen, wenn er wieder das Licht zu deren Erkenntnis erlange. Von demselben Augenblicke an war die Unruhe aus der Seele gewichen, und durchdrungen von der ganzen Bedeutung seines Gelöbnisses gestand er später: „Ich glaubte von da an mit festem Glauben, und gerührt durch diese Wohlthat gelobte ich Gott, meine Tage dem Dienste der Wahrheit zu weihen, die mir den Frieden gegeben.“*)

Im Herbst 1831 bezog Dzanam die Universität Paris, um dort Rechtswissenschaft, Philosophie und Geschichte zu stu-

dieren. Es war erst ein Jahr seit der Juli-Revolution verfloßen, welche die Bourbonen gestürzt und den Bürgerkönig Louis Philipp auf den Thron erhoben hatte. Der Sturm der entfesselten politischen Leidenschaften hatte, wie gewöhnlich, nicht allein den Thron, sondern auch den Altar getroffen, und eine Kräftigung der antikirchlichen Richtung zur Folge gehabt. Andererseits hatte aber auch die Kirche die Freiheit der Bewegung, welche unter dem ancien régime mannigfache Hemmnisse erlitten, wiedergewonnen, und war der Grund der Abneigung weggefallen, welche die Kirche durch den ihr gewährten Staatschutz und ihr angebliches Bündnis mit der legitimen Dynastie auf sich geladen. Auf diesem Boden der Freiheit und Selbständigkeit machte sich bald eine mächtige Strömung geltend, die, wenn auch anfangs zu ungestüm und mit unlautern Elementen versehen, sich bald klärte und das kirchliche Leben sowie die kirchliche Wissenschaft einer neuen, kräftigen Entwicklung entgegentrieb. Talentvolle Männer traten in Wort und Schrift für die christlichen Prinzipien ein und machten die Hoffnung derjenigen zu Schanden, welche mit der Juli-Revolution eine neue Epoche der irreligiösen Geistesrichtung begrüßt hatten. Diesen Männern, einem Montalembert, Lacordaire, Dupanloup, Gerbet, Ravignan, Rio, reißt sich Dzanam würdig an.

Im Jahre 1831 war die bezeichnete Bewegung noch in ihren Anfängen und hatte namentlich die Pariser Universität noch nicht erreicht. Der junge Dzanam fand in den Vorlesungen der Professoren nichts als rationalistische und materialistische Anschauungen, die er bereits als der Wahrheit widersprechend erkannt hatte. Sein selbständiger und energischer Geist konnte solche falschen Lehren nicht ruhig hinnehmen, konnte nicht thätig zusehen, daß dieselben unwiderlegt blieben und die Jugend der Kirche entfremdeten. Trotz seines jugendlichen Alters fühlte er sich berufen, hier zu handeln. Er faßte den Entschluß, den Professoren, die vom hohen Katheder herab ihre Lehren als unumstößliche Wahrheit vortrugen, mit Freimut entgegenzutreten, zugleich aber die gleichgesinnten Studenten, die vereinzelt ohnmächtig waren, zu gemeinsamem Vorgehen zu vereinigen. So fing er an, die Vorträge seiner Lehrer zu kontrollieren. Sobald er Unrichtigkeiten über religiöse Dinge hörte, studierte er die Materie genau und richtete an den betreffenden Professor ein Schreiben, worin er die Unrichtigkeiten nachwies. Durch ein solches Beispiel ermuntert, schlossen sich allmählich gleichgesinnte Studenten dem für seinen Glauben begeisterten Dzanam an, und unterstützten ihn in der Bekämpfung der vorgetragenen Irrtümer, so daß die Entgegnungen immer gewichtiger wurden und die Unterschriften darunter rasch anwuchsen.

Mit Erstaunen sahen die rationalistischen Professoren sich einer christlichen Opposition gegenübergestellt, die sie auf die Dauer nicht vornehm ignorieren durften; konnten sie doch mit Sicherheit darauf rechnen, daß jede antichristliche Äußerung eine schriftliche Entgegnung zur Folge hatte. Den größten Erfolg errang Dzanams unerschrockenes Auftreten in den philosophischen Vorlesungen eines Hauptrationalisten der damaligen Zeit, des Prof. Jouffroy, der die Möglichkeit der Offenbarung

*) Friedrich Dzanam von Hardy (Mainz bei Kirchheim).

bestritten hatte. Nachdem Ozanam ihm zweimal schriftliche Gegenbemerkungen eingereicht hatte, welche ohne Erfolg geblieben, richtete er einen Protest an ihm. Souffroy mußte nun notgedrungen im Kolleg erwidern. Er entschuldigte sich und versprach, daß er sich in Zukunft bemühen werde, nicht mehr die religiösen Ueberzeugungen zu verletzen, er schloß mit den Worten: „Meine Herren, bisher erhielt ich nur Einwürfe von Seiten des Materialismus; heute sind die Geister gänzlich umgewandelt, die Opposition ist katholisch.“ Erfreulich ist, daß Souffroy später gläubig wurde, und zu der Erkenntnis kam, daß alle philosophischen Systeme zusammengenommen nicht so viel wert sind, als eine Seite des Katechismus.

Dem jungen Studenten war somit eine Mission zugefallen, die vollkommen seinen persönlichen Neigungen entsprach: nämlich, das christliche Bewußtsein zu wecken und einen edlen Fremdesfreis zur Verbreitung der Wahrheit um sich zu sammeln. Jetzt schon war er das anregende, ermutigende Element für die katholische Jugend an der Universität, und was ihm jedes Gefühl der Schwäche und Verzagttheit benahm und ihn über seine Jahre hinaus hob, war seine begeisterte Liebe zur Kirche und zur Wahrheit. Unter der Fahne des katholischen Gedankens, wie Ozanam sich ausdrückte, vereinigte er seine Gesinnungsgenossen. Schon beim Beginn des Jahres 1833, also kaum über ein Jahr nach Ozanams Ankunft in Paris, belief sich ihre Zahl auf 60. Wöchentlich versammelte man sich einmal abends zu wissenschaftlichen Konferenzen, und da man auch die Gegner zu Wort kommen ließ, so gestalteten sich diese Versammlungen mehr und mehr zu Turnieren, wobei Wahrheit und Irrtum, Glaubensgewißheit und Zweifel ihre Stärke erprobten.

Ein großes Verdienst erwarb sich der Führer der katholischen Jugend in Paris auch dadurch, daß er zu den berühmten Konferenzen des Dominikaner-Paters Lacordaire die Anregung gab. Gegen die zerstörenden Lehren, wie sie von vielen Lehrstühlen der Pariser Universität ertönten und vermittelt einer bestechenden Literatur in weite Kreise drangen, mußte ein Gegenmittel geschaffen werden. Ozanam, der täglich Gelegenheit hatte, die sophistischeren Angriffe auf die Religion zu hören, fühlte, was Not that. „Was wir bedürfen, ist ein Mann unserer Zeit, der jung ist wie wir, und dessen Anschauungen uns, das heißt den Bestrebungen und Kämpfen der jungen Leute unserer Tage, zusagen.“ Wer mochte aber dieser Mann sein, der aus persönlicher Erfahrung wußte, welches eben die Lage der studierenden Jugend Frankreichs in den Hörsälen der Universität war, und der so auch den rechten Ton treffen konnte, um die falschen Ansichten niederzureißen und die wahren einzupflanzen? Es war kein anderer, als Lacordaire, der damals noch am Anfang seiner erfolgreichen Thätigkeit stand. Ozanam hatte ihn predigen hören und es war ihm sofort klar, daß der beredte, mit dem modernen Unglauben und den die studierende Jugend bewegenden Ideen genau vertraute Priester der geeignete Mann sei. Sofort war sein Plan gefaßt, alles aufzubieten, um vom Erzbischof von Paris die Erlaubnis zu erwirken, daß Lacordaire in der Notre-Dame Kirche eine Reihe von Vorträgen halten dürfe.

Nach entschlossen, wie er war, setzte Ozanam in kürzester Zeit eine Petition auf und brachte dafür ungefähr 100 Unterschriften zusammen. Darauf begab er sich mit zwei Freunden zum Erzbischof. Dieser zeigte zwar große Teilnahme für den Plan, wies jedoch auf die Schwierigkeiten hin, welche der Ausführung desselben im Wege ständen. Die drei Studenten versuchten aber ihre Sache mit der größten Begeisterung und Hartnäckigkeit, erbaten sich später nochmals eine Audienz und brachten es schließlich dahin, daß Lacordaire, der von diesen Plänen nichts wußte, seine epochemachenden und segensreichen Konferenzen hielt.

So stand der junge Ozanam schon mitten im öffentlichen Leben und übte eine Wirksamkeit, die sonst dem gereiften Mannesalter vorbehalten ist. Doch den hohen Anforderungen, die er an sich stellte, und der Begeisterung für die Wahrheit, deren Dienst er sich gewidmet hatte, genügte sein bisheriges Wirken und dessen Erfolg keineswegs. Namentlich befriedigte ihn nicht der Erfolg jener wöchentlichen Versammlungen von Studenten, in welchen er und seine Freunde zu Gunsten der christlichen Wahrheiten eintraten. Eine heilsame Wirkung zeigte sich nur bei den gläubigen Studenten, deren religiöser Sinn dadurch gehoben und deren Glauben gekräftigt wurde. Dagegen blieb für die ungläubigen Studenten, welche durch diese Disputationen zur Wahrheit zurückgeführt werden sollten, die gehoffte Wirkung aus. Wenn die Wahrheit und Herrlichkeit des Christentums an der Hand der Geschichte überzeugend nachgewiesen wurde, erwiderten die Gegner: „Ihr habt Recht, wenn Ihr von

der Vergangenheit redet, das Christentum hat früher Wunder gewirkt, aber jetzt ist es tot. Und Ihr, die Ihr Euch rühmt, Katholiken zu sein, was thut Ihr denn? Wo sind die Werke, die Eueren Glauben beweisen, und die uns zur Achtung und Annahme desselben bewegen könnten?“ Es schmerzte Ozanam, dies hören zu müssen, aber er ließ den Mut nicht sinken. Der Vorwurf verwundete ihn, aber er ruhte nicht, bis er das geeignete Mittel fand, denselben zum Schweigen zu bringen.

Eines Tages verließ er nach einer heftigen Debatte das Versammlungslokal mit zweien seiner Freunde. Auf dem Heimweg berieten sie sich darüber, wie diese wöchentlichen Zusammentünfte nutzbringend gemacht werden könnten. Im Verlauf der Unterhaltung erwähnte Ozanam, es sei ihm Tags zuvor der Gedanke gekommen, Versammlungen zu veranstalten, deren Hauptzweck nicht wissenschaftliche Diskussionen, sondern gute Werke bildeten, um so den Vorwurf der Gegner Lügen zu strafen. Die beiden Freunde Ozanams schenkten zwar augenblicklich diesem Vorschlag keine weitere Beachtung, aber doch faßte von Tag zu Tag diese einmal angeregte Idee mehr und mehr festen Boden in ihrem Geiste. Schließlich weihten sie auch ihren geistlichen Berater, den Vater Bailly, wie er genannt wurde, in ihr Vorhaben ein, welcher dasselbe im höchsten Maße billigte.

Im Monat Mai 1833 wurde die erste Versammlung abgehalten unter dem Vorsitz von Bailly. Nur 8 Studenten waren erschienen, die anderen hielten den Vorschlag für zu phantastisch. Es wurde bestimmt, daß man sein Augenmerk auf den Dienst Gottes in der Person der Armen richten wolle, um dieselben in ihren Wohnungen aufzusuchen, sowie geistig und leiblich zu unterstützen. Der junge Verein stellte sich unter den Schutz des heil. Vincenz von Paul, dessen Geist er in sich aufzunehmen bestrebt sein wollte. Jede Woche kam die kleine Mitgliederzahl zusammen zum Austausch ihrer Gedanken und Erfahrungen. Man begann und schloß mit Gebet, berichtete über die Lage der Armen und veranstaltete eine Geldsammlung, um davon die den Armen bewilligten Unterstützungen zu bestreiten. Diese Almosen, die nur gering sein konnten, sollten das Mittel für die den Armen zu gewährende moralische Hilfe sein. Als hauptsächlichster Zweck ihres Vereins schwebte den jungen Leuten aber beständig vor, sich selbst in der Führung eines christlichen Lebenswandels zu befestigen. „Fürchten Sie nicht,“ äußerte Ozanam einmal, „es sei eine Beeinträchtigung der Nächstenliebe, wenn man sie als Mittel zur Bewahrung und Befestigung des Glaubens betrachtet. Sie wird im Gegenteil in uns nur größer werden; wir werden beim Besuch der Armen lernen, daß wir mehr dabei gewinnen als sie, weil der Anblick ihres Glucks dazu dienen wird, uns besser zu machen. Wir werden alsdann für diese Unglücklichen ein solches Gefühl der Erkenntlichkeit empfinden, daß wir nicht umhin können, sie zu lieben.“

Anfangs dachte man allen Ernstes daran, außer den ersten acht Mitgliedern keine anderen zuzulassen, um nicht die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Bailly indes nahm den jungen Leuten dies Bedenken, weil das Werk sich ausdehnen und wachsen müsse; und so wurde denn auch Anderen der Beitritt gestattet. Es währte nicht lange, so trugen die jugendlichen Apostel der Liebe den guten Samen aus der Hauptstadt auch in die Provinzen, wohin sie in den Ferien oder nach Beendigung ihrer Studien auseinander gingen.

Von Frankreich dehnte sich der Verein unter dem Segen des Oberhauptes der Kirche weiter aus über ganz Europa und bald über den ganzen Erdkreis. In Tausenden und aber Tausenden ist der schöne Gedanke lebendig geworden, durch Linderung der leiblichen und geistigen Not der Armen sich selbst zu vervollkommen.

Und derjenige, der den Grund gelegt zu diesem großen Werke, blieb ihm treu mit nie ermattendem Eifer, suchte unausgesetzt neue Konferenzen ins Leben zu rufen, nach allen Seiten hin durch Wort und Schrift anzuregen und namentlich den Geist der Demut zu erhalten. „In dem Wachstum unseres Vereins,“ schreibt er, „soll nur ein Grund liegen, uns zu demütigen. Das Gras des Feldes verbreitet sich schnell und hört dennoch nicht auf, klein zu sein, und darum, weil es viel Erde bedeckt, sagt es doch nicht: Ich bin die Erde. Auch wir werden, je zahlreicher wir werden, immerfort klein und schwach bleiben, und nicht daran denken, uns mit den Institutionen zu vergleichen, welche Gott in der Kirche gleich großen Bäumen hat wachsen lassen, um ihr Schatten und Früchte zu geben.“

Von dem großen Segen, der auf der von christlichem Geiste getragenen Armenpflege ruht, durchdrungen, hielt Ozanam dafür, daß dieselbe ein notwendiger Bestandteil der Erziehung

der Jugend sein müsse, und wirkte dahin, daß junge Leute dem Verein beitraten und in Erziehungsanstalten Konferenzen gebildet wurden. „Diese jungen Herren müssen wissen, was Hunger, Durst und gänzliche Mittellosigkeit ist. Sie müssen Unglückliche sehen, kranke Eltern, weinende Kinder. Sie müssen sie sehen und lieben. Entweder wird dieser Anblick ihr Herz rühren, oder diese Generation ist verloren. Aber man muß nie an den Tod einer jungen christlichen Seele glauben, sie ist nicht tot, sie schläft nur.“

Aber auch noch in anderer Hinsicht legte Ozanam dem stillen Wirken des Vincenz-Vereins eine hohe Bedeutung bei. Es galt für ihn, einen Weg zu bahnen zur Lösung jener Frage, die ihn die wichtigste der Zeit erschien, der sozialen Frage, das heißt zu vermitteln zwischen den scharfen Gegensätzen des Reichtums und der Armut. „Die Frage“, schrieb er schon im Jahre 1836, „welche die Menschen unserer Tage scheidet, ist keine Frage politischer Formen, es ist eine soziale Frage, das heißt, es dreht sich darum, wer das Uebergewicht erlangt, der Geist des Egoismus oder der Geist des Opfers, ob die Gesellschaft nur eine große Ausbeute zum Vorteil der Stärkern, oder die Aufopferung des Einzelnen für das Wohl Aller, besonders für den Schutz der Schwachen sein wird. Es giebt viele Menschen, die zu viel haben und noch mehr haben wollen; es giebt noch weit mehr andere, die nichts haben und die nehmen wollen, wenn man ihnen nichts geben will. Zwischen diesen beiden Menschenklassen bereitet sich ein Kampf vor, und dieser Kampf droht furchtbar zu werden: auf der einen Seite steht die Macht des Geldes, auf der andern die Macht der Verzweiflung. Zwischen diese feindlichen Heere müßte man sich hineinstürzen, wenn auch nicht, um den Zusammenstoß zu verhindern, so doch, um ihn abzuschwächen. Und unser jugendliches Alter, unsere mittelmäßige Stellung machen uns diese Vermittlerrolle leichter, zu der uns unser Titel als Christen verpflichtet. Das wäre der etwaige Nutzen unseres Vereines vom h. Vincenz von Paul.“

Doch kehren wir zu dem Studenten Ozanam zurück und folgen wir ihm auf dem Wege durchs Leben, das nicht allein mit Rücksicht auf das Werk des h. Vincenz ein reiches genannt werden kann. Ozanam übte die christliche Nächstenliebe neben seinem Beruf, als Erholung nach den Arbeiten, die ihm seine wissenschaftliche Auszubildung auferlegte. Mit vollem Eifer betrieb er seine Studien und behutete den Universitätsbesuch auf 5 Jahre aus, um diejenigen Kenntnisse zu erlangen, welche ihn nachher zum Lehrer des Rechtes und der Literatur befähigten. Der leitende Gedanke bei allen seinen Studien war: Material zu sammeln für den Beweis, daß die Religion das höchste Bedürfnis der Menschheit, das Christentum die alleinig civilisierende Religion, und daß die Kirche im Besitz des Christentums sei.

Nachdem Ozanam die juristischen Prüfungen bestanden hatte, bestimmte ihn die Liebe zu seinen Eltern, einstweilen in Lyon sich der Advokatenpraxis zu widmen, und nebenbei die schriftlichen Arbeiten für das Doktorexamen in der Literatur zu machen. Bei diesen Arbeiten war er mit ganzer Seele, während er der juristischen Praxis keinen Geschmack abgewinnen konnte. „Diese Lebensart regt mich zu sehr auf“, schreibt er an einen Freund, „ich kehre fast immer tief verlekt vom Gericht zurück; ich kann mich nicht leichter hineinfinden, das Unrecht zu sehen, als wenn ich es selber leiden müßte.“

(Fortsetzung folgt.)

Die rechte Südhne.

Novelle von Jenny Bach.

(Fortsetzung.)

V.

Als Philipp von seiner Mutter kommend in sein Zimmer trat, fand er Charlotte noch wach und lesend neben dem Tische sitzend. Sie blickte nur flüchtig auf als er eintrat, und schien ganz in ihr Buch vertieft, gar nicht zu bemerken, daß er, unruhig im Zimmer umhergehend, ganz in finsternen Gedanken verloren war. Als er aber an den Tisch trat, ein dort liegendes Buch aufnahm, hinwarf und wieder aufnahm, um es, ohne zu wissen, was er that, noch einmal hinzuworfen, blickte sie auf und fragte: „Was hast Du, Philipp? Du scheinst sehr aufgeregt!“

„Das bin ich; denn — ich weiß nicht, was davon werden soll — so bleiben kann es nicht!“

„Wovon sprichst Du?“ fragte sie und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück.

„Von dem Verhältnis zwischen Leonhard und Bragedes. Es ist eine unseltsame Geschichte. Sie sind verheiratet und sind es doch nicht, und Leonhard und Ihr alle behandelt das arme Kind, das ohnehin schon durch seine Stellung in einer schiefen Lage ist, als wäre es eine Verbrecherin. Es kann nicht so bleiben.“

„Warum war sie so leichtsinnig und gewissenlos, in solche Heirat zu willigen?“ meinte Charlotte kalt.

„Das arme Ding, sie ahnte wenig, wohin man sie trieb und was ihrer hier wartete!“

„Nur ich meine, so schlimm kann es damit noch nicht sein, da Du Dich so für sie interessierst.“

„Ich bin der einzige Freund, den sie hat, aber ich bin hier fast ratlos; Ihr seit ja alle gegen sie verschworen. Auch Du, Charlotte. Wenn ich nur wüßte, was Dich so gegen sie eingenommen.“

„Mich?“ fragte Charlotte erröthend. „Ich bin durchaus gleichgültig gegen sie.“

„So gleichgültig, daß Deine Kälte fast wie Haß aussieht,“ sagte Philipp und richtete seine klaren Augen durchdringend auf seine Frau, welche die Blätter ihres Buches mit ihren schlanken Fingern knickte und faltete.

„Da irrst Du — so lebhaft Gefühle stehen gar nicht in dem Programm der Heibekerschen Frauen. Uns ist von klein auf gelehrt, daß es thöricht ist, ein Herz zu haben oder Gefühl zu zeigen. Wir sind nur dazu da, dem Haushalt in Ordnung vorzustehen, die Wäscheschränke zu beaufsichtigen, vor den Hausgenossen und Gästen die aufmerksame Wirtin zu spielen und dem Gatten gehorsam zu sein. Gehorsam und — treu, ob er das ist, ist Nebensache.“

Sie hatte kalt aber mit unendlicher Bitterkeit gesprochen. Philipp hört ihr stannend zu. „Charlotte,“ rief er, „wer sagt das, wer fordert das? Du zweifelst doch nicht an meiner Treue?“

„Du kannst Dir selbst sagen, ob ich dazu Grund habe!“

Er schwieg ein Weilchen, dann trat er dicht an ihren Stuhl heran und sprach in herzlichem Tone: „Charlotte, Du weißt, ich bin ein Mann, der für wahrhaftig gilt. Laß kein solches Mißtrauen zwischen uns treten. Ich versichere Dich, Du irrst, wenn Du an mir zweifelst, denn wo man liebt, da ist man auch treu; und ich liebe mein Weib; ich liebte Dich lange, Charlotte, trotz Deiner Kälte.“

„Philipp!“ stammelte sie voller Verwirrung.

„Ich habe mich öfter gesehnt, Dir das zu sagen, aber Deine ruhige Unnahbarkeit ließ mich glauben, Du seiest wirklich eine Frau nach dem Heibekerschen Programm, und ich trauerte oft in meinem Herzen, daß ich meine Hoffnung, in meinem klugen Weibe eine Teilnehmerin meiner Gedanken, Sorgen und Gefühle zu finden, dahingeben sollte. Aber sie wird sich doch vielleicht noch erfüllen, fühlst Du doch mehr für Deinen Gatten, als eine gehorsame Heibekersche Hausfrau. Wie? Darf ich hoffen, Deine Liebe zu gewinnen?“

Er legte seine Hand auf ihren Scheitel und zwang sie, die gesenkten Wimpern zu ihm zu erheben. Aus ihren grauen Augen brach eine seltsame Glut, die jeden Vorwurf von Kaltberzigkeit zu Schanden machte. Aber dann schüttelte sie seine Hand ab, sprang von ihrem Stuhl auf und stand mit hochglühenden Wangen vor ihm.

„Und Bragedes? O, Philipp, betrübe mich nicht! Bragedes?“

„Was hat mein Mitleid, meine Freundschaft für das arme Kind mit der Liebe zu meinem Weibe zu thun?“

„Du kanntest sie lange, Du liebtest sie. Sie durfte die Arme um Deinen Nacken schlingen, ihr Haupt an Deine Brust legen, Du nanntest sie das süßeste Geschöpf der Welt. O, ich weiß es wohl, ich weiß alles!“ Sie legte die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus.

„Charlotte, liebes Weib, wer sagt Dir das?“ fragte er innig.

Sie fuhr auf und sah ihn an. „Ist es nicht wahr, Philipp? Und der Brief? der Brief?“

„Welcher Brief?“

Sie flog zu der Kassette auf dem Nebentisch, nahm ein Papier heraus und legte es vor ihn hin. „Hier, hier! Es ist Deine Handschrift. Du schreibst ihn!“

Er hob das abgerissene Blatt zum Licht auf und las: „Wenn Sie Bragedes gesehen, wenn Sie dieses süßeste Geschöpf der Welt lieben gelernt wie ich, Sie würden alle böse Gedanken aufgeben. Könnte sie nur einmal ihre Arme um Ihren Hals schlingen, ihr Haupt an Ihre Brust legen, wie sie gestern mir that, und Sie mit ihrer süßen Stimme bitten, Ihrem gefangenen Vater nicht zu zürnen, Sie könnten nicht

widerstehen, Sie würden begreifen, wie ich alles, was Sie mir gesagt, vergessen konnte und die lieben muß, die Sie mich haben lehren. Doch genug hiervon, es ist ein Punkt, in dem wir uns nie einigen, Sie lassen sich nicht erweichen, ich habe es zu oft versucht. Aber verzeihen Sie, wenn ich nun auch meinen eigenen Weg gehe, den Weg, welchen mein Gefühl mir vorschreibt. — Meine Geschäfte u. s. w.“

„Ganz recht,“ sagte Philipp immer noch lesend, „diesen Brief schrieb ich. Es sind ungefähr sechs Jahre her, als ich in Wien war und dort die zwölfjährige Braxedes meine Freundin wurde, weil ich ihrer Mutter in der Not beigegeben. Besonderer Umstände halber hatte ich ihr meinen rechten Namen verschwiegen und wünschte auch hier eben dieser Umstände halber nicht von ihr als alter Bekannter begrüßt zu werden. Das ist das ganze Geheimnis. Hätte ich gehaut, daß Dir dies Stückchen Brief in die Hände fallen würde, oder hättest Du nur lesen können, was vorher ging — aber halt, was fällt mir ein. Weiß Leonhard auch von diesem Bruchstück? Sprich, Charlotte!“

Charlotte hatte sich abgewandt, ein tiefes Rot der Beschämung brannte in ihrem Antlitz. „Ja,“ sagte sie leise, „seit einigen Tagen.“

„Gott sei Dank, das giebt mir die alte Liebe zu meinem Bruder wieder. Nun verstehe ich alles — nun kann ich auch der Mutter Versicherung glauben. Welches Unheil hat dies Stückchen Papier gestiftet. Wer fand es, Du oder Leonhard?“

„Ich fand es vor der Mutter Schreibtisch, vor fast einem Jahr, kurz nach unserer Vermählung. Ich wußte nie, wer jene Braxedes war, bis — bis sie kam und ich ihre Begrüßung am Eckzimmer sah. Auch Leonhard hatte Euch gesehen; eine unworsichtige Aeußerung von mir verriet ihm, daß ich mehr wußte, und er ließ nicht nach mit Drängen, bis ich ihm alles sagte. — O Philipp, schilt mich, verachte mich, ich habe es verdient, aber wenn Du wüßtest, was ich in diesem Jahr schon um jenes elende Blatt gelitten —“

Wieder übermannten sie die Thränen, sie schluchzte heftig. Philipp war tief erschüttert, so hatte er sein alle Zeit so gehaltenes, kaltes Weib noch niemals gesehen.

„Ich sollte Dich schelten, Charlotte, daß Du bis heute schwiegst, wäre mir Dein Geständnis nicht ein zu süßer Beweis Deiner Liebe! Komm, liebes Weib, weine nicht so, ich kann es nicht sehen,“ sagte er weich und zog mit sanfter Gewalt ihre Hände vom Gesicht fort und sie in seinen Arm. „Wir wollen vergessen, was war; wir wollen das erste Jahr unserer Ehe ausstreichen und nun erst recht beginnen, in treuer Liebe, ein Herz, eine Seele, wie es bei Eheleuten sein soll. Nicht so? Und morgen in aller Frühe gehen wir zu Leonhard, ihm seinen Irrtum zu nehmen; damit auch er und die arme Braxedes glücklich werden wie wir.“

Charlotte hob ihr Antlitz, das sie an seiner Brust verborgen, zu ihm auf. „Ja, Philipp, ich habe viel gut zu machen an Dir, an Braxedes und allen.“

Philipp küßte sein Weib und schaute ihr voll warmer Liebe in die feuchten Augen.

Der Morgen begann eben zu tagen, da klopfte es leise an Leonhards Thür. Er stand bleich, übermächtig, das blonde von Puder befreite Haar in wirren Locken auf der müden Stirn, hinter der sich die Gedanken noch immer im wüsten Kreise drehen, an dem geöffneten Fenster. Seine brennenden Augen starrten unbewußt einem Reisewagen nach, welcher von zwei im Dämmerlicht kaum erkennlichen Gestalten gefüllt, die Straße hinab rollte. Er achtete des Klopfens nicht, erst als es wieder und wieder erkante, trat er vom Fenster zurück und fragte: „Wer ist da?“

„Ich bin's, Charlotte, bist Du schon auf? Ich habe Dir Wichtiges mitzutheilen!“

Er öffnete sogleich. Die junge Frau erschrak, als sie dann vor ihm stand.

„Leonhard, um Gottes willen, Du bist krank!“ rief sie und fügte dann nach einem schnellen Blick auf sein unberührtes Lager hinzu: „Du hast gar nicht geschlafen?“

„Dast Du geschlafen! Wahrhaftig, ich beneide Dich um Deine wundervolle Gemütsruhe,“ sagte er bitter, drückte krampfhaft den Säbelgurt seiner Uniform hinunter und machte ein paar hastige Schritte; dann blieb er stehen. „Was hast Du zu sagen? Neue Beweise?“ fragte er und seine vom Wachen geröteten Augen schauten mit brennenden Blicken auf sie herab.

„Nein, Leonhard, Beweise ihrer Unschuld. Wir haben uns beide ichreplik geirrt!“ Und dann berichtete sie in gedrängter Kürze ihr Gespräch mit Philipp und die Geschichte des halben Briefes. Er starrte sie erst an, als verstehe er sie gar nicht,

dann wandte er sich von ihr, sein Schritt war schwankend, zuletzt sank er auf den Stuhl am Fenster, sein Haupt fiel schwer gegen das Fensterbrett. „Unschuldig!“ rang es sich stöhnend aus seiner Brust, „Unschuldig! Und ich habe sie geschmäht, zum Tode verwundet! O mein Gott! Mein Gott!“

„Sie wird Dir vergeben, wie Philipp mir vergab!“ sagte Charlotte zu ihm tretend.

„Sie kann nicht! Du weißt nicht, was ich ihr that in meinem Wahnsinn! Wie ich sie beschimpfte!“

„Des Weibes Liebe kann alles vergeben! Geh nur zu ihr, versuche es. — Du bist ihr schuldig, es wenigstens zu versuchen,“ drängte sie, als er immer noch das Haupt schüttelte. Das half. „Du hast recht, aber geh, laß mich allein, ich muß meine Gedanken erst sammeln, so kann ich nicht zu ihr!“

Charlotte ging mit sorgendem Herzen und bitterer Reue. Hatte sie nicht Schuld daran, daß diese beiden Menschen solche Seelqual zu erdulden hatten! — Philipp erwartete sie voll Unruhe, und sein weiches Herz zog sich in tiefem Mitleid zusammen, als er ihren Bericht hörte, aber er hoffte, die nächste Stunde werde alles lösen. Beide Gatten lauschten gespannt, wann Leonhard zu Braxedes hinüber gehen werde. Endlich hörten sie einen Schritt. Philipp schaute hinaus und sah, wie er eben die felsamerweise nur angelehnte Thür von Braxedes Zimmer öffnete und verschwand. Von einer ahnungsvollen Unruhe erfaßt, ging er ihm langsam nach. Ein unterdrückter Wehruf aus Männerbrust klang an sein Ohr, im Nu war er im Zimmer, dort in der offenen Thür des Schlafgemachs stand Leonhard, bleich wie ein Gespenst lehnte er an dem Pfosten. „Fort! Zu spät! Fort! Verloren für immer!“ stöhnte er und brach in dem umfassenden Arm des Bruders zusammen.

VI.

Noch an demselben Morgen begannen die Brüder eine rastlose Suche nach der Entflohenen. Lena, das Hausmädchen, hatte Charlotte von ihrem letzten Gespräch mit dem Fräulein berichtet und damit einen Schatten in ihr und Philipps Herz gesenkt. Wenn das arme Kind da draußen den Tod gesucht und gefunden; was sollte dann aus Leonhard werden? Er war schon jetzt der Gegenstand ihrer bangsten Sorge. Er schlief nicht und aß nicht. Jede Stunde, die er vom Dienst erübrigen konnte, verwandte er zum Suchen und Forschen. Er durchstreifte die Stadt, die Umgegend nach allen Richtungen; alles war vergebens. Die Erinnerung an den Zettel, welchen er dem Jungen abgenommen, schien felsamerweise in seiner Seele zu wücheln. Der Schmerz, von Bruder und Weib betrogen zu sein, hatte sich in den letzten Tagen zu tief in sein Gemüth gewühlt, die Kämpfe der letzten Nacht mit der Entdeckung ihrer Unschuld und Flucht hatten ihn zu mächtig erschüttert, als daß er sich aller Vorgänge noch so genau bewußt sein konnte. Dazu war sein Sinn zu groß angelegt und fern von Kleinlichkeit, nachdem er sie in dem einen als unschuldig erkannt, in dem andern noch mißtrauisch zu forschen, sie war rein, und er hatte sie beschimpft, das war alles, was er wußte und fühlte. Kein Flecken haftete noch auf dem süßen Bilde, das, wo er ging und stand, vor seinen Augen war. Und seine Sehnsucht nach ihr, das Verlangen nach ihrer Verzeihung wurde mit jeder Stunde wilder, mit jedem Tage vergeblichen Suchens verzehrender.

So kehrte er am fünften Abend nach ihrem Verschwinden zum Tode erschöpft von einem Ritt auf die Dörfer heim. Jonas nahm ihn an der Treppe den Mantel ab und sagte, daß Frau Katharina ihn im Wohnzimmer erwarte und mit ihm zu sprechen wünsche. Widerwillig und mit vor Ermüdung schwankenden Schritten folgte er dem Befehl. Er hatte seine Mutter nach jenem Ereignis nur einmal gesehen, und da hatten ihre kalten Tröstungen und die Ermahnung, das Ende einer Sache, die ja nie zu seinem Heile dienen könnte, nicht so tragisch aufzufassen, ihn aufs tiefste verlegt und abgestoßen. Als er eintrat, sah er seine Mutter mit einem Brief in der Hand am Tische stehen. Philipp, neben ihr, schaute mit ängstlichem sorgendem Blick ihm entgegen.

„Wir haben Dich sehnlichst erwartet, Leonhard!“ sagte Frau Katharina, und ihre Stimme klang weniger fest als gewöhnlich. „Du kannst Dein vergebliches, leidenschaftliches Suchen nach der Entflohenen aufgeben. Ich habe Nachricht, daß sie in Sicherheit ist.“

„Nachricht von Braxedes? Gib mir!“

(Fortf. folgt.)

Verantwortlicher
Redacteur
Dr. Gb. Hüsgen.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage

zum
„Düsseldorfer Volksblatt.“

Druck u. Verlag
von
E. Becker & Co.

N 52.

Sonntag, den 26. Dezember.

1880

Der Stall zu Bethlehem.

Du armer Stall, wie bist du reich!
Nicht Königshallen sind dir gleich:
Du birgst in deinem Strohzelt
Den Herrn der Himmel und der Welt.

Ihr Pfosten von vermoderstem Holz
Geht über Marmor blank und stolz,
Die ihr in eurer Mitte hegt
Ihn, der des Himmels Säulen trägt.

Kein Fürstenthor von Gold und Stahl
Gleicht dir, du Thürlein schlicht und schmal:
Du fährst ja zu ihm hinein,
Durch den wir geh'n zum Himmel ein.

Kein Fürst, kein König Salomon
Hat also hoherhab'nen Thron,
Wie du, armelig Kripplein, bist:
Du trägst den Herrscher Jesus Christ.

Ein Tempel ward der Stall fürwahr,
Das Kripplein ist der Hochaltar,
Als Priester sind die Engel da
Und singen hell das Gloria.

Aus „Deutsche Weisen“ von F. W. Grimme.

△ Weihnachten.

Heiligste Nacht! Heiligste Nacht!
Finsternis weicht, es strahlet hernieder
Lieblich und herrlich vom Himmel ein Licht.
Engel erscheinen, verkünden den Frieden,
Friede den Menschen, wer freuet sich nicht?

Ja, es ist ein Fest der Freude, das heilige Weihnachtsfest, welches jetzt wieder gekommen ist, nicht bloß wegen der mannigfachen Geschenke, welche gegeben und empfangen werden, wobei man häufig nicht weiß, wer mehr Vergnügen hat, der Geber oder der Empfänger; für uns Christen ist es eine himmlische Wonne, welche das Kindlein in der Krippe, das unter uns erschienen ist, bereitet. So oft wir uns dessen erinnern, was wir von diesem Kindlein und durch dasselbe empfangen haben, müssen wir gestehen, daß alles Irdische damit nicht zu vergleichen ist, und freudigen Dank dem sagen, der als unser Erlöser in unsere Mitte getreten ist. Dessen gedenken wir heute mit Allen, die bei der Geburt des Christkinds guten Willens waren, heute, wo wir im Geiste in den Stall zu Bethlehem treten, um ein Kindlein zu finden, welches in Bindeln gewickelt in einer Krippe liegt, wo wir mit den Hirten hineilen, um dieses Kindlein zu verehren, wo wir mit Maria und Joseph niederknieen und den anbeten, der „Gott ist, hochgelobt in Ewigkeit.“

Und dabei steht von Neuem vor den Augen unseres Geistes aller Segen, welcher durch dieses Kind über die Welt und das Menschengeschlecht gekommen ist, alles Heil und alles Glück, welches es gebracht hat. Zuwörderst erkennen wir im Erlöser den, durch welchen die volle Wahrheit uns zuteil geworden.

Diese Wahrheit war den Menschen abhanden gekommen sofort, nachdem unsere Stammeltern im Paradiese Gottes Gebot übertreten hatten; denn die ihnen bei der Erschaffung verliehene höhere Erkenntnis Gottes, seines Wesens, seiner Eigenschaften sowie ihres eigenen Zieles war ihnen verloren gegangen, Unwissenheit in göttlichen Dingen hatte ihre Stelle eingenommen.

Diese Unwissenheit zeigte sich sofort im Verhalten der sündigen Menschen, welche thörichter Weise wähnten, vor Gott dem Allwissenden sich verbergen zu können. Sie nahmen immer mehr zu, je mehr das Menschengeschlecht der Sünde anheim fiel, so daß die Nachkommen Adams, welche außer der von den Stammeltern ererbten ursprünglichen Sünde und den schlimmen Folgen derselben auch noch alle persönliche Schuld zu tragen hatten, mit der sie sich beluden, immer weiter von der früheren Erkenntnis Gottes sich entfernten. Diese Unwissenheit wurde nur teilweise beseitigt durch die Offenbarungen Gottes, wie sie im alten Bunde an sein Volk ergingen; denn verhältnismäßig Wenige waren gläubig; oft genug hat Israel seine Hand ausgestreckt wider die Propheten des Herrn und diejenigen getödtet, die er ihm gesandt hatte. „Sie widerstrebten, sagt der h. Stephanus, dem heil. Geiste. Welchen Propheten haben sie nicht verfolgt? Sie haben die getödtet, die da vorherverkündigten von der Ankunft des Gerechten.“

Die überwiegend größere Zahl der heidnischen Völker hatte erst recht die Erkenntnis des wahren Gottes verloren. „Nachdem sie“, erklärt der Völkerapostel, „Gott erkannt hatten (soweit er schon aus der sichtbaren Welt ohne besondere Offenbarung erkannt werden kann), haben sie ihn nicht als Gott verehrt, sondern wurden eitel in ihren Gedanken, und ihr unverständiges Herz ward verfinstert. Sie gaben sich für Weise aus, waren aber Thoren. Sie vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Gleichnis und Bilde des vergänglichen Menschen, auch der Vögel, und vierfüßigen und kriechenden Thieren. Darum überließ sie Gott schändlichen Lüsten; und wie sie die Erkenntnis Gottes verwarfen, überließ sie Gott dem verwerflichen Sinne, zu thun, was sich nicht geziemt.“ Während sie so im Taumel der Leidenschaft nichts kannten, als die Befriedigung derselben, wie hätte da die wahre Weisheit eingehen können in die boshafte Seele, wie wohnen können in einem Leibe, welcher der Sünde diente? Selbst die in den Wissenschaften Erfahrensten mußten gestehen, daß ihre Unwissenheit erst dann schwinden werde, wenn Jemand käme und sie belehrte.

So hatte die ganze Menschheit das Bedürfnis, daß die himmlische und göttliche Wahrheit ihr wieder vermittelt würde. Der nun, welcher dieses Mittleramt bekleiden sollte, ist kein Anderer, als der Erlöser, welcher heute uns geboren ist. Oder hatte nicht in Bezug auf ihn der Prophet Isaias geweissagt: „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht; den Bewohnern der Landschaft des Todeschattens geht ein Licht auf!“ Hatte er nicht voll freudiger Hoffnung geschaut, wie „ein Reis hervorkam aus der Wurzel Jesse, und eine Blume aus seiner Wurzel! Wie der Geist

des Herrn auf ihm ruhte, der Geist der Weisheit und des Verstandes, und die Erde erfüllt wurde mit der Erkenntnis des Herrn, wie Gewässer den Meeresgrund decken!" Ja, lieber Leser, es ist kein gewöhnliches Kind, welches im Stalle zu Bethlehem sich findet. Er, der Heiland, ist "Licht vom Licht, der Abglanz der Herrlichkeit des Vaters, das Ebenbild seines Wesens," er ist im Vollbesitze aller Kenntnisse, deren wir bedürfen, und darum fähig, sie uns zu lehren. Mit vollem Rechte erklärt in Bezug auf ihn Johannes, der große Vorläufer des Herrn: "Das Gesetz wurde durch Moses gegeben, Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesus Christus geworden. Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborene Sohn, der im Schooße des Vaters ist, der hat es uns erzählt. Wer vom Himmel kommt, ist über Alle. Er bezeugt, was er gesehen und gehört hat." Dieses wahre Licht, welches jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, hat sich wirksam erwiesen an den Hirten, daß sie der Botschaft der Engel glaubten und zu einander sprachen: "Lasset uns bis nach Bethlehem gehen und das sehen, was zu uns gesprochen worden ist, und was der Herr uns angezeigt hat; und sie kamen eilends und fanden Maria und Joseph und das Kind, das in der Krippe lag; als sie es aber sahen, fanden sie wahr, was zu ihnen gesagt worden war. Dieses Licht erwies sich wirksam an Allen, die von den Hirten es hörten, was geschehen war, so daß sie über die Dinge sich verwunderten, welche die Hirten ihnen erzählt hatten. Dieses Licht erwies sich wirksam an den drei Weisen, indem sie dem Stern, der ihnen erschienen war, getreu nachgingen und den von ihnen gefundenen König der Juden anbeteten und ihm opferten. Und als das Kind zum Manne herangewachsen war, wie hat der Heiland nicht seines Amtes als Lehrer gewartet, als "Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung des Volkes Israel" sich erwiesen! Die größten Geheimnisse, wovon vor seiner Ankunft nur schwache Andeutungen gegeben waren, wurden durch ihn enthüllt, er lehrte uns Gott erst recht kennen, seine großartige Thätigkeit für das Menschengeschlecht, das Ziel und Ende jedes einzelnen Menschen, was immer von uns geschehen muß, damit wir eine glückselige Ewigkeit uns sichern, wurde von ihm erklärt. Er schärfte die Notwendigkeit, Tugend zu üben, ein, bot Allen, die etwa zweifeln wollten, im Glauben an ihn und im Gehorsam gegen ihn Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß seine Lehre wirklich von Gott sei. Und damit die Quelle dieses wahren Lichtes nicht versiege, nachdem seine nur kurze Laufbahn vollendet, setzte er seine Apostel in den Stand, das, was sie "mit ihren Augen gesehen, was sie gehört und mit ihren Händen betastet hatten von dem lebendigen Worte," zu bezeugen und zu verkündigen. Und weil in alle Länder ihr Schall ausgegangen ist, und bis an des Erdballes Ende ihr Wort, weil Christus, das Licht der Welt, als Lehrer der Menschen fortlebt in seiner Kirche, welche die Wahrheit verkündet bis zum Ende der Zeiten, darum sehen wir von Tag zu Tag sich erfüllen, was Aias vorausgesagt hat: "Ich werde gefunden von denen, die mich nicht suchen, ich werde offenbar denen, die nicht nach mir fragen."

Wenn wir an alles dieses heute, wo diese ewige Wahrheit im Fleische unter uns erschienen ist, uns erinnern, dann haben wir gewiß Grund genug, unserm himmlischen Lehrer zu danken. Diesen Dank aber, lieber Leser, sollst du dem Christkinde nicht bloß mit Worten abstratten, sondern mehr noch durch die That ihm darbringen. Das aber geschieht deinerseits, wenn du dich gern von ihm und seinen Dienern belehren lässest, wenn du die wahre Wissenschaft, die dir Nutzen bringt für Zeit und Ewigkeit, nicht von Weisen dieser Welt, deren Weisheit bei Gott Thorheit ist, sondern von Jesus, dem Lichte der Welt, erlangest, nach dem Vorbilde der größten Geister aller Zeiten deine Weisheit aus dem Kreuze Christi schöpfest. Führest du diesen heute von dir aufs neue zu fassenden Vorsatz trenn aus, dann hast du das heil. Weihnachtsfest gut gefeiert; du brauchst mit Pilatus nicht mehr zu fragen: Was ist Wahrheit? weil du es immer mehr erfährst, daß Gott die Wahrheit ist.

Das ist aber nicht das einzige, wofür wir heute besonders dem Christkinde danken, daß es für uns der Lehrer der Wahrheit geworden ist, die uns abhanden gekommen war, daß es den rechten Weg uns wieder gezeigt hat, von dem wir abgewichen waren. Es ist dieses auch noch lange nicht das größte, was der Heiland für uns gethan hat; ja es wäre uns damit allein nicht geholfen gewesen. Denn was nützt es einem Wanderer, den richtigen Weg zu kennen, wenn er keine Kraft besitzt, denselben zu gehen und alle ihm entgegnetretenden Schwierigkeiten zu überwinden? Was kann er sich vom Streben nach einem

Ziele versprechen, wenn unübersteigliche Hindernisse die Erlangung desselben unmöglich machen? Beides aber, Mangel an Kraft beim Menschen, seinem Ziele nachzustreben, und außerdem die Unmöglichkeit, es zu erreichen, fand sich vor; denn die Gnade Gottes war ihm genommen, und er mit allerlei Schwächen in Folge der Sünde behaftet; das Band der Freundschaft zwischen ihm und Gott war zerrissen, als Feind Gottes war er in unermeßlicher Ferne von Gott getrennt, vollständig unfähig, sich wieder zu ihm zu erheben. Eine unübersteigliche Scheidewand befand sich zwischen Schöpfer und Geschöpf. So lange sie nicht niedergerissen, so lange der Mensch nicht wieder mit seinem himmlischen Vater versöhnt war, konnten Glück und Frieden bei ihm sich nicht finden.

Alles das aber, was notwendig war, um den früheren Zustand des Glückes herbeizuführen, ist geschehen durch das Kind in der Krippe, welches wir heute als unsern Heiland begrüßen. Weil dieses Kindlein der Sohn des Allerhöchsten, wahrer Gott vom wahren Gotte ist, darum wird jede seiner Handlungen von unendlich großem Wert, und deshalb vollständig ausreichend sein, die unendlich große Sündenschuld zu sühnen; weil es zugleich unserm Geschlechte angehört, vermag es für uns verdienstlich zu wirken. Wohl hatten daher die h. Engel Recht, als sie bei der Geburt des Christkinde sprachen: "Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind"; denn was immer dieses Kind vom ersten Augenblicke seines Lebens an that, das unbedeutendste Leiden, dem es sich unterzog, es reichte aus, den Himmel uns wieder zu öffnen und in die Vaterarme Gottes uns wieder zu führen. Ist auch unsere Erlösung erst vollends zu Stande gekommen, als Christus am Kreuze den Feind besiegte, so hat doch diese seine Thätigkeit einen wirksamen Anfang genommen schon am heutigen Tage; daher erfüllt mit Recht heilige Freude unser Herz.

Indem du aber, lieber Leser, des Kindes gedenkest, bei dessen Geburt allen Menschen, die guten Willens sind, Gottes heiliger Friede verkündigt wurde, wirst du die Frage an dich stellen müssen, ob du im Besitze dieses Friedens dich befindest. Das kann nur dann der Fall sein, wenn die Feindschaft zwischen dir und Gott gehoben, wenn du in den Besitz seiner Gnade gelangt bist; es kann nur dann zutreffen, wenn dein Gewissen dich nicht anklagt, wenn du wie mit dir selbst, so mit deinem Nächsten in Frieden lebst. Oder wie sollte die Weissagung der Engel an dir ihre Erfüllung finden, wenn du noch in der Nacht der Sünde gefangen wärest? Magst du in diesem Falle noch so oft denken und sagen, du habest Frieden; der h. Geist gibt dir zur Antwort, daß die Gottlosen keinen Frieden haben. Wie solltest du den, welcher heute als Heiland allen Menschen erschienen ist, frohlockend begrüßen können, wenn dein eigenes Herz dich beschuldigt, daß du in keiner Lebensgemeinschaft mit ihm stehst, oder wenn du durch Haß gegen deinen Bruder die Liebe des menschengewordenen Gottesohnes aus deinem Herzen ausschließt? Wohl an denn, lieber Leser, Sorge dafür, daß du guten Willen hast, Alles zu thun, was dein Erlöser von dir fordert; laß die heil. Tage nicht vorübergehen, ohne mit dir ernstlich zu Räte zu gehen, um zu erfahren, ob du von ganzem Herzen dich freuen kannst; und wenn irgend etwas sich findet, was diese Freude zerstören muß, dann schaffe es fort, sobald du kannst. Du weißt, welches Mittel der Heiland dir an die Hand gegeben hat, um Seinen Frieden zu erlangen, den die Welt nicht geben, aber auch nicht nehmen kann. Wende, falls es notwendig ist, dieses Mittel gut an, dann erscheint auch dir im Jesukinde "die Gnade Gottes unseres Heilandes und lehret dich, der Gottlosigkeit und den weltlichen Lüste zu entsagen, sitzsam, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt;" dann wird sich vollauf bei dir vollziehen, was ich dir von ganzem Herzen wünsche: Ein recht glückseliges Weihnachtsfest!

Dzanam,

der Stifter des Vincenz-Vereins.

(Vortrag des Herrn Rechtsanwalts Euler im Kath. Verein.)

(Schluß.)

Im Jahre 1839 wurde Dzanam zum Professor des Handelsrechts zu Lyon ernannt, hielt aber nur ein Jahr Vorlesungen. Inzwischen war nämlich seine Mutter gestorben, nachdem sein Vater schon einige Zeit vorher abgerufen worden war, und da ihn nun nichts mehr an Lyon band und er das Dok-

forenamen in der Literatur bereits bestanden hatte, so sah er sich von neuem vor die Berufsfrage gestellt und machten sich die alten Neigungen geltend.

Nach erneuter gewissenhafter Prüfung beteiligte er sich an einer wissenschaftlichen Konkurrenz, welche die Pariser Universität ausgeschrieben hatte, erhielt den ersten Preis und wurde als Professor der auswärtigen Literatur an die genannte Universität beufen. In diese Zeit fällt auch die Verheiratung Dzanams mit einer Tochter des Rektors der Akademie zu Lyon, Namens Soulaacroix, die ihm bis an sein Ende treue Liebe und Verständnis für die von ihm verfolgten Ziele entgegenbrachte.

Seine Stellung an der Pariser Universität, welche der Nationalismus als seine Domäne betrachtete, und an welcher er nun als Lehrer für die unterdrückte Wahrheit eintreten wollte, war keine leichte. Doch er verstand es, sich Bahn zu brechen. Seine gründlichen, überzeugenden und anregenden Vorträge zogen immer mehr Studenten an, und bald gehörte er zu den beliebtesten und gefeiertsten Professoren. Er sprach aus dem tiefen Grunde eines für die Wahrheit begeisterten, die Seelen liebenden Herzens und besaß in ungewöhnlichem Maße das Geheimnis, die Jugend an sich zu ziehen, welcher er seine Kenntnisse und Erfahrungen zur Verfügung stellte und sein Haus öffnete. In jenen vertrauten Gesprächen, die er so sehr liebte, traten sich Lehrer und Schüler ungleich näher, als in dem Hörsaal der Universität.

Die hohe Auffassung, welche er von seiner Lehrthätigkeit hatte, spricht sich in folgenden Worten aus, die er später an einen Freund schrieb: „Es hat mir geschienen, als ob meine Lage gut ausgefüllt wäre, wenn es mir trotz meines geringen Verdienstes glücken würde, an meinen Lehrstuhl eine zahlreiche Jugend zu fesseln, die Prinzipien der christlichen Wissenschaft vor meinen Zuhörern wiederherzustellen und ihnen Achtung beizubringen vor Allem, was sie verachten: vor der Kirche, dem Papsttum, den Mönchen. Mein Wille wäre es, diese namentlichen Gedanken in Büchern zusammenzufassen, welche dauerhafter sind als meine Vorträge, und alle meine Wünsche würden in Erfüllung gehen, wenn einige irrende Seelen in dieser Lehre einen Beweggrund fänden, ihre Vorurteile abzuschwören, ihre Zweifel aufzuklären, und mit Gottes Hilfe zur kathol. Wahrheit zurückzukehren.“

Daß diese hochherzigen Wünsche Dzanams nicht unerfüllt geblieben, zeigt folgender Vorfall. Eines Tages, als er von der Universität nach Hause ging, ward ihm ein Brief eingehändigt, welcher lautete: „Es ist unmöglich, daß man mit so viel Feuer und Mut sprechen kann, ohne daran zu glauben. Wenn es eine Genugthuung, ja vielleicht sogar ein erhebendes Gefühl für Sie sein kann, dies zu erfahren, so mögen Sie zu Ihrer Freude vernehmen, daß ich ungläubig war, bevor ich Sie hörte. Was viele Reden nicht zu Stande brachten, haben Sie in Einer Stunde gethan: Sie haben aus mir einen Christen gemacht! Genehmigen Sie diesen Ausdruck meiner Freude und Dankbarkeit.“

Ein anderer Vorfall gibt Zeugnis von der großen Achtung, die Dzanam bei den Studenten genoß, und von der Macht seiner Persönlichkeit. Ein Professor der Geschichte an der Pariser Universität, Lenormant mit Namen, hatte als Nationalist seine Vorlesungen begonnen, war aber nach mehreren Jahren zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt, eine Erscheinung, die gerade bei den Historikern nicht selten ist und sich leicht erklärt. Ist doch gerade das gründliche Studium der Geschichte geeignet, das Trugbild, welches eine tendenziöse Geschichtsschreibung von dem Katholizismus entworfen hat, zu zerstören, und die göttliche Leitung der Kirche erkennen zu lassen. Lenormant widerrief öffentlich seine Irrtümer, und dies gab das Signal zum Losbruch einer von Professoren veranlaßten Gemeinde unter seinen bisherigen Zuhörern. Dzanam erkannte rechtzeitig die Gefahr, welcher sein Kollege ausgesetzt war, und besuchte, um Schlimmes zu verhüten, regelmäßig dessen Vorlesungen mit einer Anzahl junger Leute. Als aber nach den Ferien Lenormant seine Vorlesungen von neuem beginnen wollte, so züchte man ihn aus und erhob einen großen Lärm.

Bei diesem allgemeinen Sturm erhob sich Dzanam, der wieder anwesend war, und stellte sich neben den Katheder. Auf der Stelle erschollen von allen Seiten lebhafteste Beifallsrufe. Dzanam gebot Schweigen und erklärte nun unumwunden, was er von einem derartigen Benehmen halte. Er beschwor die Studenten im Namen der Freiheit, auch die Freiheit anderer zu achten und jedermann die Freiheit des Gewissens zu belassen. Diese Rede wirkte, der Lärm verstummte, und Lenormant be-

gann seine Vorlesung, ohne mehr unterbrochen zu werden. Leider konnte Dzanams mutiges Auftreten nicht noch eine weitergehende Wirkung äußern, denn am andern Tage schloß die Reorganisation die Vorlesungen Lenormants. Dzanam aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern fuhr unbeschadet seiner Popularität fort, in demselben entschiedenen christlichen Geiste seine Vorträge zu halten. Man nannte seinen Namen als ein Muster von Energie, als einen Stoß der Katholiken, als eine Zierde der Universität. Nur eine kleine und kleinliche Rache nahmen die oppositionellen Studenten an ihm während jener erregten Tage. An der Thür des Hörsaales, worin Dzanam seine Vorlesungen hielt, stand nämlich sein Name angeschlagen, und darunter „litterature“, worüber er las. Das Wort „litterature“ löschte man nun aus und schrieb an dessen Stelle „théologie“. Dzanam nahm diese Neckereien sehr gelassen auf und bemerkte, nachdem er das Wort gelesen, am Schlusse der Vorlesung in aller Ruhe: „Ich habe, meine Herren, nicht die Ehre, ein Theologe zu sein, aber ich habe das Glück, zu glauben, und das Ehrgefühl, meine ganze Seele mit all meiner Kraft in den Dienst der Wahrheit zu stellen.“

Die Lehrthätigkeit dieses „christlichen Lehrers der Wahrheit“ erstreckte sich namentlich auf die deutsche und italienische Literatur des Mittelalters. Er rückte ein in die vorbersten Reihen der Vorkämpfer für das so lange verkannte Mittelalter, wo der volle Inhalt des Christentums noch Kunst und Wissenschaft und alle Lebensverhältnisse durchdrang, wo dieser christliche Geist Blüten trieb, welche uns jetzt noch erheben und zu dem hinführen, welcher der Grundstein einer jeden Kultur sein soll. Dzanam begann mit der Erklärung Dantes, jenes erhabenen Dichters der christlichen Lebensanschauung, jenes begeisterten Sängers der h. Jungfrau, der dem Leser das gibt, was er verheißt hat: „wahre Lebensnahrung“.

Ferner las Dzanam über die deutsche Literatur vom 12. bis 15. Jahrhundert und hob dabei die Beziehungen des Christentums zur deutschen Civilisation hervor, eine Idee, die er später in seinem Buch „Deutsche Studien“ durchführte. „Es handelt sich darum, zu zeigen“, schreibt er, „daß Deutschland sein Genie und seine Civilisation durchweg der christlichen Erziehung verdankt; daß seine Größe im Verhältnis stand zu seinem Anschluß an die Christenheit, daß seine wahre Bestimmung es hinweist auf die Einheit mit Rom, welches die zeitlichen Traditionen der Menschheit, sowie die ewigen Ratschlüsse der Vorsehung verwahrt. Alles dieses scheint einfach und natürlich. Aber in Deutschland gefällt sich der Nationalstolz darin, von einer autochthonen Civilisation zu träumen, von welcher das Christentum sie abgebracht hätte, von einer Zukunft, die großartig sein würde, wenn man sich wieder stähle in einem Teutonismus ohne fremde Beimischung. Der deutsche Typus ist nicht mehr Karl der Große, sondern Arminius. Es scheint mir von einigem Nutzen zu sein, darzuthun, wie die Deutschen für sich allein nur Barbaren wären, wie sie durch die Bischöfe und die Mönche, durch den römischen Glauben und die römische Sprache in den Besitz der Erbschaft der modernen Völker eingetreten sind, und wie sie sich zur Barbarei zurückwenden, wenn sie dieses Erbe verschmähen.“

Dabei zeigt sich bei Dzanam keine Blindheit gegen die Vorzüge des deutschen Nationalcharakters, kein solches Franzosentum, das Gutes nur in Frankreich sieht.

Wie er Deutschland aus eigener Anschauung kannte und die edlen Früchte des deutschen Geistes schätzte, so wußte er auch das Gute, welches Frankreich unserem Vaterlande zu verdanken hat, zu würdigen. Hervorzuheben sind in dieser Hinsicht die Ausführungen Dzanams über den deutschen Ursprung der französischen Nation und über den Einfluß, den die altdeutschen Einrichtungen auf das Kulturleben Frankreichs ausgeübt. Es ist bekannt, daß das französische Gewohnheitsrecht, welches bis zur Revolution die Hauptquelle des Civilrechts in einem Teil von Frankreich bildete und später vielfach in den code napoléon überging, deutschen Ursprungs ist. Ferner weisen die nationalen Einrichtungen des alten Frankreichs unter den Merowingern und Karolingern, die Organisation des Feudalstaates, die vielen deutschen Wörter und Wortstämme in der Sprache und der deutsche Geist der alten Nationallieder, z. B. des Rolandliedes, auf Deutschland hin. Daß hiervon die durch einen falschen Patriotismus geblendeten Franzosen nichts wissen wollten, kann nicht Wunder nehmen, sie schalten ihren Landsmann Dzanam, dem es nur um die Wahrheit zu thun war, einen verbissenen Germanisten.

Dzanam ließ sich durch diesen Vorwurf nicht irre machen und suchte in seinen Vorlesungen nach wie vor auf den gemein-

samen Geist hinzuweisen, welcher ehemals die gesamte europäische Staatenfamilie in ihrer Erziehung leitete. Er sah es als eine beklagenswerte Verirrung an, ins Studium des Mittelalters den Nationalhaß einzuflechten. „Ohnmächtige Anstrengungen werden niemals trennen, was Gott verbunden hat. Denn wenn im Plane der Menschen die Landesgrenzen die Scheidungslinien zwischen den Völkern sein sollen, so sind es in den providentiellen Absichten Gottes gerade die Berührungspunkte für dieselben.“

Die Früchte der langjährigen Forschungen Ozanams sind uns in seinen Schriften erhalten worden, welche elf Bände füllen. Großes Aufsehen machte sein interessantes Werk über Dante und die katholische Philosophie im 13. Jahrhundert, wodurch eine nachhaltige Anregung zum Studium dieses erhabenen Dichters des Christentums gegeben wurde. Den größten Leserkreis hat aber wohl die anziehende Schrift über „Italiens Franziskaner dichter im 13. Jahrhundert gefunden, worin Ozanam die lieblichen Vorfahren Dantes entdeckte.*) Alles atmet hier den frischen Aufschwung einer Seele, die von einem geistigen Genuß befriedigt ist, einer Seele, welche die kindliche Einsamkeit und reine Poesie jener armen, demütigen Mönche nachempfand. Der Ordensgeneral der Franziskaner in Rom sandte Ozanam ein Ehrendiplom und setzte ihn auf das Verzeichnis der Wohlthäter der Familie des h. Franziskus.

Eine hervorragende Stellung in der Politik hat Ozanam nie eingenommen. „Ich bin kein Mann der politischen Aktion,“ sagt er von sich selbst, „ich bin weder für die Tribüne, noch für die Öffentlichkeit geboren.“ Dies schloß aber nicht aus, daß Ozanam der Politik seine Aufmerksamkeit zuwandte, und soweit es sein Beruf zuließ, an den politischen Kämpfen durch Wort und Schrift Anteil nahm. Besonders bemühte er sich für Hebung der politischen Tagespresse, wodurch die Geister zurück erobert werden müßten, und schrieb manchen Zeitungsartikel. Als Pius IX. von der Revolution genötigt wurde, in fremdem Lande eine Zufluchtstätte aufzusuchen, verfaßte Ozanam einen begeisterten Aufruf, worin er Almosen für den heil. Vater begehrte. Charakteristisch ist in diesem Aufruf für den Mann der werththätigen Liebe der schöne Gedanke, daß der aller Mittel entblöhte, ein Almosen begehrende Papst ein Werkzeug der Vorsehung sei, um die sozialen Ungleichheiten zu mindern. Am Schlusse des Aufrufes, wo Ozanam den heil. Vater anredet, sagt er: „Heiligster Vater! . . . Du gibst ein großes Beispiel der jetzigen Gesellschaft, welcher man die Verachtung des Almosens, die Abschaffung der christlichen Liebe und die Brüderlichkeit durch die Beraubung lehren will. Wenn aber der Stellvertreter Jesu Christi und in Folge dessen auch der Armen Stellvertreter, deren Haupt Jesus Christus ist, wenn der ruhmreiche Pius IX. Almosen empfängt, wer wird es dann zurückweisen? Die katholische Wohlthätigkeit, wieder zu Ehren gebracht in der Person eines so großen Papstes, wird nicht mehr die Hülfbedürftigen erniedrigen; sie wird keine Thür mehr finden, die ihr verschlossen sei; sie wird die Munde machen bei den kranken Nationen und ihr Glend heilen, aber mehr noch ihre Erbitterung und Mißstimmung besänftigen. Und es wird sich dann herausstellen, daß Gott, indem er Dich vielleicht in die Verbannung führt, um durch das Schauspiel einer Autorität ohne irdische Stützen den Glauben zu erneuern, Dich, o heiligster Vater, auch deshalb dahin geführt hatte, um die Liebe zu erneuern.“

Einen großen Teil seines Lebens brachte Ozanam auf Reisen zu. Er betrachtete das Reisen nicht als bloße Erholung und Freude an Natur und Kunst, sondern er hielt es für „literarische Gewissenssache“, diejenigen Länder, deren Literatur oder sonstige geistige Erscheinungen er zu studiren hatte, persönlich kennen zu lernen. Er folgte hierin dem Rate seines Freundes Ampere, der einmal sagte: man könne die Reiserwerke der Poesie sehr wohl studiren, ohne sein Studierzimmer zu verlassen, aber diesem Studium werde immer etwas abgehen, wenn man die Heimat der großen Dichter, die Natur, woran sie sich gebildet, nicht gesehen habe. So unternahm Ozanam Reisen nach Deutschland, England, Spanien und wiederholt nach Italien, wo er lange verweilte. Mit Sorgfalt durchforschte er hier die Denkmale der Kunst und Wissenschaft, beobachtete die Sitten und Sprache der Bewohner, empfing bleibende Eindrücke der Naturschönheiten und machte ausführliche Aufzeichnungen. Durch ein solches unmittelbares Anschauen an Ort und Stelle erklärt sich die lebensvolle Frische und das mannigfaltige Kolorit in den

*) Les poètes Franciscains en Italie au XIII. siècle (Oeuvres complètes de A. F. Ozanam V.) Eine deutsche Uebersetzung ist bei Theissing in Münster erschienen.

Schriften Ozanams, die poetische Erfassung von Land und Leuten, welche zu den anmutigsten, die gelehrten Ausführungen unterbrechenden Schilderungen führte.

Die große Freude an der Natur bewirkte, daß Ozanam auf seinen Reisen in einer beständigen Entzückung war. Er betrachtete aber auch deren Schönheiten nicht bloß vom ästhetischen Gesichtspunkte, sondern als gläubiger Christ, welchen die herrlichen Werke der Schöpfung zum Schöpfer selbst führen. Und so liebte er vorzugsweise diejenigen Werke der Schöpfung, die, unberührt von der umgestaltenden Hand des Menschen, so erhalten waren, wie sie aus der Hand Gottes hervorgegangen, das Hochgebirge und das Meer. In einer seiner Schriften heißt es: „Gott ist nicht nur der große Gesetzgeber, er ist auch der große Künstler. Verachten wir nur nicht die Poesie, gleich als wäre sie der Traum einer kranken Phantasie oder der Zeitvertreib einer blasirten Gesellschaft! Gott ist der Urheber jeglicher Poesie, er hat sie mit vollen Händen über die Schöpfung ausgegossen, und wenn er gewollt hat, daß die Welt gut sei, so hat er auch gewollt, daß sie schön sei. . . . Ich finde in Wahrheit gleichsam ein Gefühl moralischer Reinheit auf diesen Höhen, welche der Fuß des Menschen beschmutzt, am Rande dieser Gebirgsgewässer, die nur der Gemse und dem Adler den Durst löschen, inmitten dieser Pflanzen, die nur blühen, um die Einsamkeit mit ihren Wohlgerüchen zu erfüllen. David hatte die Höhen des Libanon geschaut, als er ausrief: der Herr ist wunderbar auf den Höhen. . . . Die Berge sind ganz göttlich, sie tragen das Siegel von der Hand dessen, der sie gebildet.“

Das tiefe, für alle idealen Verhältnisse empfängliche Gemüt Ozanams zeigte sich auch im Verkehr mit Freunden und Gesinnungsgenossen. Die Freundschaft war ihm ein Herzensbedürfnis, es drängte ihn, Freundschaft zu geben und zu empfangen, Gedanken und Empfindungen häufig auszutauschen. So trat er in Beziehungen zu vielen Männern der Wissenschaft und zu den damaligen Vorkämpfern für kirchliche Freiheit, namentlich zu Montalembert und Lacordaire. Letzterer hat ihm später in einem warmen Nachruf ein Denkmal gesetzt und ihm darin das seltene Zeugnis ausgestellt: „Während 20 Jahren habe ich ihn nie aufgeregert und ausgebracht gesehen, und es wäre mir unmöglich gewesen, jemals an ihm auch nur einen Schatten von Hochmut und Ziererei zu gewahren. Dies ist das sichere Kennzeichen für eine Seele, welche über alle Zufälligkeiten erhaben ist und Gott unablässig vor Augen hat.“

Wie sein Auftreten unter den Menschen, so war auch seine Auffassung der Arbeit durch und durch vom christlichen Geiste durchdrungen. Die Arbeit war in seinen Augen das allgemeine Gesetz der Menschen, welches ebenso für die geistige Beschäftigung wie für die körperliche Geltung hat, und wovon sich keiner entbinden glauben sollte. „Die Arbeit, die Strafe für den Sündenfall, ist das Gesetz der Wiedergeburt geworden.“

Doch Ozanams zarte Gesundheit war der anstrengenden schriftstellerischen und Lehrtätigkeit, welcher er sich mit ganzer Seele hingab, nicht gewachsen. Er mußte wiederholt die Vorlesungen unterbrechen und die letzten anderthalb Jahre seines Lebens im Süden zubringen, und sah hierin eine höhere Fügung, dem geliebten Vincenz-Vereine seine letzte Kraft und Sorge zuzuwenden. Wohin er auf Reisen kam, suchte er die Konferenzen auf, besprach sich mit den Vorständen und richtete einige Worte der Ermunterung an die Mitglieder, und wo er länger verweilte, suchte er neue Konferenzen ins Leben zu rufen. Wohl im Vorgefühl seines nahen Endes eilte er im Jahre 1852 nach Pomy im südlichen Frankreich, dem Geburtsort des h. Vincenz von Paul, gleich als wollte er sich nochmals an der Heimatstätte dieses Heiligen dem Dienste des unter dem Patronate desselben stehenden Werkes weihen, um mit abgeschwächtem Körper noch die letzten Anstrengungen für dasselbe zu machen. Von der alten Ciche, unter welcher der Heilige in seiner Kindheit oftmals ein Obdach suchte, pflichtete er einige Blätter, während er einen grünen Zweig dem Generalrate in Paris übersandte. Darauf reiste er langsam nach Pisa, wo er sich den Winter aufhalten sollte. Hier in Italien war er trotz des Abnehmens der Ärzte unausgesetzt thätig für Ausbreitung und Kräftigung des ihm so sehr am Herzen liegenden Vereines und fand hierin und in der Erinnerung an seine frühere Wirksamkeit den größten Trost.

Auch in Italien besserte sich der Zustand Ozanams nicht. Am seinem 40. Geburtstag schrieb er sein Testament, worin es heißt:

„Ich habe die Zweifel des gegenwärtigen Jahrhunderts kennen gelernt, aber mein ganzes Leben hat mich überzeugt, daß es keine Ruhe für den Geist und für das Herz giebt, als im

Glaubten der Kirche und unter ihrer Autorität. Wenn ich meinem langen Studium einigen Wert beimesse, so geschieht dies darum, weil sie mir das Recht verleihen, alle jene, die ich liebe, zu bitten, einer Religion treu zu bleiben, in welcher ich Licht und Frieden gefunden habe."

Im Frühjahr des folgenden Jahres siedelte Ozanam auf den Rat der Aerzte an die Küste des mittelländischen Meeres über. Doch nur von kurzer Dauer war die Erleichterung, welche ihm die Seeluft brachte. Er war bald außer Stande, zu schreiben und zu lesen. Die Leute aus der Umgegend bewiesen „dem heiltgmächtigsten Fremden“ die größte Aufmerksamkeit. Sie brachten ihm Blumen, woran er stets große Freude hatte, sowie Früchte und Eis, um die Hitze des Fiebers zu dämpfen. Dem Wunsche des Kranken, auf vaterländischem Boden zu sterben, nachgebend, traten die Seinigen mit ihm die Seereise nach Frankreich an und erreichten auch glücklich Marseille. Hier verließen ihn die letzten Kräfte, er starb, erst 40 Jahre alt, am Feste Mariä Geburt 1853.

Die Leiche Ozanams wurde in Paris unter sehr großer Theiligung seiner Freunde und Mitgenossen im Werke der Liebe bestattet, und in der Leichenrede sein Lebensbild in folgenden Worten zusammengefaßt: „Er ist glücklich gewesen in diesem vergänglichem Leben, es fehlte ihm keine von den reinsten Freuden, auf die dem Menschen zu hoffen vergönnt ist: eine edle Erziehung, ein Herz, empfänglich für alles Große und Gute, treue Freundschaft, die wohlthuende Liebe der Familie und die erhabenen Triumphe des Gedankens und Wortes; jedoch nicht hier auf Erden, viel höher oben war die Heimat seiner Hoffnung."

Für die Nachwelt aber wird dieses Leben im Dienste der Wahrheit und Liebe stets ein leuchtendes Vorbild sein der persönlichen Hingabe an die Armen, der thatkräftigen Begeisterung für die höchsten Ziele und der vollen Harmonie zwischen Wissenschaft und Leben.

L. Ueberfall der Stadt Herdingen am Neujahrstage 1760

In einem uns zu Gebote stehenden Archiv befanden sich interessante Aufzeichnungen des Pastors Jacobs zu Lauff, welcher manche Einzelheiten aus dem Kriegesleben zur Zeit des siebenjährigen Krieges enthalten. Da der Pastor das Erzählte selbst erlebte und häufig Augenzeuge der Ereignisse war, so darf das Gebotene wohl als zuverlässig angesehen werden. Wir entnehmen für heute diesen chronologischen Nachrichten die Erzählung der Ueberrumpelung der Stadt Herdingen am 1. Januar 1760 durch die Hannoveraner, in dem wir uns treu an das recht verständliche Original halten.

Für den Anfang und ersten Tag dieses Jahrs (1760) kommt hier zu merken, daß, weil die Armee an der Lahn drohen bey Gießen unter dem Feldm. Duc de Broglio noch wirklich grad gegen der hanoverschen Armee über bey sehr strenger Kälte kämpfte und entweder in Gefahr wäre attackirt zu werden, oder aber auf die allirte Armee unter dem Prinz Ferdinand von Braunschweig, (welcher ohnelängst nach Dresden zur preussischen Armee 15000 Mann detachirt hatte) unter Commando des Erbprinzen von Braunschweig, losgehen wolte, das in Herdingen cantonnirende schweizer Regiment Jenner mit übrigen Regimenten aus hiesiger Gegend umb oder doch gleich vor dem h. Christfest bey scharfester Kälte herauf marchiren mußte mit dem Befehl, ihre Bagage und Equipage zu Herdingen zu lassen, wobey sie nur einen Offizier mit etwa unmontirten und invaliden zurückgelassen, nichts fürchtend weilten so Itens duffeiths Rheins, Itens man von keinem Feind in der Nähe wußte, Itens auch noch etwa Cavallerie zu Creifeld, item garnison in Mörs und Neuz were.

Auff Neu Jahrstag des Morgens umb 1/10 Uhren komme ich auß dem beichstuhl mich etwa zur hoher Mees und predig präpariren wollend, hörte man unruh unter dem Volk mit dem Gerücht, daß die Hannoveraner in Herdingen wären, raubten und plünderten, item daß wirklich das dasige Heu Magazin brennte und schickte den Küster in den Thurn zu sehen, ob dan das letzte wahr wäre? welcher antwortet: Ja! Dahero dann auf aller Menschen Ansehen Ich geschwind die hohe Mees gelesen, welche schon Viele nit einmahl abzuwarten getrauten, wornach ein Jeder voller Angst und Schrecken nach hauß g. luffen in forcht, besonders zu Gellep, Nierst und Langst ebensfalls außgeplündert zu seyn oder noch zu werden. Indessen erfuhre Mann noch

vor Mittag nichts Gewisses. Aber unsere Kirch wurde in 2 ad 3 Stunden Zeit schier voll Kisten und Packer gebracht, umb 3 Uhren hörte man, daß der Junge Herr von Scheiter erstens des Nachts still über die wälle in Kayferswerth mit seinem Corps gekommen, dort den Cölln, Hauptmann Vicepatriz (!) sampt seiner wenigen Garnison als gefangen genohmen und gefänglich weggeführt, hernach in aller stille bey der Nacht die Fahrleuth an Jenseith gezwungen, ungesähr 40 Mann in ihren auf wagen mitgebrachten Rachen den Rhein herunter zu fahren biß ungesähr gegen Gellep über ans Ufer, alwo sie außgestiegen, ganz still langs den Rhein gangen, biß das sie ungesähr umb 1/8 Uhren des Morgens gesamt durch hiesige auf Lauff gehende offenstehende ohne Schildwacht sehende Pfort, ohne von einem Menschen gemerkt zu werden in die Stadt einfallen, schießen mit ihren gezogenen Büchsen eruel durch Thüren Gläser und fensteren in die Häuser hinein, vors erst zwar eines pfeiffen Beckers Frauen am Ofen sitzend durch den Rumb her.

Indessen mitten und oben in der Stadt meinte man noch als, es ware dieses Lauter Neu Jahr geschossen, (welches mit einmahl verbotten ware bei solchen Umstanden,) tringen durch biß auff den Markt und fallen also ein in alle Häuser (wovon sie eine accurate lista bey sich gehabt, worin obg. Regiments Jenner, welches dem schloß Dillenburg zu Hülf zu ehlen beordert ware) Officier ihre und Regiments bagage hinterlassen hatten, zwingen die Bürger alles anzuzeigen und bezubringen, nehmen alle befindliche schweizer sambt dem Offizier und einen anwesenden Commissarien gefangen, nehmen hinweg alle Regimentsbagage und equipage, Pferd, Maulthier, Kutschen zc. Sehr vieles wurde in Rachen auf Jenseith gefahren. Nur ungesähr 40 ad 50 Mann waren mit dem Herrn von Scheiter in der Stadt, in welcher unterschiedlichen Bürgern, wobey schweizer im Quartier gewesen waren, sehr vieles mit geraubt worden ist. Dabeneben hat die Stadt noch geben müssen 120 pistolen, welche auch anno 1758 bey dem ersten an- und überfall gegeben hatte 16,000, und die statt Linn 5000 Rthlr. an die Hannoveraner.

Obwohl nun, wie man sagt, sowohl die Garnison in Düsseldorf, in Neuz, in Mörs, in Creifeld von diesem ein- und überfall frühzeitig genug avisirt worden seyn solle, ist doch kein Mann in tempore oportuno der Stadt zu hülf geehlet, vielmehr sollen die Reuter von Creifeld weggejaget seyn biß nacher Kempen, gar über die Ners, und die Brücken hinter sich abgerissen haben, wovon doch 20 Mann alle auß Herdingen hätten verjagen können. Indessen die forcht kam auß dem Gerücht, daß mit tausenten noch als beständig überfahren kämen. Folglich ist gltr. Herr von Scheiter mit seinem Volk ungesähr 6 Stunden lang ohne die mindeste forcht und Gefahr in der Stadt gewesen und umb 3 Uhr wieder übergefahren in einem forcirten Marsche wieder biß ins Markische, allwo er mit allen Gefangenen und ganzem Raub ohnverhindert ankommen. Des andern Tages wolte man den Pütz stopfen, als das Kind versoffen ware, aber zu spath ist nun alle sorg, alles wachen, alles visitiren zc. Die arme Stadt hat unschuldig Vieles leiden müssen und nun belegt man sie dazu noch wieder so schwer mit durchmarschirenden und cantonnirenden Truppen."

*† Aus dem Kaplande.

Dunbrody, 10. Nov. 1880.*)

Einige Mittheilungen über die hiesige Niederlassung der Trappisten, von der Sie schon Einzelnes vernommen haben, werden für die Leser Ihrer Zeitung gewiß von Interesse sein. In Antwerpen schifften wir uns am 30. Juni ein und gelangten am folgenden Tage nach London, von wo wir nach einem nur wenigen Stunden dauernden Aufenhalte am 1. Juli die Seereise fortsetzten, welche vier Wochen dauerte und sehr glücklich verlief. Bei der Ankunft in Port Elisabeth wurden wir festlich bewillkommt und in feierlicher Weise von dem hochw. Bischof Nicards, welcher die Reise von London aus mit uns gemacht, zur Kathedrale geführt. Port Elisabeth ist eine prächtige Stadt mit vielleicht 25,000 Einwohnern und dehnt sich eine Stunde weit in die Länge aus. Was die englischen Kolonisten hier geschaffen, ist wahrhaft großartig. Prachtvolle Bauten er-

*) Ein Buchdrucker aus hiesiger Stadt, welcher im vergangenen Jahre mit den Trappisten nach Süd-Afrika gegangen ist, sendet uns von dort folgenden Bericht, welchem noch mehrere andere folgen sollen.

heben sich in der Stadt, und wenn nicht die Straßen von farbigen Gestalten, Kaffern, Hottentotten und Malayen wimmelten, so könnte man leicht vergessen, daß man im fernen Afrika weilt. Es giebt sicher über ein halbes Duzend Kirchen sowie auch eine Moschee in der Stadt; soviel ich gesehen, leidet die Gegend jedoch an einem gänzlich-n Mangel an Vegetation. Auffallend sind die durchweg mit 16 Ochsen bespannten Lastwagen, die nach dem Innern des Landes abgehen und von Eingeborenen kutschirt werden. Das Aeußere der Häuser und ihrer Bewohner läßt auf einen sehr soliden Wohlstand schließen. Die Farbigen sind ganz europäisch gekleidet; der Unterschied zwischen ihnen und den Weißen tritt außer durch die dunkle Hautfarbe nur dadurch zu Tage, daß die Weißen sich meistens sehr nobel und elegant kleiden, die Farbigen dagegen mit allerhand Trödelstram und Lumpenzeug ihren äußeren Menschen ausstaffieren. Doch sieht man auch wohl zuweilen einen farbigen Elegant oder eine farbige Dame in modernem Putz durch die Straßen stolzieren.

Port Elisabeth ist vorwiegend Handelsstadt und hat zahlreiche und umfangreiche Magazine, deren Inhalt durch die oben erwähnten Lastwagen in das Innere des Landes abgeführt wird, wo die englische Industrie ein großartiges Absatzgebiet für ihre Erzeugnisse sich eröffnet hat. Auf diesem Gebiet braucht sie keinen Rivalen zu fürchten, denn der nicht-englischen Industrie ist die Konkurrenz mit der britischen durch die bedeutenden Schutzzölle sehr schwer, ja fast unmöglich gemacht. Die offizielle Sprache und auch die vorherrschende ist die englische, nach dieser ist am meisten verbreitet und in manchen Bezirken und Strichen allein gebräuchlich die holländische, die aber schon ziemlich untermischt ist mit englischen Wörtern. In Port Elisabeth und im Kaplande überhaupt gibt es nun viele Deutsche und Franzosen; wenn man aber in Betracht zieht, daß die gebildeten Engländer bezw. Kapländer eher Französisch als Deutsch lernen und verstehen, so dürfte man wohl nicht fehlschließen mit der Annahme, daß das Deutsche hinter dem Französischen zurückstehen muß.

Der Hochw. Herr Bischof fuhr am folgenden Morgen mit uns nach Bluncliff, von wo wir bis zu unserer Bestimmungs-orte noch etwa zwei Stunden zu marschieren hatten. Die Eisenbahn führte uns an vielen sehr hübschen Stationen vorüber, die einen durchaus europäischen Eindruck machten. — Der Spaziergang nach Dumbrody zieht sich dahin durch ein anfänglich recht ödes Land ohne jeden Baumwuchs. Nur riesige Cactusstauden und Dornsträucher, sowie hin- und wieder eine allerdings prächtige Aloe boten sich dem Auge dar. Unter Ab-singung des „O sanctissima“ hielten die Trappisten ihren Einzug in das neue Heim. Ein Kloster wie dieses dürfte die Welt aber wohl noch nicht gesehen haben. Es gleicht in seinem Aeußeren fast einer ambulanten Menagerie. Es ist ein hölzernes Gestell, einfach mit Blech überzogen und von Innen mit Lehm beschmiert. Außer dem Hauptgebäude war noch eine Residenz für den Bischof aufgeführt. Neuerdings haben die Trappisten verschiedene Gebäulichkeiten zunächst für Werkstätten hergestellt, und zwar aus ungebrannten Ziegelsteinen. Ein französischer Herr, der schon viele Jahre im Kaplande wohnt, und sich bei uns befindet, meinte, es bedürfe keiner gebrannten Steine. Aber die Erfahrung belehrte uns schon nach kurzer Zeit eines Besseren, ein gewaltiger Regenguß wusch die auf solche Weise aufgeführten Mauern in höchst bedenklicher Weise herunter. Weil auf dem Gebiet der Trappisten (12 englische Quadrat-Weilen) sich unermessliche Sandsteinbrüche befinden, so hat der Vater Prior beschlossen, demnächst den Bau eines Klosters aus massiven Quadern in Angriff zu nehmen, was auch wohl das Geseidteste ist.

Bei unserer Ankunft fanden wir reichliche Vorräte an Lebensmitteln und Werkzeugen für Handwerk und Ackerbau. Bis jetzt haben wir außer Hühnern, Enten, Katzen und Hunden 4 Pferde und 20 Stück Rindvieh bekommen. Der Ackerbau ist hier keineswegs leicht, da es an Wasser resp. an Regen fehlt. Das Wasser müssen wir aus einem in der Nähe vorbeifließenden Bache, der aber gegenwärtig (wir sind in der Regenzeit) zu einem ansehnlichen Strome angeschwollen ist, mühsam herbeischleppen. Das Land eignet sich vorzugsweise zur Viehzucht, da an den nahrhaftesten Futterkräutern auf unserm so kolossal in die Weite sich dehrenden Terrain ein unerschöpflicher Ueberfluß herrscht. Zum Ackerbau dagegen eignet sich unser Land weniger, obgleich der Boden an Fruchtbarkeit nicht leicht von einem andern übertroffen wird. Wenn das Wasser leichter zu beschaffen wäre, oder, was noch besser, ein regelmässiger und häufiger Regen sich einstellen würde, so wäre das verhältnismässig mit nur geringer Vegetation bedeckte Land leicht in ein Paradies umzuwandeln.

Feigen, Pomeranzen, Citronen, Datteln, Oliven und alle Südfrüchte gedeihen hier und liefern reichliche Ernten. Was den Boden und seine Fruchtbarkeit betrifft, so muß selbst das mit Recht so viel gerühmte „goldene Bosnien“ hinter dem Kaplande zurückstehen. Die Umgebung des Klosters sowie die ganze Gegend überhaupt fanden wir bei unserer Ankunft mit kolossalen Cactusgebüsch bedeckt, welche wir, unbekannt mit dem großen Nutzen, den sie gewähren, teilweise ausrotteten. Vor zwei Monaten etwa fingen diese Cactusstauden an, eine unermessliche Menge Früchte zu treiben, die einen köstlichen Geschmack haben, überaus saftig und unter dem Namen „afrikanische Feigen“ bekannt sind. Sie haben die Form eines Pfeifenkopfes, sind aber mit unzähligen, meist kaum sichtbaren, aber dadurch desto schlimmeren Stacheln bedeckt. Die Cactusstauden sind oft über 12 Fuß hoch, die Blätter 14 Zoll lang, 6 Zoll breit, deren Stacheln 1 Zoll lang. Die Dornen spielen hier eine Hauptrolle; es gibt hier besondere Dornbäume, die kaum etwas Grün treiben, dafür aber mit Millionen Stacheln bedeckt sind, die bis zu 7 Zoll lang werden.

Es wundert mich nur, daß die Hottentotten es fertig bringen, hier barfuß zu gehen, was man bei den Erwachsenen weniger häufig, bei den Kindern aber fast immer wahrnimmt. Die Kinder laufen meistens unbekleidet herum.

Von Tieren giebt es hier Elephanten (die gegenwärtig aber nicht in unserer Nähe weilen, sondern, wie es heißt, etwa 40 an der Zahl, auf Wanderschaft begriffen sind), Affen, Stachelschweine, unzählige Vögel, oft mit prachtvollem Gefieder, Heuschrecken (bis zu 2 Zoll lang und gleichfalls in den prächtigsten Farben), kleine Schlangen, zahlreiche Schildkröten und Eidechsen, Strauße, Secretärs u. s. w. Die Straußenzucht wird großartig betrieben und ist höchst rentabel. Die Secretärs sind 6 Fuß hohe Vögel, welche den Schlangen eifrig nachstellen und bei hoher Strafe nicht getötet werden dürfen.

Der Vater Prior ist gesonnen, das Kloster auf einem andern Plage als dem für das Provisorium gewählten zu bauen. Eine weitausgedehnte Ebene auf dem Gebiete des Klosters, die noch dazu keiner oder nur geringer künstlicher Bewässerung bedarf, ist zur Niederlassung bestimmt. Mais oder sog. türkischer Weizen, den die Trappisten dort gesät hatten, sproßte schon nach acht Tagen aus der Erde hervor — was das heißen will, wird Jeder begreifen, der die Maiskultur auch nur halbwegs kennt. Dazu ist das Klima höchst gesund und mild. Fieber wie in Bosnien giebt es gar nicht; nur soll es sehr geraten sein, geistige Getränke hier nur ganz besonders mäßig zu genießen. Im Winter (etwa bis zum September) fällt das Thermometer nachts kaum auf Null, im Tage hat man aber auch dann bis zu 18 Grad Wärme. Gegenwärtig haben wir Sommer und das Thermometer zeigt mittags etwa 25 Grad im Schatten; in der Sonne bemerkte ich schon 36 Grad. Die Hitze ist jedoch verhältnismässig weit weniger drückend als im Rheinland, weil die Atmosphäre nicht so schwül ist, wie in Deutschland während der Hundstage. Dazu kommt für uns noch der günstige Umstand, daß wir die Lebensweise der Vegetarianer führen, welche Jedem, der in heißen Ländern sich niederlassen will, ganz besonders zu empfehlen ist.

□ Die rechte Süßne.

Novelle von Jenny Bach.

(Fortsetzung.)

Leonhard hatte das Blatt aus Frau Katharinens Hand genommen, bevor sie es ahnte, und las nun mit wildschlagendem Herzen:

„Madame! Sie können zufrieden sein mit dem Erfolg Ihrer Rache. Gibt es einen größeren Schmerz, als aus der Fremde nach schwerer Arbeit heimzukehren und das einzige Kind, den einzigen Schatz, den man noch besitzt, unter den Mißhandlungen der Feinde zerbrochen wiederzufinden, und das alles um die eigene alte Schuld? — Aber lebt in Ihrem Herzen noch Menschlichkeit, so hören Sie meine Bitte und lassen es damit genug sein. Versuchen Sie nicht, uns zu finden und überlassen mich und mein armes Kind, meine Praxedes, in unserem jetzigen Zufluchtsort der Rache des großen Gottes, der gnädiger ist, als der Mensch.“

Arthur von Sternberg.“

„Was heißt dies? Ich verstehe das nicht!“ sagte Leonhard und blickte mit wirrem Auge seinen Bruder an, der Miene gemacht hatte, dem Bruder das Blatt wieder zu nehmen, doch von Frau Katharina daran gehindert war.

„Es heißt,“ sagte Frau Katharina, „daß Dein Vater —“
„Mutter, schonen Sie ihn,“ rief Philipp, und trat schügend zu dem Bruder.

„Nein, er muß es jetzt wissen; es ist das einzige Mittel, ihn von dieser wahnsinnigen Liebe zu heilen. Er muß sie aufgeben! Oder bist Du zu erschöpft, mich zu hören?“ fragte sie, sein bleiches Gesicht sehend.

„Nein, sprich nur, sprich, laß mich alles wissen,“ sagte er hastig, sank aber, unfähig sich länger zu halten, auf den Stuhl hin, den Philipp ihm hinschob, und drückte die heiße Stirne in die Hand.

Frau Katharina begann: „Du weißt, Dein Vater fiel im Zweikampf um ein elendes Wort der Beleidigung. Sein Gegner und Mörder war sein ehemaliger Freund, von dessen Einfluß ihn loszumachen ich schon Jahre vergeblich bemüht gewesen war; denn er verführte Gures Vater zum Spielen, Trinken und dem wildesten Leben, er stürzte ihn in Schulden und entfremdete ihn seiner Familie. Ich haßte ihn dafür, wie selten ein Mann gehaßt ist, denn er spottete meiner und meines Glücks, und mein Haß ward nicht geringer, als er der Mörder Gures Vaters ward und ich in die tiefste Armut sank. Er entfloh nach Wien, ich hörte nichts von ihm, bis ich Philipp dort Erkundigungen einziehen ließ. Er fand nur sein Weib und sein Kind, er selbst war im Gefängnis, zum Lohn seiner Thaten; sein Weib in eben solchem Glend wie ich damals. Später wanderte er aus — und ist jetzt zurückgekehrt und hat sein Kind zu sich geholt. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wer es ist. Kein Wunder, daß ich Praxedes, das Kind Arthur von Sternbergs, nicht lieben konnte, als Du sie mir in das Haus brachtest. Und Du, Leonhard, Du wirst sie diesem Vater lassen, Du wirst sie vergessen; denn wie könntest Du die Tochter von dem Mörder Deines Vaters noch ferner lieben können; der Schatten Deines Vaters, der Haß Deiner Mutter gilt Dir, hoffe ich, mehr als Deine unsinnige Liebe zu diesem unbedeutenden —“

„Still, Mutter, hören Sie auf! Er hört nichts mehr,“ rief Philipp und bog sich über seinen Bruder, dessen Hand plötzlich schwer von der Stirn auf die Stuhllehne herabsank. „O, ich wußte ja, daß Ihre Worte ihn töten würden.“

„Philipp? — Leonhard, Leonhard, mein Sohn!“

Er hörte nicht mehr ihren angstvollen Ruf; bleich und ohne Leben lag er von Philipps Arm gestützt in seinem Stuhl.

Alle Versuche, ihn zum Leben zurückzurufen, waren vergebens. Sie trugen ihn in sein Zimmer auf sein Bett. Frau Katharina und Charlotte setzten ihre Bemühungen fort, Philipp holte einen Arzt. Erst tief in der Nacht gelang es diesem, wieder Bewegung in die starren Glieder des Ohnmächtigen zu bringen, endlich öffnete er die Augen. Sein Blick war wirr und irrite wild umher, zuletzt blieb er auf der Mutter haften. Er richtete sich langsam empor, sein Blick wurde starrer und unheimlicher.

„Sieh da,“ flüsterte er mit seltsam klingender Stimme. „Sie dort, meine Mutter, was hat sie in ihrer Hand, warum schleicht sie so dicht heran! was will sie thun! Praxedes, süßes Weib, komm hierher, gehe nicht dorthin, gehe nicht zu der Mutter, siehst Du nicht den Dolch! Erbarmen, Mutter, mordet sie nicht, sie ist ja unschuldig, sie liebt Philipp nicht, sie ist unschuldig! Hört mich, Mutter. Halt, o halt! Philipp, hilf, hilf doch. O, sie ist tot, sie ist verloren. Meine Mutter hat sie gemordet. Meine Praxedes, mein Weib, gemordet! Fort, fort. Sie haben blutige Hände. Fort!“ Er stieß seine Mutter, welche sich ihm näherte, ihn von seinem Trug zu befreien, wild zurück und streckte drohend die Hände gegen sie aus. „Sie haben sie gemordet aus Haß! Aus Haß, meine Praxedes, mein Herzlieb, meine Blume; ich werde sie nie, nie wiedersehen. O Philipp, Philipp!“ Er schlang seinen Arm um den Hals des Bruders und brach in ein erschütterndes Weinen aus.

Der Arzt nickte Philipp zu, sein bedenkliches Gesicht verklärte sich hoffnungsvoll, aber es war nur ein kurzer Moment, daß der Kranke sich diesem wohlthätigen Ausbruch hingab, dann riß er sich wieder empor, erstickte die Thränen, und die Phantasieen begannen von neuem, wilder, heftiger als das erste Mal. Und immer war es der eine Gedanke, immer wieder sah er die Mutter den Dolch in das Herz seiner unschuldigen Praxedes senken, und seine Wildheit wurde zu rasender Wut, wenn Frau Katharina nur versuchte, dem Lager zu nahen, ja wenn sein irrender Blick sie nur fand, war es kaum möglich, ihn auf dem Bette zu halten. Der Arzt bat sie dringend, des Kranken Phantasieen zu schonen und das Zimmer zu verlassen. Sie ärgerte,

„Er ist im Fieber, es wird wenig helfen, ob ich gehe,“ sagte sie mit zuckenden Lippen.

„Wir müssen es wenigstens versuchen; solche Raserei hält er nicht lange aus,“ bestand der Arzt.

Sie warf einen Blick auf ihres Sohnes glühendes Gesicht, in seine funkelnden Augen, auf seine abwehrenden Hände. Ihr Herz brach fast unter der Demütigung, welche seine grause Phantasie ihr bereitete. Sie konnte nicht gehen.

„Mutter, wenn Sie Ihren Sohn lieben, so müssen Sie ihn jetzt verlassen,“ sagte Philipp, der ihren Kampf sah, ernst aber weich.

Da ging sie, die stolze Frau. Eine Thräne bittersten Schmerzes hing in ihren Wimpern und rollte heiß über ihre Wange.

Wochen gingen dahin; immer noch tobte das Fieber in Leonhards Adern, immer noch duldete er nicht die Nähe der Mutter. Was die strenge Frau litt, als sie sah, wie nur der Ton ihrer Stimme den Kranken wild machte und das Fieber zu doppelter Stärke anwachsen ließ, als sie sich ganz aus des Sohnes Nähe verbannen mußte, ahnte keiner. Mit derselben Ruhe und Umsicht stand sie dem Haushalt vor, präsierte sie bei den Mahlzeiten; aber ihr lebhaftes Auge blickte oft matter, ihre Haltung wurde schlaffer, und in dem dunklen Haar zeigten sich Silberfäden. Philipp und Charlotte teilten sich in die Pflege des Kranken; manche Stunde auch wachten sie mit einander am Lager, und ihre Herzen wuchsen in der gemeinsamen Sorge enger zusammen; ihre Liebe wurde inniger und verständnisvoller. — Am Ende der vierten Woche endlich brach sich das Fieber, und Leonhard erwachte wieder zum Leben. Langsam kehrte das Bewußtsein zurück, langsamer noch die Erinnerung an das Erlebte. Geduldig und sanft, wie oft leicht erreate Naturen, ertrug er in der ersten Zeit der Genesung die Schwäche und Leiden der Krankheit, und voll dankbarer Milde war sein Wesen gegen seine Pfleger; aber kein Wort des Verlangens nach seiner Mutter kam über seine Lippen. Sie wartete auf solch ein Wort, ehe sie es wagte, zu ihm zu gehen, und Charlotte versuchte ein paarmal, seine Gedanken darauf zu richten. Aber er schien es gar nicht zu hören, wenn sie erwähnt wurde, ihm selbst kam der Muttername nie über die Lippen. Und als zuletzt Charlotte, die das tiefste Mitleid mit der so Verbannten empfand, ihn einmal fragte, als sie genötigt war, ihn kurze Zeit allein zu lassen, ob es ihm recht sei, wenn die Mutter so lange zu ihm käme, da antwortete er kalt ohne jede Erregung: „Wozu? Ich kann sehr gut allein bleiben.“ Er ahnte nicht, daß Frau Katharina diese Antwort im Nebenzimmer, in das ihr Verlangen sie getrieben, hörte, und welch ein Schlag ihr die Gewißheit war, ihrem Kinde, ihrem Lieblingssohn nichts mehr zu sein. Noch einige Tage hielt sie sich fern, dann aber siegte das heiße Verlangen, ihn wenigstens einmal zu sehen, über ihr verletztes Gefühl. Sie ging zu ihm hinein, aber ohne Gruß, ohne Wort, sondern als hätte sie ihn längst gesehen und und als verstände sich ihre Gegenwart von selbst. Er kam ihrem Wunsch, jede Scene zu vermeiden, sehr entgegen, er nahm ihre Dienste von jener Zeit an stets mit einem ruhigen: „Ich danke Ihnen“, hin, und verhielt sich, war sie länger bei ihm, stets sehr schweigsam und passiv. Er wurde überhaupt, je weiter seine Genesung fortschritt, desto stiller, verschlossener, düsterer. Stundenlang saß er, ohne ein Wort in dem Lehnstuhl an dem Fenster und startete gedankenvoll grübelnd vor sich nieder auf die Straße. Alle freundlichen Bemühungen Philipps und Charlottens, ihn seinem täglich zunehmenden Trübsinn zu entreißen, waren vergeblich. Der Arzt schüttelte dazu bedenklich den Kopf.

„Meine Kunst ist hier zu Ende“, sagte er einmal auf Philipps sorgende Frage. „Wenn es so weiter geht, so wäre es vielleicht besser, er wäre dem Fieber erlegen.“

„Doktor, Sie wollen doch nicht sagen, mein Bruder könnte seinen Verstand — o, das wäre zu furchtbar!“

„Wenn Sie kein Mittel finden, ihn seinem Tiefstimm zu entreißen, die Last, welche sein Gemüt so niederdrückt, zu entfernen, — stehe ich für nichts und können alle meine Verordnungen nicht helfen.“ Damit ging er. Philipp trat an das Fenster; er sah nichts von dem Treiben da unten, seine Augen waren verdunkelt in Trauer um den Bruder.

„Philipp, weißt Du ein Mittel? Kennst Du die Last, die ihn niederdrückt?“

Philipp sah sich um, und in Frau Katharinas vor Erregung bleiches Gesicht.

„Ich kenne sie, wie Sie sie kennen! Es ist die Sehnsucht nach Praxedes und die Trauer um ihren Verlust.“

„Sag lieber, der Eigensinn, der ihn immer am Versagen

am zähesten hängen ließ! Aber er mag gehen und sie zurückholen, wenn er nicht ohne sie leben kann; die Gefühle seiner Mutter, die er nicht liebt, sollen ihn nicht daran hindern."

"Sie kennen Ihren Sohn wenig, wenn Sie glauben, er könnte den unversöhnlichen Haß seiner Mutter, der zwischen ihm und Braxedes liegt, vergessen. Wäre sie hier in der Stadt oder hier im Hause, er würde eher vor Sehnsucht wahnsinnig werden, als zu ihr gehen!"

"Du sprichst stets, als sei mein Haß allein das Hindernis. Der blutige Schatten des Vaters gilt Dir, gilt seinen Söhnen wohl gar nichts?"

"Glauben Sie, Mutter, daß diejenigen da oben, die in der Liebe wohnen, sich wie finstre Schatten zwischen uns stellen und von uns Haß verlangen? Kann nicht die Liebe allein alles versöhnen? Und gebietet uns nicht unsere Religion, sie selbst gegen unsere Feinde zu lieben?"

Frau Katharina ging stürmisch auf und nieder.

"Gut, Braxedes mag kommen, ich will sie als meine Tochter aufnehmen" sagte sie nach einer langen Pause flüsternd.

"Wenn aber Arthur von Sternberg sich weigert, sie wieder in dies Haus zu lassen, in dem sie so viel Leid erfahren? Und das wird er, wenn — Sie nicht selbst —"

"Ich, ich sollte wohl zu ihm gehen? Ich sollte den Mörder eures Vaters wohl bitten, bitten — ihn, der meine Jugend zerstörte, der mir alles Lebensglück raubte. Nimmernehr!"

Sie wandte sich ab, ihre Augen flammten.

"Sie müssen wissen, was leichter ist, sich mit Ihrem Feinde versöhnen oder das eigene Kind in Wahnsinn zu treiben."

"Schweig!" rief Frau Katharina außer sich. "Hast auch Du kein Gefühl, kein Herz mehr für Deine Mutter, daß Du ihr zu den schweren Lasten, die ihre Seele getragen, noch die aufbürden willst? Ist es meine Schuld, daß mein Sohn von dieser eigenartigen Leidenschaft für die Tochter von seines Vaters Mörder ergriffen ist?"

"Nicht Ihre Schuld, Mutter. Aber wenn der allwaltende Gott es so gefügt hätte, den Tod unseres Vaters auf solche Art zu sühnen, wie es seinem Gebot der Liebe gemäß ist!"

Frau Katharina winkte mit der Hand. "Geh, laß mich allein. Ich ertrage kein Wort mehr. — Ich soll nach der Liebe handeln, aber meine Söhne haben die Liebe zu ihrer Mutter vergessen!" sagte sie finster und wandte sich ab. "Geh, geh, sage ich!"

"Mutter, es ist nicht Mangel an Liebe, die mich so sprechen läßt, sondern nur der heiße Wunsch, Ihnen und uns allen den einzig gen Weg zum Frieden zu zeigen!" sprach Philipp weich.

Sie antwortete nicht, sie winkte nur wieder, und mit einem tiefen Seufzer gehorchte Philipp und verließ das Gemach.

VII.

Es war schon tief in der Nacht, als sich leise die Thür von Frau Katharinas Schlafgemach, in dem sie sich eingeschlossen, öffnete und sie mit vorsichtigem Schritt auf den Gang hinaus trat. Der kleine brennende Wachstoch, welchen sie in der Hand trug, beleuchtete bleiche, von schwerem Kampf durchwühlte Züge, aber um die schmalen Lippen lag es schon wie ein Schimmer kommenden Friedens. Sie ging zu dem Gemache ihres kranken Sohnes, durchschritt leise das Nebenzimmer, das seit der Krankheit als Durchgang benutzt wurde, setzte hier das Licht auf ein Tischchen an der Zwischenthür und ging auf Leonhards Lager zu. Das Nachtlicht war verlöscht, aber durch die geöffneten Jalousien fiel der matte Glanz des klaren Sternhimmels und ließ im Verein mit dem Widerschein, der von dem Wachstoch durch die offene Thür fiel, die Gegenstände im Zimmer in schwachen Umrissen erkennen. Frau Katharina faßte mit zitternder Hand den Vorhang des Bettes zusammen. Nur einen Blick wollte sie in das Gesicht ihres Sohnes thun, ihren Kampf zu Ende zu bringen, ihren Entschluß zu befestigen. Sie bog sich vorsichtig nieder — aber erschreckt fuhr sie wieder in die Höhe; das Lager war leer, verlassen. Ein tödlicher Schrecken durchrieselte sie. Wenn des Arztes Befürchtungen schon eingetroffen, wenn er im Irren entflohen, wenn alles zu spät war! Sie sank vor dem Bett auf die Knie; die Angst dieses Gedankens überwältigte sie, fassungslös barg sie ihr Antlitz in die Kissen. "O, ewiger Vater!" drang es aus ihrer Brust, "so strafe mich nicht für meinen Starrsinn!" Dann erhob sie sich hastig; sie mußte Philipp wecken, sie mußten ihn suchen, es war keine Zeit zu verlieren.

Sie ging schnellen Schrittes, ihr Licht nehmend hinaus und wollte den Gang hinab zu dem an der anderen Seite gelegenen Zimmer Philipps gehen, als ihr Blick auf die gegenüberliegende Thür fiel. Sie war angelehnt, es war Braxedes Gemach. Eine Ahnung durchzuckte sie, vorsichtig nahte sie sich der Spalte und schaute hindurch. Sie konnte deutlich das von einer Wachskerze auf dem Tisch erhellte Zimmer übersehen. Ihr Blick fiel sofort gleich auf ihren vermißten Sohn, er saß auf dem hohen Stuhl in der Fensternische, vor dem dort noch stehenden Stickerahmen der Entflohenen. Auf seinen vor Magerkeit scharf gewordenen Zügen stand ein so verzweiflungsvoller Schmerz geschrieben, daß es der Mutter durchs Herz schnitt. In seinen Händen hielt er ein blaueisernes Tüchlein, sie hatte es fast täglich an Braxedes gesehen und von Philipp gehört, daß es sein erstes Geschenk gewesen und daß Lena es am Morgen nach der Flucht auf der Galerie gefunden und ihm gebracht. Sie hatte damals mit Lena darum gescholten und jetzt! Wie zärtlich streichelte er das Tuch, wie bitter schmerzlich lächelnd zog er es wieder und wieder durch seine Hände, zuletzt drückte er gar das Gesicht hinein, und leise klang der wilde Klageruf: "Braxedes, mein Weib!" an Frau Katharinas Ohr.

Leise, schwankenden Schrittes, das Haupt tief gesenkt, schlich sie in ihr Schlafgemach zurück. Sie hatte ja kein Recht, ihr Kind zu trösten in seinem Schmerz, sie hatte das Recht der Liebe vor ihm verloren! — Erst als der Tag graute, hörte sie Leonhard den Platz, wo er sich wohl schon lange nächtlich seinen Erinnerungen hingab und seinen Schmerz nährte und groß zog, verlassen. Sie wurde erst dann wieder ruhig und setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb, bis Philipp kam ihr seinen gewöhnlichen Morgengruß zu bieten.

"Schon so beschäftigt?" fragte er, über die zu dieser Zeit ganz ungewöhnliche Arbeit der Mutter erstaunt.

Sie blickte zu ihm auf, und Philipp erschrak fast über den seltsam klaren, fast strahlenden Blick ihrer dunklen Augen.

"Ja, ich habe noch viel zu schreiben bis zum Abgange der Post," sagte sie und warf einen eben vollendeten Brief zu dem Haufen fertiger, der schon vor ihr lag; "Du bist wohl so gut, mir den Lehrling herauf zu schicken, daß er sie mitnimmt."

"Ja, sehr gern, aber —"

"Frage nicht weiter, Du wirst mich in dieser Zeit manches Ungewöhnliche thun sehen. Doch ich wünsche nicht über alles Rechenschaft zu geben." Sie sprach streng abweisend, aber es lag doch eine so fremde Weihe in ihrer Stimme, der ganze Ausdruck ihres Gesichtes war ein so ganz anderer, daß Philipp eine Ahnung von dem, was diese Nacht in ihr durchgerungen war, ergriff. Er faßte ihre Hand noch einmal und küßte sie mit fast stürmischer Wärme.

"Es soll alles geschehen, was Sie wünschen, liebe Mutter," sagte er und verließ sie hoffnungsvollen Herzens. Und seine Ahnung wurde zur Gewißheit, als Charlotte ihm am Mittag erzählte, Frau Katharina habe ihr plötzlich die ganze Führung des Haushalts übergeben, weil sie andere Dinge zu thun habe und auch wahrscheinlich recht bald zu verreisen beabsichtige.

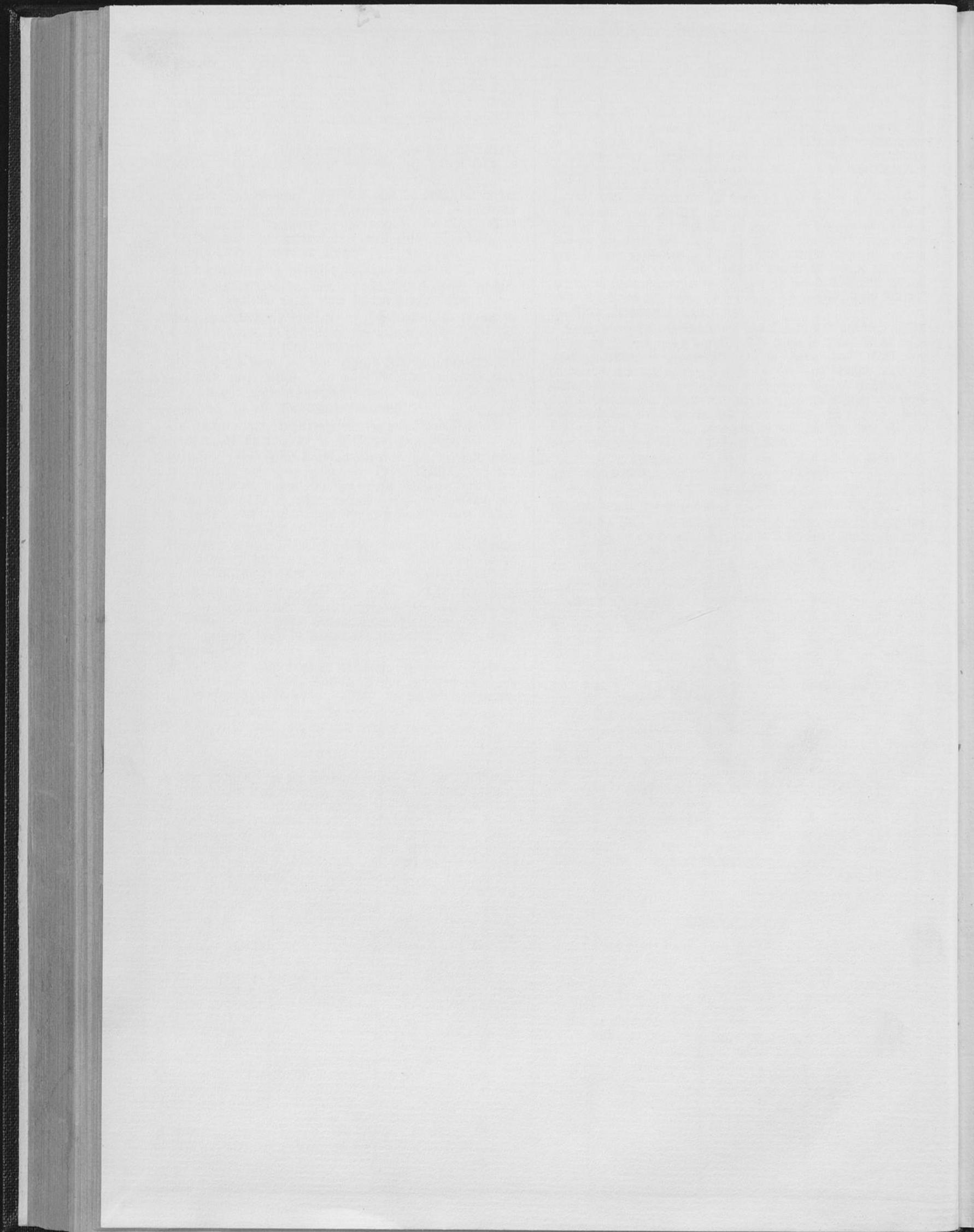
Da schloß er seine Frau vor Freude in die Arme und rief: "Du sollst sehen, Charlotte, nun wird noch alles gut. Wenn unsere Mutter erst will, so führt sie es auch durch und zwar vollkommen. Sie thut nichts halb; wenn sie sich völlig überwindet, so ist es auch völlig und ganz!"

(Fortf. folgt.)

Vermischtes.

* Das Gleichnis vom Glück. In einer Volksschulklasse hat der Lehrer vom Glück gesprochen. "Nun, Jungen, habt Ihr's verstanden? Was ist Glück? Gebt mir ein Beispiel, Fritz." Fritz: "Na, wenn Einer ohne Erlaubnis wegelaufen ist und er kommt nach Hause und er denkt, er kriegt Prügel — und dann — dann ist Besuch da — und — und er kriegt keine!"

* Münster, 20. Dez. Der "Westf. M." schreibt: Eben wird uns das Couvert eines Briefes vorgelegt, der trotz folgender Adresse an den richtigen Adressaten gelangt ist: "An Ordnung Wilhelm wie er sonst heißt weiß ich nicht, hat eine Narbe auf der Nase, beim General Commando zu —"



Montag, d. 24. Mai 1880,

Neufes Gutmacher Bier

etwas jungen Saballerie-Dorf

... hatte ich doch beinahe vergessen! Es war
 das phantastische Reich der Mitte. Hier eine
 Stilleben vor Augen führten, erwiderten
 pammern, Raubar, perlendem Champagner
 affet, welche mit ihrem stolzen Reich-
 elegante Toilette der Damenwelt,
 können. Aber der vorherrschende
 von Schin, in den der Welt
 Baumt aber auch erdöbste
 phantastische dem Lande der Dia-
 em Feste weit eher, als eine
 thin aber entspricht die mo-
 gung dinstlicher Formen mit
 ch anzusehen, obwohl de-
 lange von der Zornel-
 ; was das Mueble-
 ertation gemann wohl
 n der Steira, oder
 mterer Diplomatie
 er, jenes Gemisch
 gaff, nur alles
 en Herren und
 lehrliche Zus-
 der Zoffene
 tracht die
 gegapiten
 gader
 is in
 wo
 n

